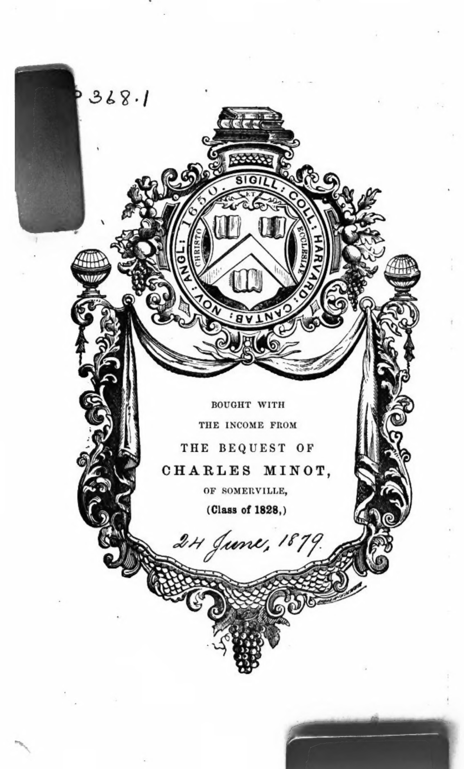
HN X35A 5
3 2044 010 490 670
Digitized by Google

368.1



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

24 June, 1879.

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur.

Dritter Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Erster Band.

Erstes bis sechstes Heft.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Digitized by Google

~~IX.250~~
BP368.1

1877. June 24.
Minot fund.

Digitized by Google

Inhalt
der
Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur.

Dritter Jahrgang. Erste Abtheilung.
Erstes bis zwölftes Heft.

Anmerkung. Die, in diesem Register angezeigten Hefte beziehen sich bloß auf die erste Abtheilung. In der Ordnung, wie die Hefte dieser Jahrbücher im Allgemeinen erschienen sind, ist No. 1. hier H. 1; No. 5 H. 2; No. 10 H. 3; No. 14 H. 4; No. 19 H. 5; No. 25 H. 6; No. 27 H. 7; No. 31 H. 8; No. 37 H. 9; No. 40 H. 10; No. 44 H. 11; No. 46 H. 12. Die erste römische Zahl zeigt den Band, die zweyte und dritte arabische das Heft und die Seite an.

Ackermann, G., faßliche und gemeinnützige Predigten. I. 3. 135.

Ammon, Ch. Fr., I. A. Ernesti Institutio interpr. N. T. Ed. quinta. Von C. II. 8. 49.

Amos, übersetzt und erläutert von D. J. S. Vater. Von W. W. ib. 10. 154.

Andachtsübungen, Gebräuche und Ceremonien der katholischen Kirche. 1. 2. u. 3. Bändch. Zweyte Aufl. I. 2. 78.

Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Constanz. Dritter Jahrgang. ib. 4. 179.

Augusti, J. C. W., Die Schriften des alten Testaments. 2. u. 3. Theil. Von de Wette. ib. 2. 76.

— — Grundriß einer historisch kritischen Einleitung ins A. T. Von W. W. I. 4. 171.

Bender, J., Methodenlehre für Lehrer in gemeinen Volksschulen. ib. 7. 47.

Brauser, D. E. R., Versuch einer Erläuterung der Grundwahrheiten der Philosophie. I. 5. 209.

Bröder, C. G., Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend. ib. 4. 192.

Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts. ib. 3. 139.

Cramer, J., Anrede bey der Confirmation mehrerer Töchter. II. 10. 184.

Des Côtes, J. Fr., Die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu. ib. 7. 14.

Dahl, Dr. J. Chr. G., Comm. exegetico-critica de Authentia epistoll. Petrinae poster. atque Judae. ib. 8. 55.

Digitized by Google

(v. Dalberg, C.) Von dem Frieden der Kirche. Von N—l. I. 6. 261.

Darstellung, kurze und faßliche, der pestalozzischen Methode. ib. 3. 140.

Demme, H. G., Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. ib. 5. 214.

Dereser, D. A. Th., Der Prophet Jesaias. Vom Verfasser. II. 10. 179.

— — Der Prophet Jeremias, die Klaglieder und Baruch. Von demselben. ib. ib. 180.

— — Deutsches Brevier. Sechste Auflage. 1—4. Band. Von demselben. ib. ib. 182.

— — Fr. W., Wagners Handbuch der Jugend für katholische Bürgerschulen umgearbeitet. ib. ib. 183.

Deuber, D., Die Geschichte philosophisch dargestellt. ib. 12. 255.

Dirksen, Harro W., Philosophische Untersuchungen über den Einfluß der Religiosität auf die Sittlichkeit. ib. 8. 78.

— — Ueber die Stärke der Seele. ib. 12. 251.

Dissen, D. L. G., Kurze Anleitung für Erzieher die Odyssee mit Knaben zu lesen. I. 6. 283.

Fortsetzung. II. 7. 34.

Döring, J. G., Unterricht im Christenthum für Kinder, die das erstemal zum h. Abendmahl gehen. Zweyte Auflage. I. 1. 39.

Dröseke, J. H. B., Predigt: Der Tod des Verbrechens ist ein Lehrer der Tugend. II. 8. 85.

Eberhard, J. A., Handbuch der Aesthetik. Zweyte Auflage. 1. u. 2. Theil. ib. 12. 257.

Ehrenberg, Fr., Die praktische Lebensweisheit. 2 B. I. 6. 272.

— — Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens. ib. ib. 273.

— — Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweyte Auflage. ib. ib. ib.

— — Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. ib. ib. ib.

— — Blätter dem Genius der Weiblichkeit gewidmet. II. 7. 27.

Ernesti, J. A., Institutio interpretis N. T. Ed. quinta c. Chr. Fr. Ammon. Von C. ib. 8. 49.

Ewald, J. L., Sind in kleinen Städten Bürgerschulen nöthig. Von Schwarz. I. 3. 143.

Exegetisches Handbuch des N. T. Zweyte Auflage. 15. u. 16. Bd. II. 12. 263.

Fecht, Chr. C., Ueber Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht. Von Schwarz. I. 3. 144.

Fricke, Fr., Specielle Methodik des öffentlichen Unterrichts. I. 3. 141.

Gambs, Chr. L., Predigten. II. 11. 222.

Geibel, J., Predigt: Des Glaubens weltüberwindende Kraft. ib. 8. 95.

Digitized by Google

Gerstner, M. K. Fr., Grabreden. 2. Sammlung. I. 4. 188.

Glatz, J., Die Familie von Karlsberg. 1. u. 2. Theil. II. 11. 236.

Gleim, Betty, Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. ib. 12. 272.

Gottesverehrungen, die öffentlichen, der katholischen Christen. I. 4. 183.

Gräffe, D. J. F. C., Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht. Von D. A. E. I. 2. 88.

Gründler, J., Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchenverfassung. Von N—l. II. 7. 19.

Gruner, G. A., Grundlegung zu einem auf das Gewissen und auf die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend- und Glaubenslehre. 1. u. 2. Lehrgang. I. 1. 36.

Hagen, F. W., Ueber das Wesentliche der Pestalozzischen Bildungsweise. II. 7. 45.

Hahn, C., Omar. 1. u. 2. Theil. ib. 10. 187.

—— —— Wilhelmine. 1. u. 2. Theil. ib. ib. 189.

Hanstein, G. A., Magazin neuer Fest- u. Casualpredigten. I. 5. 274.

Hegel, G. Fr. W., System der Wissenschaft. 1. Theil. Von D. Bachmann. I. 4. 145.

Fortsetzung. ib. 5. 193.

Heinel, E. Fr. R., Leitfaden bey dem Religionsunterricht für Katechumenen. ib. 3. 138.

Hensler, D. C. G., Bemerkungen über Stellen in Jeremias Weissagungen. Von W. W. II. 10. 159.

Herrmann, M. Kaj., Schul und Erziehungsreden. ib. ib. 185.

Heß, J. J., Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. Dritte Auflage. 1. B. ib. 9. 125.

Heusinger, D. J. H. G., Die Familie Werthheim. 5. Theil. Von D. M. ib. ib. 142.

Hildburghäusisches Gesangbuch. I. 3. 136.

Himly, J. T. V., Pädagogische Mittheilungen. II. 10. 190.

Hoffmann, Chr. A., Kleiner Katechismus in Fragen und Antworten. I. 4. 41.

—— —— L. Fr. A., Predigten zur Beförderung häuslicher Tugenden. II. 11. 231.

(Hoffmann,) Katechismus der christlichen Lehre in Grundsätzen des Denkens und Handelns. Zweyte Auflage. I. 1. 40.

Hoffnungen, die letzten, des Zeitalters in Ansehung der Nationalerziehung. II. 7. 48.

Hottinger, J. J., Ein Blick auf einige Verbesserungsvorschläge des Unterrichts. ib. ib. 37.

—— —— Ein Wort an Herrn Professor Schultheß über dessen genauere Einsicht. ib. ib. 43.

Huber, Fr., Handbuch der Religion für das erwachsene christkatholische Volk. 1. u. 2. Band. I. 5. 210.

Digitized by Google

Jeremias, der Prophet, die Klagelieder und Baruch, übersetzt von D. A. Th. Dereser. Vom Verfasser. II. 10. 180.
Jesaias, der Prophet, übersetzt von D. A. Th. Dereser. Von demselben. ib. ib. 179.
Justi, D. K. W., Blumen althebräischer Dichtkunst. 1. u. 2. Band. Von W. W. II. 7. 3.
Keil, D. C. A. G., Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. Von G. O. L. ib. 10. 145.
Köppen, Fr., Das Wesen der Philosophie. Von F. R. J. P. ib. 9. 97.
Kuinoel, D. Chr., Commentarius in libros N. T. historicos. Vol. II. Von L. I. 4. 163.
(Lawrie) Geschichte der Freymaurerey. A. d. Engl. übers. v. D. C. F. A. Burkhard, und mit Anmerkungen und einer Vorrede von D. C. Chr. Fr. Krause. Von N—l. II. 8. 61.
Lehmann Prof. Pestalozzi I. 6. 284.
Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht. I. 1. 42.
Lichthammer, J. W., Christlicher Religionsunterricht für die Jugend. I. 1. 41.
Liturgie für die evangelisch-lutherische Kirche im Königreich Würtemberg. Von R. I. 2. 81.
Löhr, J. A. L. Elementarbegriffe. ib. 4. 190.
Maier, Al., Nützlicher Unterricht in kürzern und längern Vorschriften. ib. ib. 191.
Marezoll, J. G., Zwey Predigten. ib. 8. 85.
Marheinecke, Ph., Christliche Symbolik. I. Th. 1. u. 2. B. Vom Verfasser. II. 8. 63.
Möller, J. Fr., Der Pfarrer von Elsey. 1. Bändchen. ib. 12. 278.
Mutzl, Seb., 324 Aufgaben zur nützlichen Selbstbeschäftigung der Kinder in zahlreichen Schulen. I. 4. 192.
Natorp, B. C. L., Kleine Schulbibliothek. Dritte Aufl. ib. 5. 237.
Niemeyer, D. A. H., Drey Predigten bey feyerlichen Veranlassungen in der akademischen Kirche gehalten. II. 8. 85.
Oken, Prof., Ueber Wärme und Licht. I. 3. 97.
— — Lehrbuch der Naturphilosophie. 1. u. 2. Th. ib. ib. ib.
Die Pastoralbriefe des Apostel Paulus. Neu übers. und erklärt von D. J. A. L. Wegscheider. 1. Th. Von L. II. 11. 206.
Mythologie des Indous, par M. de Polier. T. I et II. I. 6. 241.
Raßmann, K. H., Hülfsbuch bey dem Gebrauche meines Unterrichts im reinen Christenthum. Zweyte Aufl. ib. 1. 40.
Reiche, C. K. v., Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen. Von Schwarz. II. 12. 288.
Reinhard D. Fr. V. Predigt: Daß wir alle dazu beytragen können und sollen, die Kleinen Gott zu weihen. ib. 8. 95.
— — Opuscula acad. Vol. I et II. ib. 10. 152.

Ribbek, C. G., Magazin neuer Fest- und Casualpredigten. 10. Th. I. 5. 214.

Ritter, J. W., Fragmente eines jungen Physiker. Von π — σ. II. 9. 116.

(Röper) Exegetisches Handbuch des N. T. Zweyte Aufl. 15. und 16. Band. ib. 12. 263.

Rosenmülleri, D. J. G., Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana. P. I. II. III. Von Beckhaus. I. 1. 3.

Salat, J., Vernunft und Verstand. I. Th. Von M. N. II. 11. 193.

Salzmann, Chr. G., Joseph Schwarzmantel. ib. ib. 234.

Scherer, J. L. W., Die schönsten Geistesblüthen des ältesten Orients. Von W. W. ib. 7. 3.

Schmid, J., Die Elemente der Zahl I. 4. 189.

—— —— Erfahrungen und Ansichten über Erziehung, Institute und Schulen. II. 12.

Schmidt, D. J. E. Chr., Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte. Zweyte Auflage. ib. 7. 24.

Schmidt, L. Fr., Predigten. 1. und 2. Sammlung. I. 5. 214.

Schmieder, C. C., Ueber die Einrichtung höherer Bürgerschulen. ib. 3. 142.

Schriften, die, des Neuen Testaments. Neu übersetzt von J. C. W. Augusti und W. M. L. de Wette. 2. und 3. Theil. Von de Wette. ib. 2. 76.

Schröckh, J. M., Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation fortgesetzt von D. H. G. Tzschirner. 9. Theil. ib. 12. 241.

Schuderoff, J., Ueber Kirchenzucht. ib. 9. 129.

Schulze, D. J. Predigten. Von N — l. ib. 8. 89.

Schultheß, J., Genauere Einsicht der neuesten Versuche einer besseren Erziehung. ib. 7. 41.

Schwarz, J. W., Materialien zum Dictiren. Erste Abtheilung. I. 4. 191.

Spieker, Z., Das Verstandesbuch für Landesschulen. II. 11. 238.

Straß, Fr., Ausführliche Nachricht von der jetzigen Einrichtung des Pädagogiums zu Klosterberge. I. 5. 238.

Stutzmann, J. Jos. Philosophie der Geschichte der Menschheit. Von M. N. II. 10. 165.

Teichler, W., Neue Entwürfe und Dispositionen zu Leichenpredigten und Abdankungen. I. 4. 187.

Tennemann, D. W. G., Geschichte der Philosophie. 1. 2. u. 3. B. Von — d — ib. 2. 57.

Textor, F. L., Excursionen in das Gebiet der Pastoral, praktischer Casualmethodik und Liturgik. ib. 5. 224.

Thieß, D. J. O., Ueber die Unvereinbarkeit der geistlichen und weltlichen Macht, und die Vereinbarkeit des Katholicismus und Protestantismus. Von N — l. ib. 3. 126.

Digitized by Google

Trefurt, J. W., Ausführlicher tabellarischer Commentar über den hannöverischen Landeskatechismus. ---------- ib ib. 137.

Vangerow, A. W. L., Ueber die Bildung der Jugend für Industrie und bürgerliches und häusliches Leben. -------- I. 5. 230.

Vater, J. S., Amos übersetzt und erläutert. ---- II. 10. 154.

Velthusen, J. C., Liturgisches Predigerhandbuch. Vierte Auflage. ib. 9. 141.

Ueber Verbindung der Gymnasien mit Realschulen. ---- I. 5. 235.

Wagner, F. W., Handbuch der Jugend. Für katholische Bürgerschulen umgearbeitet von D. A. Th. Dereser. Von Dereser. II. 10. 183.

— J. J., Theodicee. Vom Verfasser. -------- I. 1. 27.

Wegscheider, D. J. A. L., Die Pastoralbriefe des Ap. Paulus neu übersetzt. 1 Theil. Von L. ---------- II. 11. 206.

Weiller, K., Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. 1. Theil. Von M. N. ---------- I. 2. 49.

De Wette, W. M. L., Die Schriften des Alten Testaments. 2. u. 3. Theil. Vom Verfasser. ------------ ib. ib. 76.

Wilberg, J. Fr., Blätter der Erziehung und dem Unterricht gewidmet für Eltern und Lehrer. 1. Heft. ------ ib. 12. 269.

Winter, V. A., Liturgie was sie seyn soll unter Hinblick auf das, was sie im Christenthume ist. -------------- I. 1. 42.

Zeiß, Ad., Anleitung zur stufenweisen Uebung der Kinder im Lesen. ib. 4. 190.

Ziegenbein, J. W. H., Abriß der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichsten Hülfskenntnisse. Zweyte Abtheilung. ib. 1. 38.

— — Schulschriften über Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung. ------------ ib. 5. 227.

Zipperlein, H. E., Die zehen Gebote nach dem Bedürfniß der Landjugend erklärt und dargestellt. ------------ ib. 1. 39.

Tzschirner, D. H. G., Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. 1. B. 1. St. II. 11. 226.

— — J. M. Schröckhs Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation. 9. Theil. ------------------ ib. 12. 239.

Intelligenzblatt 1 — 30.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Theologie, Philosophie
und
Pädagogik.

Dritter Jahrgang.
Erster Band.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Digitized by Google

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Erstes Heft.

D. Jo. Georg. Rosenmülleri historia interpretationis librorum sacrorum, in ecclesia christiana, inde ab Apostolorum aetate usque ad Originem. Pars I. Hildburghausae, apud I. G. Hanisch 1795. 8. P. 251. Pars II. ibidem 1795. P. 258. Pars III. continens periodum II. ab Origene ad Jo. Chrysostomum et Cypriano ad Augustinum. Lipsiae, apud Gerh. Fleischer jun. 1807. P. 613. (3 Thlr. 8 gr.)

Eine Geschichte der Erklärung und Behandlung unserer heiligen Religionsschriften, auch nur, wie in vorliegender Schrift geschehen, fortgeführt bis ins fünfte Jahrhundert, würde ein überaus wichtiges, und in mancherley Hinsichten interessantes Werk seyn, wenn sie geschrieben wäre mit religiösem Geiste, vorurtheilfreyem kritischem Blicke, vielseitiger Anwendung, und nach einer richtigen Methode. Sie würde nicht nur dienen zum bessern Verständniß der Dogmengeschichte, und zur richtigern Beurtheilung des Ansehens der sogenannten Kirchenväter, worauf Herr R. den Nutzen derselben zu beschränken scheint; sondern auch das wohlthätigste Licht verbreiten über die Begründung des kirchlichen Lehrbegriffs, die Entstehung und Ausbildung mancher einzelnen religiösen Secten, die Geschichte der

christlichen Ethik, den Gang, welchen die exegetische Ueberlieferung genommen, den prägnanten Sinn, den man von jeher einzelnen biblischen Aussprüchen beygelegt, den Ursprung oder die Bestätigung mancher, in gewissen, einander ähnlichen Zeitläuften wiederkehrender religiöser, oder auch in Schwärmerey ausartender Erwartungen u. dgl. m. Dazu wäre aber nicht hinlänglich, aus den Werken der K. V., in welchen die heilige Schrift erkläret, oder religiöse Gegenstände aus derselben verhandelt werden, die vorzüglichsten Stellen auszuheben, und einzelne für nöthig erachtete Bemerkungen beyzufügen. Es müssen auch die verschiedene Bildung, die Verhältnisse, die anderweitigen Beschäftigungen der K. V. (z. B. als Privatgelehrte, oder Redner, oder Verfechter des katholischen Lehrbegriffs) beachtet, die Gegenwirkung der Dogmatik, Ethik, Apologetik und kirchlichen Beredsamkeit, so wie der Einfluß der Zeitphilosophie auf die Exegese berücksichtiget, die aus den Concilienschlüssen ersichtliche katholische Erklärung der wichtigsten Stellen hervorgehoben, die hermeneutischen Grundsätze und Erklärungen der sogenannten Häretiker aufgeführt, und dieses alles dazu benutzt werden, um eine allgemeine Uebersicht des gesammten Zustandes der Exegese in jeder Periode zu liefern. Daß die frühern K. V. besonders die heilige Schrift religiös, als Quelle göttlicher Wahrheit, nicht bloß historisch oder philologisch behandelten; daß nach ihrer durchgängigen Ansicht eine unzertrennliche Einheit des A. und N. T. bestehe, und, was daraus von selbst folgte, die Typen und Weissagungen des A. T. auf Jesum und seine Anstalt bezogen werden müssen; das würden einige der leitenden Ideen seyn, worauf es dabey ankäme, und wodurch ein billigeres Urtheil über die K. V. als häufig in unsern Zeiten gefällt wird, motivirt werden dürfte.

Die bedeutenden Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begehret Rec. keinesweges zu leugnen. Manche der vorzüglichen exegetischen Werke des christlichen Alterthums sind verloren gegangen. Das Durchlesen, Excerpiren und Beur-

theilen der noch vorhandenen, so wie anderer hieher gehörigen Schriften erfordert viele Zeit und Anstrengung. Vorgearbeitet ist in diesem Fache zwar Manches; aber doch bey weitem nicht so vieles, als zu wünschen wäre. Manche K. V. sind, statt der ehemals verhaßten Häretiker, in neuern Zeiten in übeln Ruf gekommen; und dieser, so wie die Abneigung gegen einzelne religiöse Dogmen hat nur gar zu leicht Einfluß auf die Beurtheilung derer, welche für diese Dogmen sich erkläret, und die Aussprüche der heil. Schrift zur Begründung und Bestätigung derselben benutzt haben. Alles dieses darf inzwischen den unbefangenen Forscher nicht abschrecken, ohne Vorurtheil zu untersuchen, und was bey solcher Untersuchung sich ergeben, darzulegen mit anständiger Freymüthigkeit.

Vorstehende Bemerkungen hat Rec. deswegen vorausgeschickt, weil solche, seiner Ansicht nach, dazu dienen können, ein gerechtes Urtheil über die anzuzeigende Schrift zu erleichtern, und gehörig zu motiviren. Bekanntlich ist dieselbe entstanden aus einer Reihe von Programmen, welche der berühmte Hr. D. R. von Zeit zu Zeit abgefaßet hat, und die hernach von ihm revidirt, hin und wieder verbessert, vermehret, oder auch abgekürzt worden. Hieraus erklärt es sich, daß in dieser Schrift manche Wiederholungen beynahe unvermeidlich gewesen, auch wohl anfänglich der ganze Plan dieser Arbeit nicht umfassend und ausgebreitet genug vor dem Verf. ausgebreitet gelegen; was eine Ungleichheit in der Behandlung einzelner Theile dieses Werkes veranlasset haben mag.

Wenden wir uns nun zur nähern Angabe des Inhaltes, und Beurtheilung des Werthes dieser Schrift selbst. Die Einleitung handelt von dem Nutzen der historischen Theologie überhaupt, und der Geschichte der Schrifterklärung insonderheit (zu einseitig s. oben.) Demnächst wird die Methode des Verf. angegeben. Er will nämlich die vorzüglichern Perioden der Kirchengeschichte durchgehen, aus den exegetischen oder dogmatischen (auch polemischen) Schriften des K. V. die wichtigsten Stellen ausheben, um die Manier eines jeglichen,

wie er die Schrift auslege, anschaulich zu machen. Dann will er die nöthigen Bemerkungen theils der ausgehobenen Stellen, theils der Geschichte einer jeden einzelnen Periode beyfügen, damit man die Vorzüge und Fehler eines jeglichen K. V., die von ihnen benutzten Hülfsmittel und Vorgänger, die Ursachen der Fehler, welche sie gemacht, kennen lerne u. s. w. Die erste Periode geht von den Zeiten der Apostel bis auf den Origenes. Das erste Hauptstück handelt von der Art und Weise, wie die Apostel selbst das A. T. erklärt haben. Diese Materie ist nicht erschöpfend behandelt. Der Verf. bleibt bey der, vor den Zeiten Christi schon üblich gewesenen, und auch den Aposteln eigenen allegorischen Erklärungsart stehen, ohne den anderweitigen Gebrauch zu berühren, welchen dieselbe von den alttestamentlichen Schriften gemacht haben. Auch hätte S. 25 ff. die Frage: ob die Apostel selbst diese Erklärungsart für die richtige gehalten, oder sich derselben bloß aus Herablassung bedient haben? näher untersucht, wie nicht weniger der Unterschied zwischen den allegorischen Erklärungen der Apostel, namentlich des Paulus, und denen des Philo, auseinandergesetzt werden müssen. Im zweyten Hauptstücke wird die Schrifterklärung der sogenannten apostolischen Väter dargestellt; sowohl der Allegoristen des Barnabas, der sogar solchen jüdischen Gebräuchen, die nicht im A. T. geboten worden, einen geheimen Sinn, zum Theil nach der Kabbala, beylegt, und des Clemens von Rom; als der freyer urtheilenden, des Verf. der sogenannten Recognitionen des Clemens, so wie des überaus freymüthigen Urhebers der Clementina (nach Hr. R. eines Anhängers des römischen Stuhls) welcher die mosaischen Schriften weder für ein Werk des Moses, noch irgend eines spätern Propheten hielt; die Evangelien aber, deren er sich vom N. T. ausschließlich bedient, zu wörtlich erklärte; als endlich der grammatischen und dogmatischen Ausleger, wie des Verf. der apostolischen Constitutionen, in welchen viele bloß auf die Israeliten sich

beziehende mosaische Gesetze, besonders solche, die das Priesterthum betreffen, auf die Christen angewendet, einzelne neutestamentliche Aussprüche aber ganz gut erklärt werden. Das dritte Hauptstück beschäftiget sich mit den griechischen Vätern vor dem Origenes. Justinus Martyr scheint die meisten Bücher des N. T. außer der Apokalypse, und den, von ihm angeführten Memorabilien der Apostel, welche vielleicht das Evangelium der Hebräer gewesen, nicht gekannt zu haben. Der hebräischen Sprache war er wohl nicht kundig. Er hielt sich bloß an die alexandrinische Version, von deren Entstehung er die bekannte Fabel des Pseudo-Aristeas wiederholet. Seinem eigenen Geständnisse nach war er durch das Lesen der Propheten zur Annahme der christlichen Religion bewogen worden. Christus war ihm des A. T. Inhalt und Zweck. Nach ihm hatten sogar heidnische Philosophen Christum zum Theil erkannt, und aus Mose und den Propheten geschöpft, was Wahres in ihren Lehren gewesen. Die ganze mosaische Verfassung betrachtete er als vorbildend dasjenige, was Christus thun, und was ihm und seinen Bekennern begegnen würde. Er behauptete einen geheimen Sinne des A. T., zu dessen Auffindung man einer besondern Gnade von Gott bedürfe. Von seinen allegorischen und typischen Erklärungen werden mehrere Beyspiele angeführt; auch bemerkt, daß er 1 B. M. 49, 10. Jes. 7, 14. als Weissagung von Christo, und Jes. 65, 17 ff. von dessen tausendjährigem Reiche auf Erden verstanden habe. Die Gottheit Christi wird aus Stellen des A. T. von ihm bewiesen z. B. aus 1 B. M. 18 folg. 19, 24. 2 B. M. 3, 6. Sprichw. Sal. 8, 22. Dieser letztern bedienet sich auch Athenagoras zum Beweise seiner Vorstellungen von den λόγος. Die Propheten des A. T. stellet dieser als Flöten vor, auf welchen der heilige Geist geblasen, und empfiehlet ihre Schriften, um die christliche Lehre daraus kennen zu lernen. Theophilus von Antiochien erklärt das A. T. eben so, wie die frühern Väter. Tatian hatte eine Art von Harmonie der Evangelien zusammengesetzt, in welcher die Genealogie

Christi, und überhaupt Alles fehlt, was auf die Abkunft desselben von David Bezug hatte. Die paulinischen Briefe soll er, nach einem, von Eusebius berührten Gerüchte mit zierlichern Redensarten auszudrücken, und den Stil derselben zu verbessern gewagt haben. Die allegorische Erklärungsart stammte wahrscheinlich aus Alexandria her. Dort hatte der Allegoriste Philo gelebt, und Justinus Martyr studirt. Von dort aus haben Pantänus, dessen Commentare über die h. Schrift verloren gegangen, so wie sein Schüler und Nachfolger, Clemens, diese Erklärungsart auch zu den Christen in andern Provinzen herübergebracht. Letzterer beruft sich auf seine ungenannten Lehrer, welche die geheime Tradition, von den Aposteln, Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus empfangen, treulich aufbewahrt hätten. Hr. R. hält dieses Vorgeben für eine Erdichtung des Clemens, um seiner Gnosis und allegorischen Interpretation desto mehr Eingang zu verschaffen. Von den sämmtlichen Schriften des A. T. behauptet Clemens, sie seyen im Exil zur Zeit des Nebucadnezar verloren, zur Zeit des Artaxerxes aber von Esra durch göttliche Eingebung wieder hergestellt worden. Außer diesen und einigen der apokryphischen Bücher beruft er sich auf apokryphische Evangelien, denen er gleiches Ansehen mit den andern vier beyleget. Die mosaischen Gesetze haben nach ihm einen vierfachen, und die heiligen Schriften des A. und N. T. überhaupt einen geheimen Sinn, welches aus Ps. 78, 2. 1 Cor. 2, 6. Matth. 10, 27. Mark. 4, 34 bewiesen, und mit einem Beyspiel, hergenommen von dem jüdischen Versammlungszelte, erläutert wird. Mehrere Exempel solcher Erklärungen des Cl. werden angeführt. Die heilige Schrift bediene sich einer dunkeln Sprache, um zum Nachforschen zu ermuntern; ferner um der einzelnen vollkommnern Christen willen (der buchstäbliche Sinn ist nur für die Anfänger); endlich um zu zeigen, daß die Weisen der Griechen und anderer Völker die Zukunft des Herrn und seine geheimnißvolle Lehre nicht gewußt hätten. Der Dekalogus wird allegorisch erklärt. Die Häretiker haben die rechte Schriften,

klärung nicht; nur die Katholiker besitzen sie aus apostolischer Ueberlieferung. Aus dem bisher Erzählten werden nun einige Folgerungen hergeleitet, z. B. daß die griechischen K. V. des ersten Jahrhunderts weder unsere Evangelien, noch die Briefe der Apostel gebraucht zu haben scheinen; (Clemens von Alexandria war der erste, welcher sich derselben bediente) daß fast alle Schriftsteller dieser Periode in der Lehre von Christo derjenigen Meinung zugethan gewesen, welche hernach die arianische genennet worden; und noch einige andere, welche dem aufmerksamen Leser auch nur dieses Auszuges sich von selbst aufdringen. Der zweyte Theil begreift die Interpretationsmanier der lateinischen Väter von Tertullian bis auf Cyprian. Tertullian hat bekanntlich in der lateinischen Kirche in dem größten Ansehen gestanden, und auf die Bildung des kirchlichen Systems einen bedeutenden Einfluß gehabt. Der Philosophie war er abgeneigt. (Doch geschieht ihm wohl Unrecht, wenn hier behauptet wird, er habe fast allen Gebrauch der Vernunft in Sachen des Glaubens verworfen.) Diese Abneigung und sein Geschäft als Rhetor hatte großen Einfluß auf seine Art, die Schrift zu erklären. Hebräisch hat er nicht verstanden; wohl aber war er der griechischen Sprache mächtig. Mehrere Gelehrte nehmen an, T. habe griechische Codd. des N. T. vor sich gehabt, und beweisen solches daraus, daß er eine, von allen übrigen bisweilen abweichende Uebersetzung gegeben; wenigstens scheine er die lateinische Version, deren er sich bedienet, mit griechischen Handschriften verglichen zu haben. Semler dagegen behauptet: T. habe griechische Codd. weder gebrauchet, noch gebrauchen wollen. Hr. Dr. R. meint, T. habe zwar einen griech. Codex gebraucht, aber unredlich verfahren, neue, seinen Meinungen günstige Lesearten erdichtet, und den Lesern aufgeheftet, die griechischen Mss. seyen durch die Ketzer verfälscht worden. Rec. will nicht wiederholen, was darüber, so wie über die, angeblich von T. dem Texte einverleibten Glossen schon von einem andern Gelehrten (Ien. A. L. Z. 1808. n. 179.) erinnert worden. Die her-

meneutischen Regeln des T. sind zum Theil besser, als diejenigen, welche die griechischen Väter aufgestellet. Auch er berief sich auf eine, bloß bey den Katholikern vorhandene exegetische Tradition. Nach ihm sind die prophetischen Aussprüche nicht bloß allegorisch, sondern auch oft im eigentlichen Sinne zu nehmen. Hierauf werden die Schriftbeweise ausgehoben, deren T. sich bediente in den Dogmen von der Trinität (wo seine Vorstellungsart ohne hinlänglichen Grund für montanistisch erklärt wird) von den messianischen Weissagungen (die er gegen Markion in Schutz nimmt) und Vorbildern; von den Engeln, dem ursprünglichen Zustande des Menschen, seinem Fall, und den Folgen desselben, der Natur der menschlichen Seele, den beyden Naturen in Christo, und deren Vereinigung, von der Taufe, den Pflichten der Christen und der Auferstehung des Fleisches (wo er behauptete: derselbe Körper werde mit allen seinen Theilen und einzelnen Gliedern auferstehen.) Hier werden manche seltsame Erklärungen angeführt: z. B. 5 B. Mos. 33, 17. wird von Christo erklärt; Ezech. 28, 12 ff. vom Teufel; Ezech. 37, 12—14. (gegen die Gnostiker) von der Auferstehung der Todten. Aus der Parabel vom reichen Manne und dem armen Lazarus wird bewiesen, daß die Seele des Menschen körperlich sey. Evgl. Joh. 13, 10. wird auf die Taufe der Apostel durch den Johannes bezogen. Doch kommen auch mitunter ganz gute Erklärungen vor: z. B. 165. 168. wo mehrere Stellen der Schrift, deren sich die Gnostiker für ihre Meinung bedienten, dem Zusammenhange gemäß, richtig interpretirt werden. Ueber die verschiedene Interpunction der Stelle 2 Cor. 5, 10. macht T. treffende Bemerkungen, und benutzt jegliche Interpunction mit vieler Gewandheit zu seinem Vortheile. Auffallend ist die Erklärung von 1 Cor. 15, 39.: „Nicht alles Fleisch ist einerley Fleisch; ein anderes der Menschen d. i. des Knechtes Gottes, der ein wahrer Mensch ist; ein anderes der Thiere d. i. der Heiden; ein anderes der Vögel, d. i. der Märtyrer, welche zum Höhern sich emporschwingen; ein anderes

der Fische, d. i. derer, welchen das Taufwasser genüget u. s. w." Irenäus, obgleich er ein Grieche von Geburt gewesen zu seyn scheint, wird hier zu den lateinischen Vätern gerechnet, weil er Bischof zu Lion gewesen. In seiner bekannten Schrift gegen die Ketzereyen sucht er besonders die Gnostiker zu widerlegen. Zu dem Ende bedienet er sich auch des A. T. nach der Alexandr. Uebersetzung. Er nahm nicht mehr und nicht weniger als vier Evangelien an, wovon er mancherley, zum Theil seltsame Gründe angibt, bediente sich der meisten Bücher des N. T., und schrieb die Apokalypse ausdrücklich dem Apostel Johannes zu. Mit Recht tadelt er die Gnostiker, welche ihre Meinungen durch allegorische Deutungen der h. Schrift zu bestätigen suchten, und sogar aus Zahlen, Buchstaben und Sylben Beweise herleiteten. Allein, er selbst war doch auch von diesem Fehler nicht frey; wie an verschiedenen Beyspielen gezeigt wird. Es werden hierauf angeführt seine Vorstellungen von der Trinität, den Engeln, dem Menschen (dem er eine völlige Willensfreyheit, mit Beziehung auf mehrere Schriftstellen, beylegt) von den Propheten, (die nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Visionen, Umgang, und Handlungen aus Eingebung des göttlichen Geistes geweissaget, und den Λόγος gesehen haben) von den Vorbildern, (denen er eine sehr weite Ausdehnung gab) dem tausendjährigen Reiche, dem h. Abendmahl, als dem wahren eigentlichen Opfer des N. T. (welches Malach. 1, 11. angekündiget worden) dem Zustande der Seele nach dem Tode, und der künftigen Auferstehung, (wo er größtentheils mit Tertullian übereinstimmt. In den Schriften Cyprian's ist nur Weniges enthalten, was auf die Geschichte der Schrifterklärung Bezug hat. Selten faßte er den Sinn der, von ihm benutzten Bibelstellen richtig auf. In der Lehre von der Person Christi braucht er meist solche Schriftbeweise, welche schon vor ihm zu gleichem Zwecke benutzt worden. Beschlossen wird auch dieser Theil mit einigen Schlußfolgen: daß z. B. die Griechen den, von ihnen angenommenen, verborgenen Sinn,

der h. Schrift mit ihrer Philosophie, die Lateiner mit ihren Träumen und abergläubischen Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen suchen; daß die verkehrte Schrifterklärung schon im zweyten Jahrhundert Anlaß gegeben zu unnützen Streitigkeiten, mannigfaltigem Aberglauben, übertriebenen Vorstellungen von den Vorrechten der Bischöfe (bes. seit Cyprian); daß so viele Denkmale aus den frühern Zeiten des Christenthums theils durch unglückliche Zeitumstände und Nachlässigkeit verloren gegangen, theils durch List und Betrug unterdrückt worden u. s. f.

Im dritten Theil wird die zweyte Periode der Geschichte der Schrift-Erklärung von Origines bis auf Johannes Chrysostomus in der griechischen, und von Cyprian bis Augustin in der lateinischen Kirche, erzählet. Mit dem hohen Origines beginnet aus wichtigen Gründen eine neue Periode. Zwar hat er keine ganz neue Art, die Schrift zu erklären, ausgedacht; allein, er war doch der Erste, welcher ganze Bücher des A. und N. T. in fortlaufenden Commentarien erläuterte, und sich in diesem Fache der theologischen Gelehrsamkeit einen solchen Ruhm erwarb, daß in den folgenden Jahrhunderten eine Menge Ausleger seiner Anleitung gefolgt sind. O. war ein, für seine Zeit ungemein gelehrter Mann, mit herrlichen Naturanlagen versehen, und mit den mannigfaltigsten Kenntnissen in der Dialecktik, Physik, Sternkunde, und andern philosophischen Wissenschaften ausgerüstet, in der griechischen Literatur sehr bewandert, und auch der hebräischen Sprache nicht unkundig. Unter die Genies der ersten Klasse kann er indessen nicht gezählt werden. Clemens von Alexandria und Ammonius Saccas waren unter seinen Lehrern die vorzüglichsten. Mit den Schriften des Platon war er sehr vertraut. Philosophischen Hypothesen sehr ergeben, trug er dennoch gewöhnlich mehrere verschiedene Meinungen vor, und ließ seinen Lesern die Wahl, welcher von diesen sie beytreten wollten. Zwischen der öffentlichen Kirchenlehre und der gelehrten Bearbeitung der Reli-

gionswissenschaft behauptete er einen nicht zu übersehenden Unterschied. Ausgebreitet war sein Ruhm; zahllos die Menge seiner Schüler; sehr verschieden die Urtheile über ihn bey seinem Leben und nach seinem Tode. Eine fast unglaubliche Anzahl von Schriften soll er verfaßt haben. Die meisten sind nicht auf uns gekommen. Seine exegetischen Arbeiten bestehen aus weitläuftigen Commentarien, populären und practischen Homilien, und kurzen, meist grammatischen und historischen Scholien. — Wie der Mensch aus Körper, Seele und Geist bestehe, also — behauptet O. — habe auch die h. Schrift einen dreyfachen Sinn; den historischen und buchstäblichen (den Körper), den moralischen (die Seele), und den mystischen, geistigen (den Geist). Dieses suchte er aus verschiedenen Schriftstellen, z. B. Sprüch. Sal. 22, 21. 1 Cor. 2; 6. 7. 9, 9. 10. 10, 11. 2 Cor. 3, 6. Gal. 4, 21. darzuthun. Auch behauptete er, man könne weder die messianischen Weissagungen wider die Juden, und die mosaischen Gesetze und Anordnungen wider die Gnostiker vertheidigen, noch überhaupt manche Theile der h. Schrift mit den Grundsätzen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, wenn man nicht die allegorische Erklärung zu Hülfe nehme. In Betreff der grammatischen Auslegung rühmte bekanntlich Ernesti den O. ungemein. Allein, es wird erinnert, und mit Beyspielen erwiesen, daß O. bey weitem nicht so viel hebräisch verstanden, als E. meinte, sondern oft auffallende Fehlgriffe gethan. (S. 23. vgl. 61. 153 ff. nct.) Sein Zweck bey Anordnung der Hexaplen war nicht eigentlich kritisch, sondern mehr exegetisch und vornehmlich polemisch, um die Autorität der LXX gegen die Juden zu retten. Auch scheint er an Emendation der ihm vorgekommenen verschiedenen Handschriften des N. T. nicht gedacht zu haben. Von dem grammatischen Sinn hielt O. überhaupt nicht viel, und drang mehr auf den geheimen, den er sogar in Soloecismen suchte. (S. 67 ff.) Neu war seine Behauptung: manche Schriftstellen ermangelten alles historischen und grammatischen Sinnes. Doch preßte

er den Wortverstand, wenn derselbe seine besondern Meinungen, z. B. daß die Sterne mit Vernunft begabt seyen, zu begünstigen schien (Hiob 25, 5. Ps. 148, 3. 4.). Seinen grammatischen Bemerkungen fehlt es oft an der nöthigen Genauigkeit S. 70. (ob sie gleich als Versuche alle Aufmerksamkeit verdienen). In der Erklärung der Parabeln Christi verfällt er häufig auf Spitzfindigkeiten 71 ff. Auch sind seine grammatischen Erläuterungen anderer Stellen manchmal unrichtig und gezwungen. Als eine etwas ausführlichere Probe wird seine Erklärung des Anfanges des Evgl. Joh. ausgehoben. — Was O. die moralische Erklärung nennet, kann eigentlich nur als Anwendung betrachtet werden (z. B. S. 94. 95.), die freylich manchmal sehr spielend, gezwungen und weit hergeholt ist (z. B. 97. 99.).

Der mystische, oder verborgene, geheime Sinn der Schrift soll nach Huets Meinung vom O. abgetheilt worden seyn in den allegorischen, der das, was auf das A. T. zunächst sich bezog, auf das neue überträgt; den tropologischen, welcher die neutestamentlichen Geschichten zur Bildung der Sitten benutzt (und also mit dem moralischen zusammenfällt), und den anagogischen, welcher die, in der Hülle des N. T. enthaltnen Abschilderungen des künftigen Lebens aufdecket. Allein, auch dem A. T. legte O. einen moralischen (tropologischen) Sinn bey. Mosheim glaubte, der mystische Sinn sey nach des O. Meinung entweder allegorisch, oder anagogisch. Jener bezieht sich auf die Kirche J., dieser auf die himmlische, übersinnliche Welt. Allein, offenbar gebraucht O. die Benennung des allegor. Sinnes in einer weitern Bedeutung. Der anagogische Sinn, ob er gleich eine Gattung des allegorischen ist, beziehet sich nicht bloß auf die himmlische Welt, sondern auch auf andere göttliche Dinge. Die, vom Verf. angeführten Beyspiele zeigen dieses deutlich. Ueberhaupt hatte wohl O. seine eigene Theorie über den geistigen oder mystischen Sinn nicht ganz aufs Reine gebracht. Auch ist nicht zu übersehen, daß derselbe davon

hauptsächlich nur dann Gebrauch machte, wenn der Wortverstand an sich nichts zur Erbauung dienliches darbot; dagegen aber diejenigen Stellen, welche geradezu moralischen Inhaltes waren, oder auch solche biblische Erzählungen, bey denen kein Zweifel an der Wahrheit derselben obwaltete, von der mystischen Erklärung ausgenommen, wissen wollte. Daß er zur Auffindung jenes geheimen Sinnes eine besondere göttliche Erleuchtung für nöthig hielt, hatte er mit mehrern frühern K. V. gemein. Wenn der Verf. behauptet, O. habe seine Meinung von dem dreyfachen Sinne der h. Schrift von den Juden erlernt (S. 141 Note), so möchte sich dieses wohl nicht leicht erweisen lassen. Angemerkt wird noch zum Schlusse, daß die allegorischen Erklärungen des O. von mehrern, nicht bloß Gegnern des Christenthums, wie Celsus und Porphyrius, sondern auch mit andern K. V. Epiphanius, Hieronymus, Basilius, Chrysostomus getadelt worden. Julius Africanus, ein Zeitgenosse des O., wird vom Sokrates in der K. Gsch. den erfahrensten Schrift-Erklärern zugezählt. Er bezweifelte die Aechtheit der Geschichte der Susanna aus sehr triftigen Gründen, wogegen O. nichts Haltbares vorzubringen wußte. Auch scheint er die allegorische Erklärungs-Art gemißbilliget zu haben. Mißlungen ist ihm sein Bemühen, die doppelte Genealogie Christi bey Matthäus und Lucas zu vereinigen. Des Hippolytus, eines Allegoristen, exegetische Arbeiten sind größtentheils verloren gegangen. Dionysius von Alexandria, Schüler des O., von dessen Schriften nur wenige Bruchstücke übrig geblieben, hielt die Apokalypse nicht für eine ächte Schrift des Apostel Johannes, aus Gründen, welche noch immer Aufmerksamkeit verdienen. Dorotheus, Presbyter zu Antiochia, war nach des Euseb. Zeugniß der hebräischen Sprache nicht kundig, und mit den schönen Wissenschaften vertraut, hat aber wohl keine schriftlichen Denkmahle seines Geistes hinterlassen. Die exegetischen Schriften des Pierius, eines Allegoristen, und Theognostus, eines Schülers von O., sind verloren gegangen.

Auch von Methodius sind nur Bruchstücke vorhanden, welche weder von seiner grammatischen, noch allegorischen Auslegungskunst einen vortheilhaften Begriff geben. In beyden Rücksichten stehet er dem, von ihm angefeindeten O. weit nach. Von Eusebius, Bischof zu Cäsarea in Palästina, hat man eine, durch Hieronymus ins Lateinische übersetzte und verbesserte Schrift von den, in der Bibel vorkommenden Orten, desgleichen Canones Evangeliorum. In seinen gleichfalls noch vorhandenen Comment. über die Psalmen und den Jesaias ahmte er dem O. nach, dessen Bewunderer und Anhänger er war. In beyden finden sich schätzbare kritische Bemerkungen; er bediente sich der alten griechischen Versionen, welche er, nebst dem hebräischen (mit griechischen Lettern geschriebenen) Texte aus den Hexaplen seines großen Vorgängers entlehnte. Denn er selbst verstand kein Hebräisch. Auch er allegorisirte nach der Sitte seiner Zeit. In der grammatischen Interpretation folgte er mit freyem Sinne seiner eigenen Ansicht, besonders in Erklärung derjenigen Stellen, welche von Christo, dem Sohne Gottes, handeln; wie er denn z. B. Joh. 10, 30. nicht von der Einheit des Wesens, sondern der Gesinnungen und Zwecke erklärte. Deshalb wurde er von frühern und spätern Gottes-Gelehrten des Arianismus beschuldiget, und den Anführern dieser Partey beygezählt. Der in der Dogmen-Geschichte so berühmte Athanasius hat als Interpret sich nicht besonders ausgezeichnet. Von den Psalmen behauptete er: sie enthielten die Summe aller Bücher des A. T.; Geschichten, gesetzliche Vorschriften und Weissagungen von der Zukunft des Erlösers, auf welchen er eine große Menge Stellen derselben, ohne alle Rücksicht auf den Context, hinüberdeutete. Die Gottheit Christi suchte er durch viele biblische Aussprüche, wovon manche gar nicht dahin gehören, gegen die Arianer zu erweisen, welche ihrerseits eben keine bessere Schrift-Ausleger waren, wie der zwischen beyden Theilen geführte Streit über die Stelle Sprüch. Sal. 8, 22. hinlänglich kund thut. Die Bruchstücke des Comment.

des Athanasius über die Evangelien des Matthäus und Marcus zeigen, daß auch er der allegorischen Erklärungsart zugethan, allein in derselben kein Meister gewesen sey. So erklärt er die Stelle Matth. 5, 29.: Aergert dich dein rechtes Auge u. s. w. von den Aeltesten und Diakonen, welche man abschneiden und wegwerfen müsse, wenn sie etwas der Kirche nachtheiliges begingen. Basilius der Große folgte in der Schrift-Auslegung dem O. Die grammatikalische Erklärung in den Homilien über das Sechs-Tage-Werk ist größtentheils ganz gut, obgleich etwas weitschweifig, und mit unnöthigen Digressionen überladen. Auch sucht er bisweilen in den Worten, womit die Urgeschichte erzählt wird, Geheimnisse, wo keine zu suchen sind. Eine treffende Bemerkung desselben über die, in der arianischen Controverse so sehr berühmte Stelle Sprüch. Sal. 8, 22. hat H. R. S. 229 ausgehoben. Im N. T. hat B. zuweilen andere Lesearten, als die, in unserm recipirten Texte vorkommen: z. B. Ephes. 1, 1. *τοῖς ἁγίοις τοῖς οὖσι*, welche Worte sehr gezwungen erklärt werden von Heiligen, die mit Gott, dem wahrhaft Seyenden, (*τῷ ὄντι*) vereiniget sind. Gregor von Nazianz erklärt den Text des Evgl. nur in einer einzigen seiner Homilien. Sonst allegorisirt er. Die Trinitätslehre wird aus Ps. 36, 10. und Jes. 6, 2. bewiesen. Er ist überhaupt mehr Redner, als Exeget. Zu den allegorisirenden Auslegern gehöret auch Gregor von Nissa; Diodor von Tarsus, Lehrer des Chrysostomus, dagegen zu den grammatischen; allein von ihm sind keine exegetischen Schriften übrig geblieben; ebensowenig wie von Eusebius von Emisa, welcher die alttestamentlichen Aussprüche, die gewöhnlich für Weissagungen auf Christum gehalten wurden, historisch erklärte, und nur als Accomodationen gelten ließ. Alle Lehrer der griechischen und lateinischen Kirche, welche die h. Schrift erkläret, hat wohl der berühmte Theodor von Mopsvestia weit übertroffen. Er schrieb fünf Tomos gegen die Allegoristen, und lud dadurch den Haß der Anhänger des Origines auf sich.

Auf die Erforschung des grammatischen und historischen Sinnes verwendete er einen vorzüglichen Fleiß. Syrische Manuscripte von ihm sind noch im Vatikan vorhanden, und griechische Fragmente in der Catena des Nicephorus. Sonst sind seine griechische Commentarien verlohren gegangen. Aus dem Leontius von Byzanz und den Acten der zweyten, zu Constantinopel gehaltenen Kirchen-Versammlung werden Proben von seiner Manier in der Schrift-Erklärung gegeben. Das Buch Hiob scheint er für eine dichterische Einkleidung einer wahren Geschichte gehalten zu haben. Das hohe Lied, die beyden Bücher der Chroniken, das Buch Esra, den Brief Jacobi und einige andere katholische ließ er nicht als kanonisch gelten. Die Aufschriften der Psalmen verwarf er, und bezog diese leztern nur auf Ezechias, Zorobabel und das israelitische Volk, mit Ausnahme von dreyen, die er für messianisch erklärte. Von seinen Erklärungen neutestamentlicher Stellen werden gleichfalls Proben gegeben, welche von der freyen Ansicht des Mannes zeugen. Johannes Chrysostomus, obgleich er keine eigentlich sogenannte Commentarien geschrieben, hat dennoch einen grossen Theil des N. T. in seinen noch vorhandenen Homilien erläutert. Er hält sich, was die Auslegung betrifft, meist an den buchstäblichen Sinn, ohne jedoch die Allegorieen ganz zu vernachlässigen. In Erläuterung historischer Umstände überläßt er sich manchmahl seinen Vermuthungen. Bey dem A. T. bedient er sich fleißig der griechischen Uebersetzungen des Aquila, Symmachus und Theodotion. Hebräisch scheint er nicht verstanden zu haben. Er behauptet eine weise Herablassung des göttlichen Geistes zu den Schwächen der Menschen und den grassen Vorstellungen der Juden, z. B. in der Erzählung von der Schöpfung, und in denjenigen Stellen, wo Gott menschliche Leidenschaften beygelegt werden. Auf den Zweck des Schriftstellers, den Zusammenhang der Rede, die Verhältnisse der Zeit, des Ortes, der Menschen, sey sorgfältige Rücksicht zu nehmen. Nicht selten verfällt er aus allzugroßer Genauigkeit auf Spitz-

findigkeiten. Aus seinen Homilien über die Genesis, mehrere Psalmen und einige Cap. des Jesaias werden Proben ausgehoben. Ps. 45. 110. und einzelne Verse aus Ps. 109 und 118 werden von ihm auf Christum bezogen. Einen vorzüglichen Werth haben die Homilien über verschiedene Bücher des N. T., und besonders über den Matthäus und die paulinischen Briefe. Die über das Evangel. Joh. sind oft äußerst weitschweifig, besonders wegen der Widerlegung der Häretiker. Die über die Apostelgesch. sind von einigen Gelehrten für unächt gehalten worden. Mit ganz eigenem Fleiße verweilet Chrys. bey den paulinischen Briefen, und bestimmet vornehmlich die Bedeutungen der griechischen Wörter mit größer Sorgfalt. (Excerpte aus diesen Homilien und den Commentarien des Theodoret hat Hr. R. zu einer andern Zeit zu geben versprochen, um die Vergleichung beyder zu erleichtern.) Ihm sind hernach fast alle griechische Ausleger gefolget. In den Corollarien wird erinnert, daß mit Ausnahme einiger wenigen, die griechischen Väter nach dem Origines nur geringe Fortschritte in der Schrifterklärung gemacht. Als Ursachen werden angegeben: ihre Unbekanntschaft mit der hebräischen Sprache, und die daher fließende blinde Verehrung der alexandrischen Version, das Vorurtheil des Ansehens, die Meinung von einer hermeneutischen Tradition, die Unwissenheit und Kühnheit der, auf den Concilien versammelten Väter. — Wenden wir uns nun mit dem Verf. zu den lateinischen Vätern von Cyprian bis auf Augustin. Auch diese folgten größtentheils der allegorischen Auslegungsart. Sie verstanden nicht nur kein Hebräisch, sondern sogar die meisten nicht einmal Griechisch. Die lateinischen Uebersetzungen des A. und N. T., deren sie sich bedienten, waren strenge wörtlich, und sehr dunkel. Welche von ihnen der griechischen Sprache kundig waren, folgten dem Origines, den sie übersetzten und ausschrieben, weil sie denselben, obgleich ihn für einen Ketzer haltend, seiner profunden Gelehrsamkeit wegen verehrten. Auch versetzten, änderten, mehrten und stümmelten sie an seinen Schrif-

ten nach Belieben, damit sie nicht die Irrthümer desselben zu begünstigen scheinen möchten. Ueberdem hegten auch sie den Glauben an eine, in der Kirche vorhandene exegetische Ueberlieferung. Lactantius hat zwar keine Commentarien verfasset, doch aber gelegentlich viele Schriftstellen erkläret, oder zur Bestätigung irgend einer Lehre benutzet. In der griechischen Literatur war er nicht unbewandert; des Hebräischen aber ganz unkundig. Dafür hielt er sich an allegorische Spitzfindigkeiten, und suchte allenthalben Vorbilder und Geheimnisse. Hilarius von Poitiers schrieb Commentarien über die Psalmen und das Evangelium des Matthäus. Erstere haben wir nicht vollständig mehr. Auch er verstand gar kein Hebräisch, und vom Griechischen nur wenig. Er ahmte den Orig. nach, und bezog in den Psalmen alles auf Christum und die Christen. Auch in der Erklärung des Evgl. Matth. suchte er einen geheimen Sinn auf mit fast gänzlicher Vernachlässigung des buchstäblichen, welchen er jedoch in seinen Disputationen mit den Häretikern festhielt. Ambrosius war überhaupt mehr Redner, als Interpret. Meist dem Orig. und Basilius folgend allegorisirte und moralisirte er. Seine Erklärungen der Psalmen scheinen aus öffentlichen Reden entstanden zu seyn. Sie sind größtentheils moralischen Inhalts; doch wird weder der mystische Sinn, noch die Widerlegung der Häretiker vernachlässiget. Der Commentar über das Evgl. des Lucas hat eine ähnliche Einrichtung. Hieronymus übertraf an Sprachkenntniß und Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften alle Kirchen-Väter vor ihm, und würde um das Christenthum sich die ausgezeichnetesten Verdienste erworben haben, wäre er freyer gewesen von Vorurtheilen und Aberglauben, und hätte er mit seiner Sprachkunde eine gründlichere Einsicht in die christliche Lehre verbunden. Er verstand Hebräisch, Chaldäisch, Griechisch und Lateinisch, hatte die, in den Hexaplen enthaltenen griechischen Uebersetzungen geprüft, und pflegte Rath mit gelehrten Juden seiner Zeit. Die griechischen und lateinischen Väter, welche vor ihm die

h. Schrift erläutert, hatte er durchgesehen, und auch in der Lesung der Profan-Scribenten war er nicht wenig bewandert. Doch mangelte ihm noch Vieles zu einer ganz genauen und gründlichen Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache, weshalb er häufige Mißgriffe that. Dem Orig. verdankte er sehr viel, bewunderte und lobte ihn, übersetzte nicht wenige Schriften desselben ins Lateinische, ward aber bald dessen heftigster Gegner, nachdem er wegen seiner Verehrung desselben von Aterbius der Ketzerey beschuldiget worden. Unter seinen biblischen Arbeiten wird zuförderst dessen auf Ermahnung des römischen Bischofs Damasus unternommene Verbesserung der lateinischen Uebersetzung der vier Evangelien erwähnt, und seine Verdienste in dieser Hinsicht gewürdiget. Die latein. Uebersetzung des A. T. verbesserte er nicht nur nach den LXX; sondern verfertigte auch eine neue aus dem hebräischen Original, welche bisweilen dunkel ist, und voll Hebraismen. Man hat von ihm Commentare über verschiedene Bücher des A. T., besonders die Propheten. Derjenige über den Matth. ist viel zu eilfertig, und ohne Benutzung der frühern Ausleger abgefaßt. Doch kommen in demselben nicht zu verachtende kritische und grammatische Bemerkungen vor. Auch nimmt H. zuweilen Rücksicht auf das Evangelium secundum Hebraeos, welches er zur Hand hatte. Allegorische und mystische Auslegungen, so wie Declamationen gegen die Häretiker laufen öfters mit unter. Mehr Lob verdienen seine Erklärungen einzelner paulinischer Briefe, worin er die Meinungen früherer Interpreten anführt, und dieselben, oft nicht mit der nöthigen Genauigkeit, beurtheilet, meistens aber dem Leser die Wahl überläßt, welcher Meinung er beypflichten wolle. Zwar in Erklärung der Hebraismen verfährt er nicht immer richtig; er vernachlässigt den Context, mischt den allegorischen und mystischen Sinn mit ein, hält den Leser oft auf mit unnützen Weitläuftigkeiten und Widerlegungen der Häretiker. Doch hellet er den buchstäblichen Sinn bisweilen nicht ungeschickt auf, streuet nicht unnützliche kritische Bemer-

kungen mit ein, und urtheilet freyer, als es sonst in seinem Zeitalter üblich war; wovon verschiedene Proben angeführt werden. Noch werden seine Bücher de nominibus hebraicis, de locis hebraic. und seine quaestiones hebraicae in Genesin, kürzlich beurtheilet, und der Mißbrauch, den er in polemischen Schriften von seiner Gelehrsamkeit machte, an verschiedenen Beyspielen anschaulich dargestellt und gerügt. Der Verf. kommt nun auf den Augustin, von dessen Leben, Studien, Bildung und Charakter eine kurze Schilderung vorausgeschickt wird. Eine Art von Hermeneutik ist in seinen Büchern de doctrina christiana enthalten. Die vorzüglichsten hermeneutischen Grundsätze des A. werden angeführt, welche, nimmt man seine allzugroße Verehrung gegen die LXX aus, im Ganzen richtig und anwendbar sind. Hierauf wird von den exegetischen Arbeiten desselben gehandelt. Seine Schrift de Genesi ad litteram ist zunächst wider die Manichäer gerichtet, und geht nur bis auf den 26. Vers des ersten Cap. Hier wird seine Notiz von der, damals gebräuchlichen, vierfachen Art der Schriftauslegung, der historischen, allegorischen, analogischen und aetiologischen, ausgehoben. Die, in der Folge abgefaßten zwölf Bücher über die Genesis sind mehr das Werk eines subtilen Disputators, als erfahrnen Auslegers. In den VII libris locutionum sucht er einige, weniger gebräuchliche Redensarten der lateinischen Version des A. T. zu erläutern. Diese Schrift geht bis auf das Buch der Richter, und enthält verschiedene, nicht unbrauchbare, Bemerkungen; allein, es fehlte dem A. an Kenntniß der hebräischen Sprache. Die VII libri quaestionum in heptateuchum beziehen sich mehr auf die Sach- als Wort-Erklärung. Den Bemerkungen über das Buch Hiob legte A. selbst nur einen geringen Werth bey. Seine Auslegungen der Psalmen sind größtentheils nach Art der Homilien abgefaßt. Ein Theil hat die Gestalt eines Commentars. Fast alle Psalmen werden auf Christum bezogen; daher sind die Erklärungen sehr gezwungen. Unter den Comment. über das N. T. neh-

men die vier Bücher de consensu evangelistarum die erste Stelle ein, aus welchen verschiedenes ausgehoben wird. Oft hat A. den Knoten mehr zerhauen, als gelöset. Seine zwey Bücher über die Bergpredigt enthalten manche gute Bemerkung, doch auch viele Spitzfindigkeiten und Allegorien, besonders die Erklärung des Gebetes des Herrn. Etwas besser ist seine Auslegung einiger Stellen des Briefes an die Römer. Auch hier wird zwar eine genaue Kenntniß der griechischen Sprache, und der Regeln einer richtigen Interpretation vermisset; allein, er nimmt doch öfters Rücksicht auf den Context, und wird dadurch nicht selten zur Auffindung des wahren Sinnes geführet. In dieser, vor den pelagianischen Streitigkeiten abgefaßten Schrift findet sich manche Erklärung, welche mit seinen spätern Behauptungen nicht stimmet; was mit verschiedenen Beyspielen belegt wird. Vor andern exegetischen Arbeiten des A. wird von Manchen dessen Erklärung des Briefes an die Galater gelobt; Hr. R. legt derselben aber keinen sonderlichen Werth bey. In polemischen Abhandlungen bediente er sich freylich nicht immer ganz treffender Schriftbeweise; daß er aber alle von ihm angeführten Stellen zum Beweise seiner Behauptungen gemißbraucht habe, wird ein unbefangener Forscher nicht zugeben können. Sehr hart wird über den A. geurtheilt; ein desto größeres Lob dagegen dem Pelagius beygelegt. Der, ihm von G. J. Vossius zugeschriebene Commentar über die sämmtlichen paulinischen Briefe, den an die Hebräer ausgenommen, soll die Beweise liefern. Allein die Echtheit desselben ist nicht über alle Zweifel erhaben. Daß P. Griechisch verstanden, läßt sich allenfalls zugeben. Von allegorischen Erklärungen und unnützen Digressionen hat er sich frey erhalten. Auch Julian, Bischof von Eclanum in Apulien, welcher zur Partey des Pelagius gehörte, erhält ein großes Lob. Von seiner Erklärung des hohen Liedes sind nur Bruchstücke übrig geblieben. In seinen polemischen Schriften wider den Augustinus, wovon ein großer Theil in dem opere imperfecto

des letztern aufbehalten worden, hat er viele Stellen der h. Schrift weit richtiger, als die übrigen Lehrer der lateinischen Kirche ausgelegt. Dabey ist er aber sehr wortreich, und hat sich des Schimpfens eben so wenig enthalten, als A., dessen Behauptungen er nebenher noch lächerlich zu machen sucht. Die Stelle Röm. 9, 18. nimmt er mit Pelagius als einen Einwurf der Juden. Röm. 5, 12. erklärt er „Alle“ durch „plurimos“. Seine Erklärung von Vers 15 und 16 verdient als ein prüfungswerther Versuch über diese schwierige Stelle beachtet zu werden. Er folgt übrigens bloß der lateinischen Version und deren Lesearten. Schließlich wird von dem sogenannten Ambrosiaster gehandelt, dessen Commentarien über 13 paulinische Briefe den ächten Werken des Ambrosius beygefügt sind. Der Verf. dieser Commentare war der griechischen Sprache nicht kundig. Daher erklärte er irgend eine der vielen, damals vorhandenen lateinischen Uebersetzungen. Es lassen sich aus dieser Schrift viele Varianten sammeln. Bisweilen hat er nicht zu verachtende Leseàrten und einige gute Erklärungen; doch auch häufig ungereimte Sachen, weitläuftige Excurse, Ermahnungen und Controversen. Auch scheinet das Werk, wo nicht gar eine Combination aus verschiedenen Schriften, wenigstens nicht frey zu seyn von fremdartigen Einschaltungen. Als Resultat der ganzen Untersuchung wird bemerkt, daß in diesem Zeitraume durch die Interpretationsmethode der griechischen und lateinischen Väter mehr verdunkelt und verdorben, als aufgehellet und bestätiget worden. Aus dieser getreuen Angabe des Inhaltes der vorliegenden Schrift gehet hervor: daß dieselbe allerdings viele sehr schätzbare Beyträge zur Geschichte der Schrift-Erklärung in dem, vom Verf. behandelten Zeitraume liefere, und in dieser Hinsicht eine bedeutende Lücke in der theologischen Literatur ausfülle. Indessen ist diese, mit vieler Belesenheit abgefaßte Schrift nicht frey geblieben von manchen Mängeln, welche Rec. mit aller Unparteylichkeit anzugeben sich verpflichtet hält. Zuförderst ist die Ungerech-

tigkeit zu rügen, mit welchen Hr. D. R. mehrere K. V., besonders diejenigen behandelt, welche auf die Bildung des kirchlichen Lehrbegriffes einen bedeutenden Einfluß gehabt. Nach Hrn. R. Beschreibung sollte man fast glauben: sie seyen höchst unwissende, beschränkte, wohl gar einfältige Menschen gewesen. Dagegen sind ihm die sogenannten Häretiker meistentheils gelehrte, vortreffliche Schrifterklärer und Männer von ungemeinem Scharfsinn, woran sie ihre Gegner weit übertroffen haben. Wie nachtheilig obige Voraussetzung dieser Arbeit geworden ist, hat schon, mit Rücksicht besonders auf Tertullian und Augustin, ein Rec. in einer andern gelehrten Zeitschrift erinnert. Ueber beyde wird von Hrn. R. sehr hart geurtheilt. Von letzterm wird gesagt: die Meinung, daß alle Menschen in den Lenden Adams gewesen, habe mit der Meinung der Manichäer von Adams Riesengröße eine auffallende Aehnlichkeit; Augustin verdiene kaum den Namen eines Schrifterklärers; er sey mehr ein Anhänger der Tradition, als ein Religions-Philosoph — Rationalist — gewesen; ihm gebühre durchaus das Ansehen nicht, welches er in der Kirche erhalten u. dgl. m. Sehr übertrieben ist dagegen das Lob des Julius Afrikanus, daß in seinem Briefe über die Geschichte der Susanna mehr wahre exegetische Gelehrsamkeit stecke, als in allen Commentarien und Homilien des Origines zusammen genommen. Bey Theodor von Mopsvestia hätte, der Unparteylichkeit zu Liebe, bemerkt werden sollen, daß manche seiner Auslegungen, z. B. von Ps. 16, 10. 22, 17 und 19. doch äußerst gezwungen sind, was zum Theil in seiner Nichtkenntniß, oder sehr geringen Kenntniß der hebräischen Sprache seinen Grund hat. Pelagius soll seinen Gegner, den A. an Scharfsinn sowohl, als an Geschicklichkeit in der Schrifterklärung weit übertroffen haben. Ersteres wird wohl keiner zugeben, welcher den Schriften beyder eine sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet hat; und die letztere Behauptung ist wenigstens sehr problematisch. Ob Pelagius mit dem Sprachgebrauche des N. T. vertrauter gewesen, als A., wäre noch

zu bezweifeln; wie er denn auch schwerlich in den religiösen Ideengang des Apost. Paulus sich recht zu versetzen vermocht. In der Auslegung mehrerer Stellen hat er eben sowohl Fehlgriffe gethan, als A., und insonderheit bey Erklärung von Röm. 9. mehrmals nach Willkühr verfahren. Auch Julian war kein so großer Interpret, als Hr. R. meint, der ihn, was Urtheilskraft, Scharfsinn und exegetische Geschicklichkeit betrifft, dem Augustinus und selbst dem Hieronymus weit vorziehet. Wenigstens gibt es von seiner Bekanntschaft mit dem biblischen Sprachgebrauche eben keinen vortheilhaften Begriff, daß er seine, übrigens richtige, Erklärung des „in quo Röm. 5, 12. durch „quia“ mit der Stelle Ps. 119. „in quo corrigit adolescens viam suam“ zu bestätigen sucht. Demnächst ist zu erinnern, daß der Verf. auch nicht selten zu einseitig verfahren. So wären die verschiedenen Gattungen der allegorischen Auslegung der Schrift sorgfältiger zu unterscheiden gewesen. Nicht nur die hermeneutischen Grundsätze der Katholiker, sondern auch die der Häretiker — des Markion z. B., des Faustus — der Gnostiker, der Manichäer hätten eine ausführlichere Erörterung verdient. Von Hieronymus, als Ausleger der Propheten, ist viel zu wenig gesagt. Die vielseitige Brauchbarkeit seiner Commentarien über dieselben wäre einer umständlichern, mit Beyspielen belegten Entwickelung wohl werth gewesen. Auch seine Correspondenz mit dem Augustin über manche, zur Hermeneutik und Exegese gehörige Fragen hätte eben erwähnt werden können. Ephräm, der Syrer, hätte wegen seiner freyen Ansichten und Erklärungsversuchen unter den Lehrern der morgenländischen Kirche auch eine Stelle verdient. Neben den tadelnswerthen exegetischen Anführungen und Entscheidungen der Concilien, welche Hr. R. so geflissentlich hervorhebt, hätten doch auch die bessern nicht sollen übergangen werden, wie z. B. die Erklärungen der Väter der carthaginensischen Kirchenversammlung, welche in ihren Beschlüssen, so wie in dem Briefe an den römischen Bischof Innocenz, mit echt religiösem Geiste und feiner

Unterscheidungsgabe mehrere Stellen des A. und N. T. dem Pelagius und Cölestius entgegen halten. Th. III S. 515 wäre zu erinnern gewesen, daß die, vom Pelagius angeführte Leseart Röm. 7, 24. ἡ χάρις τοῦ θεοῦ auch von den Vätern des carthaginensischen Conciliums und von Augustinus selbst (s. dessen Epistola ad Sextum presbyterum p. 477. edit. L. F. Reinharti. Altorf 1668. 4.) als die richtigere vorausgesetzt und gebraucht worden. Ueber die Frage: was A. unter der Liebe verstanden, worauf er in dem Streite mit Pelagius (unter Anführung der Stellen Röm. 5, 5. 1 Joh. 4, 7. u. a.) so häufig sich beruft; würde H. R. nicht im Zweifel geblieben seyn, wenn es ihm gefallen hätte, die Erklärungen des A. selbst: de gratia et libero arbitrio c. XVI. zu vergleichen. In Betreff der Literatur ist dem Rec. nur Weniges zu erinnern vorgekommen. Gewünscht hätte er, daß die verschiedenen Vorarbeiten in diesem Fache, welche hier nicht erst aufzuzählen sind, und die Hr. R. zum Theil im Werke selbst gelegentlich citirt hat, gleich in der Einleitung wären namhaft gemacht worden. Zu Th. II S. 254 Not. ist neben Ceillier noch Liberat. Fassoni de morali patrum doctrina adversus librum Jo. Barbeyraci. Liburni 1767. beyzufügen. Der Th. III S. 406 in der Note angeführte breithauptische Auszug aus des Augustin Büchern de doctrina christiana ist zu Kiel im J. 1685 4. erschienen, und fast eben so sehr homiletischen, als hermeneutischen Inhalts Zu S. 407 Note 4. hätte noch J. S. Semler de septem regulis Tychonii ad interpret. S. S. Halae angeführt werden können.

Theodicee von Johann Jakob Wagner. Bamberg und Würzburg bey Göbhard 1809. 212 S. gr. 8. (1 fl. 45 kr.)

In dialogischer Form sucht hier der Verf. das alte Problem von der Freyheit des Menschen und dem Ursprunge

des Uebels zu lösen. Der Ideengang der 7 Dialogen ist folgender:

I. Ist Freyheit in dem Begriffe, oder dem idealen Seyn, wenn sie im realen nicht ist? Untersuchung des Wesens der logischen, empirischen, spekulativen und mathematischen Wahrheit. Beweis, daß das Wesen der Wahrheit die strengste Nothwendigkeit sey, und daß es keine andere Demonstration gebe, als die mathematische. Mathematik = Philosophie. II. Nothwendigkeit im Physischen. Kosmisches Verhängniß einer Weltsphäre, nach welcher für sie durch die nothwendig eintretende Schiefe der Ekliptik das reine Verhältniß zu ihrer Sonne verschwindet, und Verlust des Paradieses, einseitige Entwicklung in Jahrszeiten und Klimaten, und dadurch Krankheit gesetzt wird. Entstehung der Technik überhaupt mit ihren Perioden, und Vollendung der medicinischen Technik in der Magie. Magie aber = dem vollendeten Experimente. III. Das sittliche Uebel und der Staat. Gesetze eine Folge des Unrechts. Vollendung des Staates, wenn die ganze Nation alle Seiten ihres Seyns im Begriffe auffaßt. Sündenfall des Einzelnen durch die Sonderung des Begriffes und des Seyns. Prädestination der Einzelnen durch die vielseitige Realisirung der Idee der Menschheit in ihnen. IV. Fortsetzung der Ansichten vom Staate. Was ist Regierungskunst? Sie fließt aus der republikanischen Tugend des Fürsten und seiner welthistorischen Erkenntniß seines Volkes und seiner Zeit. Staatsdiener und Hofdiener. Individualität überall das Letzte. V. Vierfache Darstellung der Freyheit und Sittlichkeit unter den Formen indischer, parsischer, griechischer und germanischer Nationalindividualität. Kants kategorischer Imperativ. VI. Freyheit und Sittlichkeit unter der Form der Geschlechtsdifferenz. Mann und Weib gleichgesetzt. Physiognomischer Ausdruck der Geschlechtsdifferenz. VII. Freyheit und Nothwendigkeit in mystischer und dramatischer Ansicht. Theorie des Schicksals, und daraus die Möglichkeit der Divination, gegründet auf eine wissenschaftliche Ansicht der Weltgeschichte und eine anthropolo-

gische (naturphilosophische) Theorie der Individualitätsformen. Versöhnung der Individualität mit Gott.

Episodisch eingewebt sind noch viele einzelne literarische und andere Ansichten, z. B. eine Widerlegung der kantischen Ansicht des Verhältnisses von Philosophie und Mathematik; eine Beurtheilung des Drama unter den Deutschen u. s. w. Der Dialog ist nicht heuristisch, sondern contemplativ.

Grundsätze der Kritik zur Beurtheilung der Katechismen.

Unsere Jahrbücher verschoben bisher die Anzeige mehrerer Katechismen, weil wir uns erst darüber erklären wollten, inwiefern wir diese Schriften für Gegenstände der Literatur und öffentlichen Kritik halten. *)

Unter einem Katechismus verstehen wir hier ein Buch, welches die christl. Religionslehre für die Jugend enthält; oder, will man es mehr in kirchlicher Bedeutung nehmen: das Lehrbuch, wornach diejenigen unterrichtet werden sollen, die man in die Kirche einführen will. Es lassen sich zwey Gattungen von Katechismen denken: einmal solche, welche die Sammlung derjenigen Religionslehren erhalten, die der Schüler lernen, oder die der Christ wissen soll, ein in objectiver Hinsicht geordneter Lehrbegriff; fürs andre solche, die den Gang vorzeichnen, nach welchem die Lehren vorgetragen werden, eine Lehrmethode der Religion enthaltend. Wir können jenen den thetischen und diesen den methodischen Katechismus nennen. Von jedem gibt es wiederum zwey Haupt-

*) Der Verf. hat seine Gedanken über Katechismen schon früher in der Schmidtischen allg. Bibl. der theol. u. pädag. Liter. (4ten Bds. 1stes Stck. 1800) vorgetragen, und da seine jetzige Ueberzeugung immer noch seine frühere ist, so muß er die, dort aufgestellten Grundsätze hier wiederholen, nur mehr bestimmen und auf die jetzigen Ansichten anwenden. Seine damaligen Erinnerungen scheinen auch hier und da beherzigt worden zu seyn.

arten. Der thetische enthält die Materialien entweder mittelbar, oder unmittelbar für die kirchliche Lehre; in jenem Falle gibt er die rationalen, oder die biblischen Lehren an die Hand, in diesem Falle erläutert er die kirchlichen Lehren selbst. Die Lehrbücher für die Jugend, welche das Christenthum von Seiten der Vernunft behandeln, die Spruchbücher, die Erklärungen des lutherischen oder heidelberger Katechismus, gehören hierher. Der methodische Katechismus hat entweder den Zweck, unmittelbar zur kirchlichen Lehre zu führen, oder überhaupt die Religionsbegriffe zu entwickeln. In der Natur des Religionsunterrichts, wie er in einer christlich-kirchlichen Gesellschaft vorkommt, liegt der Grund dieser Abtheilung. Indessen gehen diese vier Arten von Katechismen leicht in einander über, weil die Verf. öfters nicht ganz mit ihrem Zweck im Klaren sind. Es scheint daher Gewinn für die Sache zu seyn, wenn vorerst die Kritik, den Verf. mit sich selbst verständigend, dem Katechismus seine eigentliche Klasse zuspricht. Was den kirchlichen Character der Katechismen betrifft, so wird dieser durch Luthers und den heidelbergischen für die beyden Confessionen, denen sie zugehören, bestimmt. Es ist die Sache der kirchlichen Behörde, nicht aber der literärischen Kritik, zu bestimmen, ob ein Lehrbuch denselben gemäß, oder nicht gemäß seyn möge; es kann in dieser Hinsicht vielmehr censirt, als recensirt werden. Die Kritik hat nur zu zeigen, ob der Verf. wirklich leiste, was er verspricht, und in wieweit er mit den Fortschritten der Religionswissenschaft die kirchliche Lehre in ihr Verhältniß zu setzen wisse. Diese Grundsätze sind bey jeder der vier Arten anzuwenden; am meisten indessen bey derjenigen, welche unmittelbar einen der kirchlichen Katechismen erläutern will. Die Anordnung der thetischen Katechismen richtet sich entweder nach jenen ursprünglichen, oder der Verf. hat seine eignen Ideengang. Nur in letzterer Hinsicht kann die literärische Kritik sich ein Urtheil erlauben, oder sie müßte jene älteren Katechismen selbst beurtheilen wollen. Die methodischen Lehrbücher der Religion

geben von dieser Seite der Kritik mehr Rechte. Denn hier kommt in Betracht, 1) ob der Verf. die Gesetze, welche die Methodik überhaupt vorschreibt, kenne und anwende; 2) ob er den rechten Weg einschlage, wie die Religion sich entwickelt; 3) ob er wahrhafte religiöse Bildung bewirke, und in welchem Verhältnisse zur positiven (kirchlichen) Lehre. Allein, von einer andern Seite wird dagegen die öffentliche Kritik bey solchen Katechismen zurückgewiesen. Denn die Methodik macht es hier zum Gesetz, sich ganz auf die Individualität des Lehrlings herabzulassen. Nun ist aber der erste Religionsunterricht der häusliche, und an ihn schließt sich der kirchliche an. Jener muß sich ganz nach der Individualität des Kindes richten, wenn er das religiöse Leben bewirken soll. *) Ohne-

---

*) Der Verf. muß hier auf seine Erziehungslehre verweisen, worin er (3ten Bandes 2te Abtheilung) die Methode des religiösen Unterrichts ausführlich behandelt hat. Aber mehr noch beruft er sich auf eine Autorität, die man ihm wird gelten lassen. Die in unsern Jahrbüchern (Jahrg. 1809. H. 44 (1 Abth. H. 11. B. 2.) S. 25) rühmlichst angezeigte Schrift: von dem christlichen Religions-Unterricht von Joh. Georg Müller, worin dieser tiefblickende Mann fromm und kräftig zur Verbesserung dieses Unterrichts redet, stimmt uns in der Hauptsache zu, nämlich daß der religiöse Sinn in der Familie erweckt werden, aber auf die positive Religion unmittelbar hinleiten, wie auch, daß Gottesfurcht der moralischen Bildung, und daß dem religiösen Unterricht die vorher in das Herz des Kindes gepflanzte Religion zum Grunde liegen müsse. Bey dieser Gelegenheit rufen wir einen älteren Katechismus ins Andenken, der unsers Erachtens in Absicht der Anordnung noch von keinem neueren übertroffen worden; es ist die, von einem der trefflichsten praktischen Theologen, von Joh. Friedr. Jacobi in Zelle herausgegebene: Kurze und zur Erbauung eingerichtete Einleitung in die christl. Glaubens- und Sitten-Lehre in Frage und Antwort gefaßt, und zum häuslichen Gebrauch herausgegeben rc. Hannover 1764. Und: die ersten Lehren der christl. Religion nebst einer Anleitung, wie sie der Jugend ohne mühsames Auswendiglernen auf eine leichte angenehme und erbauliche Art beyzubringen rc. Wir wollen nicht behaupten, daß dieses Buch ein allgemeines Lehrbuch und zwar für die jetzigen Zeiten seyn könne, allein wir wünschten es noch jetzt den Religionslehrern in die Hand. Sie würden darin die Idee von einem mehrfachen Cursus des religiösen Unterrichts, und von der wahren Methode desselben ausgesprochen finden; sie würden darin das Muster von

hin kann hier die Lehre nur weniges ausrichten, das meiste muß die Erziehung durch die Pflege des kindlichen Sinnes thun; aber wann und wie die Lehre eintritt, das hängt ganz von subjectiven Verhältnissen ab, und ein Lehrbuch, welches den Gang dieses Unterrichts vorzeichnen wollte, wäre um nichts besser als ein Wörterbuch, wornach die Kinder sollten sprechen lernen. Was darin geschrieben werden mag, ist für die Eltern und Erzieher, um sie zu belehren, wie sie selbst den besten Weg für das Herz ihres Kindes finden; sie sollen das lebendige Lehrbuch seyn. Würde nun der häusliche Unterricht in der Religion der rechte seyn, so könnte der kirchliche nach gewissen Regeln seinen bestimmten Gang fortgehen, jedoch in der genauesten Beziehung auf die Gemeinde und auf die Zeitumstände. Weil es nun aber gewöhnlich an jenem fehlt, so muß der Geistliche, welchem die Leitung der Gemeinde übergeben ist, ihn möglichst zu ersetzen suchen, und sonach in doppelter Hinsicht seinen Lehrgang nach Local-Umständen einrichten. So muß sich denn jeder Geistlicher seinen eigenen Katechismus entweder selbst machen, oder doch auswählen; und dieses Recht darf man ihm nicht nehmen, ohne die Lehre und den Lehrer der Religion tief herabzusetzen. Dieses ist auch der wahre Grund, warum noch kein vorgeschriebener Katechismus (außer den kirchlich symbolischen) so viel Segen gebracht hat, als der, von dem Prediger frey gewählte; und wäre er auch der beste, wäre er ein Meisterstück, wie noch keines gelungen ist und je gelingen wird: für den Lehrer ist er nie der beste. Schlechte Lehrer soll aber die Kirche nicht haben, wenigstens sollen die guten, es soll die Ehre des Standes nicht durch eine Vorschrift leiden, welche doch nur den schlechten gilt. Ob z. B. der Lehrer von dem Menschen, und von dem menschlichen

---

einem Leitfaden haben, der nicht statt der Religion Reflexion lehrt, wie es leider späterhin so gewöhnlich geworden, und was vorzügliche Aufmerksamkeit in unseren Zeiten verdient, sie würden den herrlichen Gedanken ausgeführt sehen, daß man Gott erst betend erkennen lerne, was auch die Levana sagt: „die Religion ist, spricht es betend aus, der Glaube an Gott.“

Verderben, von der Bestimmung zur Seligkeit, oder von Jesus Christus, oder von Gott seinen Katechismusunterricht anfange u. s. w. das muß lediglich seiner Beurtheilung überlassen bleiben. Eins kann so gut seyn als das andere, weder die kirchliche Aufsicht, noch die literärische Kritik kann darüber urtheilen, es hängt von subjectiven Gründen ab, die nur der Lehrer weiß. Dafür hat er studirt, und dafür hat man ihm ein Amt des Geistes anvertraut. So wenig man ihm Predigtdispositionen vorschreibt, so wenig dringe man ihm einen Katechismus auf; auch nicht für die, unter ihm stehende Schule, denn auch in dieser gebührt ihm die Leitung der Religion. Der unsterbliche Herder machte zwar einen Landeskatechismus, aber welchen? — er gab den kleinen Katechismus Luthers nur mit einigen eingefügten Fragen. Wie sehr ehrte er durch diese anscheinende Kargheit den Lehrstand! Denn es bedarf nur des evangelischen Geistes, daß der Lehrer sowohl den Lutherischen als den Heidelberger Katechismus für seinen Zweck vortrefflich finde; den Weg, wie er zum Verständniß desselben führt, wird er schon wählen. Wir sehen also, daß der methodische Katechismus eigentlich als die Privatsache seines Verf. betrachtet werden muß, und daß die öffentliche Kritik nicht viel mit ihm darüber rechten kann. Denn der Lehrer muß doch selbst am besten wissen, was seinen Lehrlinge Noth thut, und auf welchem Wege er am besten zum Ziele gelangt. Nur in dem Falle, wenn er in seinem Katechismus allen den Weg vorzeichnen will, wäre er strenge Rechenschaft schuldig: dagegen ist in seinen individuellen Verhältnissen vielleicht manches nöthig, was von außen nicht das beste scheint. Die Kritik hat daher von solchen Privat-Katechismen theils keine Notitz zu nehmen, theils ihnen ihre Klasse anzuweisen, theils etwa auch anzugeben, wie der Verf. seinen Zweck zu erreichen denkt.

Doch könnten hier einige Einwürfe gemacht werden. Der erste: Wie kommt es, daß doch die meisten solcher Katechismen einander so ähnlich sehen, da sie vielmehr nach diesen Grundsätzen höchst verschieden seyn müßten? Wir antworten, daß

diese Aehnlichkeit schon wegen der Gleichheit des Stoffes sehr begreiflich sey, aber auch wegen der Gleichheit der Ansichten unter den Lehrern, die derselbe Zeitgeist hervorbringt, daß sich aber doch immer Verschiedenheiten finden werden, und daß man es jedem Lehrer zugestehen müsse, auch einen gänzlich von der Menge abweichenden Weg einzuschlagen, weil er vielleicht grade die allgemein beliebten bisherigen wenigstens jetzt nicht mehr zuträglich findet. So z. B. fangen viele mit Betrachtungen über die Vorzüge des Menschen, andre über das Daseyn Gottes an. Wie nun, wenn ein Lehrer glaubte, von der Selbsterkenntniß durch das Gesetz anfangen zu müssen, um auf diesem Wege zum Evangelium zu führen? Hätten wir wohl einen hinlänglichen Grund, seinen Weg für weniger gut zu erklären? Der andre Einwurf wäre: Der Katechismus, welcher zum Privatgebrauche bestimmt seyn soll, wird ja doch auf den literärischen Markt gebracht! Allerdings gehört er in sofern auch für die Beurtheilung literärischer Institute, allein diese müssen ihn doch immer nach seiner ersten Bestimmung beurtheilen, als ein Privat-Lehrbuch, wobey man immer nur wenig in Beziehung auf die oben festgesetzten Fragen entscheiden kann. Daß aber ein solches Privat-Lehrbuch auch in die Literatur eingeführt wird, ist nicht zu tadeln. Denn nur dadurch wird dem andern Lehrer, der sich nicht grade berufen fühlt, auch ein eignes zu machen, eine freye Wahl möglich; je mehrere solcher Katechismen erscheinen, um so leichter kann er einen solchen finden, der grade mit seinem Lehrgange am meisten harmonirt, und durch den er sein individuelles Verfahren am reinsten ausbilden kann. So wie man sich einen Freund erwählt. Auch legt sich in der Vielheit der Katechismen die Verschiedenheit oder Zusammenstimmung dar, und der literärische Forscher kann um so besser das jetzige Verhältniß dieses Unterrichts zur theologischen Wissenschaft erkennen. Endlich kann sich auch durch solche öffenliche Mittheilung die Methodik am besten ausbilden. Daher möchten wir zu solchen Katechismen sogar auffodern. Wir befürchten dabey keine

Ueberladung der Literatur, denn bey weitem die meisten, werden nur als vorübergehende Erscheinungen bemerkt zu werden verdienen, und nur wenige werden in der Concurrenz sich erhalten. Auch sind schon kurze Notizen hinreichend, das Publicum zu belehren, wo jeder das, was grade er sucht, finden kann, ohne zu viel zu kaufen. An sich betrachtet, ist es auch etwas Erfreuliches, wenn der Religionslehrer vor den Augen der gelehrten Welt von seinem Unterrichten Rechenschaft ablegt; und wenn recht viele auftreten, so beurkundet sich dadurch ein reger Eifer in einem heiligen Geschäfte; es kann da, wo dieses geschieht, nicht übel um das Innere des geistlichen Standes stehn. Selbst das größere Ansehen, das der Lehrer durch seinen öffentlich gewordenen Katechismus in seinem unmittelbaren Wirkungskreise erhält, sey ihm vergönnt, denn er bedarf solcher Auctorität.

Hiermit glauben wir nun auseinander gesetzt zu haben, inwiefern Katechismen zur Literatur gehören, und recensirt werden dürfen. Sie sind nicht, wie andre Bücher zu beurtheilen, sie gehören von einer Seite, wie die Landesverordnungen für ihr Land, so als geistliche Veranstaltungen unter die kirchliche Aufsicht; von einer andern Seite gehören sie, gleich einer Privatsache, nur für den Kreis ihrer Verfasser, und sind wie jedes Heiligthum der Religion zu betrachten, worin man jedem seine Freyheit lassen muß; nur von einer dritten Seite gehören sie vor die literärische Kritik. Diese hat demnach folgende Regeln zu beobachten:

1) sie nimmt jeden Katechismus aus den oben angegebenen Gründen als eine erfreuliche Erscheinung mit freundlichem Blicke auf, und gesteht gern jedem Verf. die Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Ganges für seine Lehrlinge zu;

2) sie sucht den Verf. in Absicht seines Zwecks zu verstehen, und allenfalls mit sich selbst zu verständigen, und gibt dem Publicum die Klasse an, unter welcher sie ihn seiner Tendenz nach rechnet;

3) nur einen solchen, welcher sich anmaßte, andern sich aufzudringen, müßte sie aufs schärfste, bis auf jedes Wörtchen, literärisch censiren, weil es hier eben so der Freyheit der Wissenschaft (der Religionsmethodik), als der Lehre gilt.

So lange man nicht mit diesen Regeln im Klaren ist, befindet man sich in Gefahr, willkührlich und subjectiv statt objectiv gesetzlich zu richten, und der Recensent maßt sich alsdann selbst an, das von ihm erwählte Lehrbuch andern aufzudringen, er greift also selbst in die Freyheit der Lehre und der Wissenschaft ein. Lob und Tadel wird alsdann völlig willkührlich; wie auch schon die Bemerkung lehrt, daß man jeden Katechismus, so gut er auch sey, tadeln, und jeden noch so schlechten loben kann; der Grund davon liegt vor. Nach unsern Grundsätzen kann aber der Rec. nur in sofern tadeln, oder loben, als der Katechismus das in seiner Art leistet, was er verspricht. Denn auch selbst eine Ansicht des neueren, oder eine des älteren theologischen Systems vorzuziehen, kommt ihm hier nicht zu, wo er die religiöse Freyheit jedem zuerkennen muß; so wenig, als er einen socinianischen Katechismus darum tadeln darf, weil er kein lutherischer, oder kein reformirter, oder diesen, weil er nicht jener, oder einen christlichen, weil er kein jüdischer ist, und umgekehrt. Diese Grundsätze nun mögen den Rec. in der Anzeige folgender Lehrbücher leiten. Wir fangen mit einem der ausgezeichnetesten unter den neuesten an.

Grundlegung zu einem auf das Gewissen und auf die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre. Zum Gebrauch in Schulen, in Privatanstalten und für die häusliche Erziehung; überhaupt für Verehrer Jesu aus allen Confessionen, die sich im Besitze der moralisch-religiösen Wahrheit befestigen wollen. Von G. A. Gruner. Erster Lehrgang. (XII. und 152.) Zweyter Lehrgang (XVII. und 187. Frankfurt bey Mohr, und Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1808. (1 fl. 30 Kr.)

Der verdienstvolle Verf. erkennt die Verschiedenheit der Ansichten an, wornach die Lehrer verfahren müssen, und legt mit Bescheidenheit die seinige vor. Der erste Lehrgang für Kinder von 8 — 12 Jahren, enthält eine gute Auswahl von Bibelsprüchen und biblischen Beyspielen mit kurzen Sätzen, welche sich zu einem Ganzen vereinigen, und mit den Begriffen in das Gedächtniß niedergelegt werden sollen. Er gehört zu den methodischen Lehrbüchern. Der zweyte Lehrgang befolgt mit dem ersten dieselbe Ordnung, aber er gibt eine ausführliche Belehrung. Die Ordnung ist folgende: Jesus Christus der Lehrer von Gott; der Mensch; Gewissen, Freyheit, Gesinnung, Neigung, Sinnlichkeit ꝛc; die Pflichtenlehre. Hierauf die Religionslehre, die Erhabenheit und die Eigenschaften Gottes; der Mensch als Gottes Ebenbild; Vorsehung ꝛc. Sinnesänderung; Gebet; Unsterblichkeit. Die Pflichtenlehre ist am weitläuftigsten abgehandelt.

Im Einzelnen fanden wir einiges, das sich bey dem mündlichen Unterricht noch leicht berichtigen läßt, z. B. S. 30 fg. die Gesinnung, die nicht der Handlung überhaupt, sondern als innere der äußeren gegenüberstehen dürfte; eine festere Begründung der Pflicht der Wahrhaftigkeit (§. 78.); die noch mehr herauszuhebende religiöse Seite der Dankbarkeit (§. 84.); überhaupt aber die schärfere Unterscheidung zwischen Tugendlehre und Pflichtenlehre; inwiefern Jesus mehr ist, als der erste unter den Weisen. Der zweyte Lehrgang enthält schon in den ersten §§. eine Reflexion im Religionsunterrichte, welche selten dem Alter von 12 Jahren schon zuträglich ist. Ueberhaupt wird die Religion auf die Moral gegründet, und zwar durch Reflexion nach dem Verfahren der kritischen Schule. Es mag seyn, daß der Verf. grade in seinem Kreise dieses Verfahren nützlich findet, im Allgemeinen widerspricht es der wahren Methode. Der zweyte Lehrgang gehört aber auch nicht sowohl unter die eigentlich methodischen, als vielmehr unter die thetischen und erläuternden Lehrbücher. Der Verf. gibt ihm auch diese Bestimmung selbst, theils durch den Titel zur

Befestigung im Besitze der moralisch religiösen für Verehrer Jesu aus allen Confessionen, theils durch die ausdrückliche Erklärung in der Vorrede, daß er diese Lehre wissenschaftlicher zu behandeln suche, als bisher geschah. In der reichen Auswahl von Sprüchen, wo wir nur wenige vermissen, (z. B. Ps. 73, 25—26. Ps. 34. 9. 1 Joh. 2, 17. wären für die Rubrik III. S. 119. angemessener gewesen), gibt er dem Lehrer die biblischen Materialien an die Hand, und in dem Reichthume von psychologisch-moralischen Erörterungen des zweyten Lehrgangs entwickelt er ihm rationale Lehren, die ihm bey seinem Unterricht trefflich dienen werden. Auch der Geist und die Wärme, womit der Verf. durch die Gründe der praktischen Vernunft die Lehren des Christenthums zu unterstützen sucht, müssen den Lehrer, der dieses Buch gebraucht, in seinem Geschäfte stärken, und die Schüler des Verf., die das Buch zur Widerholung lesen, oder auch andre junge Christen, müssen sie, ihr tieferes Nachdenken unterhaltend, in ihrer Religion aufklären und befestigen.

Abriß der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichsten Hülfskenntnisse. Zweyte Abtheilung, welche die bey dem Religionsunterricht nothwendigsten historischen Kenntnisse enthält von J. W. H. Ziegenbein, Consistorialrath und Superintendent zu Blankenburg. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1808. (X. und 361.) (1 Thlr.)

Gründlich, gelehrt, und ausführlich werden hier die historischen Kenntnisse mitgetheilt, welche für den gebildeten Christen ein Interesse haben. Fast mehr für den Schüler der Theologie als der Religion. Indessen dienen sie doch auch diesem, um die christliche Religion von außen zu würdigen und gegen Einwürfe zu behaupten. Besonders bezweckt der Verf. bey den Protestanten die Werthschätzung ihrer Religion. Wir können zwar nicht mit dem würdigen Manne einstimmen, daß

diese Hülfskenntnisse zum Religions-Unterrichte nothwendig seyn: allein wir halten sie doch für viele nützlich, und wir müssen dieses Buch in der Klasse derjenigen, die durch erläuternde Materialien mittelbar zum kirchlichen Religionsunterricht dienen, für eins der trefflichsten Handbücher anerkennen. Bloß einen Theil des lutherischen kleinen Katechismus erläutert:

Die zehn Gebote nach dem Bedürfniß der Landjugend erklärt und dargestellt von H. E. Zipperlein, evangel. luth. Schullehrer zu Nauheim. Gießen bey Krieger 1809. (112 S.) (27 kr.)

Diese kleine Schrift verdient wegen des reinen Eifers, der den schüchternen Verf. zur Herausgabe derselben antrieb, und wegen der verständigen Religiosität eine rühmliche Erwähnung. Die Behandlung hat viel Einfachheit, Richtigkeit und Popularität; im Einzelnen müßte einiges verbessert werden, z. B. S. 19. das Verdammungsurtheil über einen, in der Verzweiflung verstorbnen Meineidigen. — Solche homiletische Erklärungen der Gebote dienen freylich nicht mehr dem gebildeteren Lehrer, aber für den gemeinen Manne und wie den gewöhnlichen Schullehrer ist es ein nützliches Buch zur Erklärung seines kleinen Katechismus.

Unterricht im Christenthum für Kinder, die das erstemal zum heil. Abendmahl gehen. Von J. G. Döring, Pfarrer zu O. und N. Ottendorf. zweyte Auflage. Leipzig bey Solbrig. 1808. (63 S.) (2 gr.)

Obgleich die Ordnung des Lutherischen kleinen Katechismus nicht beybehalten ist, so gehört es doch nicht zu den methodischen Lehrbüchern, sondern zu denen, die unmittelbar den kirchlichen Katechismus erläutern wollen. Ob dieses überall mit Glück geschehen, da die Terminologie aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. bis auf die angehängten Beichtformeln beybehalten worden, lassen wir dahin gestellt seyn. Unter

diese Klasse gehören auch die Lehrbücher, welche zu Erläuterung andrer (methodischer) Katechismen dienen, als eins der vorzüglichsten führen wir hier an:

Hülfsbuch bey dem Gebrauche meines Unterrichts im reinen Christenthum für diejenigen, die eine Erläuterung desselben wünschen, oder derselben bedürfen, von K. H. Raßmann, Prediger in Braunfels. Giessen und Darmstadt bey Heyer 1807. (231 S.) (1 fl. 20 Kr.)

Es leistet vortrefflich, wozu es bestimmt ist; der Katechismus von Hn. Raßmann hat 1805 eine zweyte Ausgabe erhalten.

Zu den methodischen Katechismen rechnen wir folgende:

Katechismus der christlichen Lehre in Grundsätzen des Denkens und Handelns zum Auswendiglernen für Kinder von 7—14 Jahren in zwey Lehrgänge und 50 Wochenlectionen geordnet. Zweyte verbesserte und vermehrte Aufl. Hirschberg. Thomas 1809. (X. und 151 S.) (5 gr.)

So wie der Verf. Hr. Pred. Hoffmann in Schmiedeberg, in der Vorrede erkennt, daß die Religion ganz individuell das Herz in Anspruch nehmen müsse, und daß man im Jugendunterricht wegen der Rücksicht auf die künftige Zeit immer etwas Dunkles in den Sentenzen, die dem Gedächtnisse zu übergeben seyen, zulassen möge, (grade so urtheilt J. G. Müller in der oben angeführten Schrift), so befolgt er dieses auch in der Ausführung. Eben so sagt er, daß dieses Lehrbuch die Kinder nicht soll über Religion raisoniren lehren, und dieses hält er auch. Er geht von dem kindlichen Gefühle aus, hält den Offenbarungsglauben mit frommem Sinne fest, und läßt die Lehren in religiösen Monologen aussprechen. Sein Gang ist: Betrachtungen über die geistige Natur des Menschen (doch nicht ganz consequent mit etwas mehr Reflexion im ersten

Cursus als für Kinder von 7—10 Jahren gehört); Gott; Christus; Unsterblichkeit; Pflichten. Der zweyte Lehrgang führt weiter ins Kirchliche ein, z. B. er hat die Trinitätslehre rc. Ein Anhang enthält fromme Kinderbetrachtungen rc. und zuletzt den Lutherischen kleinen Katechismus.

Kleiner Katechismus rc. in Fragen und Antworten; nebst passenden Bibelsprüchen und Liederversen. Zum Gebrauch in Volksschulen und bey der Confirmation von Chr. A. Hoffmann, erstem Pfarrer zu Großenlinden im Großherzogth. Hessen. Giessen Tasche und Müller. 1808. (88 S. brochirt 6 Kr.)

Nach einer kurzen Einleitung von der Bestimmung des Menschen zur Gottähnlichkeit: die Lehre von Gott; von dem Menschen, mit den religiösen Pflichten; von der Sünde; von Jesus und seinen Anstalten; von den Engeln. Die Fragen sind weniger katechetisch, als Merkzeichen des Ganges. Die Erklärungen sind deutlich; nicht alles Kirchliche ist angegeben, z. B. die Trinitätslehre ist übergangen; es zeigt sich eine Hinneigung zur natürlichen Ansicht der positiven Lehren; mitunter kommen Reflexionen vor, die nicht grade zum Religiösen führen, z. B. daß wir wissen, daß ein Gott sey, nützt uns dazu, daß wir auf jemand vertrauen können, wenn wir unglücklich sind, und weil sonst Frömmigkeit und Tugend selten ausgeübt würden; im Ganzen sucht der Verf. durch Aufklärung des Verstandes das Christenthum dem Herzen zu übergeben.

Christlicher Religionsunterricht für die Jugend besonders für Confirmanden. Herausgegeben von J. W. Lichthammer, Pfarrer bey der Stadtgemeinde zu Darmstadt. Darmstadt. 1809. (44 S.) (12 Kr.)

Einleitung; von Gott; von dem Menschen; von Jesus dem Erlöser; Unsterblichkeit rc; Glaube an Jesum rc; die christlichen Pflichten; Taufe und Abendmahl. In Frage und

Antwort, doch mit eingeschobnen Sätzen, abgefaßt, also mehr zum Abfragen wie zum katechetischen Erfragen, welches Letztere auch nie in einem Katechismus vorkommen kann. Sprüche und Liederverse sind beygefügt, die Tendenz ist mehr biblisch, als kirchlich; man erkennt im Ganzen einen geübten, mehr auf das Herz wirkenden Religionslehrer.

Um auch die deutsche Literatur in einem entfernten Lande in dieser Hinsicht nicht ganz zu übergehen, zeigen wir noch an:

Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte. Mit Bewilligung der kayserl. Censur-Comittee. St. Petersburg. 1807 Gedruckt bey der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften. (54 S.)

Ein kurzer Leitfaden für den Verf. und seine Schüler, wie er selbst erklärt. Einleitung; Religionsgeschichte; Pflichtenlehre; Religionslehre. Gegen manches ließen sich Erinnerungen machen, z. B. Christus erhob die Moral zur Religion; — er und seine Apostel wollten keinen eigentlichen Gottesdienst; — auch Luther machte die zehn Gebote zum ersten Hauptstücke des Glaubens. Auch die grade nicht religiöse Behandlung der Religionsgeschichte müßten wir rügen, worin nur von Luther noch mit einiger Wärme gesprochen, nicht so von Moses und Jesus und dergl. Man sieht wohl, daß die Ansicht der Kantischen Schule zum Grunde liegt, aber es fehlt ihre Consequenz. Die Bibelsprüche sind allegirt; dieses, und das Historische ist auch alles, was dieses Buch zu einem Leitfaden für die kirchliche Lehre machen kann.

Liturgie, was sie seyn soll, unter Hinblick auf das, was sie im Christenthume ist, oder Theorie der öffentlichen Gottesverehrung vermischt mit Empirie von Vitus Anton Winter, Professor an der Ludw. Max. Universität und

Stadtpfarrer bei St. Jodoch zu Landshut. München 1809. Bey Joseph Lindauer. 271 S. in 8. (1 fl. 30 kr.)

Es ist Pflicht der Kritik, bey der Schärfe des Urtheils, die von reiner Einsicht auf die Linie des Treffenden geleitet werden soll, sich ein Vertrauen zu erwerben durch Anerkennung des Vortrefflichen. Noch ist keine Theorie der öffentlichen Gottesverehrung von irgend einer Religionsparthey gesucht, vielweniger aufgestellt worden, unerachtet wir seit einem Menschenalter von liturgischen Formularen beynahe überschwemmt werden. Auch der gegenwärtige Schriftverfasser gibt uns noch keine reine, von Empirie gesonderte Theorie der liturgischen Anstalten. Aber er gibt uns ein Beyspiel von dem, was geschehen könnte, und hoffentlich bald erfolgen wird, noch wie keines bisher gegeben worden ist. Er lehrt uns, daß man bey liturgischen Verbesserungen von Grundsätzen ausgehen müße, um die sich bisher noch kein Verbeßerer sonderlich bekümmert zu haben scheint, und nimmt das Wort Liturgie in einer Umfassung, wie sie bisher noch kein Liturge wahrgenommen hat. Zwar ist der Ausdruck öffentliche Gottesverehrung bey weiten mehr, als eine Uebersetzung von dem Worte Liturgie, worunter man nur das Aeußere des öffentlichen Kultus begreift, in wie fern es die Erweckung und Belebung einer religiösen Gemüthsstimmung in der Gemeine zur Absicht haben kann. Aber so glücklich wie der, nach seinen Einsichten und Gesinnungen gleich ehrwürdige, und als Angehöriger einer Confession, die den Namen einer Reformation noch kaum ertragen lernte, doppelt achtungswerthe Verfasser seinen Gegenstand ins Auge gefaßt, so glücklich, wie er ihn zum Muster aller Confessionen bearbeitet hat, müßen wir ihm Dank wissen, daß er seinen Gedanken über Liturgie, was sie seyn soll, den gewichtigen Namen einer Theorie der öffentlichen Gottesverehrung beygefügt hat.

Wie muß sich jeder, dem die Beförderung der Religion, wie sie den Menschen ehrt, am Herzen liegt, von Herzen

freuen, einen Mann, der so schreiben konnte, in dem Doppelkreise einer vielumfassenden Wirksamkeit, als Lehrer an der Universität und als Seelsorger für eine Stadtgemeine zu erblicken, und so den Beruf zu dem, was er geschrieben hat, auf die glaubwürdigste Weise beurkundet zu sehen.

Der Verf. geht nach einer Vorrede, deren er nur in seiner Lage bedurfte, von dem Standpunkte aus, worin sich gegenwärtig die christliche Liturgie befindet. Ueber die katholische Liturgie läßt er einen Ungenannten von unbescholtener Orthodoxie in Kaplers Magazine sprechen. „Wie können, sagt dieser, mechanische Handgriffe, in einer, dem Volke völlig unverständlichen Sprache gemacht, der Religion und Kirche ein Ansehen geben, da sie beyde zur Verbesserung der Menschenherzen und zur Heiligung ihres Wandels bestimmt sind, und jene diesem doppelten Zwecke schnurgrade entgegen arbeiten?“ Von der protestantischen führt er Veillodters Zeugniß an, aus Wagnitz liturgischem Journale. „Es sind nur Umformungen, Ueberarbeitungen des Alten, was man an manchen Orten gibt. Nicht erfreuend bezeichnet so manche geschehene liturgische Reform der Geist der Aengstlichkeit, des Mangels an Vertrauen auf Empfänglichkeit für das Bessere, und auf die mächtige Kraft der Wahrheit.“

Dieses alles ist so wahr, daß, wenn es noch eines Zeugnisses für die bisherige Vernachläßigung der Liturgie bedürfte, man sich nur auf die unzähligen Orte in der Christenheit berufen dürfte, wo an liturgische Verbesserungen zu Zeiten noch mit keiner Sylbe gedacht worden ist.

Nicht bloß die öffentlichen Mißbräuche, Klingelbeutel, Kanzelproclamation, Absingen und Abbeten unverständlicher und unerbaulicher Formulare ꝛc. findet man noch in den meisten Kirchen der protestantischen, wie der katholischen Confession: auch für das Aeußere der kirchlichen Anständigkeit, hauptsächlich für das, was Menschen von Verstand und von Geschmack befriedigen sollte, ist noch so wenig gesorgt, daß man mit Recht sich nicht beschweren darf, wenn unsre Kirchen immer

mehr verlaßen, und die Religionsgebräuche insgesammt für einen schalen Ueberrest armseliger Gepränge angesehen werden.

Die Gemeinen in England, welche sich auf eigne Kosten Kirchen bauen, und Prediger unterhalten, sorgen wenigstens für warme Fußböden, wo möglich für Heitzung ihrer Betsäle im Winter, für das Piano et Crescendo ihrer Orgeln und Gesänge, für äußerst bequeme Sitze, und viele andre Dinge, deren unsere Theorie der öffentlichen Gottesverehrung bey aller ihrer Empirie noch nicht einmal Erwähnung gethan hat.

Seit 18 Jahren war unser Schriftverfaßer Vorstand verschiedener Kirchen. Er bekennt, daß es nicht in seinem und seiner Mitbrüder Kreise liege, eine neue Liturgie zu schaffen, sondern bloß die Geschaffene zu reinigen. Gleichwohl versteht er, die Sache von vorn anzugreifen, und aus der Beschaffenheit der Religion das Wesen der Liturgie herzuleiten. Ist Religion Sache des Verstandes, oder des Herzens? ist sie das eine mehr, als das andere? wie verhält sich die äußere Religion zur innern? wie entstand die äußere? kann der Verstand, wie das Herz, der Gebildete wie der Ungebildete der Sinnlichkeit entbehren? und wo sind die Gränzen, welche die Religion der Sinnlichkeit nicht überschreiten darf? Mit diesen Fragen eröffnet W. seine Theorie. Er geht dann weiter. Die Zwecke der öffentlichen Gottesverehrung sind 1) Belehrung. Der Gedanke, wie belehrend sinnliche Darstellung für den Menschen seyn könne, hätte noch mehr herausgehoben zu werden verdient. 2) Erbauung. Was Erbauung sey, setzt W. mit Rücksicht auf die, bisher darin gegebenen Begriffe sehr hell und klar auseinander, und zeigt hierauf, wie beydes, die Erbauung und die Belehrung öffentlicher Veranstaltungen bedürftig sey. 3) Verbrüderung der Menschen. 4) Weckung des Gemeingeistes. Diese beyden Ansichten des religiösen Cultus sind noch von keinem Liturgen gehörig ins Auge gefaßt worden. Es folgt daraus, daß die Theilnahme an öffentlichen Gottesverehrungen zu betrachten sey, 1) als Menschenpflicht, 2) als Christenpflicht, 3) als Bürgerpflicht; von welcher uns weder höhere Kultur, noch überhäufte Geschäfte, noch das angebliche Bedürfniß der Erholung, noch die Gebrechen des Gottesdienstes freysprechen können. Den Eltern, dem Staate, der Kirche ist es aufgetragen, für die Erfüllung dieser Pflicht zu wachen. Es folgt hierauf ein eigener Abschnitt über das gesunkene Ansehen der öffentlichen Gottesverehrung. Die Veranlaßungen dazu findet W. in der beunruhigenden Störung des Gottesdienstes sowohl außerhalb der Kirche, als innerhalb der Kirche. Von außen gibt es Lärmen, Getöse, Unanständigkeiten und Unschicklichkeiten mancherley Art; in der Kirche Klingelbeutel, Straßen durch die Kirche, Verkündigungen nach der Predigt,

wobey mit Ruhme der, im März 1803 in Frankreich gemachten Verordnung erwähnt wird, daß weder von einem Priester, noch Beamten in der Kirche etwas verkündigt werden solle, was mit der Religion in keiner nähern Beziehung steht; so wie auch ein großherzogl. badisches Edict vom 10ten April 1809 die Bekanntmachung politischer Gegenstände selbst auf dem Kirchenplatze nach Ausgang der Sonntagskirchen verbietet. Aufklärungswahn, Mangel an obrigkeitlicher Aufsicht und am guten Beyspiele der höhern Stände, übermäßige Schätzung des äußern Gottesdienstes, Gleichgültigkeit gegen innre Religion treten noch hinzu, das Uebel zu vergrößern, welches sich mit Klagen über Belehrungs- und Erbauungsanstalten endiget. Jetzt erst fängt der Verf. an, liturgische Grundsätze aufzuzählen, von denen die kirchlichen Anstalten ihre verbesserte Einrichtung zu hoffen haben. Schon die negativen Grundbedingungen einer guten Liturgie, die der Verf. anführt, erwecken ein günstiges Vorurtheil von seiner Beurtheilungsfähigkeit der Sache. Der öffentliche Gottesdienst, sagt er, fördre den Unglauben nicht, er weiße alle Fabeln zurück. Mit edler Freymüthigkeit rügt er bey dieser Gelegenheit die Gebrechen seiner Kirche, ohne darum alle Bilder und Statuen aus der Kirche verdrängen zu wollen. Der öffentliche Gottesdienst fördre den Aberglauben nicht, er dulde nichts, was vom reinen Lebenswandel abziehe und auf Pietismus, Bigotterie und Monachismus hinleite. Wir sollen, sagt W. zum Beyspiele, Gott in seinen Heiligen verehren. Heißt das aber Gott verehren, wenn man bey den, von ihm geschenkten Mitteln zur Linderung der Leiden vorübereilt, und die Altäre der Heiligen mit Wünschen, Bitten und Gelübden bestürmt, und wegzubeten strebt, was man sich durch Gebet erst recht empfindlich macht, ohne irgend eine natürliche Hülfe zu gebrauchen. Heißt das Gott verehren, wenn man sich der beschwerlichen Tugend überhoben glaubt, in dem Glauben, daß Gott auf die Fürbitte der Heiligen uns doch zuletzt die Seligkeit schenken werde? Und um nicht parteyisch zu scheinen, setzt W. hinzu: „haben nicht die Protestanten so wie die Katholiken, um nur Einen Punkt zu berühren, in vielen Ländern bey der Taufe die Exorcismen, mit denen jene, wie diese, dem Teufel recht zu Leibe gehen, ihn aus den lebendigen und leblosen Geschöpfen zu verjagen?“ Der öffentliche Gottesdienst gebe dem Mechanismus keine Nahrung. Vom ersten Unterrichte der Kinder an bis zur passiven Frömmeley der Erwachsenen ist alles Mechanismus, geistlose Widerholung der nämlichen Dinge, die dem Verstande nichts zu denken, dem Herzen nichts zu fühlen geben, anstatt daß die Beschäftigung der Sinnlichkeit den Geist erwecken, und das Herz erwärmen sollte. Der

öffentliche Gottesdienst verdränge den Eigennutz, er begünstige nie die Meinung, daß Tugend, welcher Art sie auch sey, um des Vortheils und des Genußes willen, des gegenwärtigen oder zukünftigen, geübt werden müße. Der öffentliche Gottesdienst beleidige nicht die guten Sitten. Processionen, Wallfahrten, elende Kirchenmusik gaben bisher Stoff genug zu Anstößigkeiten, er beleidige nicht den guten Geschmack, er verschmähe alle Ueberladung und alle zu große Länge. Positive Grundbedingungen einer guten Liturgie sind: 1) Bedeutung. Keine Gebräuche, die sich nicht selbst erklären, keine Ceremonie, die nicht sinnvoll sey, kein Bild, was nicht sprechend wäre, keine Handlung, die ihre Beziehung nicht mit sich führe. 2) Popularität. Die Masse der Menschheit ist und bleibt auf immer das Volk. Kein schulgerechtes Wissen, keine schwindelnder Aufschwung erbaut. Edle Einfalt fordert der Kirchenstyl. In verständlicher Sprache, und in der Schule der Beyspiele herrscht die Popularität. 3. Zweckmäßigkeit. Alles Zweckwidrige sey aus der Kirche verbannt. Der arme Lazarus, der verlorne Sohn, der Reisende zu Jericho verdränge den heil. Johannes, welcher Beichte hört. Kein Dreyeck, keine Taube verwirre die Begriffe von der Gottheit. 4) Gründlichkeit. Nicht bloß das offenbar Falsche, auch das Unerweisliche finde keinen Eingang mehr in das Gebiet der Gottesverehrung. 5) Aesthetische Kraft. Die Kirche ist Lehrmeisterin der Menschen durch mündlichen und bildlichen Unterricht. Ihre Heiterkeit verkünde Licht, ihre Anmuth und Schönheit die Wollust edler Gefühle, ihre Darstellungen das liebenswürdige der Tugend. Der Vortrag stimme mit den Umgebungen überein. Das Gebetbuch kleide sich in Herzlichkeit des Ausdrucks, und verbinde Nachdruck mit Einfalt. Die Harmonie der Töne, das Werk des Pinsels und des Meissels spreche Veredlung der Menschheit aus. 6) Mannigfaltigkeit. Das Einerley ermüdet. Die erhabensten und schönsten Gegenstände, die höchsten Feyerlichkeiten verlieren ihre Wirkung durch die erkaltende Macht der Gewohnheit. Besonders bedarf der belehrende Gottesdienst der Sorge für Abwechslung. Aber man vermische damit nicht den ewigen Wechsel der Formen und des Geschmacks, der von Leichtsinn und Laune erzeugt wird, aus unüberlegter Nachsicht gegen Menschen von vermeintlicher Verfeinerung. 7) Einheit. Nicht die Räder, sondern ihr wechselseitiges Eingreifen erhält die Uhr im Gange. Disharmonie in Lehre und Bild, in Wort und That ist Beleidigung nicht nur des Geschmacks, sondern auch der Vernunft. Wie wenig, sagt Veillodter, bilden unsre kirchlichen Gottesverehrungen auch nach manchen neuen Liturgien ein schönes, auf einen wirksamen Eindruck berechnetes Ganze. Da im Gegentheile, möchten wir hinzusetzen, eben

die Verbeßerungslust ohne Sinn und ohne Takt, die neuen Lappen auf das alte Tuch zu Zeiten solche schreyende Abstiche hervorgebracht hat, daß man sich über die Mißfälligkeit ihrer Aufnahme beym gemeinen Menschenverstande nicht beschweren darf. Für das Uebereinstimmende hat der Mensch von der Natur einen ordnenden Sinn von unzerstörbarer Festigkeit erhalten. Wer ihn besitzt, der kann des Beyfalls seiner Zuschauer und Zuhörer versichert seyn, er mag thun, was er will, und wer ihn untergehen ließ, der wird oft von dem niedrigsten aus dem Volke an seine schwere Vernachläßigung gemahnt. Den Beschluß unsrer Liturgik macht ein Abschnitt, welcher Vorsichtsregeln bey der Umbildung kirchlicher Einrichtungen ertheilt. Der Reformator soll das Zutrauen und die Liebe seiner Gemeine besitzen, nicht sich das Ansehen geben, als wenn er über den Pöbel wegsehe, nicht mit Neuerungen anfangen, und sich dadurch den Weg zu allen Verbesserungen verschließen, vielmehr die Menschen erst für die Idee des Beßern empfänglich machen, die Abstufungen der Gemeine und besonders die Classe berücksichtigen, die das Anstößige oft nur zum Vorwande ihrer Gleichgültigkeit gegen die Religion benutzt, die minder gebildete, aber zahlreichere Classe streng im Auge behalten, und die Kurzsichtigen von den Einsichtsvollen unterscheiden, allen Schein der Neuheit vermeiden, hauptsächlich die Ankündigungen der Reformen, allmälig aber unermüdet vorwärts schreiten, und nie auf einem Punkte stehen bleiben. Dieses ist der reichhaltige Inhalt des vorliegenden Werks. Wenn wir hinzusetzen, daß der achtungswürdige Verfasser die Sprache in seiner Gewalt habe, und der guten Schreibart mächtig sey, (kleine Sprach und Druckfehler wie: hinaufglimmen, entloffen verdienen nicht dagegen angeführt zu werden), daß er mit seiner durchdringenden Einsicht eine seltne Belesenheit verbinde, und durch seine Schrift auch solche Leser, die keine Liebhaber von Theorien und Systemen sind, befriedigen werde, mit einem Worte, daß jeder Mann von Geist und Herz sich seiner Bekanntschaft erfreuen, und ihn bey jeder Annäherung immer mehr ehren und lieben lernen werde, so glauben wir die reine Wahrheit angezeigt zu haben.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Zweytes Heft.

Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens von Kajetan Weiller. Erster Theil. 1808. S. XIV. 224. München, bey Ernst August Fleischmann. (1 fl. 30 kr.)

Der Verfasser ist, gemäß der Vorrede, der Meinung, daß der Aberglaube und Unglaube, die zwey ewigen Todfeinde der Menschheit, sich jetzt die Hände bieten; der Unglaube habe zuerst jeden höheren Sinn vernichtet, und nun komme auch noch der Unglaube mit seinem Unsinn angezogen. Die einzige Rettung vor diesem Unheil findet er in dem Glauben, welchen er durch Philosophie und Geschichte nachzuweisen gesonnen ist. Dieser erste Theil soll die Grundideen zur unbefangenen Würdigung der Urgeschichte aufsuchen. Es wäre sehr gut gewesen, wenn der Verf. die Physiognomie des Aberglaubens unserer Zeit etwas kennbarer gemacht hätte, weil es ein ungewöhnlicher Vorwurf ist, den nicht viele ihm auf das Wort glauben werden. Ueberhaupt hält Rec. unsere Zeit nicht für so schlimm, als Hr. W., vielmehr glaubt er, daß eine viel bessere Zukunft durch sie vorbereitet werde; der Glaube an den Werth vieler veralteten Formen ist zwar verschwunden, aber nicht der an das Uebersinnliche und Ewige. Man muß die Menschen nur nicht

nach Begriffen construiren, sondern im Leben und nach allen ihren Seiten betrachten, wo sie lange nicht so un- oder abergläubig erscheinen, als Hr. W. sie dafür hält. Gesetzt aber, sie wären wirklich so ausgeartet, und so ganz vom Wege des wahren Glaubens abgekommen, so werden sie nicht dadurch zurückgeführt, daß man sie mit dem Ursprung des religiösen Glaubens bekannt macht. Denn Unwissenheit kann der Grund des vermeinten Uebels nicht seyn, da vielmehr eben das überwiegende Streben nach klarer Auffassung aller Dinge in Begriffen unserer Zeit zum Vorwurf gemacht wird, und es nicht unwahrscheinlich ist, daß das viele Reden von Religion und Religiosität zu jenem Indifferentismus nicht wenig beygetragen habe. Der Hauptsitz des Uebels, wenn ein solches vorhanden ist, liegt zunächst in der besonderen Beschaffenheit unserer Staateneinrichtungen, in unserer öffentlichen und privaten Lebensweise, Verhältnissen und Umständen, die in lezter Instanz unter einer höheren, als menschlichen Leitung stehen, und wobey es nichts einseitiges gibt, sondern alles in innigster Wechselwirkung steht. Doch hebt dieß die Verbindlichkeit nicht auf, daß ein jeder seinem Berufe und seiner Ueberzeugung gemäß dem Uebel zu steuern suche, und in dieser Rücksicht verdienen die Absicht und das Wirken des Verf. alles Lob. Wir wollen sehen, wie er seinem Gewissen Genüge zu thun gestrebt habe. Die Schrift ist in mehrere Abschnitte, aber nicht nach logischen Regeln, abgetheilt, und die Ueberschriften sind nicht selten eben so lakonisch, als sonderbar gewählt. Dem Ganzen ist eine große Einleitung mit folgenden Abtheilungen vorausgeschickt. I Menschengeschichte. Der Verf. glaubt, in jedem Menschen wären der Naturen unzählige versammelt, und es hänge nur von seiner Wahl ab, welche vorherrschen solle; er könne ein Raubthier oder ein Mensch, ein Nero oder ein Socrates werden, (S. 6.); der Mensch mache sich seine individuelle Natur, und sein eigenes Schicksal; aus seinem freyen Willen stamme alles Gute und Böse. Rec. ist ganz der entgegengesetzten Ueberzeugung, daß es nämlich am wenigsten von

jedes Menschen freyem Willen abhänge, was er für ein Wesen sey, sondern daß der freye Wille nichts anders vermöge, als das, was ein jeder ist, zu entwickeln in angemeßener Form; jedes Menschen Charakter ist ursprünglich individuell, und vor allem Zeitleben schon bestimmt; darauf führt die Philosophie und die Beobachtung der menschlichen Naturen. Der scharfsinnigste Kenner des Menschen, der platonische Sokrates, hat diese Wahrheit bey vielen Gelegenheiten auf das deutlichste ausgesprochen: z. B. im Phädros sagt der Mythos vom Zuge der Götter nichts anders, als daß jedem Menschen sein Charakter nicht erst im Laufe des Lebens entstehe, sondern ihm ursprünglich beywohne; im Jon beweist er, daß jeder Mensch nur in einer Kunst vollkommen seyn könne. Die phoenizische Geschichte, welche er im dritten Buche von der Republik erzählt, und die Art, wie er im vierten Buche die Gerechtigkeit bestimmet, stimmen ganz damit überein. Wer aber aus höheren Einsichten dieß nicht zu fassen vermag, den muß ein Blick auf die Weltgeschichte davon überzeugen, wo die großen Verschiedenheiten unter den Charakteren im Ganzen, wie im Einzelnen unverkennbar sind; Zeiten, Klimate, Völker, Stämme und Familien, Geschlecht, die Virtuosen in Künsten und Wissenschaften, und die Heroen von jeder besondern Art sind die unwidersprechlichsten Beweise von der willkührlosen Begränzung der menschlichen Naturen. II.) Gewöhnliches Misverstehen der Geschichte. Viele Worte ohne Noth! S. 12. scheint der Verf. wieder eine individuelle Natur in jedem Menschen anzuerkennen, und widerspricht daher dem, was er S. 5 und 6 darüber sagte; doch hat weder dieses, noch jenes auf den übrigen Inhalt der Schrift einen besondern Einfluß. Zur Geschichte eines Menschen rechnet er nicht bloß das, was der Mensch sprach und ausführte, sondern durch das, was er zu denken und zu beschließen oft strebte, ohne es auch nur bis zu diesem Denken und Beschliessen gebracht zu haben (!). Wie lernt denn der Geschichtforscher dieß kennen? Wahrscheinlich durch Psychologie. — III.) Der

Mensch im Menschen. Unsere Zeitgenossen erhalten hier harte Vorwürfe über die Vernachlässigung der Kenntniß des Menschen und seines Werthes, (S. 16.) indem sie ihn zum Thier degradirt hätten. Die Thierheit im Menschen wird sein Wesen, sein Fundament genannt, worin das Höhere und Edlere gepfropft sey. Dieser Abschnitt ist mit vieler Wärme und Wahrheit abgefaßt; das Höhere im Menschen ist mit Eifer und Enthusiasmus in Schutz genommen gegen die Herabwürdigung desselben zur Thierheit, nur zu weitschweifig und breit. Was aber der Verf. von der Denkart sagt und folgert, welche bloß eine zeitliche Bestimmung für den Menschen annimmt, ist übertrieben; denn eine solche Denkweise nimmt das System der blosen Verständigkeit an, und ist entweder epikureisch oder aristippisch. Der vollendete Epikureismus ist immer sehr verständig und menschlich, wie beyde genannte Systeme bewiesen haben, oder, waren es vielleicht jene Völker nicht, welche ganz im Endlichen und für das Endliche lebten, die Griechen und Römer? Der Verf. schildert die Fehler der Zeit nach Begriffen, nicht nach der Wirklichkeit, obgleich er selbst nicht glauben kann, daß es so schlimm mit dem Unglauben der Zeit stehe, da er S. 36 und an mehreren andern Stellen immer versichert, nur die Theorie sey ungläubig, nicht das Gefühl und Gemüth, aus welcher doch die Lebensweise jedes Menschen folgt. IV.) Auch Vernunft also, und Gefühl, und nicht bloß Empfindung, Phantasie, Verstand und Begierde. Hier wird der Grund des Glaubens an die Realität der übersinnlichen Gegenstände aufgesucht. Was wir schon oft von dem Verf. hören mußten, und nie glaubten, müssen wir hier wieder hören, daß der Verstand und die Phantasie an die Empfindung und Wahrnehmung gebunden seyen. Die Phantasie kommt am schlechtesten weg, er spricht in den gemeinsten Ausdrücken von ihr, in Ausdrükken, welche die Phantasie immer bey Darstellungen verschmäht. S. 51 und folg. wird das Verhältniß der Ideen zu den Begriffen bestimmet, wo manche Wahrheiten vorkommen; aber

das Grundverhältniß, daß beyde in letzter Instanz Eins seyen, hat er nicht berührt; er setzt sie vielmehr unendlich verschieden. Eben so falsch ist es, daß die Idee ganz einfach sey, (S. 54.) sie ist Einheit und Vielheit zugleich, jede Idee ist die Einheit einer unendlichen Vielheit. Nebst dem muß der Leser noch weitläufig sich sagen lassen, daß die höhere Welt in uns nicht erfunden, sondern gefunden werde, daß wir sie durch eine ursprüngliche Stimme vernehmen, durch Fühlen; das Gefühl gebe uns aber nicht das Wesen selbst, sondern nur die Nachrichten davon zu erkennen (S. 66.), die Vernunft spreche aber die Offenbarungen davon aus. Die Beantwortung der Frage: ob die Vernunft Glauben verdiene, würde ihm ein jeder gern erlassen haben. V. Selbstbegreifen. Hier hätte der Verf. das Verhältniß des Verstandes zu den ursprünglichen Vernunftwahrheiten angeben sollen; allein er hat den Verstand verkannt. Dieser soll und kann das Wesen der Vernunft eben so wahr in Begriffen auffassen, als es an sich ist; es ist dieß seine eigenthümliche Bestimmung. Durch das Medium des Verstandes wird alles erst unser Eigenthum. Man hat daher nicht Ursache, weder den Verstand, noch seine Erzeugnisse so sehr herabzusetzen gegen die sinnlichen Wahrnehmungen und Ideen, beyde wären ohne den Verstand blind. Daß Letztere aber keine besondere Quelle der Erkenntniß rücksichtlich des Inhaltes sey, ist längst anerkannt, und bedarf keiner so redseligen Erinnerung. Die Unterscheidung zwischen Verstehen und Begreifen ist unwesentlich und nichtig. (S. 84.) Der Stoff ist unabhängig von Verstehen und Begreifen, er wird aber durch den Verstand begriffen und verstanden. VI. Was sagt die Geschichte dazu? Der Verf. will nun in der Geschichte die Strahlen des höheren Lebens, d. h. des religiösen Glaubens aufsuchen. Rec. ist zwar auch der Ueberzeugung, daß alles der Menschheit Wesentliche auch in der Erscheinung, in der Geschichte sich müsse nachweisen lassen: allein er weiß auch, daß man das schon in sich müsse aufgefunden haben, was man außer sich als reell anerkennen soll; er

kann es daher nicht billigen, daß man in unsern Zeiten die wichtigsten Gegenstände fast lediglich zu historischen Studien macht; man erspart sich zwar damit viele Mühe, und wird gewißermaßen handgreiflich; bleibt aber immer oberflächlich und gibt der Willkühr grosen Spielraum; wissenschaftliche Begründung und Geschichte müssen sich parallel gehen, und wechselseitig bestätigen. Nach dieser Vorbereitung geht der Verf. zur Darstellung seines vorgenommenen Gegenstandes über. 1) Der Mensch zu ebener Erde. 2) Die Menschen zu ebener Erde. Beyde §§ hätten gar wohl vereinigt werden können; in jenem wird der einzelne Mensch in dem sogenannten Naturstande betrachtet, wo er dem Thiere gleich ist; in diesem wird gesagt, daß auch mehrere Menschen in Gesellschaft sich nicht aus dem Zustande der Thierheit herausarbeiten können. 3) Trieb die Erde selbst den Menschen über die Ebene hinaus? Daß der rohe Naturmensch sich nicht selbst auf den Weg der Cultur verholfen habe, wird sehr anschaulich und überzeugend dargethan. 4) Die Vernunft erwacht nur wieder durch Vernunft. „Der Mensch kann nur unter den Menschen, die zu ihrer Menschheit schon erwacht sind, ebenfalls zu seiner Menschheit erwachen," ist der Hauptsatz dieses §. Das nämliche wiederholt § 5. Im § 6 wird dem Himmel das Verdienst der Erhebung des Menschen zur Menschheit zugeschrieben. 7) Offenbarung. (S. 144.) „Wundervoll mußte uns zuerst die höhere Macht berühren, um uns zu unserm höheren Daseyn aufstehen zu machen." „Durch das Wort, durch das gehörte, oder durch das gesehene, erwachen wir zu unserer Menschheit, wie durch den bloßen Schall, und durch die übrigen bloß körperlichen Regungen zu unserer Thierheit." (Was das wohl für eine Sprache gewesen seyn mag, welche Gott mit den Menschen sprach, daß dadurch sogleich das Höhere in ihnen erwachte, und von nun an unaufhaltsam fortwirkte. Nachdem Hr. W. die ganze Menschheit zum voraus tief genug herabgesetzt, und dem Thiere ganz gleichgesetzt hatte, so konnte er freylich nicht an-

ders, als seine Zuflucht zu einer besonderen göttlichen Offenbarung nehmen; obgleich Rec. nie glaubt, daß eine ähnliche Offenbarung an die, dem Menschen im Naturstand gleichgesetzten Thiere von irgend einem Erfolge seyn würde. Aber wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß alle Menschen ursprünglich so dumm, wie die Thiere seyen? Warum hat denn der Verf. nicht zuvor diejenigen widerlegt, welche dafür halten, daß die Menschen, oder wenigstens ein Theil derselben, ursprünglich und von Natur aus, wie durch Instinkt, und zwar aus angeborner menschlicher Kraft, vernünftig gewesen, von denen alles Licht über die ganze Erde sich verbreitet habe? Was auf Erden je war und seyn wird, davon muß sie auch von Ewigkeit die Möglichkeit in sich begriffen haben. Die Annahme einer besondern Offenbarung entzweyt die Vernunft, und unterliegt allen den Schwierigkeiten, welche man von jeher gegen dieselbe vorgebracht hat, und mit allen Rechte vorbringen kann. Die Geschichte, welche der Verf. für sich als Zeuge anführt, reicht nicht soweit, um so etwas zu bestätigen.) 8. Offenbarung und Vernunft. S. 158 wird Offenbarung so definirt: „sie ist die übermenschliche Einleitung und Fortführung einer zwar menschlichen, aber ohne diesen höheren Einfluß in der Menschheit doch nie möglichen Begebenheit.“ 9. Historischer Glaube. Die factischen und psychologischen Gründe, welche der Verf. für seine Meinung anführt, lassen sich eben so ungezwungen auf andere Weise deuten. Um die Ursprünglichkeit des religiösen Glaubens darzuthun, hat man nicht nöthig, zu einer besonderen göttlichen Offenbarung seine Zuflucht zu nehmen. 10. Entschiedenheit. Der Verf. meint, das Factum der Offenbarung wäre entschieden gewiß, nur nachher erst wäre ein Zweifel daran möglich. Allein diese Gewißheit stammt nicht von außen, sondern von innen, weil das Bewußtseyn der Realität des Uebersinnlichen wirklich das Gewisseste für den Menschen ist. 11. Positiver Glaube. S. 170. Die Offenbarung wird eine Mittheilung positiver Wahrheiten und Gesetze genannt, welche wie durch keine Anstrengung mit unserer Vernunft erreicht hätten. Doch beugt der Verf. vielen

möglichen Mißverständnißen auf eine gute Art dadurch vor, daß er S. 171 und folgg. beysetzt: „Gott spricht immer auch in und durch uns; wie könnten wir ihn sonst vernehmen? wie seine Stimme von einer fremden unterscheiden?“ 12. Alle Elemente zeigen sich. Hier erfahren wir auch den Grundbegriff der Religion: „Gott, Vorsehung, Tugendpflicht, Hoffnung einer, unserem Verhalten entsprechenden Zukunft.“ 13. Religion eine Erfindung? Hier wird die, schon oben § 10 angeführte und mit der ersten Offenbarung verbundene Gewißheit weiter ausgeführt. Dann heißt es weiter: „die religiösen Wahrheiten offenbaren sich dem Gefühl, und gewähren die größte Gewißheit.“ Allein oben §. 7 hieß es, durch das Wort und die Rede würden sie mitgetheilt; wahrscheinlich soll durch die Rede erst das Gefühl angeregt werden. 14. Ein Gott. „Das große Grunddogma von einem einzigen Gott war es, wodurch die weissagende Vernunft ursprünglich zu sprechen begann.“ (S. 189.) Was würde denn der Verf. dem antworten, der den anfänglichen Glauben an Einen Gott aus dem nothwendigen und bewußtlosen Streben unseres Geistes nach Einheit in der Mannigfaltigkeit erklärt? 15. Religion des Herzens. In diesem § soll dargethan werden, daß das erste Erwachen der Religion sich des ganzen Menschen bemächtigt habe. 16. Patriarchalisches Leben. Die Schilderung eines patriarchalischen Lebens, wo die Familien noch zusammen lebten, und unter einem Haupte standen, ist gut gelungen, und die Stelle aus Herder als Beleg zweckmäßig gewählt. 17. Goldenes Zeitalter. Die Gewohnheit der Dichter, ein goldenes Zeitalter darzustellen, soll beweisen, daß dieses aus einer geheimen Ahndung geflossen sey, welche das Wahre, das sie nicht zu sehen vermag, wenigstens noch fühlt. 18. Wo? Hier wird (S. 221) a priori die Lage des Landes nachgewiesen, wo die Cultur der Menschheit ihren Anfang genommen habe.

Aus dem Ganzen läßt sich ersehen, daß diese Schrift einen sehr mäßigen Werth habe rücksichtlich der wissenschaftli-

chen und historischen Begründung des religiösen Glaubens; um so mehr aber muß man den guten Willen des Verf. anerkennen, welcher, von seiner früheren Aufklärerey zurückgekommen, nun mit vieler Wärme und großem Ernst die Religiosität in seinen Zeitgenossen zu wecken und herrschend zu machen sucht.

Geschichte der Philosophie von D. W. G. Tennemann ꝛc. Erster bis siebenter Band. Leipzig bei J. Ambr. Barth, 1798—1809. 8. (10 Thlr.)

Erwägend die Unvollständigkeit dessen, was schon wirklich geschrieben ist über diesen Gegenstand, hat sich der Verf. entschlossen, die Quellen selbst zu erforschen, und mit Gewissenhaftigkeit zu bearbeiten, was ihm diese bieten würden. Im Gefühl der Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind seine Aeußerungen über die Vorgänger äußerst billig, er verbessert lieber in der Stille und unmittelbar, um jede unnütze Polemik zu vermeiden. Ein solcher Mann, welcher dergleichen Gesinnungen nicht etwa bloß in der Vorrede, sondern im ganzen Werke am Tag legt, verdient das aufmerksamste Wohlwollen. Dazu kommt noch der entschiedene Vorzug vor allen früheren, daß er die Geschichte der Philosophie eben als solche, d. h. als Geschichte der Bildung und Entwicklung der Philosophie zur Wissenschaft darzustellen sich vorgesetzt hat. Durch die allerneuesten Versuche über Gesch. der Phil. ist hinlänglich bewiesen, wie schwer die Auflösung des ganzen Problems einer Geschichte der Philosophie seyn mag, wenn sie gleich der wunderschöpferischen Phantasie ein leichtes ist, und die Ansichten der Gesch. der Phil. so mannigfaltig wechseln, wie die Prospecte einer Camera obscura. Immer ist es besser, zu einem so tief gehenden Studium zu viel Nüchternheit hinzuzubringen, als Rausch und Schwärmerey, doch ist auch die Schwäche und Leerheit verderblich, welche damit begierig auspackt und verzehrt, und nur den rohen

Stoff weiter anhäuft. Was der Verf. unter Geschichte der Phil. versteht, findet sich bey der Ausführung obiger Andeutungen in der Einleitung: Theorie der Gesch. und Phil. Nach Erörterung der Begriffe von Geschichte, Wissenschaft und Phil. (in der Manier der Kritik) stellt er folgende Bestimmung auf: „Geschichte der Philosophie ist Darstellung der succeßiven Ausbildung der Phil. oder Darstellung der Bestrebungen der Vernunft, die Ideen der Wissenschaft von den letzten Gründen und Gesetzen der Natur und der Freyheit zu realisiren." Eine Bestimmung, womit sich wenigstens manches vereinigen läßt, was in der That wesentlich zum Begriff der Gesch. der Philos. gehört: denn erschöpfend ist sie keineswegs, und kanns nicht seyn, da die Hauptsache, worauf es ankommt, der lebendige nothwendige Gang der Entwicklung jener Bestrebungen; nicht allein das, wodurch die einzelnen philosophischen Lehren für die unvollständige Kritik nicht bloß als einseitig und verwerflich erscheinen, sondern, wodurch sie als bedeutungsvoll auf ihrem Standpunkte, und ihrem Elemente nach im System der Wissenschaft unentbehrlich anerkannt werden müssen, und was nur die vollständige Kritik einst in der Gesch. der Philos. nach der rechten Weise fassen wird. Denn das Werden der Wissenschaft ist es, was hier betrachtet werden soll, und dessen jedes Element von Anbeginn her unzerstörbar ist. Nur die, sich ausführende Meinung des Einzelnen von sich selbst, daß es als solches so viel als alles gelte, treibt sich auf ein Extrem, und verzehrt sich selbst, das Wesentliche aber des Einzelnen im Zusammenhang des Ganzen kann nie vergehen. Die sogenannte kritische Manier, nach welcher das vorliegende Werk durchaus behandelt ist, hat sich durch alle ihre Erzeugnisse nur als eine propädeutische erwiesen, als ein Geist, der nach gewissem subjectivem Maß für Natur und Freyheit alle Bestrebungen des freyen Weltgeistes beurtheilt, und in dem Wahn, das Objective ohne weiters ermessen und würdigen zu können,

durch und an sich selbst offenbaret, daß er nur der Anfang eines kühnern Bestrebens zum subjectiven Idealismus sey, dessen Kühnheit aber noch nicht so weit reicht, das Objective ganz als das seinige zu behandeln, und aus dem eignen Lebensquell es zu beleben und zu befruchten, sondern für erst nur wagt, nach einer angefangenen Ermessung des Erkenntnißvermögens alle philosophischen Versuche die unter diesem Maße sind, abzuschätzen als unbedeutend, klein und kindisch, als rohe Anfänge; die über demselben aber als transcendent. Lasset uns bey gegenwärtigem Versuche einer Gesch. der Philos. dieses nie vergessen: wir sind dadurch überhoben, dem Verf. über seine einzelnen Urtheile diese und jene Erinnerung zu machen, nachdem wir sie nun im allgemeinen gemacht haben; auch kann uns nichts weiter hemmen, den eigentlichen historischen Werth des Buches, rein für sich zu erwägen, was eigentlich unsere Absicht ist. Wir können es mit dem Begriffe der Gesch. der Philos. nicht reimen, daß der Verf. in diesem Werke, welches sich geradezu: Geschichte der Philosophie nennt, mit den Hellenen begonnen, also Wiege und Windeln, und das ganze Kindesleben, so wie den Lerneifer und die speculative Betriebsamkeit des Knabenalters völlig verschmähet hat. Dieß ist unverzeihlich, und eben so, als wenn man bey einem als vollständig angekündigten Cursus der Geographie nun im Vortrage selbst die Erdtheile Asien und Afrika geradezu von der Charte wegschnitte; nun verfolge einer die Gebirge bis zu ihrem Mittelpunkt! Wir billigen ganz das Gefühl von Achtung, welches der Verf. für hellenische Kunst und Wissenschaft hat, die Hellenen sind in allen Dingen die Blüthen des Menschengeschlechtes gewesen. Aber warum sollen wir nicht bey einem so tief verschlungenen Gewächs, wie die Philosophie ist, seine Metamorphosen vom Keime auf verfolgen. Im Jahr 1798 war die indische, sinesische, persische Literatur zum wenigsten so bekannt, daß von derselben in einer Geschichte der Philosophie nicht mehr geschwiegen werden durfte. Diese fängt nach dem Verf. da an, wo die Vernunftthätigkeit

sich zu entwickeln beginnt. Möchte auch seyn, daß die orientalische Philosophie niemals die Klarheit und dialektische Schärfe des Verstandes im Erkenntnißkreis gehabt hätte, z. B. Aristoteles (wiewohl hierüber vor der näheren Erwägung der indischen dialektischen Werke, deren die kaiserliche Bibliothek in Paris allein schon 3 bis 4 enthält, nicht zu entscheiden ist); so liegt doch der gesammte Erkenntnißbeweiß in seiner Unendlichkeit offen da, und die vielfachen Versuche, ihn zu durchschauen und zu durchwirken stammen aus der lebhaftesten Vernunftthätigkeit, so daß wenn auch die orientalische Philosophie an Heiterkeit und schönem Ebenmaß stets der hellenischen nachstehen wird, sie doch an Tiefsinn von keiner jemals zu übertreffen ist. Hat übrigens Hr. T. bloß künstlerische Virtuosität in der Philosophie vor Augen gehabt, so ließe sich sein Verfahren noch entschuldigen: denn im Verlauf der Gesch. der Philosophie treffen wie nirgends auf die kühne, unbefangene Auffassung von jedem Elemente des Daseyns, die Consequenz in Verfolgung einer, oft mit höchster Einseitigkeit begonnenen Betrachtungsweise bis zur äußersten Spitze, zumal mit aller der Zuversicht, welche dem jugendlichen Sinn und Eifer eigen ist, und dennoch mit scharfem Gefühl und Scheine des Unharmonischen mit künstlerischer Gewandheit in Bewahrung des Ebenmaßes. Dann hätte aber das Orientalische wenigstens anerkannt und bemerkt werden müssen, daß man absichtlich von dieser mehr hervorgehobenen Epoche der Entwicklung der Philosophie beginne. Was nun die nähere Bezeichnung der hellenischen Eigenthümlichkeit selbst betrift, so müßen wir vom Verf. sagen: daß er in der Einleitung hiefür unvergleichbar mehr gethan, als irgend einer seiner Vorgänger, und daß er in dieser Rücksicht nur mit den wenigen verglichen werden kann, die mit hellenischem Sinn über das Hellenische geschrieben. Wir sagen absichtlich: verglichen, denn seiner Art vorzutragen geht der freye und gleiche Guß des hellenischen Lebens noch völlig ab, wenn gleich die Gedanken meistens gut und haltbar sind, und der Verfasser auch darauf insbesondere hingedeutet

hat, wie die Philosophie der Hellenen ihre eigne That war, und gleich jeder wahren Kunst das ganze Leben beschäftigt und erfüllet hat. I. Hauptstück. I. Periode bis auf Sokrates. Der erste Abschnitt gibt eine Uebersicht der Entwicklung der hellenischen Philosophie bis auf Sokrates. Der Verf. hat hier (wiewohl wieder entstellend durch die Subjectivität des kritischen Idealismus) einigen Zusammenhang erblickt, aber sehr wenig von dem Eigenthümlichen des jonischen und des dorischen Elementes in der Philosophie geahnet; auch wird dieser einfachen großgesinnten Hingebung an die Unendlichkeit des All, so wie der künstlerischen Gewalt der Darstellung desselben als ewigen Seyns zu wenig geachtet, indeß doch hier der Geist in der Fülle seiner Kraft wirket gleich dem ungebrochenen, von keinem Reflexe noch geschiedenen und getrübten Lichte. Um diese Reflexion, mit welcher dem Verf. die Philosophie erst recht zu beginnen scheint, völlig zu begreifen, muß man doch zuvor die volle Stärke und Tiefe des Sinnes fassen, welcher vielen nur darum unbedeutend, ja verächtlich und ein Hinderniß der Entwicklung geworden ist, weil sie verschmäheten, sich demjenigen ganz hinzugeben, woraus doch unsere Intelligenz erst aufsprießt; darum dann auch diese älteste hellenische Physik, verbunden mit der Erinnerung an das Morgenland, stets eine der wesentlichsten, schwersten, aber unzuverläßlichsten Aufgaben der Gesch. der Philos. bleiben wird. Zweyter Abschnitt. Darstellung der Philosophie der Jonier. Da Dialektik und discursives Denken dem Verf. einmal allein Philosophie ist (woher dann auch kommt, daß die Darstellung derjenigen Lehren, welche hierzu das meiste liefern, am besten gerathen ist, wie z. B. Sophistik, Stoicismus, Skeptizismus u. s. w.); so verwundere man sich nicht, wenn außer der wirklich noch dürftigen Aufstellung der bekannten jonischen Bruchstücke von der hohen Begeisterung dieser ältesten Physiker der Hellenen, von der hinreißenden Gewalt des Objectiven über sie, von dem Glauben des Alterthums, daß sie göttliche Weisen gewesen u. m. a.

ganz geschwiegen wird: Hr. T. wußte nicht, was er hiemit anfangen sollte. Man vergleiche hiemit die Schrift: Pythagoras Apollon S. 47 ffg. und sehe, welche ganz andere Ansicht von den jonischen Physikern sich fassen lasse. Schon aus den Bruchstücken, wenn sie nur recht fleißig gesammelt werden, muß sich etwas weit Gründlicheres sagen lassen, als hier geschehen konnte, wo man sich nach Anführung von 2—3 Sätzen, die sich auf Thales beziehen, damit begnügte, zu behaupten: „dieses sind die wenigen Bruchstücke thaletischer Philosophie. Alles übrige ist Zusatz oder Folgerung.“ Vom Gefühl des Unendlichen im lebensvollen, von göttlichem Hauche durchdrungenen Wasser, von dem Großen und Ueberwältigenden in diesem Gefühl bey Anaximander, vom alles durchdringenden und belebenden Luftgeist des Anaximenes u. s. w. suche man hier nichts. Wir können nicht verhehlen, daß anderwärts z. B. bey Meiners, Cudworth u. a. auch nur für die erste Zusammenstellung schon mehr geschehen ist. Von Pherecydes ist kaum die Rede: den Herakleitos und Anaxagoras findet man außer der Reihe der alten Physiker für sich allein gestellet. Man hätte von einer, nach manchen fleißigen Vorgängern, als zu größerer Vollkommenheit strebend angekündigten Geschichte der Philosophie mehr erwarten dürfen. Dritter Abschnitt. Darstellung der Philosopheme der Pythagoreer. Zuerst die richtige Bemerkung, wie viele verschiedene Zeiten vom Pythagoreischen die Rede sey, und wie oft diese Zeiten verwechselt werden; dann Erwägung dessen, was allein aus den reinen Quellen geschöpft werden kann; Kritik der Echtheit der Schriften verschiedener Pythagoreer; ferner eine Darstellung des Lebens und der Bildung des Pythagoras und seines Bundes, in welcher man aber die rechte Auffassung des Eigenthümlichen der Sache, den Beweis der innigsten Verbindung des Speculativen und Politischen ganz vermißt. Harmonische Bewegung, wie in den Himmelssphären, wollte des Pythagoras ernster und stets auf das θεῖον gerichteter Sinn auch in den Ver-

hältnissen der Gesellschaft: einer solchen musikalischen Gewalt gebührte ein weiter Wirkungskreiß und überall die erste Stelle von Rechtswegen. Dieß scheint das Geheimniß des Bundes vorzüglich ausgemacht zu haben. Die, schon groß gewachsene Dissonanz des Zeitalters konnte so etwas nicht ertragen, und der Bund zerschlug sich, nicht aber die Sache selbst. Wer begreift, was Zeit, Zahl, Gestalt und jedes Verhältniß der alten, und besonders der hellenischen Welt gegolten, deren ganzes Streben dahin ging, in verständiger und ebenmäßiger Vollendung des Sinnes zur höchsten Schärfe zu kommen, der faßt wohl auch, wie Pythagoras von der klaren Anschaulichkeit solcher Verhältnisse ergriffen werden, und durch seine, diese Verhältnisse zuerst in einigem Zusammenhang darstellende Lehren wieder so tief ergreifen konnte, daß eben seine Lehren von der alten und neuen Welt als Wunder der Vorzeit betrachtet worden sind. Nicht der Strom und die Verwandlung der Dinge reißt den Pythagoras hin zur Begeisterung; das Verhältniß der Dinge zu sich selbst, ihre Einheit und die Beziehungen derselben, das Studium der Verhältnisse und des Ebenmaßes in diesen Verhältnissen ist es, was seine heitere und ernste Seele allein befriedigen konnte. Die pythagoreische Lehre ist der erste und bis jetzt immer noch der tiefsinnigste Versuch, die Verhältnisse der Natur, ihr Maß, ihre Harmonik zu ergründen, woraus wir wohl begreifen mögen, warum ein jedes Ding dem Pythagoras eine bestimmte Zahl ist, und die Zahl die lebende Seele in den sinnlichen Dingen. Hr. T. quält sich gar sehr mit der Aufzählung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes: Zahl. Freylich, wie sollen unsere vermeinten Zahlen die Dinge selbst seyn, und gar noch ihre lebendige Seelen? Die Geschichtschreiber der Philosophie wissen auch aus der pythagoreischen Dekas von Antithesen z. B. das Gerade und das Ungerade u. s. w. noch nichts rechtes zu machen, so tief auch diese Antithesen in der Natur gegründet sind. Beyläufig bemerken wir, daß (S. 115) πέρας mit endlich, ἄπειρον mit unendlich gegeben wird, was hier

den Sinn entstellt, und begränzt und grenzenlos, endlos heißen muß. Sonst ist die tiefe und heilige Bedeutung der Zahlen nicht einmal nach Meursius trefflicher Vorarbeit (im Deuar. Pythag.) durchgeführt, wie man billig fodern könnte. Schon hierdurch hätte dem Verf. der ethische Sinn und die unmittelbare practische Kraft der pythagoreischen Mathesis nicht gänzlich unverstanden bleiben können, wie dieß doch wirklich geschehen. So wird man freylich noch lange die hohe Heiligkeit der Tetraktys anstaunen, und sie dann entweder mit frevelhaftem Geist herabreißen, oder hexenmeisterisch mißbrauchen. Und beydes ist doch wahrlich nicht, was das Maß gebietet. Sonst ist im Verlaufe dieses Abschnittes, was von pythagoreischen Ansichten der Seele, der Welt und ihrer Verhältnisse u. s. w. bekannt ist, mit vielem Fleiße gesammelt, und da die Stellen selbst großentheils gegeben sind, schon verständlich genug für jeden, der die Hauptsache begriffen hat. Durch Fleiß und (wenigstens in den meisten Fällen) Treue macht der Verf. oft sein eignes Nichtverstehen gut. Vierter Abschnitt. Darstellung der eleatischen Philosophie. Die fleißigste Zusammenstellung, welche bisher in den Büchern über Gesch. der Philos. versucht worden. Aus der beygebrachten Angabe der Alten, Xenophanes habe gegen Thales und Pythagoras geschrieben, und aus den Fragmenten selbst wird klar, wie der ernste Sinn dieses Mannes, alle Verwandlung und alle Verhältnisse mehr als Spiel betrachtend, an die Einheit, woraus jene hervorgeht und diese sich auflößen, sich festheftete, und als ein echter Hellene über alle orientalische Bildersprache hinausstrebend das All in unvergänglichem Ebenmaß als in sich selbst klaren Geist und Vernunft ansah. Es ist natürlich, daß in der Ausbildung einer solchen Ansicht, vorzüglich durch Parmenides, die volle Anlage zur dialektischen Entwicklung der Intelligenz gegeben war. Wunderlich, daß der Verf. (S. 175) noch einen Zweifel aufwerfen konnte, ob das Denken zu den Prädicaten des Eins bey Parmenides gehöre, da eben

V. 45. χρὴ τὸ λέγειν τὸ νοεῖν τὸ ὂν ἔμμεναι, ἔστι γὰρ εἶναι, μηδὲν δ' οὐκ εἶναι das νοεῖν (welches man doch nicht geradezu mit Denken geben sollte) als Seyn selbst, mithin auch selbst als das Eins ausdrücklich dargestellt; auch im V. 145: τὸ γὰρ πλέον ἔστι νόημα kein weiterer Zweifel verstattet wird, wie hoch die Eleaten das Erkennen anschlugen. Melissos und Zenon sind noch nirgends so vollständig wie hier dargestellt. Der Einwurf des Letzteren gegen die Bewegung, daß nämlich ein Körper nie einen Raum durchlaufen könne, da dieser unendlich sey, hätte hier durch die einfache Erinnerung, daß auch der Körper selbst unendlich, mithin das zum durchlaufen nothwendige Verhältniß und die Unendlichkeit der Zeit selbst da sey, mehr ins Licht gesetzt werden können. Zenon hat für den Kampf gegen die Behauptungen des empirischen Sinnes alles damals mögliche gethan, um die unsterbliche Kraft des Unendlichen und Einen zu erweisen: so wurde auch die Erfahrung gezwungen, tiefer einzugehen, um hinter die Erscheinungen zu kommen. Fünfter Abschnitt. Philosophie des Heraklits. Auch hier ist bey weitem mehr geschehen, als alle Vorgänger gethan, besonders in richtiger Zusammenstellung der Beweisstellen, so daß deutlich wird, die Lehre des Herakleitos sey der, aufs äußerste getriebene Jonismus, wobey wie nirgendwo anders der Strom der Dinge in seiner ewigen Fülle, und das Gemüth des Betrachtenden so ganz versunken erscheinet in die Tiefen der Natur. Es ist daher um so auffallender, daß Hr. T. diese Darstellung getrennt hat von der des früheren Jonismus. So fleißig indessen die Arbeit des Verf. ist, die unvergleichliche Composition Schleiermachers über den Herakleitos wird man dabey nicht entbehren können. Gott gebe, daß wir über die hellenische Philosophie mehrere solche Untersuchungen erhalten. Sechster Abschnitt. Philosophie des Empedokles. Hr. T. scheint dem Manne die Tiefe und den Zusammenhang streitig machen zu wollen, macht ihn im Gegensatz des Metaphysikers zum Physiker (von welcher Trennung die antike Denkart nichts

weiß), wir bitten ihn die fleißige Sammlung von Sturz zu durchgehen, die dann auch als Monographie natürlich das hier geschehene übertrifft, wenn gleich auch Hr. Sturz die antike Denkart und das, was den Alten Physik war, nicht ganz zu kennen scheint. Siebenter Abschnitt. Philosophie des Leucipp und Demokrit. Hier ist wohl gezeigt, wie das atomistische System im Verhältniß zum eleatischen betrachtet werden müsse, wie es aus der sinnlichen Anhänglichkeit und Neigung gegen das, was von den Eleaten zum Schein gerechnet würde, das Körperliche und die Bewegung, verbunden mit dem Gefühl und der Foderung des Nothwendigen und Unvergänglichen, entstanden ist. Dennoch hätte die hingegebene Liebe zu physischen Untersuchungen, die heitere Mühseligkeit, welche mit einer solchen Denkart, wo sie wirklich lebt, wie in jenen Zeiten, stets verbunden ist, von dem Verf., bey Demokritos insbesondere, recht ausgezeichnet werden sollen, wie er dieß in der Darstellung der ethischen Gesinnungen des, von der alten Welt so sehr verehrten Mannes (S. 296) zum Theil gethan hat. Auch von seinem Verhältniß zu Pythagoras schweigt der Verf., sollte es ihm nicht wichtig genug geschienen haben? Uns dünkt, hieraus ließe sich für die naturphilosophischen Lehren beyder Männer noch manches auffinden. Dieß können wir aber dem Verf. nicht erlassen, daß er sich nämlich von den, lange nicht mehr vollgültigen Urtheilen späterer Hellenen, oder Römer, und den abgeschmackten Aussprüchen mancher Neueren von verkapptem Atheismus, oder Pantheismus, Hylozoismus und wie das Zeug alles heißt, was Demokritos und andern alten Physikern zur Last gelegt wird, noch schwankend machen läßt: möge er doch beherzigen, daß die ganze Denk- und Erforschungsart dieser Weisen religiös, und ihr unmittelbarer Gegenstand der allgegenwärtige Gott gewesen. Muß denn alles gemodelt seyn nach dem heutigen Fachwerk, aus dem man als Theologe den Gott, als pretendu Philosophe den Beweis gegen dessen Daseyn und als . . . noch etwas anders herausholt?

Achter Abschnitt. Philosophie des Anaxagoras. Die beste Darstellung bis jetzt. Es wird begreiflich, wie diesem Weisen der Νοῦς alles gewesen, und sein Gemüth so erfüllet hat, daß er die sinnliche Welt einer Betrachtung nur dann werth hielt, wenn die Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit betrachtet wird; ferner wie sorgfältig er den einfachen, unendlichen und selbstständigen Νοῦς in seiner Reinheit und Unantastbarkeit von der Verwirrung in den sinnlichen Dingen darzustellen suchte, woher eben kam, daß Platon ihm vorwerfen konnte, er habe die Verhältnisse der sichtbaren Dinge unter sich nicht so durchgeführt, wie man aus dem Anfang seiner Schrift, wo er vom allesdurchdringenden Νοῦς handelt, hätte erwarten dürfen, es geschehe da alles durch Druck und Stoß der Elemente, wo man den allesdurchdringenden Geist in lebendiger Gestalt habe zu sehen gehofft, und in innerlicher zweckmäßiger Durchwirkung des Ganzen. Die Göttlichkeit des All verläugnend hat A. den Νοῦς mehr als Δημιουργὸς betrachtet, der seinem Werke geschäftig, oder müßig gegenübersteht, je nachdem jener eins oder das andere zur Erklärung der Naturerscheinungen braucht. Wenn gleich Hr. T. nicht gerade behaupten mag, A. habe die ionische, eleatische und atomistische Lehre benutzt, so erhellt doch aus den Fragmenten selbst, wie genau derselbe durch den Eifer und die Hingebung in Untersuchung des Laufs der Dinge mit den ersten, durch den Νοῦς mit den anderen, und durch die Homoiomerien mit den letzteren in Beziehung gestanden. Des Hermotimos wird (S. 300) zwar nur im Vorbeygehen, aber doch einmal in Ehren gedacht, nachdem er von den Vorgängern oft schnöde genug behandelt worden war. Nachdem im neunten Abschnitt über den Diogenes von Apollonia und Archelaos gesprochen worden, betrachtet der Verf. im zehnten Abschnitt die Sophisten. Man darf es sagen, daß diese Abhandlung fast durchaus wohl gerathen ist. Nur hätten wir gewünscht, es wäre auffallender dargestellt worden, wie durch das, vermöge der eleatischen Lehren hervorgewachsene

Selbstbewußtseyn des Geistes auch die Begierde gewachsen ist durch die eigne Intelligenz die Gewalt des Objectiven in die eigene Gewalt zu bekommen, und sich selbst im dialektischen Reichthum der Methode zu gefallen, was gewiß ein wesentliches Element der Sophistik war. Hr. T. schließt den ersten Band mit einer Uebersicht der bisherigen Entwicklung, vermißt darin noch mit Rechte die Vollendung, sieht alles wie mannigfaltige Uebung an, was wir zugeben, wenn hierunter nicht bloß mannigfaltige und herumschweifende, sondern tüchtige und in sich selbst (wenn gleich einseitig) vollendete Uebung des Sinnes und Verstandes gedacht wird. Das Verhältniß des einseitig ausgebildeten verwickelt sich von nun an mehr und mehr, und fodert nothwendig eine größere Umsicht, Gewandheit, Klarheit und wissenschaftliche Entwicklung. Zweyter Theil. Systematischer Geist der Philosophie. Wenn man nur endlich zu der Bestimmung käme, das Wort: Wissenschaft nicht bloß von einer gewissen unterordnenden Methode in den sogenannten theoretischen Dingen zu gebrauchen, wir vernähmen dann auch nicht mehr solche grundfalsche Behauptungen, wie die, daß es (S. 3. 4.) dem Sokrates als popularem Philosophen mehr um die Anwendung der Phil. im Practischen, als um die Wissenschaft zu thun gewesen sey. Ja Hr. T. würde ihm sogar keine Stelle in der Gesch. der Philos. geben, (übrigens seiner Tugendhaftigkeit unbeschadet), „wenn er nicht den Philosophen einen neuen, ihrer würdigen Gegenstand angewiesen hätte, die Erforschung nämlich der Gründe und Gesetze des moralischen Verhaltens.“ Wie wenig mag doch mit solchen Behauptungen der wahre Begriff der Wissenschaft und Beseelung durch denselben sich vertragen. Wer sieht nicht in Sokrates einen rechten Drang zur Gewißheit? Die Zuversicht des Lebens d. h. eben die lebendige Wissenschaft galt ihm über alles. Woher wäre dann so oft seine Methode geschöpft? An solchen Aeußerungen, die wir unmöglich als Kleinigkeiten können hingehen lassen, verräth sich immer das Unvermögen, die Philosophie in ihrer tiefsten

Tiefe zu erfassen, und hieran zu haften, und dieß ist es eigentlich, warum wir bey allem Fleiß und gutem Willen, der eben in diesem Werke nicht gespart ist, auch wohl den äußerlichen Gang der Entwicklung hie und da begreift, dennoch keine Geschichte der Philosophie haben, und so bald nicht haben werden. Vergesset doch bey Sokrates nie, daß in ihm noch die mannhaftige Begeisterung der alten Physiker ist, und zwar zusammengedrängt in einem Brennpunct, in der sich selbst vernehmenden, an sich selbst haftenden Gewalt der Seele. Wie sehr hat man dieß durch die, so oft nachgesprochenen Reden entstellet: „Sokrates habe die Philosophie vom Himmel gerufen, und ins gemeine Leben eingeführt.“ Mit des Verf. Ansicht von des Sokrates Wissenschaftlichkeit verträgt sich auch nicht ganz, daß er ihn bey Betrachtung des systematischen Geistes der Philosophie an die Spitze setzt. Uebrigens ist diese Abtheilung der Betrachtung, welche die hellenische Philosophie zuerst in ihrem elementarischen, dann im systematischen und gesetzgebenden, endlich im prüfenden und kritischen Theile verfolgt, nicht ohne Grund, wie dieß in der Einleitung näher erwogen, und auf die historischen Quellen der zweyten systematischen Periode hingewiesen wird. Im I. Abschnitte: Geschichte des Sokrates hat der Verf., was von ihm bekannt ist, wohl zusammengestellt; aber seiner eignen Behauptungen von der Art, wie die: „Sokrates besaß eine sehr lebhafte und rege Einbildungskraft, zwar keinen tiefsinnigen, aber doch feinen Verstand und eine treffende Beurtheilungskraft (?)“ sollte er sich billig enthalten, weil sie nichts geringeres, als völlige Unwissenheit im Allerwesentlichsten verrathen. Ueberhaupt ist das, was der Verf. aus dem seinigen hinzuthut, nicht oft das beste. Dahin gehört unter andern auch (S. 33) die Meinung von dem Dämonischen des Sokrates. Wer mit solchem Gerede sich pflichtmäßig abgeben muß, wie wir, dem rathen wir gleich darauf die platonische Apologie des Sokrates zu lesen, um die bösen Dünste zu verjagen. Von S. 42 an wirds

erträglicher, die Darstellung ist meist nach Xenophon; nur der eigentliche Grund, warum S. alles tiefere Studium der äußeren Welt minder achtete, das Geheimniß γνῶθι σ'αυτόν, welches seine ganze Seele ausfüllte, wird, wenn gleich angedeutet, doch in der Ausführung vermißt, so daß es scheint, S. habe, etwa aus einer gewissen Scheue vor allem Tiefsinnigen, bey allen Dingen nur den nächsten Nutzen im Leben gesucht, gleich den flachen Wichten unserer Zeit, was sich wohl mit seiner εὐπραξία (48) als höchstem Gute nicht verträgt. Wie wenig Hr. T. den Sokr. gefaßt habe, zeigt sich auch schon daraus, daß er in seiner ganzen Darstellung nicht die Nothwendigkeit fühlt, von der so oft besprochenen Ironie des Mannes zu reden, die doch gewissermaßen seine eigenste Bewegungsart war und das Element, worin seine tiefe Seele sich jedesmal aussprach, sobald von seinem oder anderer Verhältniß zum Göttlichen die Rede war. Gerade durch sie offenbaret sich der, in ihm lebendige Drang der Wissenschaft, worin er von seinem eignen Nichtwissen und dem Wunderwissen eingebildeter Menschen bald scherzhaft, bald mit scharfem, mannigmal mit entsetzlichem Ernste spricht, immer aber tief überzeugt, wie wenig er selbst der Foderung wahrer Wissenschaft genüge, und immer getrieben, seine eigne Seele in einer anderen recht durchaus aufgeweckten zu erkennen. Der zweyte, dritte und vierte Abschnitt stellt die Schüler des Sokr. dar. Das Einseitige, worauf die Elemente, welche im Gemüthe dieses Mannes in männlicher, selbstständiger Einheit begriffen waren (das Ethische, Dialektische und Ironische) nun von einander geschieden, und entfernt sich hinaustreiben mußten, würde aus dieser Darstellung bemerkbar, wenn nur nicht alles in der kritischen Redseligkeit des Verf. wie verschwommen wäre. Bey Stilpon insbesondre hätte mehr herausgehoben werden sollen, wie gewaltig alle, auch noch so paradoxe Dialektik auf das Eigenthümliche, auf lebendige Individualität als auf ihren Ruhe- und Schwerpunkt hinstrebt. Der fünfte

Abschnitt redet von Pyrrhon dem Skeptiker und von Timon. Die nahe Beziehung, in welche der Verf. den Pyrrhon mit Sokrates bringt, scheint uns ein fruchtbarer Gesichtspunct zu seyn, wiewohl man nie vergessen darf, daß Pyrrhons und Timons Skepsis weit schneidender auch gegen den guten Willen im Menschen gerichtet war, dem Sokrates noch so vieles zutrauete. Sehr zweckmäßig ist das Aufmerksammachen (S. 177) auf die Sitten des Timon, welchen, als sinnvollen Ergießungen über die Philosophen jener Zeiten, recht der Mühe werth wäre, eifriger nachzuspüren, als es bisher geschehen ist. Es ist in der That ein bedeutender Verlust. Sechster Abschnitt. Philosophie des Platon. Keinem der Vorgänger in ausführlicher Gesch. der Philos. hat Platon so viel gegolten, wie unserem Verf. Diese aufrichtige Achtung für den unsterblichen Mann hat Hn. T. schon früher zu eifrigem Studium von dessen Schriften bewogen. Er hat die Resultate dieses Studiums in einer eignen Schrift: System der platonischen Philosophie dargestellt, wovon gegenwärtiger Abschnitt ein verbesserter Auszug ist. Darin finden wir nun den Beweis, daß der Verf. zwar einzelne platonische Lehren, z. B. die von der Sprache, dann das Psychologische und Ethische hie und da besser verstanden, als alle vor ihm, den Geist des Ganzen aber verkannt, oder vielmehr kaum geahnet habe. Nirgends hat das Manierirte, welches an diesem Werke allgemein auszusetzen ist, mehr geschadet: man liest da weitläuftige Untersuchungen über Immanenz und Transscendenz, findet als eine platonische Rubrik Dinge an sich und Erscheinungen; was aber mehr ist als dieses, man findet die Ideen als regulative Principien angegeben; ja sogar den ganz falschen Satz aufgestellet, Platon habe für das Beste angesehen, sich um der Betrachtung der Dinge willen an das Denkvermögen zu halten, und vermöge der Begriffe die Dinge zu erforschen. Wenn Letzteres auch, nur in ganz anderm Sinn, als der Verf. die Begriffe versteht, etwas Wahres hat, wie kommt er aber dazu,

die λόγους, wovon Platon in der angezogenen Stelle (Phäd. zw. A. 1 B. S. 226) spricht, als Denkvermögen wieder zu geben, da einige Sätze weiter: ἀλλ' οὖν δὴ ταυτῇ γε ὥρμησα καὶ ὑποθέμενος ἑκάστοτε λόγον ὃν ἂν κρίνω ἐρρωμενέστατον εἶναι, ἃ μὲν ἄν μοι δοκῇ τούτῳ συμφωνεῖν, τίθημι ὡς ἀληθῆ ὄντα καὶ περὶ αἰτίας καὶ περὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων. ἃ δ' ἂν μή, ὡς οὐκ ἀληθῆ sich zeigt, daß von so etwas wie dem kantischen Denkvermögen nicht die Rede ist; sondern von Klarheit, Harmonie und Ebenmaß im innerlichen Verhältniß des Begriffs von einem Dinge. Wir haben unter vielen andern dieß nur angeführt zum Beweis, daß Hr. T. über dem Eifer, ein System discursiver Begriffe in Platon zu finden, den tiefen künstlerischen Sinn von dessen exoterischer Philosophie gar nicht gefaßt hat, viel weniger, daß ihm der rein speculative des Esoterischen eröffnet wäre. Seine an sich sehr fleißige Arbeit darf nur unter der Erinnerung zum Vorstudium des Platon empfohlen werden, daß nämlich die ganze Untersuchung vom Gesichtspuncte der Kritik der reinen Vernunft aus geschehen, und dieser Abschnitt nicht allein (wiewohl vorzüglich), sondern auch das ganze Werk mehr als Erwägung des Verhältnisses der philosophischen Lehren zur Kritik der reinen Vernunft, denn als eigentliche Geschichte der Philosophie (die angeführten, aber oft eben auch manierirt übersetzten Stellen ausgenommen) anzusehen ist. Durch der trefflichen Männer Schleiermachers und Böckhs Bemühungen sind gegenwärtig mehrere, als früher hin im Stande, diese unsere Ansicht des tennemannschen Platonismus zu erwägen. Wir setzen, um zu zeigen, welches Verhältniß überhaupt zwischen den Schriften des Platon und dem Standpuncte unseres Verfs. sey, folgende Stellen bey: „Von so vielen Seiten auch (203) Platons mit so großer Kunst (wovon aber Hr. T. im besondern wenig zu sagen hat) geschriebene Dialogen dem Geiste Genuß gewähren, so befriedigen sie doch den strengen Denker nur sehr unvollkommen. Denn selten ist eine Materie erschöpft, und aus sicheren Principien

hergeleitet: viele philosophische Gegenstände werden meistentheils nur berührt, oft weitläufige Debatten über sie gehalten, ohne eine gründliche Entscheidung einzuleiten, oder herbeyzuführen. Ein großer Theil seiner Schriften beschäftigt sich mit Bestreitung damals herrschender Vorstellungsarten, oder mit Persiflage einiger berühmten Sophisten. So oft man Ursache findet, den hellen Geist, den Scharfsinn, die Bündigkeit des Schriftstellers zu bewundern, eben so oft stößt man mit Unwillen auf Sophistereyen und dialektische Blendwerke. Ueberhaupt findet man in ihnen philosophischen, aber keinen systematischen, wissenschaftlichen Geist, einzelne Lichtstrahlen von Principien eines Systems, aber kein zusammenhängendes, nach Principien eingeleitetes und fortgeführtes Forschen, und es bleibt unentschieden, ob Plato wirklich ein zusammenhängendes philosophisches System hatte, oder ob er nur einzelne Gegenstände, so wie sie ihm eine besondere Veranlassung darbot, bearbeitete, wobey es ihm nicht allzeit eben um die Erweiterung der Einsicht seiner Leser, als um eine angenehme Unterhaltung ihres Geistes zu thun war. ... Doch ist Platos Verdienst um die Philosophie immer noch sehr beträchtlich u. s. w." Wir haben nichts hinzuzusetzen, als daß wir unsre Leser um der Wahrheit willen auf Schleiermachers Bearbeitung des Platon, und die Rec. derselben von Böckh in diesen Jahrbüchern, so wie auf des letztern Abhandlung in den Studien (3ten Bds. 1 St.): über die Bildung der Weltseele im Timäos des Platon verweisen. Der dritte Theil setzt die Betrachtungen des systematischen Geistes der Philosophie unter den Hellenen annoch fort. Nach einiger Erwägung des Verdienstes von Platons Schülern (im 7. Abschn.) geht der Verf. zum Aristoteles über, dessen Scharfsinn und klarer Verstand aufs bestimmteste ausführte, was sein Lehrer oft gesagt; zum Philosophieren nämlich werde erfodert eine vollständige Zergliederung der Begriffe, bis man ihr Einfachstes entdeckte. Dieß war es vorzüglich, wodurch

seine Eigenthümlichkeit sich an Platon anschloß, denn er war im eminenten Sinn ein analytischer Geist. Von diesem Theil der Arbeit des Verfs. kann man mit Rechte sagen, sie übertreffe sowohl an Fülle des Inhalts, als in der Form der Darstellung alles, was von den früheren Geschichtschreibern der Philosophie vor ihm geleistet worden, auch die weitläufige und mit bloß andeutenden Citationen überladene Abhandlung des Hn. Buhle in dessen Lehrb. d. G. d. Philos. nicht ausgenommen, wie dann überhaupt an Geist und Verständniß Hr. Tennemann mit jenem Verf. auf keine Weise zu vergleichen ist. Freylich hatte T. an B. schon einen Vorarbeiter; aber dieser hat ihn nicht der Mühe des Selbststudiums enthoben. Die ganze Darstellung ist klar und verständig, wenn gleich eben auch wieder zu sehr in die Manier des Kriticismus hingezogen, dem man in neuern Zeiten die Lehre des Aristoteles überhaupt viel zu nahe verwandt geglaubt hat. Wäre hier das Wesentliche und Absolute, wie es Aristoteles im Sinn als der Wurzel aller Erkenntniß vernommen, recht erwogen worden, so wüßte man sich leichter in das Verhältniß zwischen den Lehren des Platon und Aristoteles zu finden; es wäre verständlich, wie die tiefsinnigsten Männer jene beyden großen Hellenen als die Integrale eines großen Ganzen ansehen konnten: denn in der That, wenn man die hellenische Philosophie auf dem Puncte ihrer höchsten Vollendung fassen will, so muß man von jenen beyden aus auf diesen Punct hindringen. Auch wie beyde sich verkennen mußten, wird begreiflich, wenn man erwägt, wie die Seele des einen ganz von beschauender Vernunft erfüllt, und von künstlerisch schöpferischer Gewalt getrieben war; die des anderen aber lebte und wirkte im Sinn und unwiderstehlich alles durchdringendem, hellem, scharfem Verstand. Man hat dieß alles bisher bey Aristoteles gerade in der Hauptsache übersehen, und mehr das eine Element, den Verstand, des Mannes bewundert, als das Wesen des Sinnes begriffen, was ihm

doch eben das Unumgängliche und der feste Grund und Boden war, worauf alle Wissenschaft erst erwachsen konnte. Wir finden dieß bey unserm Verf. wenigstens mehr ausgezeichnet, als bey seinen Vorgängern; nur ists bey weitem nicht genug herausgehoben, weswegen dann auch so manches überflüssige Wort über die aristotelische Ansicht von Platon's Ideen hier steht. Die logischen Bemühungen des Aristoteles hat der Verf. meistens wohl erwogen. Uns dünkt z. B. ganz richtig, was (S. 77 fg.) von dem bloß Analytischen in der Theorie der Schlüsse und der Demonstration als dem Hauptgesichtspuncte der aristotelischen Logik gesagt wird, aber es scheint uns nicht so unconsequent, wie Hrn. T., an Aristoteles zu seyn, wenn er seine Analysis auf die logischen Functionen, als auf die eigenthümliche Bewegungsart des Geistes, wandte, und nicht bloß als auf eine formelle Beweisart, die von aller Beziehung auf Objecte abstrahirt; wenn er also glaubte, die Bahnen des Geistes, welche derselbe in jener Bewegungart verfolgt, und die sich so mannigfach verschlingen, berühren die Objecte selbst, und eben die Wirksamkeit in diesen ununterbrochenen Bahnen mache die ganze Schärfe des Beweises aus. Wer die analytischen Schriften des Mannes mit Aufmerksamkeit liest, muß gewiß die Wichtigkeit derselben fühlen; sie haben für die Bewegungen des Geistes fast ähnlichen Werth, wie die keplerischen für die Bewegungen des Himmels, da sie auf das Rechte und Gewisse mit Sicherheit wenigstens hinführen müssen. Wir haben dieß insbesondre herausgehoben, da es gewiß ist, daß gerade im Logischen Aristoteles seine eigenthümlichsten Stärke am bestimmtesten offenbaret, weit mehr als in allen übrigen Schriften, die immer um so größeren Werth haben, je mehr sie von jenem logischen Elemente durchdrungen sind. Was der Verf. über die einzelnen Theile der theoretischen und practischen Philosophie des Aristoteles sagt, ist meistens wohlgerathen, und insbesondre finden wir fast durchgehends die angezogenen Stellen mit der historischen Darstellung übereinstimmend, also weit tieferes Verständniß des

Philosophen, als die neueren Vorgänger an Tag gelegt. Nur der antike Charakter ist hie und da, ja man sagen kann, im Ganzen am geringsten angeschlagen, und darum nicht recht herausgehoben, besonders in der Ethik und Politik. Der neunte Abschnitt behandelt einige vorzügliche Peripatetiker. So wäre dann die hellenische Philosophie bis auf ihren Gipfel hinaufgetrieben, von dem aus sie in der Folgezeit mit so großer Gewalt die Geister ergriffen hat, statt daß, was wir nun noch von ihren späteren Entwicklungen vor uns haben, weit beschränkter ist so wohl seinem Ursprung nach, als nach der Wirkungskraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schriften des alten Testaments. Neu übersetzt von J. C. W. Augusti und W. M. L. de Wette. Zweyter Band, die Bücher der Richter, Ruth, Samuels, der Könige, der Chronik, Esra, Nehemia, Esther. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1809. gr. 8. S. 630. (3 fl. ord. Papr. 3 fl. 45 kr. w. Drppr. 6 fl. Postppr. 9 fl. Velinppr.) Dritter Band. Die poetischen Bücher. Hiob, die Psalmen, Sprüche Salomos, der Prediger, das hohe Lied. Heidelberg ebend. 1809. gr. 8. S. 443. (2 fl. 6 kr. ord. Papr. 2 fl. 42 kr. w. Drppr. 4 fl. 12 kr. Postppr. 6 fl. Velinppr.)

Indem Unterzeichneter die Fortsetzung der angefangenen Uebersetzung des A. T. in diesen Blättern anzeigt, sieht er sich veranlaßt, eine Bemerkung zu machen über die Behandlung der poetischen Bücher in Hinsicht auf den Rhythmus. Die rythmischen Schriften sind in keinem Metrum übersetzt worden, und hierzu haben sich die Herausgeber durch mehrere Gründe bewogen gefunden. Zuvörderst wollten sie den Zwang vermeiden, den jedes, noch so unbeschränkte und lose Metrum auflegt, um so treu als möglich zu übersetzen, und ihrer Arbeit so viel als möglich das Gepräge allgemeiner Brauchbarkeit auf-

zudrücken. Sodann glaubten sie, besonders aber ist dieß die Ueberzeugung des Unterzeichneten, daß jedes Metrum, sey es das jambische, oder ein anderes, der hebräischen Poesie fremd und unangemessen sey. Zwar haben sie hierin den allgemeinen Geschmack gegen sich; die trefflichsten Uebersetzungen aus dem Hebräischen, die wir haben, sind im jambischen Sylbenmaß; allein Unterzeichneter schätzt an diesen Uebersetzungen alles andere eher, als die jambische Form, und er macht sich verbindlich, die Unstatthaftigkeit des jambischen Versmaßes in Uebersetzungen aus dem Hebräischen aus ästhetischen Gründen zu erweisen, wenn es noch eines Beweises dafür bedarf. Besonders hält er es für eine schwere Versündigung gegen den hebräischen Dichtergeist, wenn man den hebräischen parallelismus membrorum den Jamben aufopfert, wie dieß leider oft geschehen. Diesen nun herauszuheben, schien den Herausgebern besonders wichtig, und darum sind die Parallelglieder nicht nur abgesetzt, sondern auch eingerückt worden, ja bisweilen, wo es nöthig schien, sind sogar die Unterabtheilungen derselben auf diese Art ausgezeichnet worden. Dieß soll übrigens die einzige Bedeutung der Absetzung und Einrückung seyn, und sonst macht unsere Uebersetzung auf nichts anderes Anspruch, als eine gehobene, gedrungene und veredelte Prosa zu seyn. Und so lese man sie, und lasse sich die Abwesenheit der beliebten Jamben gefallen! Im Hiob und in den Psalmen, welche Unterzeichneter übersetzt hat, wird man wenig eigenthümliche Erklärungen finden. Nur in einigen Psalmen wird die Erklärungsart durchschimmern, welche ich im dritten Bande der Studien vorgetragen, und nachher bey wiederholten Prüfungen bestätigt gefunden habe. Zwar ist die Uebersetzung meistens so eingerichtet, daß die Erklärung dadurch nicht fest bestimmt ist; aber Psalmen wie Psalm 82. ließen dieß nicht wohl zu; und hier ist es klar, daß ich unter den ungerechten Richtern ausländische, die Israeliten tyrannisirende Monarchen verstehe, mit welcher Erklärung allein V. 8. zusammenstimmt:

Ja! steh' auf, Gott richte die Erde!
Denn dein Besitzthum sind alle Völker.

De Wette.

Andachtsübungen, Gebräuche und Ceremonien der katholischen Kirche, für den Bürger und Landmann faßlich und lehrreich erklärt, zur Beförderung der wahren Andacht und Ordnung des Gottesdienstes. Zweyte, mit neuen Zusätzen vermehrte, für die Baiern bearbeitete Ausgabe. Erstes Bändchen, mit einem Titelkupfer. 152 S. Zweytes Bändchen 104 S. Drittes Bändchen 64 Seiten. 8. Straubing 1807. Bey Ignatz Heigl und Compagnie. (36 Kr.)

Der ungenannte Verfasser dieser Schrift hat ein nützliches, aber auch ein äußerst schweres Geschäft übernommen, da er die Ceremonien der katholischen Kirche so erklären will, daß die wahre Andacht dadurch befördert werden kann. Denn wer der äußeren Gottesverehrung der Katholiken, besonders ihrer Messe beygewohnt hat, wird so viele Ceremonien dabey gesehen haben, daß er sich mit großer Mühe wird überzeugen lassen, die katholische Kirche habe in alle diese Gebräuche, in alle Kleidungsstücke des Priesters, in jedes Kreuzschlagen, in jedes Hauptneigen, in jede Bewegung von der einen Seite zur andern, einen zur Erbauung dienlichen Sinn gelegt. Der Verf. hat auch nicht Alles, was bey der Messe vorgeht, erklärt, und von dem, was er erklärt, hat er nicht immer eine befriedigende Ursache angeführt. Warum liest z. B. der Priester die Epistel auf der linken und das Evangelium auf der rechten Seite des Altars? Der Verf. antwortet S. 25 des ersten B. „Dieß geschieht zum bedeutenden Unterschiede, daß Christus, als der Sohn des lebendigen Gottes, mit eigener göttlicher Vollmacht gelehret hat, da hingegen die Apostel die Lehre von ihm erhalten, und sie nicht in eigenem, sondern in Jesu Christi Namen verkündiget haben.“ Allein das sogenannte letzte Evangelium Joh. 1, 1—14 wird auch an der rechten Seite des Altars gelesen; obschon es, wie seine

Briefe, seine eigenen Worte enthält. Die Vorrede zum ersten Band S. 1—9, worin der Zweck der Religion und der äußeren Gottesverehrung erklärt wird, möchte Rec. golden nennen; aber wenn der Landmann dieselbe recht versteht, so werden ihm die Ceremonien seiner Kirche in einem sonderbaren Lichte erscheinen, und seine Lust, ihrer Bedeutung nachzuforschen, kann nicht groß mehr seyn. Daß der Unterricht im Christenthum S. 10—21 als die erste und wichtigste Andachtsübung vom Verf. empfohlen wird, hat des Rec. vollen Beyfall. Wie kann aber der Verf. S. 24 bey der Erklärung des Meßopfers den Landmann anreden: „Du hörest die darin (in der Epistel) enthaltenen Lehren aufmerksam an, bedenkest sie, und nimmst sie zu Herzen.“ Wird nicht in der Messe alles lateinisch gesprochen, oder gesungen? Wie kann der Landmann, dem diese Sprache fremd ist, das bedenken, was er nicht versteht? Werden die deutschen Bischöfe, so lange sie in ihrer Abhängigkeit von Rom bleiben, es wagen dürfen, das Meßopfer in der Volkssprache verrichten zu lassen? Und wenn sie diesen, zur Erbauung des Volks so nothwendigen Schritt wagen dürfen; so werden sie gewiß auch den zweyten, eben so nothwendigen Schritt wagen, und die Feyer des Abendmahls Jesu auf eine, der Einsetzung desselben mehr entsprechende Art einrichten, bey welcher der größte Theil der üblichen Ceremonien, mithin auch die Erklärung derselben wegfallen dürfte. Bey den Sacramenten weicht der Verf. von der gewöhnlichen Ordnung ab, und behandelt zuerst das Sacrament des Altars, oder die Communion, und die Buße oder die Beichte, worüber viel Zweckmäßiges gesagt wird, obschon ein Theil desselben in den gewöhnlichen, und in aller Händen befindlichen Katechismen vorkommt. Die Ceremonien der Weihe eines Bischofs, welcher die Landleute selten beywohnen können, sind zu umständlich erklärt. Im zweyten Bande erklärt der Verf. die Ceremonien, welche die Kirche für die verschiedenen Jahrszeiten und Festtage eingeführt hat, z. B. für die Adventszeit, für Weihnachten, Lichtmesse, Fast-

nacht, Aschermittwochen, Charwoche, Ostern, Pfingsten, Frohnleichnamsfest, Allerheiligen, Allerseelen Tag u. s. w. Im dritten Bande handelt der Verf. vom Zeichen des heil. Kreutzes, vom Weihwasser, von der Beleuchtung bey den Andachten, vom Räuchern mit Weihrauch, von der Kirchenmusik, Einweihung der Kirchen und Altäre, Gestalt, Farbe, und Benediction der Kirchenkleidung, von der Glockenweihe, Einsegnung des Gottesackers, von Leichenceremonien und von Gnadenbildern; lauter Gegenstände, über welche der aufgeklärte Theolog der katholischen Kirche lieber schweigen, als seine Meinung unparteyisch sagen möchte. Der Verf. leistet auch in diesem Bändchen weniger, als er in den vorhergehenden geleistet hat. So ist z. B. der Ursprung des Weihwassers S. 3. nicht angegeben. So ist der Mißbrauch, am hellen Tage bey großen Festen zahllose Lichter in den Kirchen anzuzünden, und der noch größere Mißbrauch, in den Kirchen ein sogenanntes ewiges Licht zu unterhalten nicht gerügt, sondern S. 6. gutgeheißen. Andere katholische Theologen haben darüber weit unbefangener geurtheilt. So schreibt der Verf. des deutschen Breviers, 1. B. S. 301, dritte Ausg.: „warum wird nicht in die Wunde eines Kranken jenes Oel gegossen, welches ewige Lampen, ohne jemanden zu erbauen, in unbesuchten Kirchen verzehren? .. Warum erstarrt der Arme vor Kälte, wenn Hunderte von Wachslichtern vor verehrten Reliquien (deren Aechtheit nicht einmal verbürgt werden kann) umsonst die Luft erwärmen?“ Ueber die sogenannten Mirakel- oder Gnaden-Bilder hat der Verf. S. 38 die Beschlüsse verschiedener Kirchenversammlungen angeführt, aus denen das Vertrauen auf dieselben als abergläubisch bewiesen wird; wiewohl in diesem Puncte bey den Katholiken die Praxis der Theorie widerspricht. Denn welcher Bischof läßt solche Bilder aus den Kirchen entfernen, wenn sich ein größerer Zulauf des Volks bey denselben zeigt? Die dabey gesammelten Opfergaben scheinen die richtigeren Grundsätze hierin zu überwiegen. Bey dem vielen Guten, das in

diesen Bändchen enthalten ist, bedauert Rec. die unrichtige und ungebildete Sprache, in welcher es vorgetragen wird. Möchte ein Religionslehrer der katholischen Kirche, welcher der deutschen Sprache mächtiger ist, das Zweckmäßige aus denselben ausheben, das Unhaltbare übergehen, und das Falsche berichtigen! Dann würde er ein Lesebuch liefern, das in allen katholischen Landschulen eingeführt werden könnte.

Liturgie für die Evangelisch-Lutherische Kirche im Königreiche Würtemberg. Mit allergnädigstem Privilegium. Stuttgart bey J. F. Steinkopf, 1809. gr. 8. 445 S. (1 Rchsthlr.)

Für eine Form immer mehrere Formulare darbietend, ist diese Liturgie vor allen ihren Schwestern ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit; und würde es unstreitig noch weit mehr seyn, wenn nicht durch die, laut des vorangedruckten königlichen Befehles, auf die verschiedenen Bildungsstufen genommene Rücksicht, der Geistliche, dieser Mehrheit ungeachtet, doch nur auf das, für seine Gemeinde zweckmäßigste Formular sich beschränken müßte. Uebrigens ist die Absicht, allen Ständen wenigstens Etwas Willkommenes zu geben, nach des Verf. Ueberzeugung vollkommen erreicht, und zwar mit großer Menschenkenntniß, oft mit schonender Feinheit erreicht, so daß für alle, welche es wünschen und nicht wünschen, hier die Aufgabe so behutsam, als glücklich gelöst zu seyn scheinet, nämlich die Strenge alter Orthodoxie zu mildern, ohne gerade ihrer Gegenseite die Hände zu bieten. Aus dem Buche selber geht dieß so eigenthümlich hervor, daß Rec. nach den Umständen nichts zu thun hat, als mit möglichster Treue und Kürze den Inhalt desselben anzuzeigen.

Taufformulare machen den Anfang (Die Anrede beym Auftritt des Priesters steht am Ende S. 436 zwischen dem V. U. und dem Segen. Die Gebete vor und nach den

Predigten, Betstunden in der Mitte, S. 240—90. zum Pastoralgebrauch etwas unbequem.) Nro. 1. die Handlung, heißt es, ist wichtig und ernsthaft, schon deßwegen, weil die Pathen, den Täufling betrachtend als ein achtungswerthes, zu grossen und ewig dauernden Endzwecken bestimmtes Geschöpf, denselben gleich in seinen ersten Tagen zu einem Mitgliede der Gemeinde weihen wollen, und dadurch als Wohlthäter ihm verbindlichen Dank auflegen. Hierauf Gebet, worin für das Leben des Kindes gedanket und Gott gepreiset wird, daß es vernünftig und mit seinem Bilde bezeichnet sey. Dann Wünsche und nochmalige Bitte um Aufnahme zu Gott. Hieran schließt sich S. 6. das Glaubensbekenntniß. Bey Gott, dem Vater, werden mehrere Eigenschaften aufgeführt. Von Gott dem Sohn heißt es: „Glauben sie an Jesum Christum, seinen Sohn, der vom Himmel gekommen, als Mensch auf Erden lebte, lehrte, litt und starb; durch seine göttliche Lehre, und durch seinen Tod am Kreuze unser Erlöser und Führer zur seeligen Unsterblichkeit ward; nach seinem Tode wieder auferstand, in den Himmel zur Rechten des Vaters erhoben, über alles herrscht, und einst richten wird die Lebendigen und die Todten.“ Unter dem h. Geist ist der christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen, und Auferstehung des Leibes, nicht erwähnt. Nach der einmaligen Antwort auf die dreyfache Frage folget das Entsagen „allem Unglauben und allem Aberglauben, allen sündlichen Gesinnungen, Neigungen und Werken.“ Alsdann wiederum Verpflichtung auf Vater, Sohn und Geist, zulezt die Taufhandlung selbst, mit der gewöhnlichen Formel: Ich taufe dich ꝛc. Vor diesem ersten haben die Formen 2, 3, 4, meist sehr schöne Gebete voraus, Glaubensbekenntniß ꝛc. überall gleich. Nro. 5. möchte wohl den angezeigten in einer Hinsicht den Preis entziehen; hier werden doch nach dem Geiste der evangelischen Kirche, die Einsetzungsworte aus der Bibel angeführt, hier wird Marc. 10, 14—16 zum Beweis für die Kindertaufe genutzt, und gezeigt, daß auf Christi Befehl getauft werde, nicht aus Gefälligkeit; hier ist selbst das alte

Glaubensbekenntniß unverändert gelassen, doch mit der Erlaubniß, nach Umständen (S. 33) auch das obige gebrauchen zu dürfen. Die Entsagung hingegen ist wie in Nro. 1. Satan und Erbsünde vielleicht umschrieben durch „Versuchung der Welt;" der bedeutsame Gruß: Geliebte in Christo, in die Anrede: „Theuerste Taufzeugen" verwandelt rc. Es ist zu fürchten, daß hierdurch das Abweichende von der alten Form, welcher Nro. 5. nachgebildet ist, nur um so stärker bezeichnet seyn möchte. — Formulare für Proselytentaufe und für Findelkinder, deren Taufe ungewiß ist, werden hier ungern vermißt. — Die vier Beicht-Formeln sind erbaulich, noch dazu können die zwey ersten die Stelle einer Beichtrede vertreten; ob es übrigens durchaus zweckmäßig sey, die Beichtenden nach Umständen (S. 48) nicht laut antworten zu lassen, will Rec. nicht entscheiden. Er glaubet nur, daß es der Natur der Sache eben nicht fremd sey, wenn ein gemeinsames, jeden dem andern gleichsetzendes, hörbares Ja alle zu einem sichtbaren Leibe in Christo einiget; oder auch, wenn ein Sünder willig und ohne Rücksichten seine Sünden bekennet. Ob beydes auch schweigend in gleichem Grad statt finden könne, mag dahingestellt bleiben; die Meinungen der Beichte sind ohnehin so getheilt, und eine Entscheidung wenigstens von einer Partey ist also, wie hier, um so wünschenswerther. Die Lehre vom h. Mahl ist ganz auf die Ansicht eines Gedächtnißfestes gerichtet, durch alle 7 Formulare hindurch. Nro. 1 läßt die Einsetzungsworte folgen auf 55 Verse, worinn man erst sich für unwürdig erkennet, dann durch das Andenken an den Versöhnungstod Christi Selbstachtung wieder gewinnet, und alles Gute verspricht, ein Gelübde, das wir freylich schon oft gethan,

„Und wankten doch in unsrer Pflicht.
Vergib uns Herr! Verwirf uns nicht!
Auch heute legen wir es wieder
Gerührten Herzens vor Dir nieder;
Führ' einst zum Ziel uns himmelan,
Und laß dein Kleinod uns empfah'n."

Nro. 5. hat sich das, sonst im Würtenbergischen gewöhnliche Formular zum Muster genommen. Im Vorhergehenden wurde

meist nur angeführt: „Solches thut zu meinem Gedächtniß.“ Uebergänglich Nro. 4. sind die Worte „Esset, das ist,“ aufgenommen, und ist zum „Hauptzweck des — gestifteten Abendmahls“ das dankbare Andenken“ erklärt (S. 79). Dagegen nähert sich Nro. 5. mehr der lutherischen Lehre, beziehend dieselben Worte auf Christi Leib und Blut, denn im Abendmahl stellet er, — S. 89 — „mit dem gesegneten Brod und Wein seinen Leib und sein Blut unserem Glauben dar.“ Wer so genießet, dem gilt buchstäblich Joh. 6. v. 54.: „Wer mein Fleisch isset“ ꝛc., doch sogleich wird hinzugefügt: „dieß alles schließt denn freylich in sich, und setzt voraus, daß wir, wie es unser Erlöser auch ausdrücklich geboten hat, beym Abendmahl seiner gedenken.“ In liturgischer Hinsicht gilt im Ganzen hier, was von den Taufformulare gesagt wurde. Jener zur ehelichen Einsegnung sind 5, ausschließlich des, für Jubelhochzeiten bestimmten Formulars. Nro. 1. wägt die Ehe nach „Wichtigkeit, Würde, Glück und Segen“ eine artige Disposition zu einer Hochzeitrede. Die Alten nahmen hier nach Anleitung der h. Schrift bekanntlich auf 6 verschiedene Puncte Rücksicht, worunter auch das Creuz und die Einsetzung gerechnet wurden. Der Bräutigam wird hier (S. 113 so angeredet: „Sie sollen mit Weisheit, mit Ernst, mit Güte Ihre Familie regieren; mit einer Achtung erweckenden Würde, die Sie, dem erhabenen Muster der Gottheit nachstrebend, an sich zeigen, verbunden mit einer edlen Liebe, durch welche Christi ehrwürdiges Vorbild sichtbar an Ihnen werde, — sollen Sie die Ihrigen leiten, und Gutes überall in Ihrem Wirkungskreise stiften.“ Das Weib ist bezeichnet mit „der innigsten Zärtlichkeit, der reichen unermüdeten Geberin stiller Freuden.“ Nro. 2. 5. würden gewiß zu den vorzüglicheren gehören, wenn der biblische Grund der Ehe besser hervorgehoben wäre. Bedenklich scheint es vielleicht manchem, daß S. 120. von einer zuzulassenden, bisweilen „um grössere Uebel zu verhüten“ nöthigen Ehescheidung in einem Eheformular auf diese Weise gesprochen wird. Bey der Confirmations-Handlung wird

die Gemeinde wahrscheinlich erwarten, außer den Kindern auch sich angeredet zu hören; wenn es anders mit dem Zwecke der Liturgien angehöret, daß sie die anwesende Versammlung über Veranlassung und Absicht der folgenden Handlung unterrichten sollen. Nach S. 160 soll „ein ruhiges und zufriedenes Leben auf Erden, ein ewiges Heil im Himmel, die Absicht" des Confirmations-Gelübdes seyn. Mit den Segenswünschen bey der Glaubensbestätigung ist zweckmäßig abgewechselt. Nro. 2. entwirft ein Bild des Lebens, wohl tauglicher zu einer Rede vor der Confirmation. Aus der Umschreibung des V. U. nur folgendes S. 186. „Sie haben der Wünsche und Hoffnungen und Entwürfe zum Lebensglücke so mancherley, und wir haben solche für sie. Aber wir bitten das Eine nur: Gib ihnen ihr tägliches Brod! die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, die gerade ihnen wohlthätigsten Lebensfreuden wirst du ihnen nicht versagen. Vergib ihnen, was sie seither gesündigt haben! Sie stehen hier, und wollen dir und ihrem Erlöser Jesu und der Tugend sich ganz übergeben, wollen es in dieser Stunde gewiß ernstlich; aber werden sie halten, was sie versprochen? Führe sie nicht in Versuchungen!" Weiter unten heißt es S. 191. „leset fleißg die Bibel und andere gute Bücher;" dieß ist wahrscheinlich nicht so gemeint, als ob die Bibel auch Menschenwerk wäre. Mit wahrer Freude bezeichnet Rec. das Gebet nach der Einsegnung Nro. 2. S. 199 überzeugt, daß es keinen Leser ungerührt lassen wird. — Bey Ordination der Prediger fehlt es nicht an guten Wünschen. Brauchbar sind die Gebete am Reformationsfest; ihnen folget eine kurze Geschichte der Reformation, wobey nur zu bedauern ist, daß nur mit gänzlicher Uebergehung des Inhaltes der augsburgischen Confeßion die ihr unterschriebenen Fürsten namentlich aufgeführt sind. Sollte am Fest der Wiedergeburt des Glaubens ein Verschweigen dieses Glaubens statt finden dürfen? — Die Gebete vor der Predigt scheinen zum Theil ihren bestimmten Zweck nicht fest genug ins Auge gefaßt zu haben, z. B. S. 240. „Zu dir, Ewiger, Unendlicher,

Schöpfer unsers ersten Lebens hier im Staube, Geber unserer künftigen Unsterblichkeit, Vater unseres Geistes, der von dir stammt, und dein Bild trägt!“ Im Verfolg wird gewünscht, das heilige Gefühl möge uns überall hin begleiten, und unser ganzes Leben mit allen seinen Beziehungen durchdringen. Schicklicher für ein Gebet nach, als für eins vor der Predigt. Sollte man nicht erst flehen um Sammlung des Geistes, um Entfernung aller sündlichen Begierden, um fruchtbare Erbauung u. s. w.“ So werde vorerst die Andacht entzündet, und zuletzt vor dem Ausgang aus der Kirche in die Welt darauf gedrungen, daß Gottes Wahrheit auch im Leben verherrlichet werde. Besonders Nro. 6, 8, 9, 10, 11, 12 bedürften einer Aenderung, oft auch schärferer Präcision im Ausdruck. Auch die Gebete nach der Predigt haben nicht alle einen bestimmten Kreis, worinn sie sich lebendig bewegten z. B. Nro. 6. „Vor dir, Vater aller Menschen, sind wir versammelt, um unsere Anliegen und christliche Wünsche im Gebet vor dich zu bringen.“ Offenbar zu beten sogleich, nachdem man sich versammelt hat, und nicht, wenn die Versammlung sich so eben auflösen will. Nro. 7. hat Vorzüge. Ungleich besser und eindringlich erbaulicher sind die Gebete nach den Nachmittagspredigten, die ältere innhaltsreiche Litaney ist hier mannigfach geändert. z. B. anstatt zu sagen — behüt' uns, lieber Herre Gott, vor des Teufels Trug und List, betet man hier (S. 291.) „Behüt' uns Herr Herr unser Gott! vor aller Untreu gegen dich, vor Feindschaft gegen unsre Brüder, vor dem Gift der Spötter deines Worts, vor den Finsternissen des Aberglaubens und Unglaubens. „Wider den „Hunger“ wird wohl niemand beten, aber jeder wider Hungersnoth. Vor dem ewigen Tod lautet hier; „vor der Trostlosigkeit im Leben, und in der lezten Stunde.“ Nro. 2. hat viele Fragen. Ein Zeugniß höherer Frömmigkeit legt aber wohl der ab, welcher seine Sünden geradehin eingesteht, ohne sie in Fragen zu fassen, welche bejaht, oder verneint werden können. Verneint werden diese zwar im folgenden, aber durch

die Ausdrücke etliche „unter uns“ oder „nicht alle“ so unbestimmt verneint, daß jeder sich als Ausnahme setzen kann. Die Versuchungen zum Bösen werden S. 303 zugeschrieben „dem eigenen Herzen, dem Beyspiel der Welt, der Stimme des Verführers“. Nro. 3. fast zu rednerisch für ein liturgisches Formular. Nro. 4. möchte das vorzüglichste seyn, nur hätten die Reime wegbleiben können. Im ersten Gebet am Schlusse der Betstunden vermag Rec. keinen Znsammenhang mit dem Anfange und Ende zu erkennen. „Angenehme Schickungen des Lebens, abwechselnde Freuden aller Art werden uns unaufhörlich zu Theil“, und „haben wir dann dieß mühevolle Pilgerleben vollbracht“. Diesem gerade entgegen ist das folgende, einfach, kindlich, fromm, unstreitig das Beste unter den angezeigten, eine fast wörtliche Abschrift jenes musterhaften Betstundengebetes aus der alten Liturgie Würtembergs von 1784. Manche Stellen sind verändert worden, aber nicht alle mit gleichem Glück. z. B. Alte L. S. 60. „Ach Herr wir sind viel zu gering aller Barmherzigkeit ꝛc.“ Neue L. S. 316. „Ach Herr, wir sind nicht werth aller B.“ A. „Denn da wir bisher, anstatt der Besserung deinen Zorn mit übermachten Sünden, die dir, o gerechter Gott, am besten bekannt sind, und wir nicht läugnen können, in allen Ständen gereitzet haben, und noch reitzen, so schonest du unser doch mit mehr als väterlicher Geduld.“ N. Lit. Statt allgemeiner Besserung haben wir bisher durch fortgesetzte Sünden, die wir — — läugnen können, deines heiligen Wohlgefallens uns unwerth gemacht, und dennoch schonest du unser ꝛc. Die Ernte- und Leichengebete haben insgesamt den Vorzug, den Betenden sogleich in den Mittelpunct ihrer Veranlassung zu setzen, und mit ihrem unmittelbaren Zwecke sich zu begnügen; dasselbe gilt von denen für den ersten Jahrestag bestimmten; im Ganzen brav gemacht ist das erste nach der Predigt (S. 351.); das Sylbenmaß des angehängten Gedichtes etwas zu tändelnd. Unter den Passions-Gebeten ist das auf den Charfreytag (S. 370.) vielleicht am wenigsten

gelungen; sein Inhalt dreht sich um die Gedächtnißfeyer der Liebe. Hier im Mittelpunct alles Christenthums hätte dennoch, was nirgends geschehen ist, die Verbindung des Sündenfalles mit der Erlösung, woraus allein jene Liebe recht erkannt wird, zum Grund gelegt, und dem unerschöpflichen Quell der Religion hätten hier seine reichsten Segnungen entströmen sollen, und dem frommen Gemüth seine heiligsten Gefühle. So sollte auch ein gutes Ostern= und Himmelfahrtsgebet mit seinem Gegenstande sich selber verherrlichen. Nicht ganz vernehmlich hörte Rec. die reine Weihe des h. Geistes aus den Gebeten auf Pfingsten sprechen. Im ersten am Dreyeinigkeitsfeste wird Jesus (S. 411) (wenn Rec. nicht sehr irret) zum erstenmal in dieser evang. luther. Liturgie der ewige einzige Gottessohn genannt, auch der eingebohrene, Eins mit dem Vater; man beruft sich hierbey auf das „unserem endlichen Verstand" Unbegreifliche des göttlichen Wesens; ist aber auch das Göttliche unseres Bewußtseyns eines Gotteserkenntnißes unfähig? In den Gebeten auf das Christfest ist die Gedächtnißfeyer gut praktisch gewürdigt, aber übergangen der sie weihende Glaube, so wie der Endzweck Christi, Vergebung der Sünden zu bewirken. — Das Gebet des Herrn hat (S. 435.) Unser Vater. Rec. möchte doch hierbey aufmerksam machen auf die bekannten Gründe, die man für die Beybehaltung der lutherischen Wortstellung hat. Auch Lessing hat behauptet, daß nicht uns Gott gehöre, sondern wir ihm.

Ob das oben angedeutete Urtheil Grund habe, oder nicht, überläßt nun Rec. dem Leser, so wie die Beantwortung der Frage: ob ein Liturgist auf Zeitmeinungen Rücksicht nehmen dürfe, oder allein auf die Bibel, und auf die Symbole seiner Kirche?

Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht, als Hülfsmittel betrachtet den Religionsvorträgen überhaupt, und den Predigten insbesondere mehr Annehmlichkeit, Würde und Eindruck zu ertheilen, von D. J. E. C. Gräffe. Göttingen bey Heinr. Dieterich 1809. XVIII. und 292 S. 8.

Mit Recht klagt der würdige Verf. über die jetzige Vernachlässigung des Rhythmus unter den deutschen Prosaikern. Denn so unbillig es wäre, diese Klage auf unsere Dichter auszudehnen, deren mehrere schon lange als Muster dastehen, andere zu einer ähnlichen Meisterschaft sich immer mehr emporarbeiten: so dürfen wir doch wohl bekennen, daß unter den

prosaischen Stilisten Deutschlands nur wenige sind, die mit Bewußtseyn rhythmisch vollendete Perioden schreiben, und daß besonders, von den Canzelrednern, denen der Numerus seyn sollte, was dem Homer der Hexameter, nur selten auf ihn Rücksicht genommen wird. Es ist kläglich anzuhören, wie in mancher unserer Predigten bald das Feuer der Rede durch die schwerfälligsten Bewegungen gedämpft wird, bald der feyerliche Ernst in den lustigsten Rhythmen dahinrennt; und selbst fleißig gearbeiteten Reden wird häufig die eigentliche Grazie, und das unmittelbar eindringende durch den Mangel an Rhythmus und Wohlklang entzogen. Gewiß war es daher „eine vom Zeitbedürfniß ertheilte Aufgabe, die Natur und die Gesetze des oratorischen Wohlklanges in eine nähere Betrachtung zu ziehen, und dadurch das rhythmische Studium zu erwecken.“ Hr. Gräffe, ein von der Natur gut ausgerüsteter, und in der Schule der Alten gebildeter Mann, hat Beruf, sie zu lösen; er kennt die Schwierigkeit seines Unternehmens, und besitzt Muth und Kraft sie zu überwinden; er weiß mit Wärme zu reden, und den Eifer, der ihn beseelt, seinen Lesern mitzutheilen, und drum dürfen wir dem Buche einen wohlthätigen Einfluß auf die homiletischen und liturgischen Vorträge unserer Geistlichen mit Zuversicht versprechen. Dies sey in Hinsicht der mannigfaltigen Irrthümer, die wir neben dem Guten fanden, und nicht ungerügt lassen dürfen, gleich anfangs gesagt. Vor allem aber freute uns, daß der Verf. so wie Luther seine Bibelübersetzung zur Ehre Gottes mit aller Anstrengung seines Geistes ausarbeitete, auch in Canzelvorträgen die Vollkommenheit des Stiles und des Rhythmus zur Sache der Religion macht. „Es beseele uns (heißt es S. XVII) der Trieb, die Reichthümer, die in der deutschen Sprache aufbewahrt liegen, kennen zu lernen, und diese Begünstigungen unseres einheimischen Bodens zu höheren Absichten mit Thätigkeit anzuwenden.“ „Das sey auch der Gegenstand“ (ruft er den jüngeren Lesern zu) „ihrer Arbeiten und Bemühungen, damit der Vortrag der heiligen Religionswahrheiten durch ihre Ausbildung deutscher Beredsamkeit immer mehr an Stärke und Eindruck gewinne.“ Wir wollen den Inhalt dieses lichtvoll geordneten Buches in der Kürze mittheilen, und wo wir in Ansichten abweichen, diese den Lesern unserer Blätter zur Prüfung vorlegen. Der erste Abschnitt zerfällt in drey Kapittel. 1. Vom Wohlklange überhaupt. 2. Definition des Rhythmus. 3. Beweis des Einflusses, den dieser Wohlklang sich zueignet. — Der Wohlklang wird in seiner musikalischen Bedeutung, zum Theil nach Sulzer und Chladni, und zunächst in seiner Beziehung auf die Rede erwogen. Er umfaßt 1) die Foderung einer guten Wahl der Selbstlauter und Mitlauter, von denen

jeder seinen bestimmten Charakter hat; 2) einer sorgfältigen Mischung derselben, besonders der Mitlauter, denn leicht entsteht Schwerfälligkeit, wenn sie ungeschickt gehäuft werden; 3) einer eben so sorgfältigen Mischung ganzer Wörter zu einem Satze. Da im Gebrauche der Wörter die Wahl nicht immer frey steht, weil man die Ausdrücke nehmen muß, wie die Sprache sie bietet, so muß man härtere und schwerere Worte mit sanftern und dem Ohr gefälligern auf alle Art zu verbinden suchen. S. 27—29 sind sehr beherzigenswerth; 4) die Foderung eines gewissen Zeitmaßes, „welches in der Mischung der Längen und Kürzen dem Inhalte der Rede proportionirt seyn muß." Dies gibt dem Verf. Anlaß, umständlich über den Rhythmus zu reden, der ihm das rechte Maß ist in der Mischung der kurzen und langen Sylben, und sich zum Wohlklange, wie der Theil zum Ganzen, verhält. Ein gewisses Ebenmaß verlangt auch die Prosa, die gleich weit von Regellosigkeit und stets wiederkehrendem Gleichmaß entfernt, zwischen beyden in der Mitte steht; und der Rhythmus ist das für die Prosa, was für die Poesie das Versmaß ist. Dieser Theil ist fast zu gelehrt, aber mit scharfem Urtheile abgefaßt. Das dritte Kapitel hat uns weniger befriedigt. Offenbar ist das göthische Lied: Meeresstille und glückliche Fahrt zu einseitig bloß von der metrischen Seite gewürdiget. Freylich zeichnet es sich nicht aus durch „kühne Tropen", durch „Neuheit der Metaphern", durch „volltönenden Klang" und durch ähnliche Reitzmittel für die Nerven; aber auf die Kraft der Versinnlichung mußte aufmerksam gemacht werden, und auf jene, Göthen so eigenthümliche Bestimmtheit und einfache Klarheit des Ausdruckes, durch welchen, wie Gerstenberg sagt, „die ganze Seele, wie durch einen azurnen Lichtkörper hindurchscheint." Grade dann würden wir dies Gedicht fehlerhaft finden, wenn es sich rhythmisch in dem Grade auszeichnete, wie der Verf. wähnt; denn der Rhythmus ist immer zu tadeln, wo er zu laut an sich errinnert, und dadurch die Harmonie des Ganzen stört. Ueber die Herdersche Periode: „Die jungen Enten entschlüpfen der Henne, die sie ausgebrütet, und hören, vergnügt in dem Elemente plätschernd, in das sie der Ruf der mütterlichen Natur hinzog, die warnende Stimme ihrer Stiefmutter nicht, die am Ufer jammert" ist viel Gutes gesagt, aber in das unbedingte Lob, das ihr ertheilt wird, können wir, schon wegen des unrichtig gestellten nicht, unmöglich einstimmen.

Der zweyte Abschnitt, in welchem Längen und Kürzen beurtheilt, und die verschiedenen Füße in Rücksicht auf die prosaische Composition erwogen werden, ist, unserer Meinung nach, der am wenigsten gelungene Theil des Buches. Die

Theorie des Verses ist die alte vermorschte, welche Moriz mit gleich viel Scharfsinn und Einseitigkeit aufstellt; und die schwerlich entstanden wäre, wenn der geistvolle Mann bessere Muster in den antiken Sylbenmaßen gekannt hätte. Hr. Gräffe verwechselt mit M. Accent und Länge; und wenn dies bey ihm weniger auffallend ist, als bey anderen (z. B. dem Verfasser der Arethusa), so muß man den Grund darin suchen, daß er sich ausschliessend nur mit modernen Versarten beschäftigt, in denen das Princip der Accentuation vorwaltet, während jener die morizische Theorie auf antike Sylbenmaße anwandte, die dem Prinzipe der Quantität folgen. Denn jeder fühlt wohl, daß ein Vers wie folgender:

Des Landvogts Reitknecht soll ihm Beystand leisten.

viel weniger beleidigt, als der bekannte, nach Morizens Theorie gebaute Hexameter:

Freund komm heut Nachmittag her, sieh Herrn Blanchards neu Luftschiff hoch aufziehn.

in welchem, gegen das Gesetz der antiken Versmaße, welches streng beachtete Quantität fodert, zehn der vollkommensten Längen gewaltsam verkürzt sind. Und darum wird diese Theorie, auf moderne Sylbenmaße angewandt, immer noch am unschädlichsten seyn. Auch wir erkennen die Macht des Accentes, aber daß eine stärker betonte Länge, wie Rath in Rathhaus die zweyte Sylbe verkürzen könne, dies werden wir für antike Versmaße nie zugeben. Rathhaus bleibt ein Spondeus, in welchem die erste Länge, an Zeitdauer der zweyten vollkommen gleich, nur den Nachdruck eines höheren Tones voraus hat. Zu den Spondeen zählt daher unser Verf. nur: Dank, preist; Sing, bet; Tag, Nacht und ähnliche Monosyllaben; natürlich, da die viel schöneren Spondeen, Handschlag, Weggang ihm Trochäen sind. Als Molosse führt er auf: Meer, Thal, Fels; laut sags Erd; denn Mittagsmahl, Landeinwärts ꝛc. werden ihm Creticus und Bacchius seyn. Consequent ist nun wohl, wenn S. 91. von den Molossen und Spondeen behauptet wird, sie ließen sich schwer in unserer Sprache bilden; aber grundfalsch ist die Behauptung, wenn man nur die wahren Längen nicht verkennt. Dich erhört Gott soll allemal ein zweyter Epitrit seyn (— ◡ — —). Wir meinen dich, als Mittelzeit, könne, wenn es der Sinn erlaube, eben so gut verkürzt werden. Auch: Trockne dein Aug wird zweyter Epitrit genannt. Allerdings, wo der Sinn ist, Trockne dein (nicht sein oder mein) Aug, aber wie käme der Gedanke auf die Canzel? Liegt dieser Nachdruck nicht auf dein, so haben wir einen Choriamb (— ◡ ◡ —). Zum ersten Päon (— ◡ ◡ ◡)

wird gerechnet Fluth wirst du die, ein ungeschicktes Beyspiel das auch Jonicus a majori (— — ◡ ◡) und sogar vierter Epitrit (— — — ◡) seyn kann. Einige glückliche Inconsequenzen haben sich hineinverirrt, z. B. der Nachtfrost, nach S. 64. ein Amphibrach (◡ — ◡), wird S. 89. richtig ein Bacchius genannt (◡ — —). Daraus sehen wir, daß des Verfassers Gehör besser ist, als seine Theorie; und dem schreiben wir es auch zu, wenn die Beyspiele zum Trochäus, Jambus, Dactylus (Weisheit und nehmen wir aus, das nur im Nothfall — ◡ ◡ seyn darf), Cretikus (ausgenommen Mittagsmahl und Ach dort herrscht), Amphibrach, Palimbacchius und einigen anderen Füßen gut gewählt sind. Dem Verf. fehlt nichts als Muth, sich von der eingewurzelten morizischen Theorie, die nicht einmal recht günstigen Boden in ihm findet, völlig loszureißen. — Auch darin geben wir dem Verf. Unrecht, wenn er S. 52. den alten Sprachen bloß Positionslängen zugesteht (was kaum widerlegt zu werden braucht), und der unsrigen sie durchaus abspricht. Nehmen wir Liebe ruft, so haben wir in be die vollkommenste Kürze. Weniger kurz wird die Sylbe, wenn wir sie mit einigen Consonanten beschweren, lieben ruft, liebend ruft, wo jedes Ohr fühlt, daß sie an Zeitdauer gewonnen hat. Vollends in zitternd ruft, zitternd sprach hat die Kürze schon so an Zeitdauer gewonnen, daß sie in einigen Versmaßen, z. B. im Hexameter, Stellvertreterin der Länge werden kann, und Klopstock hatte wohl recht, dem Choreus mitunter den schwebenden Gang Sponda's zuzugestehen. — Ueber das Metrum (die Verbindung der metrischen Füße zum Verse) hat der Verf. nicht gehörig nachgedacht, wie sich schon aus S. 61. und 62. ergibt. Getadelt werden die Verse:

Preist ihn, ihr Lieben, preiset.

und: Schön ist die Tugend, mein Verlangen

weil sie dem Schema ◡ — ◡ — ◡ — ◡ (— ◡) nicht entsprechen. Angenommen, was wir nicht zugeben können, daß die mittelzeitigen Sylben ihn und ist keine Verlängung dulden, woher die zweyte Annahme, daß der erste Fuß ein Jambus seyn soll? Spondeen in der ersten Region des fünffüßigen Jambus sind ja etwas ganz gewöhnliches, und ein bewährtes Mittel gegen die Monotonie. So werden auch die Verse:

Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond.

und: Lob, Preis und Dank ertheilen

auf denen auch kein Schatten von Fehlerhaftigkeit ruht, verworfen, und dafür die Aenderungen:

Der Sonn' ruft Gott und schafft den Mond

und: Den wärmsten Dank ertheilen.'

vorgeschlagen, von denen die letzte matt, die erste in mehr als einer Hinsicht hart ist. Und beyde sind verwerflich; wegen des monotonen Klippklapps der bloß jambischen Versfüße, die diesem Metrum Göthens gerechten Spott zuzogen:

Jambus nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuße.

Gerade das ist eins der schönsten Mittel, dem Verse etwas auf die Beine zu helfen, wenn man ihm spondeische, dactylische, anapästische, und für einige Stile der Poesie noch andere Versfüße untermischt; und besonders der Spondeus darf auch in andern Regionen ungescheut auftreten. Wir erinnern nur an Bürgers

Sie fuhr mit Gottes V o r s e h u n g
Vermessen fort zu hadern.

wo der molossische Ausgang, der ohne seinen molossischen Character einzubüßen, sich zu einem Creticus bequemt, eine gar erfreuliche Wirkung thut. — S. 138. zeigt der Verf. daß auch hier sein Gehör über seine Theorie siegt. Die Zeile:

Himmlische Vollkommenheit

wird fehlerhaft genannt, und gleich darauf wegen ihrer Lieblichkeit in Schutz genommen. Sie ist so wenig fehlerhaft, wie der Hexameteranfang:

Unaussprechlichere Barmherzigkeit

denn solche Kürzen können vor hochtonigen Längen, wie hier die Sylben V o l l und B a r m sind, füglich gehoben werden, wozu auch der Abschnitt nach H i m m l i s c h e nicht wenig beyträgt. — Im vierten Capitel des zweyten Abschnittes S. 99 — 109. sind die verschiedenen Tonarten des poetischen Stiles nicht gehörig gesondert. Der Verf. nimmt den feyerlichen Standpunct des geistlichen Redners, und zeigt sich, indem er nur aus diesem die anderen Gebiete der Poesie überschaut, nicht ohne Einseitigkeit. Es gibt gewisse Freyheiten, sowohl des Stiles wie des Rhythmus, die nicht nach dem Maßstabe der gewöhnlichen Theorie, die dem Verstande angehört, beurtheilt seyn wollen. Wo die Theorie des Verstandes aufhört, beginnt die Theorie des Gefühls, die freylich auch ihren Gesetzen unterworfen ist, aber Gesetzen, über welche nicht der Verstand, sondern Gehör und Gefühl zu entscheiden haben. Wir bemerken im gemeinen Leben, daß oft Worte weder ganz grammatisch richtig, noch auch nach der natürlichen Quantität ausgesprochen werden; und mag dies in den meisten Fällen auch Tadel verdienen, so tritt doch hin und wieder ein Fall ein, der eine Ausnahme fodert. Wenn Göthe sagt: H a m s t e r h a t m i c h b i s s e n, oder Schlegel im Shakspeare:

Gieb Königreich an Großmama! sie giebt dir
'Ne Kirsche, 'ne Rosine und 'ne Feige,

so beweist der deutsche Orbilius, daß sey gegen die grammatischen Gesetze, und heiße die Sprache radebrechen. Und doch ist dadurch etwas so bestimmtes, und auf anderem Wege unerreichbares, erreicht, daß wir die Abweichung von der Norm, nicht bloß nicht tadeln, sondern sogar loben müssen. Oder sollen dergleichen Töne der Rede, weil sie aus dem niedern Leben geschöpft sind, und an fehlerhafte Volksaussprache erinnern, oder gar, weil Misbrauch daraus entstehen könne, von der Darstellung ausgeschlossen seyn? Das wolle Gott verhüten! Im höhern Stile der Canzel darf freylich von solchen Freyheiten nichts vorkommen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Metrum, wovon die Volkspoesien mehr als einen Beweis ablegen, z. B. das Hexenlied:

Wir flie | gen ü | ber Land | und Meer

u u — u u — u u u —
Wie der Wind | , durch die wei | te weite Welt | einher.

Wer wird sich hier über Verletzung der Quantität beschweren, obgleich sie im zweyten Verse bis ins Ungeheure getrieben ist? Wir freuen uns vielmehr der Gewalt des Rhythmus, welcher einmal das Starrste ergriffen hat, um es im muthwilligsten Kampfe zu besiegen. Nehmen wir nun das, vom Verf. angefochtene tiedgesche Lied im Dactyl-Versmaße:

u u
Mir blüht e i n e Stelle, die weiht ein Altar,
Da wandelt ein heimliches Wehen.
— — — — — — — — — —
u
Am Grabe d o r t siehst du mich wieder.

so dürfte man wohl die Abweichung von der Regel, wo ein Paar Längen noch dazu unter Begünstigung der Volksaussprache verkürzt sind, dem leichten und zarten Tone zu lieb sich gefallen lassen. Rec. bekennt, daß ihm diese Paar Abweichungen weniger anstößig sind, als Hrn. G r ä f f e ' s Scansion:

u — — u | — u u | — u u | —
— — u u | — u u | — u
—— —— —— ——
u — u — | — u u | — u

wodurch das harmlose Lied den feyerlichen Anstrich eines Kirchenliedes bekommt. Ueberhaupt hat der Verf. nicht wohl gethan, seine Theorie von der Reinheit der Quantität, die wir im höheren Tone der Poesie mit ihm auf das lebhafteste anerkennen, andern Tönen der Dichtkunst anzupassen. Jedes sey in seiner Art vollkommen, und manches erhalte seine Vollkommenheit durch eine scheinbare Unvollkommenheit.

If where the rules not far enough extend
(Since rules were made but to promote their end)
Some lucky license answer to the full
Th' intent propos'd, that license is a rule.

Nur wehe dem, der sich ohne göttlichen Beruf an solche Licenzen wagt!

Der dritte Abschnitt, welcher die Anwendung der prosodischen Theorie auf Religionsvorträge enthält, ist bey weitem das Vorzüglichste im Buche, und verdient den Predigern, besonders den jüngeren, auf das angelegentlichste empfohlen zu werden. Hier hören wir, den durch vieljährige Praxis ausgebildeten Mann, und mag auch hin und wieder ein Beyspiel nicht zur Regel passen, so bleiben doch die Regeln selbst untadelhaft. Die drey ersten Capitel handeln vom Rhythmus im Anfange und im Schlusse der Perioden, besonders der Anfangsperioden einer öffentlichen Rede. Der erste Päon (— ◡ ◡ ◡) und ähnliche Füße, welche durch eine, oder mehrere voranstehende Längen das Ohr füllen, und zum verweilen zwingen, werden zum Anfange empfohlen; zum Schlusse die, welche wie der vierte Päon (◡ ◡ ◡ —) dem Ohr einen festen Ruhepunct gewähren. Besonders am Anfange einer Predigt schreibt die Regel eine gewichtige Länge vor, weil des Hörers Aufmerksamkeit gleich gefesselt seyn soll; mitten in der Rede darf man so strenge nicht seyn, da manches vorhergehn, und nachfolgen kann, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Predigtanfänge mit zwey, drey, vier und gar fünf Kürzen werden mit Recht verworfen, und dergleichen fehlerhafte Anfänge aus Reinhardt und Zollikofer angeführt. Eine Kürze im Anfange der Rede erlaubt der Verf., da sie doch nicht immer zu vermeiden ist, nnd fodert dann nur, daß in der zweyten Sylbe, (wo möglich auch in der dritten) eine Länge von entschiedenem Werthe, den Fehler wieder vergüte. Zum Schlusse der Perioden werden, außer den Füßen, die sich mit einer Länge, nach mehreren vorausgehenden Kürzen, endigen, noch empfohlen: der Amphibrach (◡ — ◡), der Palimbacchius (— — ◡), der Dactylus-Jambus (— ◡ ◡ ◡ —), der Ditrochäus (— ◡ — ◡), von welchem der Verf. sehr richtig bemerkt, daß er sich am besten in Einem Worte darstelle, und der Dactylustrochäus, der uns fast ein wenig zu versähnlich dünkt. Hingehen mag er in: Wohlgerüche verbreitet, wo man mehr die Bewegung des Ditrochäus und der nachfolgenden Amphibrache hört; aber Gottes Bundesgenossen darf, als Hexameterausgang, schon weniger angepriesen werden. Das vierte Capitel, handelnd von den Versen am Schlusse der Predigt, enthält treffliche Regeln: 1) Es dürfen keine Verletzungen des Metrums, keine Gewaltthätigkeiten gegen die

Quantität darin vorkommen (unser Verfasser freylich hält manches für Verletzung, das keine ist). 2) Den Vorzug verdienen die leichter ins Ohr fallenden Versmaße. 3) Wo möglich, mache jede Zeile einen eigenen Abschnitt aus. 4) Der Vers sey wohllautend. 5) Der Vers mache das gehörige Verhältniß zur abgehandelten Materie. — Im fünften Capitel sind auch sehr beherzenswerthe Winke gegeben. 1) Man meide die Zusammensetzung der Wörter, die ein Sylbenmaß hervorgehen lassen. (Das als fehlerhaft angeführte Beyspiel aus Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab ist nicht gut gewählt. Also hat Gott sind nicht reine Jamben, und die vom Verf. als trochäisch bezeichnete Reihe ist ganz tadellos. Daß er sind zwey mittelzeitige Sylben, also kein echter Trochäus: seinen eingebornen enthält zwar drey trochäische Rhythmen, aber ein Doppeltrochäus ist darunter, der eine ganz andere Wirkung thut, als zwey einfache; und endlich Sohn gab ist der schönste Spondeus. Auch darf nicht übersehen werden, daß der erste Halbspondeus, und der letzte Spondeus aus je zwey Worten bestehen. Folgendes wäre fehlerhaft: Alle guten Menschen müssen sterben.) 2) Man vermeide die Anhäufung der einsylbigen Wörter. 3) Man wähle nicht parteyisch irgend einen Fuß auf Unkosten des andern, sondern gebrauche sie alle, je nachdem die Beschaffenheit des Inhaltes die Wahl der Füße bestimmt. Die Beyspiele aus Müllers Geschichte sind sehr gut gewählt. — Das sechste Capitel beschäftigt sich mit der Beschaffenheit der Buchstaben in ihrem Einflusse auf den Rhythmus berechnet. — Das siebente, vom Tonverhältniß und den Wortfüßen, enthält nicht viel neues, aber viel wahres, außer wo die morizische Theorie einen Querstrich spielt. Die folgenden Capitel betrachten den Rhythmus in Ansehung der Gebete in den Predigten, der Kirchen- und Altargebete, der Antiphonien, der Collecten und der liturgischen Formulare. Der beschränkte Raum verbietet eine fernere Mittheilung, aber lehrreicher wird es auch seyn, das Buch selbst zur Hand zu nehmen, und so dem Verf. auf dem Wege zu folgen, den er mit Sicherheit vorangeht. Die Sprache des Verf. ist correct, sein Vortrag ruhig, voll milder Wärme, der Ton freundlich und traulich. Er lehrt nicht bloß theoretisch, sondern zugleich practisch, indem er seine Regeln im Buche selbst anwendet, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den „Studirten aus der Stadt und den Academien, die wohl klar und ordentlich sind, denen es aber an der unmittelbaren Einsicht in die Sache fehlt." (Göth. Wahlverw. Th. I. S. 11.)

Im H. 48. (Abth. 1. H. 12.) S. 248. Z. 14. v. o. Jahrg. 1809. l. Lucas st. Cicero.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Drittes Heft.

1. Ueber Licht und Wärme von Oken, Doctor und Professor in Jena. 1808. (10 gr.)

2. Lehrbuch der Naturphilosophie, von Oken. Erster und zweyter Theil. Jena, bey Friedrich Frommann. 1809. (1 Rthlr.)

Es gibt eine Gränze zwischen Naturbeobachtung und Speculation, die, wie das Dichtungs-Vermögen die Sphäre zwischen Verstand und Vernunft ausfüllt. In dieser Gränze schwebt jenes Vermögen, das wir Induction nennen, eine herrliche Gabe große Naturforscher. Die Induction streift an die höchsten Principien, aber nur durch eine bewußtlose Combination. Es sind die hellen Blicke, welche wie Stralen durch den Schleier der Isis dringen, und einzelne Theile erhellen; aber sie nicht nackt und ohne Schleier anzuschauen vermögen. Die Induction kann des Gehalts nicht entbehren, wodurch erst die Principien für sie Bedeutung erlangen. Die Gesetze werden ihr erst klar, wenn die Phänomene gegeben sind. Zu reiner Speculation, der die Gesetze um so wahrer erscheinen, je ungetrübter und reiner sie von materiellen Gehalt sind, gelangt die Induction nie. In jenem Schweben liegt eigentlich das freye lebendige Spiel der Hypothe en, die zwar unter sich verbunden wie ein Sorites und unter postulirtem Princip

consequent lauten, aber mit dem Ganzen unverkettet sind. Die Männer von Induction sind eigentlich die wissenschaftlichen Künstler, deren Farben und Umrisse die Naturphänomene, und deren Sujets die Naturgesetze sind. Zur Zeit, wo die Wissenschaft sich Bahn bricht, bauen diese Männer die Brücken, und bringen die plastische Formen mit, woraus ein Größerer, des Sammelns und Experimentirens nicht mehr bedürftig, den Plan zum Ganzen ausführt. Es gibt zwey Gattungen von Naturforschung; eine, ich möchte sie die anatomische nennen, welche einzelne Naturphänomene auf ihre letzten Theile zergliedert, wie die Nervenfäden, die von gemeinschaftlichen Stammen aus sich zuletzt in die Peripherie verlieren, und die andere mehr physiologische, welche die Functionen aufsucht, und den Sinn des Ganzen festhält. Beyde müssen einander unterstützen. Von jener leiht diese die Formen und den Gehalt, wodurch erst die Function in ihrem bestimmten Werthe erkannt wird, und diese von jener den Geist und die Bewegung der Formen. Beyde Gattungen vereinigt die Induction, aber sie dringt darum noch nicht tief genug ein. In der Speculation sollen die Gesetze in reiner Anschauung liegen, vor der Hand ganz unbekümmert, ob die Phänomene ihnen entsprechen, oder nicht. Dies ist die Forderung der Wissenschaft, was man auch dagegen vorbringen mag. Aber auch dies ist nicht genug. Für die Speculation soll nicht nur die Idee der Wahrheit, welche allein der Naturphilosophie zugekehrt ist, sondern auch diese der Schönheit und der Tugend lebendig ergriffen werden. Ihr kommt es zu, die ewige Harmonie dieser drey Ideen festzuhalten, denn in dieser Harmonie liegt allein das Absolute. Sich in diesen Mittelpunct zu stellen, jene Harmonie im Auge haltend, können wir keinem, auch dem Naturphilosophen nicht erlassen, nicht als ob es seine Sache wäre, die, den andern Ideen als der Wahrheit zugekehrte Seiten wissenschaftlich zu berühren, sondern zu verhüten, daß in dieser nicht das, was den andern Ideen zusteht, in niedere Beziehungen gesetzt werde. Dies ist Eine der Forderungen, die wir

auch an den Verfasser der vorliegenden Schriften machen, und dabey zeigen werden, ob und wie weit sie erfüllt ist. No. 1. ist eine Ferienschrift, welche der Verf. über Licht und Wärme ausarbeitete. Da die Hauptzüge dieser Schrift in No. 2. dem Lehrbuche, und zwar in den Abschnitten, welche der Verf. Hylogenie und Stöchiologie benennt, wieder vorkommen, so bedürfen sie keiner besondern Erwähnung. Das Eigenthümliche dieser Ferienschrift sind mehrere starke Ausfälle auf Newton in Betreff seiner Optik. Oken vergaß in Newton über dem Experimentator die Verdienste des Mathematikers, dessen Andenken die wissenschaftliche Geschichte tief in ihrem Herzen bewahrt. Er berührt nur die vergänglichen und der Zeit hingegebenen Seiten dieses Mannes, und verliert darüber die Achtung, die man seinen unvergänglichen Werken schuldig ist. Seit Newton hat die Chemie einen großen Umschwung erfahren; ihr Einfluß mußte in den Experimenten über das Licht und in der Theorie der Farben fühlbar werden, und hierbey ist es sich nicht zu verwundern, wenn Newton in den, an Hülfsmitteln und Instrumenten weit ärmern Zeitalter an nicht entscheidenden Versuchen sich verweilt hat. Der Anstoß geschah doch durch ihn, und der Scharfsinn seiner mathematischen Constructionen in der Optik bleibt doch classisch und mit seinen übrigen Werken in dem Gemüthe jedes Denkers ein Monument, das durch Okens Spannungssäulen keinen Umstoß erleidet. Rec. glaubt nicht, daß Oken bey seinen Ausfällen eine ritterliche Uebung im Sinne hatte, um den Preis gegen Newton zu gewinnen, denn dazu gehört mehr, als eine Ferienschrift über Licht und Wärme. Allein schon der Nachklang solcher Redensarten, wie der Verf. gegen Newton gebraucht, thut dem feiner fühlenden Ohre wehe, und macht, wie ein schnarrendes Instrument, eine Horripilation bis zu den Fingerspitzen hinaus. Da solche Ausbrüche ihrem Ton nach von der gelben und blassen Leidenschaft nicht ganz frey sind, so müssen sie auch im Fall des Rechthabens der Ueberzeugung Abbruch thun. Dieser Groll scheint selbst gegen das Prisma

eine ungünstige Stimmung in der Ferienschrift veranlaßt zu haben, nicht darauf achtend, daß dasselbe durch die Collision aller Lichtfactoren, die in ihm zusammentreffen, die entscheidensten Versuche verspricht, und für die Farben das ist, was die Chladnischen Figuren für die Töne seyn müssen, die, wie die Crystallisationen unter Gesetzen der Schwere stehen. Im Lehrbuch der Naturphilosophie handelt der Verf. die Naturphilosophie in drey Theilen ab, die er Mathesis, Lehre vom Ganzen; Ontologie, Lehre vom Einzelnen; und Pnevmatologie, Lehre vom Ganzen im Einzelnen nennt. Die Mathesis zerfällt in zwey Bücher, die er Theosophie und Hylogenie überschreibt. Die Ontologie zerfällt in fünf Bücher, Kosmogenie, Stöchiogenie, Stöchiologie, Geologie und Geogenie. Den dritten Theil, oder Pnevmatologie, welche die Bücher Organogenie, Phytosophie und Zoosophie enthalten wird, haben wir noch zu erwarten. Zum Vortheil dieser äußern Architectur läßt sich verschiedenes anführen. Erstlich, daß sie unter die ersten Versuche gehört, in welchen die Naturphilosophie systematisch zu werden strebt, was sie von Werken ähnlicher Art auszeichnet, und wahrscheinlich ist dies auch der Entstehungsgrund der griechischen Findelkinder, welche der Verf. in seiner Terminologie adoptirt hat. Zweytens, daß sie eine philosophische Continuität ihrer Lehren beabsichtigt, und die kosmischen Weltphänomene von den planetarischen und terrestrischen zu trennen weiß. Drittens, daß sie die Rubricirung aller Naturdinge unternimmt, und in Durchführung des Einzelnen durch die drey Momente, welche der Verf. Ousia, Entelechie und Gestalt nennt, dasselbe erschöpfend zu behandeln sucht. Was die innere Architectur betrifft, so enthält dies Buch eine Menge eigenthümlicher Ansichten, zum Theil scharfsinniger Analogieen und heller Blicke in das Ganze, es sind aber auch Wagstücke und Abentheuer darin, die uns wunderbar vorkommen, ob wir gleich nicht in Abrede ziehen, daß Kraft, oder vielmehr Kekheit dazu gehöre, sie zu bestehen. Das Ganze ist ein raschgedachtes Werk, und gibt uns das Gepräge eines originellen

Denkers, dem außer einem Schatz von subsidiarischen Kenntnissen eine starke Inductionsgabe zu Gebote steht. Einiges Mißtrauen, das wir aus dem Titel dieses Buches schöpfen, können wir uns übrigens nicht verbergen. Ein Lehrbuch soll weit weniger eigenthümliche, als vielmehr geprüfte und allgemeinanerkannte Sätze enthalten. Wie weit dies der Fall hier ist, werden wir in den Belegen nachweisen. So wahr es auf einer Seite ist, daß dem Verf. in jener Mittelregion zwischen Erfahrung und Wissenschaft, wo die Induction einheimisch ist, und die Hypothesen wie freye Künste getrieben werden, eine vorzügliche Stelle gebührt, so wahr ist es auf der andern, daß seine Induction, ins höhere Gebiet der Speculation hinübergetrieben, in ungeheure Geburten ausgeartet ist. Die natürliche Gränze zwischen Speculation und Induction wieder herzustellen, kann daher unter die Hauptpuncte gerechnet werden, welche ein Recensent dieses Lehrbuches aufzunehmen hat. In der Mathesis I. Buch, Theosophie, bricht der Verf. sich Bahn durch den herkulischen Satz: Gott ist = Nichts. Das Nichts = dem Absoluten. Dies nennt der Verf. Ousia. In der Entelechie tritt aus dem Zero als ein Realwerden, oder Selbsterscheinen Gottes das + und — heraus, und setzt die bekannte arithmetische Formel + o — zusammen, die hier als das höchste Urverhältniß aufgeführt wird, in welchem Gott als Zeit und Bewegung erscheint. Wer traut seinen Augen bey diesem Anblick? Aber es kommt noch besser, die Consequenz will durchgeführt seyn. Das dritte Moment ist die Gestalt Gottes (!!!) und da tritt auf ein Deus geometrizans, ein Deus rotans, ein Deus sphäricus und radialis. Nehmen wir hierzu noch einen Deus ex machina, so haben wir eine naturphilosophische Weihnachts-Comödie, die vermuthlich, weil sie unter dem Volke verboten ist, sich jetzt zu den Naturphilosophen flüchtet. Aber es ist noch nicht genug. In der Hylogenie gesellen sich noch mehrere Rollen hinzu, da tritt auf ein ätherischer Gott, ein leichter und schwerer, ein warmer und kalter, und überhaupt ein endlich gewor-

dener Gott. — Hier wird das Lachen theuer, denn die Entgeisterung der Seele wird peinlich, und treibt uns zu dem Leidenswort: Vater! vergib ihm...... Dies wäre eine Theosophie! Wir sehen dabey, daß aller Anfang schwer ist, denn würden wir nur über diese Theosophie hinauskommen können, so müßte uns das Uebrige, wie Rec. glaubt, leicht faßlich werden. Aber dies sind Allegorien, gleichsam handgreifliche Mythen, wie sie kaum Dante's Hölle verschlingen würde, und wo die Zügellosigkeit der Induction, welche hier mit dem Heiligen ein herabwürdigendes Spiel treibt, eine ernsthafte Rüge verdient. Ich gestehe aufrichtig, daß das Erstaunen über solche Sätze leicht die kalte Prüfung verwischen könnte, und daß diese arithmetische und geometrische Mythologie, um ein unendliches schlechter, als die ästhetische und psychologische der Griechen, uns leicht verleiten könnte, einen Strich durch das Ganze zu machen, und statt der Prüfung ein Empfehlungsschreiben an die Irrenärzte aufzusetzen, wenn nicht die verfehlte Ansicht, innerhalb welcher diese traurige Consequenz wirklich herrscht, leicht aufzufinden wäre. Der Wahn, daß die Gränze unseres Erkennens, welche der Verf. in dem Zero findet, zugleich das Absolute und mit ihm das Göttliche darstellen müsse, bringt mit nothwendiger Consequenz alle diese sonderbaren Sprünge hervor. Rec. gibt dem Verf. zu, daß das Polaritäts-Verhältniß unter der Formel + o — ein wahres Grundverhältniß sey, und an die Spitze der Naturphilosophie zu stehen komme; gibt ihm zu, daß die Mathesis, wie es im Lehrbuch der Fall ist, das allgemeine Schema für alle besondere Lehren der Naturphilosophie vorzuzeichnen habe: aber er weiß auch, daß jene Formel, wie die ganze Mathesis, nur eine entfernte Beziehung, gleichsam nur als Tangente mit dem Absoluten, hingegen gar keine mit dem Göttlichen habe. Der Ursprung jenes Polaritäts-Verhältnisses in unserem Verstande wird am besten seine irrige Anwendung zeigen, und der Erweis wird dann leicht seyn, daß das, was aus unserem Verstande gekommen, obgleich auch der objectiven

Welt eingeboren, kein göttliches Selbstbewußtseyn darstellen könne. Wie weit verirrt sich der menschliche Verstand nicht? Folgende Dinge erfahren wir vom Verfasser: die Welt sey ein rotirender Gott, der seyende Gott eine unendliche Kugel, der Mensch ein von Gott vorgestellter Gott, Gott hingegen ein Mensch vorstellend Gott in einem Selbstbewußtseyn. Rechnen wir hierzu noch die Vorstellungen der Hylogenie, welche uns von einem schweren und leichten, von einem warmen und kalten Gott erzählt, und alle physischen Qualitäten als göttliche Eigenschaften ansieht, und nun vollends das, was zerstreut in dem Lehrbuch vorkommt, daß z. B. das Erz das einzig rein Göttliche im Materialen, die Erde die ganz einfache Position Gottes ohne Heraustretung aus sich selbst, der Electricismus der dynamische Gott sey u. s. w.; so haben wir eine vollständige Naturgötterwelt, in Classen, Ordnungen, Familien und Arten abgetheilt, wie unsere Naturgeschichte. In Robertsons Geschichte und in Cooks Reisen um die Welt hören wir gerade auch solche Religions-Begriffe von den Wilden aussprechen, das nämliche gilt von der Zeit der ägyptischen Finsterniß, und der Zeit, die dem Zuge Alexanders nach Indien vorausgeht. Der Verfasser ist mithin in diesen Vorstellungen nicht einmal originell. Alle diese Gattungen von Menschen hatten auch, wie unser Verf., einen ponderablen und imponderablen Gott, und es gibt wohl keinen Stein, kein Thier und kein Element, dem nicht göttliche Ehre widerfuhr. Will etwa der Verf. statt des alten Feuerdienstes einen Kugeldienst einführen, damit wir allenfalls beym Kegelschieben das Symbol des Höchsten in der Hand halten können, und der Deus rotans auch noch saltans würde? Uebrigens hatten jene Völker bey ihren versinnlichten Göttern einen heiligen Ernst, dem Verf. aber möchte man zutrauen, daß er uns mit seiner Götterlehre ein wenig zum Besten haben will. Denn, wenn Gott eine rotirende Kugel ist, so brauchen wir nur Zirkel und Winkelmaß, um recht seelig zu werden, und Gott könnte der geometrischen Construction seiner Allmacht und Schöpfungskraft nicht

wohl entgehen. Wenn Gott, um zu seiner eigenen ganzen Vorstellung zu gelangen, vorher Menschen machen müßte, so muß man gestehen, daß er in manchen Fällen sich selbst sehr schlecht reflectiren würde. Damit kann es dem Verf. nun unmöglich Ernst seyn. Er kennt gewiß auch außer seiner arithmetischen Weltordnung noch eine schönere und bessere, die mit Zahl und Linie, mit Centrum und Peripherie und mit der ganzen Arithmetik gar nichts gemein hat. Er wird dieses Schönere und Bessere gewiß nicht an Sonne, Mond und Sternen suchen, da er es weit näher in Pflicht und Gewissen, in sich selber finden kann. Er wird sein Absolutes nicht in einer arithmetischen Formel darstellen wollen, weil sonst die Freyheit und der Wille des Menschen ein Gegenstand für die Regel de Tri werden müßte. Der Verf. wird ohne Zweifel unsere nothwendige Denk- und Schlußformen, unsere Schranken von Objectivität und Subjectivität, von Bewußtseyn und Selbstbewußtseyn, in welchen wir befangen sind, nicht auf Gott übertragen, der die freye Macht hatte, uns in diese Formen zu gießen, sich aber selbst von unserer Weltanschauung auf beliebige Weise zu dispensiren. Er wird überhaupt der Theologie, welche mit den fünf-Species nicht die geringste Verwandtschaft hat, die göttlichen Eigenschaften überlassen, und das der Religion heimstellen, was ihm zu construiren so übel gelungen ist. Damit Rec. aber doch dem Verf. über die wahre Gestalt der Dinge auf seinem eigenen Felde begegne, so läßt er sich mit ihm in die Demonstration ein. Rec. behauptet, daß die Naturphilosophie in ihrer Einseitigkeit nur die Idee der Wahrheit beachte, und einzig und allein ihr Absolutes aus dieser Idee nehme. Das Gebiet ist nun überhaupt das sichtbare Universum mit allen seinen Gesetzen, mit Zahl und Linie, Centrum und Peripherie, Quantität und Qualität, oder überhaupt der Weltbau im Großen und Kleinen, so weit er dynamisch, mechanisch und chemisch ist, oder soweit er Raum- Zeit- und Maß-Verhältnisse hat. Das Gebiet des Schönen und Guten hingegen, von dem Heiligen reden wir ohnehin hier

nicht, bleibt dieser Naturphilosophie fremd. Denn auch an den organischen Formen ist es nur die reale Stoff-Seite, was die Naturphilosophen bearbeiten. Das Freye und Lebendige hingegen, das wie in der Kunst, so auch im Organismus die Formen beseelt, und das sie nie durch Licht und Wärme, durch Sauerstoff und Wasserstoff, durch Electricismus und Magnetismus erreichen werden, bleibt ihnen größtentheils unbekannt. An dem Gebiete der Moralität, welche in der Geschichte der Menschheit lebendig ist, finden die Naturphilosophen ohnedies keinen Geschmack; denn hier sind Raum- Zeit- und Maß-Verhältnisse gänzlich verschwunden, so wie selbst auch größtentheils die organische Seite der Natur. Es ist wahr, die Naturphilosophen befinden sich mit ihrer Idee der Wahrheit auf dem Felde der Evidenz, wo der Begriff sich zum Meister seiner Phänomene machen kann, darum brüstet sich der Verstand auch in dieser Sphäre so sehr, und möchte gern einen Gott gebähren, dem er seine Evidenz schenken könnte, allein gerade dieses Feld ist, wofür die Menschheit übrigens nichts kann, zugleich ihre niedrigste Sphäre. Es ist uns nur vergönnt, in Zahl und Linie, in Raum- und Zeit-Verhältnissen, in Quantität und Qualität und überhaupt, so weit der Begriff herrscht, es zur Evidenz zu bringen, aber auch weiter nicht. Wo das Wahre in das Schöne hinübertritt, da verschmilzt der Begriff in das Gefühl. Denn im Schönen, wo der Begriff selbst lebendig und in die objective Anschauung aufgenommen wird, wie im Organismus und in der Kunst, da kann er sich auch nicht selbst mehr fassen, und es wird, um ihn aufzunehmen, eine höhere Seelenkraft erfordert, als der Verstand. Dies ist das ästhetische Gefühl. Das Schöne im Schönen kann daher nur gefühlt, nie gedacht und geschlossen werden, wie das Wahre. Wo das Schöne selbst wieder in das höhere Moralisch-Gute übergeht, da verschmilzt das Gefühl in ein bloßes Wollen und Streben, dessen Ziel nie völlig erreicht werden kann. In beyden letztern Gebieten ist keine Evidenz mehr, wie auch keine Naturphilosophie. In der Harmonie dieser drey Ideen, näm-

lich Wahrheit, Schönheit und Tugend liegt allein das Absolute, und dieses ist das, im philosophischen Bewußtseyn erscheinende Gleichbild der Vernunft, und hiemit liegt auch der Irrthum am Tage, daß das Absolute gleich dem Göttlichen sey. Es sey hier gesagt, daß Gott ewig nie der Gegenstand der Philosophie werden könne, indem diese möglicher Weise nur das findet, und zwar durch Reconstruction, worin die Vernunft sich selbst objectivirt. In jenen drey Ideen liegt das Gesetz der ursprünglichen Triplicität, das auf abgeleitete Weise im Einzelnen wie im Ganzen sich ausprägt. Wir wollen nun versuchen, wie aus dieser Triplicität jene arithmetische Formel, welche der Verfasser an die Spitze seiner Naturphilosophie stellt, nicht als das Absolute, sondern als abgeleiteter Reflex des Absoluten für die Idee der Wahrheit hervorgehe. Wenn eine Bejahung in ihr Entgegengesetztes übergeht, so muß sie durch einen Zustand hindurch, in welchem weder das Eine, noch das Andere sich befindet, und dies ist der Indifferenzpunct für Beyde, oder das Zero. Solcher abgeleiteten Indifferenzpuncte gibt es unzählige, und jede Position hat ihren eigenen. Es fragt sich daher, welches ist der ursprüngliche Indifferenzpunct, von dem alle übrige außer uns und in uns nur abgeleitet sind, und dies ist die Individualität des Ichs selbst. Es muß hier bemerkt werden, daß jene Formel erst dann ihre wahre Bestimmung zeigt, wenn sie nach Analogie einer Zahlenlinie in Potenzen geordnet erscheint, und alsdann wird die Potenz Null = 1 und zugleich zum absoluten Indifferenzpunct des ganzen Systems. Man sieht hier den Irrthum, in welchem die Naturphilosophen bisher gefangen waren, wenn sie die absolute Einheit mit der absoluten Identität verwechselten, was auch in diesem Lehrbuch häufig geschieht. Die absolute Einheit, welche durch die Potenz Null ausgedrückt wird, ist zur Hälfte Product, zur Hälfte Quotient ihres ganzen Systems, und daher nichts Identisches. Sie fällt auch nicht in die höchste positive Ordnung, wie man sie bisher gestellt hat, sondern zwischen alle positive und negative Ordnungen gerade in die Mitte.

In eben dem Sinne ist das Ich die absolute Einheit, oder der absolute Indifferenzpunct seines ganzen Systems, in welchem in jener Formel das Zero = 1 ist. Wie das Schöne zwischen dem Wahren und Guten liegt, und zwischen dem Stoffe und dem Geist auch als absolute Einheit Vermittlung stiftet, so ist das Ich als die innigste Wurzel des Organismus der Indifferenzpunct zwischen der sinnlichen und moralischen Welt. Jene ist ihm untergeordnet, diese steht über ihm, das heißt, jene fällt in die negative Ordnung, diese in die positive Ordnung seines Systems, es selbst aber ist als absolute Einheit der allgemeine Reflex für beyde, empfänglich und thätig für beyde, gleichsam Product und Quotient zugleich. Es ist Wille, es ist Verstand, es ist Sinn zugleich, mithin die Indifferenz von Allen, und dadurch für sich selbst Zero. In sofern es Sinn ist, fällt es in die negative Ordnung, und bezeichnet in jener Formel das Minus. In sofern es Wille ist, fällt es in die positive Ordnung, und bezeichnet in jener Formel das Plus. Als Verstand aber fällt es in die Mitte, wo das Zero selbst liegt. Der Verstand nämlich ist der allgemeine Mittelpunct sowohl für das Höhere, als für das Niedere. Er wird beherrscht von der Vernunft, er selbst aber herrscht über den Sinn. Was ihm untergeordnet ist, wie die Sinnenwelt, das kann er von allen Seiten begränzen, in einen Focus (Begriff) sammeln, und das Begränzte muß ihm als dem Maßstab der absoluten Einheit erscheinen als Minus. Was ihm höher liegt als er, wie die moralische Welt, dafür hat er nur ein Streben, ein Wollen, es zu erreichen, und dieses Höhere erscheint als Plus. Zwischen beyden liegt er selbst im Zero. Dieß ist die Deduction jener merkwürdigen Formel + o —, deren Anwendung ins Unendliche geht. Wir dürfen aber nie vergessen, daß sie nur für die Idee der Wahrheit eine Bedeutung hat, und daß sie der ursprünglichen Triplicität der Ideen im Einzeln wieder nachgebildet ist. Mit dieser Deduction ist zugleich der Beweis gegeben, daß nicht das Absolute, sondern nur ein Reflex von

ihm für die Idee der Wahrheit in jener Formel liege, und mithin die Erscheinung des göttlichen Selbstbewußtseyns, welche Oken darin findet, ganz davon ausgeschlossen werden müsse. Das Plus und Minus ist nur etwas für das Denken. Das Ich hingegen in der mittlern, oder eigenthümlichen Region ist Selbstgefühl, in der höhern Wille. Alle drey zusammentreffend ist Selbstbewußtseyn. Denn Denken, Fühlen und Wollen als Functionen jener Triplicität in einem Mittelpunct vereinigt, constituirt das Selbstbewußtseyn. Zugleich ist der Beweis da, daß das Göttliche nicht hieher gehöre, und daß es unter solchen Modificationen darzustellen, wie der Verfasser gethan, eine kindische Consequenz einer anfänglich verfehlten Ansicht sey. Das leichtsinnige Spiel, welches die Naturphilosophen mit dem Worte Gott, göttlich, heilig u. s. w. treiben, möge für immer ein Ende nehmen, und so möge auch der Verf. die Theosophie, die mit keiner Mathesis etwas zu schaffen hat, aus der seinigen wegstreichen, und bloß jene Grundlage beybehalten, welche aber schon darum, daß sie einer Deduction fähig ist, nichts Göttliches an sich trägt. In dem zweyten Buche, welches der Verf. Hylogenie benennt, sieht er alle Naturqualitäten als Modificationen des Absoluten, und somit des Göttlichen an, und erzählt uns darin von einem schweren und leichten, warmen und kalten, hellen und finstern Gott. Es finden daher alle die Rügen statt, die seine Theosophie treffen, und wir halten uns nicht mehr dabey auf. Der Grundirrthum des Verfassers, der alle übrige nach sich zieht, ist immer, daß er in dem Zero das Absolute festzuhalten glaubt, da doch die Null weiter nichts bedeutet, als den Uebergangspunct des Positiven in ein Negatives, und eine Stelle in diesem Uebergange bezeichnet, wo ein Nullwerth statt finden muß. In dem Absoluten ist zwar auch alles Relative verschwunden, aber nicht wie in einem Zero, sondern wie die Differentiale in einer endlichen, und die endlichen Größen in einer unendlichen verschwinden. Die endlichen Dinge sind hiebey die Nullwerthe und nicht das Absolute, dieses ist vielmehr die unendliche Größe, in welcher jene verschwinden. Alle die

Positionen, welche der Verf. als bloße Wiederholungen der arithmetischen Eins ansieht, sind wahre Nullen gegen das Absolute gehalten. Wie der Verf. in seiner Theosophie sein vermeintliches Absolutes nur als Zahl, oder eigentlich in der Beziehung abhandelt, welche Kant die phoronomische in seiner Naturmetaphysik benennt, da tritt jezt in der Hylogenie das Qualitative hinzu, und wir erfahren nun, was der Aether in den drey Momenten, Ousia, Entelechie und Gestalt seye, und wie seine Modificationen als Licht, Wärme, Schwere u. s. w. entstehen. Wie sehr jener gerügte Grundirrthum an diesen Expositionen Antheil nehme, ist leicht zu erkennen, und selbst das, was als Induction darin von Bedeutung seyn könnte, ist durch die speculative Tendenz wieder verdorben. Nach dem Verf. gibt es eine allgemein verbreitete, höchst indifferente Urmaterie, welche Aether heist; geronnen wird der Aether zum Weltkörper. Es gibt nämlich zwey ursprüngliche Tendenzen im Absoluten, welches durch die Sphäre dargestellt ist, eine centrifugale und eine centripetale. Die centrale wird Sonne, die peripherische Planet. Beyde haben zweyerley Bewegungen, eine um sich, die andere in der Aethersphäre; denn sie haben zweyerley Bestreben, eines in sich zu seyn, und eines im Absoluten zu seyn. Das Bestreben der Dinge, im Centrum zu seyn, heißt Schwere. Zwischen Sonne und Planet kommt der Aether in Spannung, und es entstehen polare Spannungs-Säulen, die sich mit den Planeten wie Radii um die Sonne drehen. Der Aether in Spannung ist Licht, kommt noch Bewegung hinzu, so entsteht Wärme. Ausser Spannung und Bewegung ist der Aether finster und kalt. Seine allerwärts verbreitete Indifferenz ist das Chaos. Dieß ist ungefähr der Extract der Theorie, wobey Rec. aber das Unwesen, das der Verf. mit dem Worte Gott in seinen physicalischen Momenten treibt, gänzlich weggelassen hat. Hier erst sieht man, wie leicht sichs der Verf. mit der Deduction seiner Naturprincipien macht. Zuerst postulirt er, Gott müsse seyn, Gott müsse handeln, Gott müsse eine Form haben, und dann folgt die Ant-

wort: Gott in seinem Seyn ist Urmaterie, Schwere, was der Verf. auch die erste Existenz Gottes als Monas beschreibt. Gott in seinem Handeln ist Licht, centroperipherische Tendenz, oder auch die zweyte Existenz Gottes als Dyas. Gott in seiner Form ist Formlosigkeit (!!!) Wärme, oder auch die dritte Existenz Gottes als Trias. Diese leztere Stelle stimmt nicht mit dem dritten Moment der Theosophie überein, wo Gott als rotirende Kugel erscheint, welche nie formlos seyn kann, und eben so wenig kann Rec. glauben, daß der Verf. im Sinne hatte, die Wärme über das Licht hinaufzusetzen, die Form über die Entelechie, wie es hier in der Trias über die Dyas geschehen ist. Wenn nun Gott dies alles ist, was fragen wir nach weitern Gründen? Dies ist der naturphilosophische Anthropomorphismus. Aus uns wird das Seyn, das Handeln, die Form auf Gott übertragen, und dann, da der Naturphilosoph keine andere Seite erkennt, als die objective der Natur, in den Objecten wieder angeschaut. So wirft der Spiegel das Bild zurück, das wir vorher ihm zugeworfen haben. Mit dieser Methode kommt man leicht zum Ziele, Rec. setzt ihr aber eine andere und schwierigere entgegen in folgendem: die Vernunft mit allen ihren Bestimmungen und Functionen ist einzig und allein das, was der Philosoph reconstruiren kann, mit dem Unterschiede, daß diese Reconstruction durch Begriffe in todter Schrift und Sprache geschieht, was die Vernunft als Urbild auf lebendige Weise ist. In dieser Reconstruction kann Gott nie befangen seyn, weil er sonst unter die Bestimmungen und Functionen der Vernunft gemischt würde, was eine Entheiligung wäre. Der höchste Ausdruck für die Vernunft ist die ewige Harmonie der drey Ideen, Wahrheit, Schönheit und Tugend. Aus diesen allein geht Alles hervor. Aus der Idee der Wahrheit löst sich die ganze objective, oder Sinnenwelt ab, wie sie unserer Anschauung gegeben ist. Aus der Idee der Tugend geht die ganze subjective, oder moralische Welt hervor, wie sie unserem freyen Handeln gegeben ist, und aus der Idee der Schönheit das Mittlere von beyden, die Individualität

des Organismus, der insofern halb objectiv, oder Leib, halb subjectiv, oder Geist ist. Jezt entsteht die Frage nicht mehr, wer hat diese Welt gezimmert? — denn sie fließt nothwendig aus der Idee der Wahrheit; sondern die höhere, wer hat jene ursprüngliche Triplicität der Ideen und ihre Harmonie in unsere Vernunft gelegt? Hier erst finden wir uns an der Gränze der Speculation, welche allein die Religion wieder öffnet. Es ist mithin nicht Gott, von dem sich die Bestimmungen der objectiven Welt ablösen, sondern die bloße Idee der Wahrheit ist es, welche unter dreyfachem Reflex die objective Welt uns entgegenbringt, für den allgemeinen Sinn als Licht und Schwere, für den Verstand als Raum und Zeit, Substanz und Ursache u. s. w. und hier liegt nun auch unter den Bestimmungen jene Formel, welche der Verf. unter dem Ausdruk + o — richtig gefunden hat, das einzige Verdienst seiner Mathesis. Hier ist nun freylich noch ein tiefverborgenes Geheimniß in den Zahlen und Linien zu entdecken, was Pythagoras schon mag geahndet haben. Sicherlich leben Potenzen und Wurzeln sowohl in den kleinern planetarischen Körpern, als in den außerplanetarischen Verhältnissen auf unzählige Weise, aber sie sind noch nicht gefunden, doch hat uns mehrere schöne Proben der scharfsinnige Schubert davon gegeben. Der Verf., der alle Dinge als Wiederholungen von 1 + 1 + 1 u. s. w. ansieht, hat ihre Bedeutung nicht errathen; denn aus Wiederholungen von Eins entsteht weder Potenz, noch Wurzel, und überhaupt kein Gesetz. Aus dem Bisherigen folgt, daß Alles, was der Verf. schlechthin und gleich dem Absoluten sezt, wie z. B. die Sphäre, die centriperipherische Tendenz, die rotirende Bewegung, den Aether, die Schwere, und überhaupt seine Ousia in jener Formel noch einer Deduction fähig ist, und daß die Anwendung jener Formel, welche übrigens durch das ganze Lehrbuch ihre Wurzeln treibt, nirgends mit mathematischer Präcision durchgeführt ist. Jenes polare Verhältniß, auf den Aether angewandt, heißt der Verf. Spannung, eine sonderbare Benennung, welche gerade

an das Mechanische erinnert, was er an Newton und Euler tadelt. Wenn es nicht die Sonne ist, welche leuchtet, sondern nur die, zwischen dem Planeten und der Sonne liegende Aethersäule, welche von der Sonne Spannung erhält, wie läßt sich dann jenes polare Verhältniß darauf anwenden? Jener Impuls, der das polare Verhältniß gibt, müßte ja den Radius, oder Aetherkegel in eine positive und negative Seite umändern, welche beyde in der Mitte das Zero haben, das heißt, wenn der Radius an der Sonne Licht ist, so müßte er an der Erde Finsterniß seyn, und in der Mitte die Dämmerung haben, was nicht nur dem Phänomen offenbar widerspricht, sondern überhaupt absurd ist. Lassen wir also wie vor Alters die Sonne selbst leuchten, und wenn es einen Aether gibt, von dem die Sonne selbst wieder ihr Licht empfängt, so bedürfen wir wenigstens denselben nicht zu unsern Constructionen innerhalb des Sonnensystems. Wenn solche leuchtende Aethersäulen nur zwischen Sonne und Planet existiren, und alles Uebrige finster ist, wie kommt es, daß auch andere Planeten sich unserm Gesichtskreis darbieten? Denn da fehlt ja jener Impuls, welcher Licht erweckt, gänzlich. Wir kommen nun zum II. Theil, Ontologie, Lehre vom Einzelen. III. Buch, Kosmogenie. Der Verf. hat gleich im ersten Paragraphen einen Schlußzirkel. §. 152 steht: die Aetherspannung, (wodurch Licht entsteht) geht von Centrum, also von der Sonne aus. §. 175 hingegen steht: das Licht scheide den Aether in centrale und peripherische Sphären, d. h. in Sonne und Planeten. Im ersten Satze bringt die Sonne das Licht hervor, §. 180. steht: „Es gibt keinen allgemeinen Centralkörper, keine Centralsonne, um die alle Sonnen und Planeten gravitirten. Das Wesen der Aetherkugel besteht in ihrer völligen Zersplitterung.“ Durch dieses Machtwort raubt der Verf. Rec. einen Gedanken, den er schon lange in der Stille nähret. Rec. denkt sich nämlich unsere nächste Metamorphose in der Sonne, die, wie hier der Planet den Pol der Wahrheit vorzugsweise in sich trägt, den Pol der Schönheit in sich reprä-

sentirt. Die Sonne ist als Organismus ein Wunder von Kunst, ihre Bewohner sind lauter gebohrne Künstler, und darum ist in der Sonne auch keine politische Tendenz mehr, sondern bloß ein müßiges anschauendes friedliches Kunstleben, wie es im Ardinghello beschrieben wird. Alle unsere Ideale, die bey uns das Genie nur durch den Pinsel erreicht, treibt die Natur dort aus freyen Stücken hervor. Weil die Sonnenkünstler das Licht von der ersten Hand haben, so sind sie eigentlich um den Schatten verlegen, und dazu borgen sie sich unsere Systeme und unsere Weisheit, ein Schicksal, das auch gegenwärtigem Lehrbuch bevorsteht. Zu kräftigeren Pinselstrichen holen sie sich gewöhnlich einen ganzen Menschen aus unserm Schattenreich, wie sie ihn brauchen. Dieß ist eigentlich das, was wir Tod nennen. Unsere kleinen Kinder werden ihre Blumen, unsere schönen Frauen ihre Guirlanden, und unsere Helden ihre Vasen und Urnen, besonders wenn ihnen viel Menschenasche anklebt, woraus die Sonnenkünstler die Tusche bereiten, um ihre Teufel zu mahlen. Denn wie das Schöne auf einer Seite so hoch gesteigert ist, daß sie die Seele und den Charakter zu mahlen verstehen, so ist auf der andern auch das Häßliche stärker nüancirt, und nimmt Teufelsgestalt an. Allein über der Sonne liegt noch ein höheres Gestirn, das alle Sonnen um sich versammelt, wie die Sonne die Planeten. Wie sich Tugend zur Schönheit verhält, so verhält sich dieß Gestirn zur Sonne. Es ist die ruhende Natur-Seele in einem dreyfachen Kreise. Zeit und Raum, das Unendliche und alle Gesetze schickt sie als Formen aus, wie wir unsere Gedanken ausschicken, ohne an Integrität etwas zu verlieren, und sie wird nie müde, zu schaffen, zu ordnen und zu erhalten. Allein ihr größtes Werk ist die moralische Weltordnung, wovon die Geschichten der Sonnen- und Planetenbewohner nur Bruchstücke sind, die zwar im Ganzen Continuität haben, aber für sich wie abgerissene und verstümmelte Glieder da stehen. Wie in der Sonne unsere Heldennatur gänzlich verdrängt, die Künstlernatur aber hervorge-

hoben ist, so ist auch den Philosophen daselbst ein größerer Spielraum eingeräumt. Der Gedanke ist natürlich, daß der Sonnenbewohner sich zu andern Sonnen verhalte, wie wir zu den Planeten, und zu jenem höhern Gestirn, wie wir zur Sonne. Sein Verstand muß also vortrefflicher seyn, als der unsrige, und das, was wir mühsam nur successive zu denken im Stande sind, faßt er in einen einzigen Begriff zusammen. Unsere tiefste Analyse kann ihm nur eine Elementarübung seyn, und alle Gesetze für die Mechanik unseres Himmels liegen ihm in einer einzigen Anschauung. Von höherer Bedeutung aber ist ihm seine Beziehung mit andern Sonnen, und mit dem höhern Gestirn. Hier findet er Gesetze, die, weil das Mathematische schon mit dem Aesthetischen verschmolzen ist, nicht in Linien und Zahlen, sondern gleichsam in organischen Formen nachgebildet sind. In den weitern Paragraphen dieser Kosmogenie erzählt uns der Verf. von der Gerinnung des Aethers in centrale und peripherische Weltkörper nach Gesetzen des Lichts, die uns aber bis jezt unbekannt sind. Denn jene Formel gilt sowohl für Licht als Schwere, wie alle Dynamik. Er sagt: „Der Planet rotire selbst nothwendig gemäß seiner Genesis. Sein Umlauf um die Sonne sey ein wechselweises Anziehen und Abstoßen, wie bey den Hollunderkügelchen. Dieß geschehe aber aus selbstständigem Erzeugen der wechselnden Pole, indem er nemlich in der Sonnennähe den negativen Pol tilge, und dadurch abgestoßen werde, in der Sonnenferne aber den positiven Pol tilge, und dadurch angezogen werde." Es fehlt in dieser Erklärung weiter nichts, als der Gang in einer Ellipse! Den Grund jenes Polwechsels in Sonnennähe und Ferne findet der Verf. in den chemischen Processen des Wassers, im Aufwachen und Sterben der Vegetation, was völlig unstatthaft ist. Denn die chemischen und vegetativen Processe beyder Erdhälften heben sich an jeder Stelle der Bahn vollkommen auf, weil, wenn wir Winter haben, die andere Hälfte Sommer hat, und umgekehrt, woraus bloß ein Polwechsel beyder Erdhälften unter sich, aber keiner mit der

Sonne entstehen kann. Geschieht aber, wie der Verf. meint, der Polwechsel aus selbstständiger Kraft, gleichsam willkürlich, so ist in der That die Furcht nicht geringe, daß es dem Planeten Mammuth in der Sonnenferne einmal einfallen könnte, seinen positiven Pol nicht zu tilgen, und mit uns ohne Steuerruder in den Weltraum hinauszufliegen, wo wir leicht an dem Diamantfelsen eines Fixsterns zerschellen könnten. Von den Cometen sagt der Verf., sie seyen Weltkörper ohne dauernde Polarität und ohne Wechsel derselben. Die Sonne polarisire sie, und wo ihr Einfluß aufhöre, wie bey denen, die nicht wiederkommen, zerrinnen sie wieder in Aether. Die Cometen seyen wahre Meteore von gleichem Entstehen mit den Feuerkugeln; kaum in der Kindheit der Astronomie trifft man solche Vorstellungen an. Schon die Beständigkeit der Bahn desjenigen Cometen, der schon 3—4mal beobachtet, und dessen Wiederkunft bey seinem letzten Erscheinen zum voraus berechnet war, stößt dies ganze Raisonnement um. Die Astronomen haben erwiesen, daß das Gesetz der Schwere auch auf die Parabel anwendbar sey. Wie weit wahrscheinlicher ist es, daß die große Excentricität der Cometen, in welcher sich die Ellipse der Parabel immer mehr nähert, bey manchen in diese überschlägt, und dann nothwendig zur Folge hat, daß solche nicht wieder zu unserer Sonne zurückkehren. Es kann auch der Comet um zwey Sonnen rotiren, so daß die zweyte Sonne den andern Brennpunct der Ellipse einnimmt. Die Wirkungssphäre beyder Sonnen würde alsdann die kleine Axe tangiren, und dahin würde auch das Minimum seiner Geschwindigkeit fallen. Die Cometen sind die Sonnenboten, wodurch eine Sonne sich der andern mittheilt. Wenn die Planetenwelt den Verstand des Himmels, gleichsam seine Categorien, ausdrückt, so bezeichnet die Cometenwelt die Imagination des Himmels. Sie bewegen sich, wie die Dichter, in allen Richtungen. Die Freyheit ihrer Richtung, die große Excentricität, und wenn von dem Ausbleiben auf eine parabelische Bahn zu schließen ist, auch diese beweisen ihre größere

Unabhängigkeit von der Sonne, und dadurch ihre höhere Dignität vor den Planeten. Alle Planetenkerne haben sicherlich nur ein magnetisches Leben, die Cometen haben ein electrisches, sie stehen zwischen Planet und Sonne, halb Kern, halb Licht, halb finster, halb selbstleuchtend. Bey den Planeten ist der Electrismus nur in die Athmosphäre verlegt, bey den Cometen haftet er im Kern. Der Kern ist negative, der Schweif positive Electricität. Der Magnetismus hingegen ist in die Mitte zurückgedrängt, und steht unter der Herrschaft der electrischen Dimension. Eben so wenig hat der Verf. die Würde erkannt, welche die Sonne gegen Planet und Komet behauptet. Nicht dadurch wird die Sonne leuchtend, weil sie im Centro ist, (sollte eigentlich heißen im Brennpunct) und die Planeten finster, weil sie in der Peripherie sind, sondern die Sonne ist im Centrum, weil sie den Organismus und die Gesetze in sich schließt, welche zur Herrschaft über die Planetenwelt nothwendig sind. Die Sonne verhält sich zu den Gliedern ihres Systems, wie der Verstand zu den Sinnen. Er ist der Mittelpunct, während sie an der Peripherie weilen, aber seine Herrschaft über sie ist in seiner höhern Dignität gegründet. Hätte der Verf. in die Tiefe der Analyse, worauf die Mechanik des Himmels beruht, auch nur einen einzigen Blick gethan, und in die Luft, welche aus den entdeckten Attractionsgesetzen in ihrer Anwendung fließt, auch nur einen Fingern getaucht, er würde gewiß die Korkkügelchen und den electrischen Glockenhammer nicht erwähnen. Was soll es dann nützen, ein Phänomen durch das andere erklären zu wollen, und die Rotation der Weltkörper mit electrischen Erscheinungen in Parallele zu stellen? Sind uns diese deutlicher, als jene? Wozu eine Aehnlichkeit mit dem Phänomen aufsuchen, wenn uns die Gesetze schon gegeben sind? Nach solchen Kenntnissen, welche die Astronomie besitzt, die Verhältnisse der Weltkörper noch mit Korkkügelchen vergleichen, heißt die Naturphilosophie zu einer Pantomime herabsetzen. Die Electricität ist ihrem Gesetz nach nur in einer Flächenfunction begriffen,

und kann daher der Beziehung der Weltkörper zu einander nie genügen, welche, wie wir wissen, in geradem Verhältniß, nicht ihrer Flächen, sondern ihrer Maßen zu einander stehen. In den vier folgenden Büchern Stöchiogenie, Stöchiologie, Geologie und Geogenie steht der Verf. wieder mehr auf seinem Boden. Sobald er sich dem freyen Spiele seiner Analogien und Inductionen überläßt, und nicht die ganze Naturphilosophie in eine Zauberformel bannen will, so erfahren wir von ihm, wie in seinen bisherigen Schriften, immer bedeutende und originelle Ansichten. In der Stöchiogenie kommt der Verf. auf die Elemente, in welchen er überall die Triplicität behauptet. Der Elemente, welche durch Fixirung des Aethers im Pole entstehen, sind drey, und zwar von erster Ordnung, Licht, Wärme und Schwere. Diese Elemente sind aber combinirt, da die Stoffe nur Halbheiten, oder Brüche darstellen. Die Combination der Substanz mit Licht und Wärme ist das Feuer, die Elemente sind daher durch einen Verbrennungs-Proceß entstanden. Nach dieser Behauptung sind Licht und Wärme Producte des Verbrennungsprocesses, und das Feuer ist selbst ein Verbranntes. Es fragt sich, welche Substanz hat denn das Feuer verbrannt? Vermuthlich das Urfeuer! Die Elemente zweyter Ordnung, oder die Producte der successiven Verbrennung sind Luft, Wasser, Erde. Hierbey kommen nun auch die vier chemischen Stoffe: Sauerstoff, Azot, Wasser, und Kohlenstoff zum Vorschein. Eigentlich nimmt der Verf. nur zwey Stoffe an, nämlich Sauerstoff und Stickstoff. Vom Wasserstoff behauptet er, daß er bloß ein, durch größere Fixation verändertes Azot sey, und vom Kohlenstoff, daß er aus einem Maximum von Azot und Minimum von Sauerstoff bestehe. Wer wird diesen, höchst unbestimmten bloß quantitativen Differenzen trauen, um die qualitative Verschiedenheiten in der Erscheinung daraus herzuleiten? Diese äußerst schwierige Materie, welche am Ende doch die Basis der Chemie werden muß, ist vom Verf. ziemlich oberflächlich behandelt. Rec. scheint es, die chemischen Stoffe seyen die wahre Differentiale

der Natur. Sie haben daher kein räumliches, wohl aber ein zeitliches Verhältniß, d. h. sie sind die Elemente der Zeit selbst durch die Schwere in die Natur eingeführt. Es gibt aber Differentialen von verschiedener Ordnung, und darum gibt es auch verschiedene Stoffe, wovon jeder einer besondern Reihe der Naturdinge vorsteht, und derselben durch sein Ueberwiegen einen eigenthümlichen Character eindrückt. Denn nur die Elemente der Zeit und Schwere begründen die qualitative Verschiedenheit, während die Elemente des Raums und des Lichts die quantitative erzeugen. Der Verf. nennt die Stoffe mit Recht Brüche, sie sind eigentlich unendliche Brüche, welche durch das Licht integrirt werden, d. h. zu einem endlichen Werthe gelangen. Die Schwere ist keine Indifferenz, wie der Verf. angibt, denn als solche wäre sie eine aufgehobene Kraft und verschwundene Function, was durch den Nullwerth ausgedrückt wird, sondern sie ist vielmehr das einzig differenzirende Princip in der Natur, so wie das Licht das einzig integrirende Princip ist. Die Schwere ist eigentlich die leibliche Erscheinung der Zeit in der Natur, wie das Licht die sichtbare Erscheinung des Raums. Die Schwere begründet die unendliche Mannigfaltigkeit der Naturkörper, gegen welche das Licht, das Alles zu identificiren strebt, beständig ankämpft. Die Herrschaft der Schwere geht, so weit Cohäsion und Ponderabilität sich zeigt, ihre Gränze äußert sich im Wasser. Die Herrschaft des Lichts zeigt sich durch Imponderabilität und Aufhebung aller Cohäsion, ihre Gränze ist die atmosphärische Wärme. So erfüllt die Herrschaft der Schwere die ganze negative Reihe der Naturdinge, die Herrschaft des Lichts, die ganze positive Reihe derselben. Die Sonne enthält als Trias in der Einheit eben das, was alle ihre Planeten in der Vielheit enthalten. Das Zerfallenseyn in der negativen Ordnung der Natur ist eine nothwendige Folge der Depotenzirung der Schwere. Wir haben bisher nur der zwey Principien, nämlich des Lichts und der Schwere, erwähnt, der Verf. aber nimmt von Anfang an außer diesen

auch ein drittes, nämlich den Aether an, und führt ihn in alle seine Sätze ein. Es bedarf hier einer Erwähnnng desselben. Will der Verf. außer dem, uns sichtbaren Sonnenlicht noch ein höheres setzen, das etwa die Sonne der Sonnen von sich ausstralt, so kann er dieses Naturlicht allerdings nach Belieben Aether nennen. Für das Universum ist eine solche Annahme nothwendig, zu den Constructionen aber innerhalb unseres Sonnensystems bedürfen wir derselben nicht. Dieser Aether ist aber weder finster, noch kalt, wie der Verf. angibt. Denn das, was höher liegt als das Sonnenlicht, kann nicht die Finsterniß und nicht die Kälte seyn; das Höhere ist der Gedanke, das Wort, das sich selbst anschauende Licht, das Auge Gottes. Und hiermit fallen auch die Spannungssäulen des Aethers weg; denn das Naturlicht kann nur einem geistigen Processe gleich seyn, dem kein polares Verhältniß genügt. In dem V. Buch, Stöchiologie, geht der Verf. die Elemente in den drey Momenten: Usia, Entelechie, und Gestalt durch. Hierbey kommen die Bestimmungen des Lichts in Beugung, Brechung und Zurückstrahlung vor. Seine Farbentheorie enthält mehrere schöne Vergleichungen, auch ist die Zusammenstellung der Farben mit den Planeten ein lichter Gedanke. Bey Bestimmung der Wärme muß noch erwähnt werden, daß der Verf. außer der Spannung des Aethers noch eine Bewegung derselben annimmt, welche ihm zu Wärme wird. Dies wäre also doch eine mechanische Erklärung, vor welcher der Verf. sonst überall einen Horror zeigt. Er bedenkt nicht, daß, wenn jene Formel + o — ein Grundverhältniß der Natur seyn soll, sie eben so gut die Mechanik als die Dynamik begründen müsse; und dies ist auch wirklich der Fall. Die Gesetze des Hebels, das Gleichgewicht der Masse mit der Geschwindigkeit können eben so gut aus ihr abgeleitet werden, als die Dichtigkeits- und Elasticitäts-Verhältnisse, wie auch die polare des Magnetismus und der Electricität. Die Mechanik muß in der Naturphilosophie eben so nothwendig die Dynamik ergänzen, als die Categorien der Relation, nämlich Substanz und Ursache

zu Ergänzung der quantitativen und qualitativen Verhältnisse nothwendig sind. Hat der menschliche Verstand wohl noch ein grösseres und dauerhafteres Monument sich erbaut, als die Mechanik des Himmels ist? Unsere Naturphilosophie mag noch eine gute Zeit arbeiten, um ein Aehnliches hervorzubringen. Bey den Bestimmungen der Luft kommt der Verf. auf den Electrismus, den er aus einer Spannung der Luft mit den andern Elementen erklärt. Die Formel wendet er §. 385. auf folgende Weise darauf an. Die negative Electricität verhält sich zur positiven, nicht wie — zu +, sondern wie Indifferentes zu Differenten, wie o zu + —. Der Verf. sieht nicht ein, daß dadurch alle Verhältnisse aufgehoben werden. Denn sobald er Plus und Minus auf Eine Seite bringt, ohne Zwischenkunft der Null, so heben sich beyde auf, und das — E zu + E wird alsdann wie o : o. Das ganze Wesen der Formel besteht darin, daß die Entgegengesetzten durch das Zero getrennt sind, oder vielmehr die Entgegensetzung ist nur durch das Zero möglich. Mir scheint es, die Formel behaupte sich nirgends mehr in ihrer Reinheit, als in den Erscheinungen der Electricität. Die Forderung ist, daß — und + sich in ihrem Uebergang völlig an einander zernichten sollen, und dies geschieht auch wirklich bey der Electricität z. B. bey der Entladung der leidner Flasche. Das — E und + E werden im Uebergang = o. Für den Magnetismus ist die Anwendung schon nicht mehr so rein. Der Magnetismus verhält sich zum Electrismus, wie die Linie zum Quadrat, oder wie eine arithmetische Progression, zu einer geometrischen. Nun erhält die Formel erst dann ihren brauchbaren Werth, wenn das relative Uebergewicht combinirter Factoren durch sie ausgedrückt werden soll, und dies geschieht durch Potenzen, wie bey einer geometrischen Progression, und dies scheint Rec. ein Grund zu seyn, warum die Anwendung der Formel auf Naturdinge bey der Electricität am sichtlichsten ist. Im folgenden gibt der Verf. die Bestimmungen des Wassers und der Erde an. Bey letzterer wird eine Crystallisationstheorie vorgetragen. Die beyden

letzteren Bücher, Geologie und Geogenie, sind unstreitig die interessantesten, und dies darum, weil sich die Formel am meisten dabey vergessen läßt. Das Detail davon zu geben, würde zu viel Raum erfordern, sie enthalten aber schöne Inductionen und scharfsinnige Vergleichungen für die Mineralwelt, deren Triplicität der Verf. in Erz, Salz und Erde ausdrückt. Vom Ganzen läßt sich sagen, daß es eine eigenthümliche und freye Naturansicht sey, welche mannigfaltige Kenntnisse und Talente verrathe. Wir vernehmen den Verf. immer am liebsten, wenn er sich der höhern Empirik ganz überläßt, ohne seine Resultate an die letzten Principien zurückführen zu wollen. Es gibt ein ahndendes Gefühl des Wahren, das sich mit den Begriffen verschwistert, und dies ist oft mehr werth und weniger irrig, als wenn bey vorausgesetzten Principien die Phänomene denselben angepaßt, oft angezwungen werden. Des Verf. Versuch zu einer systematischen Behandlung der Naturphilosophie ist der erste, und darum dürfen strenge Forderungen nicht zu weit getrieben werden. Nur sollte das Werk den Schild eines Lehrbuchs nicht tragen wollen, sondern nur einer Skizze der Natur. Wo wir uns stark dagegen erklärten, wie im mathematischen Theil, in der Anwendung jener Formel und in der Einführung der sonderbaren Naturgötterwelt, da wurde die Rüge immer durch Beweise unterstützt. Nehmen wir an, daß der Verf. diese geometrische Mythologie in seinen Vortrag mische, wie es bey einem Lehrbuch zu vermuthen ist, so kann das Anstößige bey Jünglingen, die nicht prüfen, sondern das Geprüfte beym Lehrer voraussetzen, nicht wohl umgangen werden. Wie es mit dieser Mythologie so und nicht anders, kommen mußte, haben wir gezeigt, und selbst die Consequenz derselben aufgedeckt. Wir zählen sie daher nicht unter die Verketzerungen sondern unter die Irrthümer. Der Grundirrthum ist, daß der Verf. sein Absolutes einzig aus der Idee der Wahrheit, aus dem Princip der Nothwendigkeit nimmt, welche doch selbst nur ein Reflex des Absoluten seyn kann. Der Verf. hat für seine Constructionen bloß das polare Verhältniß als

das der Natur allein genügende anerkannt, und dies bleibt, ehe er die bekannten und unumstößlichen Gesetze, auf welchen die Mechanik des Himmels und der Erde beruhen, darauf zurückgeführt hat, ganz problematisch. Diese Reduction muß aber einem Lehrbuch der Art nothwendig vorausgehen, sonst verdient es kein Zutrauen. Derjenige würde sich kein geringes Verdienst erwerben, welcher die verschiedene Anwendung jener Formel und überhaupt der schon längst bekannten Potenzenreihe, deren die Naturforscher sich bedienen, mit mathematischer Präcision bestimmte. Man spricht von Dimensionen, von Potenzen, von Polen und Indifferenzpuncten, von negativen und positiven Größen, von Gleichgewicht und Uebergewicht, und kennt von keinem den mathemathischen Gehalt. Wie will man damit weiter construiren, und die Fehlgriffe vermeiden, wenn man den Werth derselben nicht bestimmt hat. Man folgt hier gewöhnlich einem dunkeln Wahrscheinlichkeitsgefühle, und wenn die Sache doch nicht gehen will, so setzt man einige dithyrambische Floskeln hinzu, welche dem bleyernen Vogel die Flügel geben sollen. So konnte der Verf. der positiven Electricität das + und — zugleich geben, für die negative aber die Null bestimmen, ohne einzusehen, daß er dadurch das Wesen der Formel selbst zerstört und beyde Verhältnisse zu Null herabsetzt. Einen Beweis, wie das polare Verhältniß selbst einer großen Modification unterworfen ist, gibt der Magnetismus in der merkwürdigen Erscheinung der Culminations- und Indifferenzpuncte, wo unter einer bestimmten Vorrichtung ein Magnet mit drey Polen entsteht, worunter die zwey äußeren gleichnamig sind, der mittlere, der die Stelle des Indifferenzpunctes einnimmt, ungleichnamig ist, statt eines Indifferenzpunctes aber zwey erscheinen. Solche Phänomene, die wir am Magnet künstlich hervorbringen, gibt es gewiß auch in der Natur. Man suche sie auf, aber ehe ein Lehrbuch zu Stande kommt. Die Bescheidenheit will sich noch nicht recht bey uns einfinden, und das nonum prematur in annum noch weniger. Vermuthlich gehört diese Epoche zu unserer

Metamorphose in der Sonne, wo uns aber auch klar werden wird, daß wir hier nicht viel gewußt haben. Dort wird Okens planetarischer Gott als Sonnengott erscheinen, aber auch nur als Asymptote, der wir uns immer annähern, aber sie nie erreichen können. Was drückt dieses Grundverhältniß der Metamorphosen in uns am kräftigsten aus? Die Naturphilosophen mögens errathen, die andern wissen es schon. Und nun noch ein Wort über die Trennung der Induction von der Speculation, welches aber dem Verf. nicht allein gilt, sondern überhaupt jenem Haufen von Naturphilosophen, deren Urheber die Natur hinten und vorne vergöttern, in der Mitte aber selbst als Sünder stehen. So sehr ich die Induction schätze, so sehr bin ich auch überzeugt, daß die speculative Tendenz dieses Lehrbuchs völlig mislungen sey. Der Verf. hat sich in dem Act der Naturanschauung in die Objectivität völlig verloren, und dadurch ist ihm jener höhere Act, in welchem die Natur nur die negative Seite der wahren Totalität einnimmt, völlig fremd geblieben. In jenem höhern Act aber liegt erst die Wurzel alles Lebens und der Keim aller Organismen. In ihm fängt das Schöne an, sich über das Wahre zu erheben, und die Individualität des Ichs stellt sich mit seinem Selbstgefühl zwischen zwey Welten in den Mittelpunct. Die Natur hat nur die Seite der Nothwendigkeit und der Gesetze, und der Naturphilosoph glaubt Wunder, was damit gethan sey. Die andere Seite der Freyheit füllt die Geschichte der Menschheit aus, und davon ist noch wenig Bedeutung unter die Philosophen gekommen. Der Verf. berede uns nicht, daß er in seinen Elementen und Stoffen, in seinen kosmischen, planetarischen und irdischen Verhältnissen das Wesen des Organismus ergriffen habe. Wo Leben wohnt, da muß der Geist mit dem Stoffe gepaart seyn, und die Form beseelen. Den Geist aber kann weder Licht, noch Wärme, noch irgend ein Moment aus der physischen Natur darstellen. Noch weniger vermag der Verf. das Absolute in einer mathematischen Formel festzuhalten. Denn das Princip der Freyheit, welches die

bessere Seite jener Totalität einnimmt, ist keiner Construction unterworfen, und am wenigsten ist es das Göttliche, was der Naturphilosophie zu Theil werden kann. Die Natur hat kein sich selbst begründendes Seyn und Leben, und der Gott, den ihr in Zeit und Raum und überhaupt im Universum suchet, ist bloß die Idee der Wahrheit, welche aus eurer Vernunft selbst abstammt, und euch, wiewohl bewußtlos, objectiv geworden ist. Den höhern Impuls, der die Bahnbewegungen anregt, müßt ihr über euer Sonnensystem hinaus in den Nebelsternen suchen, und wenn ihr ihn auch da nicht findet, so müßt ihr noch tiefer gehen. Ihr mögt aber stehen, wo ihr wollt, so kann dieser Impuls nichts in Raum und Zeit gegebenes seyn, wie euer Universum. Eine freye Macht muß es seyn, welcher Raum und Zeit selbst unterthan ist, aber diese heißt nicht mehr Natur. Der menschliche Verstand hat durch das Wort: unendlich, seine Naturansichten zu begründen geglaubt, und nicht bedacht, daß er dadurch nur seine eigene Form, in der er befangen ist, ausspricht, nämlich: Raum und Zeit. Was unendlich ist, hat keine Totalität, und diese werdet ihr doch eurer Natur als einem Ganzen gewinnen wollen. Ihr müßt daher, um ein Ganzes zu haben, das Spiel mit dem Unendlichen ganz aufgeben, ein Spiel, das der Verstand mit seiner eigenen Form treibt. Wo der Verstand etwas unendlich nennt, da hat er das Reale zu seiner Form erhoben, und damit ist nicht viel ausgerichtet. Das Unendliche ist die Gränze für den Mathematiker, aber nicht für den Philosophen. Das Gebiet, das die Idee der Wahrheit beherrscht, enthält das Endliche im Unendlichen, das Gebiet, das von der Idee der Schönheit beherrscht ist, enthält das Unendliche im Endlichen; was weiter nichts heißt, als im ersten Gebiet ist das Unendliche zum Endlichen depotenzirt, oder die Form des Verstandes ist in die Natur zerronnen, und alle ihre Theile analysirt. Im zweyten Gebiet aber ist das Endliche zur Potenz des Unendlichen erhoben, oder das Reale ist zur Form des Verstandes gesteigert und in Begriffen lebendig geworden, wie

im Organismus und der Kunst. Im ersten Gebiet ist das Reale dem Raum und der Zeit untergeordnet, und es enthält seinen Werth in den Functionen und Gesetzen, welche Richtung, Geschwindigkeit und Masse in ihm bestimmen, im zweyten Gebiet hingegen ist Raum und Zeit zur Hälfte wenigstens dem Realen untergeordnet, und der individuelle Organismus enthält daher soviel, als ein ganzes Planeten-System, weswegen er auch mit den Einflüssen derselben im Gleichgewichte steht. Aber über beyden Gebieten liegt die Idee der Tugend, deren Gebiet die Geschichte der Menschheit ist. In keiner dieser drey Ideen liegt die Totalität, sondern nur in der Harmonie aller, und daß ist das Absolute. Diese dem Rec. evident scheinenden Sätze möchte er gern den heutigen Naturphilosophen zu Gemüthe führen, und sie darauf aufmerksam machen, daß neben dem Unendlichen, ihrem Lieblingsworte, die Totalität nie bestehen könne, ein Widerspruch, womit sie ihre Werke anfangen und endigen. Das Ergänzende der physischen Natur liegt in dem organischen Leben, das Ergänzende des organischen Lebens liegt in der Geschichte der Menschheit, und diese drey zusammen geben die Totalität, welche im Einzelnen nicht, und am wenigsten im Gebiet des Naturphilosophen zu finden ist. Die Natur ist mithin ein Reflex des Absoluten vermittelst der Idee der Wahrheit, und jene Formel wieder ein abgeleiteter Reflex aus der Idee der Wahrheit, und dies ist nun auch das Höchste, was der Verf. dieses Lehrbuchs erreichte. Und so ist es auch die Idee der Wahrheit, deren Reflexe in der Natur die heutigen Naturphilosophen vergöttern, uneingedenk, daß das Unendliche und was sie gleichgeltend ansehen, das Absolute, bloß die Form ist, welche die Vernunft vermittelst jener Idee in die Objectivität einführt. Diese fatale Consequenz hat unser Verf. am weitesten getrieben, und ohne Hehl eine Naturgötterwelt auf die Bahn gebracht, in welcher ihm das Erz das einzig rein Göttliche im Materialen, die Erde die einfache Position Gottes, der Electrismus aber der dyadische Gott ist. Die Griechen und Römer hatten doch wenig-

stens einen Gott der Liebe und der Rache, und dadurch die Ehre erkannt, sich selbst und ihre Leidenschaften zu vergöttern, der Verf. aber hat sein Selbst so sehr an die Natur verloren, daß er zu jener Ehre nicht einmal mehr gelangen kann. Denn wenn ihm der Electricismus zum dyadischen Gott wird, so kann er selbst nur als Reibküssen und sein Verleger als Conductor dabey erscheinen.

Ueber die Unvereinbarkeit der geistlichen und weltlichen Macht, und die Vereinbarkeit des Katholicismus und Protestantismus. Ein practischer Commentar über 2. Theſſ. 2, 1—12. und Joh. 10, 12—16. von D. Johann Otto Thieß. Kiel. 1809. 118 S. 8.

Wir haben dem Publicum hier eine Anzeige zu machen von einer in mehreren Rücksichten sehr merkwürdigen Schrift, und wir eilen mit jener, um auf diese dadurch desto früher die Aufmerksamkeit des Publicums zu ziehen. Die darin niedergelegten Ideen sind eigentlich nur wegen eines einzigen Gesichtspunctes merkwürdig und wegen der Freymüthigkeit, womit ihn der Verf. beleuchtet hat. Man ist es von Hrn. D. Th. schon gewohnt, daß er nichts rein und klar gibt, sondern immer, theils in einer gewissen Verschwommenheit unter fremdartigen Dingen, theils mit einer Ueberschwemmung literarischer Notizen, die oft nur in entfernter Beziehung stehen mit seinem Thema. Es wird daher sicher auch dem Buche und dem Interesse, welches manche Leser von nicht theologischer Bildung daran nehmen möchten, schaden, daß er sie gezwungen hat, sich erst durch einen Ueberfluß exegetischer und literarischer Notizen hindurchzuarbeiten, ehe sie endlich zur Hauptsache kommen können. Er macht sich nichts aus der geschmacklosen Form, womit er fast eine ganze Seite Anmerkungen unter eine Zeile Text bringt, oder selbst ohne Text ganze Seiten mit No-

ten ausfüllt, so daß, wenn diese endlich überwunden sind, der Leser genöthigt ist, den zurückgelegten Weg noch einmal zu machen, und den Text nachzuholen. Auch wollen wir es gern nur zu den kleinen Schwachheiten des Buches zählen, daß er sich nicht enthalten konnte, nicht nur am Ende desselben ein Verzeichniß seiner drey und sechzig Schriften anzuhängen, die er bereits herausgegeben hat, und unter denen die gegenwärtige als die letzte angeführt wird, sondern sogar noch eine Anzeige von seinen künftig herauszugebenden beyzufügen, wodurch die angegebene Zahl bis zu ein und siebzig steigt, womit er, gefällts Gott, in ununterbrochener Ordnung sich zu beschäftigen, und im J. 1822 fertig zu werden gedenkt und worüber er, wie wir eben hören, schon hinweggestorben ist: diese literarische und lächerliche Ruhmredigkeit hat er mit einem andern Theologen gemein, der es vor langen Jahren eben so machte, ohne seine Versprechungen zu erfüllen, auf deren Erfüllung auch das Publicum nicht sonderlich begierig war. Nachdem der Verf. soweit ausgeholt, kommt er endlich zu seiner Hauptsache, die nach der Angabe des Titels in zwey Hauptpuncten besteht, nämlich 1, zu zeigen, daß geistliche und weltliche Macht unvereinbar, und 2., Katholicismus und Protestantismus vereinbar seyen. Unter diesen beyden Abhandlungen ist die erstere am wenigsten glücklich gerathen. Mit frommen, christlichen Blicke ist das Verhältniß der weltlichen und geistlichen Macht im Allgemeinen angesehen, und mit bloß angedeuteten Beziehungen ausgesprochen; aber nirgends bestimmt entwickelt, deutlich fixirt und so dargestellet, daß man sich nun auch die Gründe angeben könnte, warum sie nicht könnten vereinigt seyn. Herrlich und treffend sind zum Theil die Beziehungen auf Stellen der heiligen Schrift, aber unpassend auch und völlig verfehlt, wenn er den Staat fast niemals als eine hohe Idee, sondern immer nur in der niedrigsten Erscheinung des höchsten Despotismus begreift, und als Belial Christo entgegenstellt. Es läßt sich ganz wohl in der Idee eine Einheit des Staates und der Kirche denken, auf die aber Hr. Th. nicht eingegangen ist, und die freylich dem gewöhnlichen empirischen

Verhältniß beyder sehr unähnlich ist. Wenn aber, wie er selbst sagt: „der Staat eingestandnermaßen keine Moralität hat", S. 60. wie mag er ihn dann selbst nach moralischen Principien würdigen? Sein Resultat stellet er dann selbst noch folgendermaßen hin: „lassen wir den Staat in seiner Würde, soweit er sie behaupten kann; nur lasse er, um selbst dieser nichts zu vergeben, die Kirche unangetastet, auch die danebenstehende Schule. Beyde Institute sind als solche, seiner Oberaufsicht, wie gesagt, nicht zu entziehen: nur, weil der Staat, sobald er in das Innere blickt, nichts als leere Täuschung siehet (1 Kor. 2, 14—16): so lasse er es bey der Ansicht des Außenwerks bewenden; dort halte er, wie ihm zukommt, Wache, und ziehe aus seiner Bemühung Vortheil, soviel er kann und mag." S. 63. Außer einigen frappanten Ideen enthält die Abhandlung nichts Neues an Gründen und Beweisen für die Unvereinbarkeit der geistlichen und weltlichen Macht. Desto eigenthümlicher ist die Ansicht des Katholicismus und Protestantismus, deren mögliche und nothwendige Vereinbarkeit er in der zweyten beweisen will. Auch hier läßt er sich erst wieder in exegetische Untersuchungen ein, und kommt mit einem Haufen Citaten angezogen. Sich stützend auf die Weissagung Christi: es wird eine Heerde und ein Hirt werden, und auf die seines Apostels 2. Theß. 2, 1—12. sagt er: was der Miethling bey der Heerde ist, das ist der Abfall in der Kirche. Christenpflicht ist es daher, auch von allen Zeitvorfällen abgesehen, daß wir, jeder an seinem Theile, nach Einheit des Glaubens, wie des Handelns streben. „Dieß liegt in dem Begriff der Kirche, als eines sittlichen gemeinen Wesens. Nur in wiefern die Kirche das ist, ist sie eine heilige christliche Kirche, eine Gemeine der Gläubigen. Mit dem Charakter der Einheit, den sie unverletzt behaupten muß, (Eph. 4, 3—6.) darf sie allerdings auch auf Allgemeinheit und mit dieser gewissermaßen (2 Petri 1, 19) auf Unfehlbarkeit Anspruch machen. Schon hieraus erkennt man, wo der Verf. hinaus will, und man muß gestehen, daß er seine Ansicht der

Sache wenigstens sehr geistreich gewendet und durchgeführt hat. Sollen wir mit wenigen klaren Worten sagen, was er will, so ist es dieß: da der Protestantismus nicht gegen den Katholicismus, sondern nur gegen die weltliche Macht des ungeistlich gewordenen Katholicismus, oder gegen das Papstthum protestirt, so fallen alle bisherige Hindernisse weg, und so müssen sich beyde Kirchen gegen einen dritten, gemeinsamen Feind vereinigen, den er bald als den Widerwärtigen, bald als den Antichrist selbst bezeichnet. „Kann nun zwar, sagt er, die reingeistliche Macht durch den weltlichen Arm nie erdrückt, so kann doch das Aufstreben derselben zu einem sittlichen Gemeinwesen durch gewaltsame Entgegenwirkung verhindert, und hiemit die Kirche unterdrückt und scheinbar vernichtet werden." S. 100. Ohne uns hier, was freylich unserem Verf. die Hauptsache ist, auf die Frage einzulassen, ob die Gefahr der Unterdrückung und völligen Vernichtung der Kirche so groß, so nahe und so fürchterlich sey, als er sie darstellet, wollen wir den neuen Vereinigungsplan selbst etwas näher besehen: denn er läßt sich zunächst ganz gut abgesondert von jener Ursache, die doch nur eine dringende Veranlassung dazu seyn soll, und rein für sich betrachten. Zunächst entstehet doch wohl die Frage nach der inneren Möglichkeit einer Vereinigung des Katholicismus und Protestantismus überhaupt. Der geistreiche Verf. läßt sich auch ein auf diesen Punct; er negirt ihn sogar; er ist überzeugt, daß jede, auf dem Wege der Unterhandlung eingegangene Verbindung entweder nur von kurzer Dauer, oder bey abermals erfolgter Trennung von desto schlimmerer Wirkung, daß der Vortheil immer nur auf einer, nur auf der Seite seyn wird, die das Uebergewicht hat, S. 107. und wir dürfen im Geiste des Verf. hinzusetzen, daß bey angefangner Unterhandlung man nicht einmal mit dieser fertig werden, und so die übrigen Erfahrungen, von denen Hr. Th. redet, sich selbst ersparen wird. Wenn denn nun durch ein allmäliches Entgegenkommen von dieser und jener Seite mit behutsamen Vor- und Rückschritten nichts zu erwarten ist, S. 106. wie

soll dann die Kirchenvereinigung zu Stande kommen? Ehe wir des Hrn. Thieß Antwort darauf mittheilen, erlaube man uns, seine scharfsinnig durchgeführte Inconsequenz bemerklich zu machen. Sie kann doch, und soll doch auch in seiner Meinung nur durch gegenseitige Aufopferung aller gegenseitigen Eigenthümlichkeiten zu Stande kommen. Jede der beyden Parteyen soll die Inconsequenz begreifen, die sie, jede an ihrem Theile, der Katholicismus dem hierarchischen, der Protestantismus dem Territorialsysteme zufolge begangen haben, die eine Partey dadurch, daß sie die, ihr doch fremde weltliche Macht sich anzueignen gesucht, und die andere dadurch, daß sie dieser Macht in der That sich ganz unterworfen hat. Dieser Fehler soll nicht sobald eingesehen seyn, als man schon auf die Abstellung desselben bedacht seyn wird. Das unfehlbare Oberhaupt der Kirche wird sich weiter nicht in der Person eines Einzelnen ankündigen, und der summus episcopus nicht von Staats wegen und im fürstlichen Aufzug erscheinen dürfen. Und hiemit wird dann die kirchliche Vereinigung ungesucht bewirkt seyn. Denn was sonst noch streitig scheinen könnte, das würde dann lieber nicht in Betrachtung gezogen, zum wenigsten nicht als Kirchenangelegenheit, sondern der Privatentscheidung überlassen, oder wo diese zu vorlaut würde, durch kirchlichen Gemeingeist, und damit bricht der Verf. ab. S. 117. Und alles dieses, und das ist das Hauptmoment in der Antwort auf die Frage, wie die Kirchenvereinigung zu Stande kommen soll, dieß Alles soll nicht auf dem Wege einer langsamen Uebereinkunft, sondern durch ein plötzliches Zusammentreffen, durch den Drang der Noth und der Zeit herbeygeführt werden, denn eine innige Verbindung beyder ist nur einem dritten als ihrem gemeinschaftlichen Widersacher gegenüber denkbar. S. 108. Wie unsäglich viel hätten wir gegen eine solche Ansicht zu sagen! Was für eine Vereinigung (soll man sie noch so nennen?) kann herauskommen aus einem solchen „plötzlichen Zusammentreffen, wie es nur der stürmische Geist der Zeit bewirken kann,“ und worin unterscheidet sich eine solche von

einer andern, oft auch schon gefürchteten, die durch Gewalt und Blutvergießen bewirkt werden soll, und bey der alle Kanones der Kirche zuerst im Feuer der Kanonen aufgehen würden? Ja wird nicht eher eine solche möglich werden und ehrenvoller seyn, den irdischen Leib, das Leben und zeitliches Gut hinzugeben, als den Geist aufzuopfern mit dem Bekenntniß seiner Wahrheit und Ueberzeugung? Das aber nennen wir den Geist einer Kirche, ihre eigenthümlichen Grundsätze, in denen sich Christi Lehre abgedrückt, und diese sich ihrem Bekenntniß eingedrückt hat. Und ist nicht eine solche Aufopferung von beyden Seiten vorausgesetzt bey diesem Project, oder vielmehr bey dieser Prophezeihung einer nahen Kirchenvereinigung? Denn nun erst wollen wir noch ein wenig ins Einzelne gehen. Mögen beyde Theile auch ein noch so starkes gemeinsames Interesse haben gegen einen dritten, wie ihn Hr. Thieß nennet, nie wird und kann es in Vergleich mit ihrer äußeren, bürgerlichgesicherten Existenz größer seyn, als dasjenige, welches sie getrennt jeder für sich haben, und innerlich, nämlich in Rücksicht ihrer geistigen, religiösen und dogmatischen Existenz. Kann man es sich erst denken, daß alle Katholiken Protestanten, und alle Protestanten an einem Tage Katholiken würden, dann erst wird ein Plan, wie ihn Hr. Th. vorlegt, möglich seyn auszuführen. Sie müssen alle erst verlassen die alte, jugendliche Heimath ihrer Religion und auf der Linie des schauderhaftesten Indifferentismus neben einander stehen, dann wird, was Hr. Th. projectirt, auszuführen möglich seyn. Und mit welchen Waffen sollen sie dann noch kämpfen gegen andere, wenn sie das Beste, was sie besaßen, erst aufgeopfert hatten; wofür sollen sie denn noch streiten, wenn sie das Bekenntniß, oder die Confession aufgegeben haben, in der ihnen alle ihre Religion enthalten ist, und was soll ihnen noch Muth und Kraft und Begeisterung geben, auszuhalten gegen einen Feind, gegen welchen sie nur mit gleichen Waffen streiten? Indem wir dieses Hrn. Thieß zu beantworten entgegenhalten, streiten wir, wie man sieht, nur aus seinen eigenen

Principien; denn wir wissen weder von einem „solchen plötzlichen Zusammentreffen, wie es nur der Geist der Zeit bewirken kann," noch von einem so nahen und gefährlichen Feinde der Kirche, und das soll er uns nur nicht als Menschenfurcht deuten, oder so, als wollten wir etwa nur nichts davon wissen. Mag die Kirche Gottes auf noch so himmelschreiende Weise behandelt, und unter die Füße des Staats getreten werden, worüber Hr. Th. so bitterlich klagt, wir wissen, daß sie ein ganz anderes Präsidium hat, worauf wir uns immerdar verlassen, als die schwachen Plane der Menschen dagegen, und daß, was geistiges und religiöses ist an ihr, selbst aus Vergewaltigungen der empörendsten Art, nur zu neuer Wahrheit, Trefflichkeit und Unvergänglichkeit entstehen wird. Wir halten fest an demjenigen, was da geschrieben stehet, Matth. 10, 28. Luc. 21, 19. Joh. 18. Marc. 13, 13. Wenn er also nur consequent seyn wollte in seiner Religiosität, von der er so schöne und rührende Zeichen blicken lassen, so sollte er statt aller seiner Klagen über die Tyranney des Staats gegen die Kirche, falls sie wirklich statt fände in dem Grade, als er sie schildert, lieber wünschen, daß sie nur erst möchte aufs Höchste gestiegen, und allen gleich fühlbar und unerträglich geworden seyn, auf daß endlich dem schwankenden und ungewißen Zustande und Verhältniß der Kirche zum Staat ein Ende gemacht würde, worin sie sich wirklich befindet nach aufgehobener Reichsverfassung und westphälischem Friedenschluß. Auf die nie besiegte Gewalt desjenigen vertrauend, was wahr ist und ewig und heiligen Ursprungs, dürfen wir sicher seyn, daß beyde Kirchen, die katholische und protestantische, nicht nur zu einander, sondern auch zum Staat in ein bestimmteres, würdiges und an weise Gesetze gebundenes Verhältniß treten würden. Nie wird ein christlicher Fürst das jus in sacra begehren, sondern zufrieden mit dem jus circa sacra auch der Kirche ein eigenthümliches Kirchenrecht lassen, obgleich es nie mehr über die Sphäre der Kirche selbst hinausgehen wird. Wenn der Kaiser Augustus die Würde eines pontifex maximus bekleidete,

so war das möglich nach heidnischen Begriffen: aber nur das Christenthum kann eine Kirche haben. Was innerlich nothwendig ist, und wahr nach ewigen Ideen, kann wohl äußerlich einmal und in der Zeit verschoben und verschroben werden nach Begriffen der Menschen, aber es kann seiner Natur nach nur vorübergehend seyn, und gingen auch erst Generationen darüber zu Grunde, es trägt den Keim seines Unterganges, und seiner neuen und besseren Existenz doch in sich selbst. Eine so heitere Ansicht der Gegenwart ist freylich nicht im Geiste dieser klagenden und darum wirklich fast allein kläglichen Zeit; aber sie beruhet auf Gründen für den, der aus den Historien weiß, wie gewaltig Gott ist, der Herr. Auch ist sie gewiß unendlich tröstlicher, als das unsäglich seichte und gemeine Geschwätz, das so alle Tage darüber geführt wird, und wie es auch Hr. Gabler führt in seinem sogenannten theologischen Journal, wie ihn denn auch Hr. Thieß darüber hin und wieder in dieser Schrift nach Gebühr zurechtgewiesen hat. Da der Plan des Hrn. Th. schon im Allgemeinen und in seiner Hauptidee soviel wider sich hat, so überheben wir uns auch billig der Mühe, so manche seiner einzelnen, kühnen Behauptungen zu widerlegen. Wir lassen ihm die Ehre, über diesen Gegenstand am eigenthümlichsten und offensten gesprochen zu haben. Es ist auch hier in manchen Wendungen dieser Schrift, wie in seinen frühern, eine gewisse Genialität und Scharfsinn nicht zu verkennen. Nie aber werden wir ihm beyfallen, wenn er jetzt auch mit so vielen seiner Zeitgenossen sagt: die evangelisch-lutherische Gemeine steht nur der römischkatholischen Secte entgegen S. 93; sie protestirt nicht gegen den Katholicismus, sondern nur wieder das Papstthum S. 98., wenn er behauptet in seiner Paradoxie: der Katholicismus werde dann, wenns nämlich zum Treffen und Zusammentreffen kommt mit den beyden Parteyen, seine Hierarchie als reine Inconsequenz begreifen, weil sie nämlich die ihr doch fremde weltliche Macht sich anzueignen gesucht, (gleich als ob das jemals nach gereinigteren Begriffen der Katholiken zur Hierarchie gehört hätte,

die nach wesentliche Lehrer von Gott gestiftet, längst nur als hierarchia ordinis s. ministerii und h. regiminis s. jurisdictionis vorgestellet worden ist, welche letztere sich nur auf die Sphäre der Kirche selbst, und ihre innern Verhältnisse, und rein geistliche Gewalt bezieht), oder wenn er sagt, was außer dem einen angegebenen Punct noch streitig scheinen könnte, sollte lieber gar nicht in Betracht gezogen, nicht als Kirchenangelegenheit behandelt werden. Sollte Hr. Th. im Ernst glauben, daß es damit so leicht gehen würde, daß die ganze Reihe der Dogmen, deren eigenthümliche Ansicht bisher hauptsächlich die Parteyen trennte, so ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte, oder glaubt er nicht mit uns, daß selbst alsdann, wenn der Sturm sich gelegt, und man alles erreicht hätte, was er begehrt, in der ersten Ruhe der innere und ewige Zwiespalt von neuem hervorbrechen würde? Nur noch eine Stelle wollen wir ausheben, auf daß der Leser selbst sehe, welch' ein Geist und Leben in dieser Schrift athme." Dem Widerwärtigen gegenüber, der die heilige, christliche Kirche, zu welcher sich doch Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich bekennen, als ein, seiner Hoheit unterworfenes, dafür aber auch mit seinem Schutz begnadigtes Institut ansieht und behandelt, befinden sich beyde Parteyen in einer unvermeidlichen Crisis. In dieser ganz neuen Lage, die ihnen einen ganz ungewohnten Widerstand abnöthigt, machen sie, indem sie diesen einzeln leisten, schon insgeheim gemeine Sache; und wird zu ihrem Glücke der Plan ihres Gegners ihnen zeitig genug bekannt, um zweckmäßig ihm entgegenzuarbeiten, so nähren sie sich offenbar. Hiemit werden sie von den Divergenzpuncten, die sie, in dem Bestreben nach einer äußeren Vereinigung, immer würden haben berühren müssen, wie mit Gewalt hinweg, und auf einen höheren (?) Standpunct geführt, aus dem sie ihr gemeinschaftliches Interesse übersehen. Je reiner ihnen dieß im scharfen Contrast mit dem Interesse der Herrschsucht erscheint: um so mehr erweitert und veredelt sich ihr Blick. Wie ganz anders sehen jetzt die Dinge aus,

die sie, als erhitzte Kämpfer, vormals zu gegenseitigen Angriffen reitzten! Aber wie ganz anders erscheint auch das Feld ihrer friedlichen Thätigkeit, jenen gewaltsamen Eingriffen gegenüber. U. s. w. „S. 112. ff.

Faßliche und gemeinnützige Predigten auf christliche Festtage. Herausgegeben von Gottlieb Ackermann, der Gottesgel. Lic. Erstes Bändchen. München, bey Fleischmann. 1809.

Wenn diese Predigten nicht gemeinnützig werden wollen, so hat der Verf. keinen Theil daran. Denn er hat alles mögliche gethan, um sie recht gemein zu machen. So wie die Wächter wieder auf die Beine kamen, sagt er von den Hütern am Grabe Christi — in den Augen der Sadducäer war die Religion nur ein politischer Kappzaum — die, welche über die Religion im Innern spotten, haben viel größere und wichtigere Dinge im Kopfe, (soll das nicht auch etwa Spott seyn?) nur noch aus Menschenrespect zeigen sie zuweilen einen äußern Schein von Religion. So spricht und so denkt der Prediger; dabey erzählt er am ersten hohen Pfingstfeyertage, wie folget. Wir haben ein Evangelium vom Matthäus, eines vom Marcus, wieder eines vom Lucas, und noch eines vom Johannes, eine Geschichte der Apostel vom Lucas, vierzehn Sendschreiben vom Paulus; einen Brief vom Jacobus, zwey Briefe vom Petrus, drey von Johannes, einen vom Judas und die heimliche Offenbarung (vortrefflicher Gegensatz). Er erzählt ferner an dem nämlichen Tage und in derselben Stunde: jene kalten Länder, in welchen der Frost kein Getraid und keinen Fruchtbaum fortkommen läßt, müssen lange lange Zeit die Sonne und das Licht entbehren; aber ohne Holz können sie nicht leben. Offenbar sind das gemeinnützige Kenntnisse. Am neuen Jahrstage wird auf Veranlassung der Idee, daß man sich eine Jahreszeit (will sagen ein ganzes Jahr mit allen vier

Jahreszeiten) bald als kurz, bald als lang vorstelle, in Erwägung gezogen: 1) die Kürze eines Jahres von der einen Seite, 2) die Länge eines Jahres von der andern Seite. Doch wir dürfen nichts weiter hinzu setzen, sonst verweiset uns der Verf. auf S. 124. seiner Predigten, wo er sagt: der in sich gekehrte rechtschaffene Mann wird oft verspottet, geneckt, gedrückt. Wer nichts thut, und viel Aufhebens macht, bleibt ruhig, und schwingt sich am Ende schneller empor, als der, für das Gute unermüdet thätige Eiferer. Zu Befolgung solcher Maßregeln wünschen wir dem Herausgeber dieser Predigten eben so aufrichtig Glück, wie er dem Herrn Christo zu seiner Auferstehung Glück gewünscht hat.

Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Mit Herzogl. S. gnädigstem Privilegio. (ohne Jahr) Hildburghausen, bey Hanisch's Wittwe. 716 S. in 8. (1 Rthlr.)

Es enthält dieses Gesangbuch bey seiner ziemlichen Vollständigkeit, worin es viele neue Gesangbücher übertrifft, mehrere vortreffliche Lieder, die noch nicht durch den Abdruck gemein gemacht worden sind. Darunter gehören die Lieder unter der Rubrik: Gedächtniß und Erinnerungsvermögen, Lied bey der Mässe, am Gedächtnißtage der Reformation. Ein unvergleichlicher Gedanke, den lutherschen Gesang: Eine feste Burg ist unser Gott, in seiner eignen Melodie mit dem Vorgesange: Vor dir, Herr, danken wir erfreut, an unsrer Väter Glauben, in der Melodie: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut, und mit dem Nachgesange: So sangen sie; und weit erschollen ihre Lieder, in der Melodie: Nun danket alle Gott, zu begleiten, ferner Verstand und Vernunft, woraus wir uns nicht enthalten können, folgende Strophen zur Probe zu geben.

Ich steh gerührt vor deinem Angesichte
O du, den Erd' und Himmel Vater nennt.

Du gabst mir die Vernunft, die dich erkennt:
Sie ist ein Strahl aus deinem reinsten Lichte,
Der, wo das Licht der Sonne sich verliert,
Mich durch die Nacht zu meinem Ziele führt.

Durch Bildung geh ich meinen Pfad zum Ziele,
Durch Streben nach Verähnlichung mit dir.
Zum schnellen Fortschritt gabst du Triebe mir,
Und zum Gefolge liebliche Gefühle;
Doch reißen sie auch tief zur Sinnenwelt,
Wenn die Vernunft sie nicht in Schranken hält.

Vom Staube mich zum Menschen zu erheben
Vermag ich, Gott, durch diese Gabe nur.
Das frohe Daseyn gab mir die Natur,
Und die Vernunft das hohe Seelenleben.
Durch sie erblick' ich erst der Wahrheit Licht,
Das in die Schatten meines Daseyns bricht.

Viele bekannte Lieder, wie z. B. Ach bleib mit deiner Gnade, haben beträchtliche Verbeßerungen erhalten.

Bis zur Unverständlichkeit gehen aber auch einige Gesänge, die der allgemeinen Volkserbauung durchaus nicht angemessen sind. Was mögen sich die Sänger des Liedes denken.

In mir liegt die Vergangenheit:
Ich kann sie mir entfalten.
Ein Wunder! Gott! schnell führt die Zeit
Vorüber mir Gestalten.
Doch faß' ich, was ihr Wechsellauf
Mir darstellt, unbegreiflich auf,
Faß' tief es in die Seele.

Ausführlicher tabellarischer Commentar über den Hannöverschen Landes-Katechismus, von J. W. Trefurt, Superint. und erst. Pred. an der St. Joh. Kirche in Göttingen. Erste Abth. welche den 1sten und 2ten Abschn. enthält. Hannover, Gebr. Hahn 1809. (184 S.) (12 gr.)

(Fortsetzung der im 1. Heft (Abth. I. H. 1.) abgebrochenen Collectiv-Recension.)

Ein erläuternder kirchlicher Katechismus mit sehr viel Materialien. Gleich bey den ersten Fragen eine Belehrung über die Weltkörper mit genauen Angaben; für manchen Lehrer allerdings erwünscht. Daß aber erst nachher der Name Gott zum erstenmale den Kindern ausgesprochen werden soll (Note S. 13), und zwar mit der bekannten Feyerlichkeit, muß befremden, da Kinder, die schon so viel über das Weltgebäude gehört und gedacht haben, und kurz darauf skeptische Reflexionen anstellen, nicht mehr so klein und so arm seyn können,

um von dem himmlischen Vater nichts zu wissen. Wenn nun gar ein gewöhnlicher Schullehrer dieses befolgen wollte, so ist eine theatralische Scene von ganz umgekehrter Wirkung zu befürchten. Da möchten wir doch noch lieber rathen, ganz bey Rousseaus bekanntem Vorschlage zu bleiben. Den Beweis für das Daseyn Gottes, welcher hier gegeben wird, ist der popularisirt zusammengesetzte kosmologisch-physikotheologische; in einer Note wird auch der moralische angeführt, obgleich nicht in seiner eigentlichen Kraft: warum vergessen doch unsere Theologen den Beweis, den keiner an Kraft für das kindliche Gemüth des Christen übertrifft, wenn doch einmal ein Beweis gegeben werden soll, den Beweis des Gewissens, welcher doch so schön mit jenen in Verbindung gesetzt werden kann! Möchte man doch nur an Schillers drey Worte des Glaubens denken, oder lieber an den Ausspruch Christi, Matth. 11, 25. Aber freylich unsere Jugend kann ja vor dem vielen Reflectiren und Demonstriren nicht mehr ein Wort mit frommen Glauben aussprechen. Der hannöversche Landeskatechismus hat hierzu das seinige redlich beygetragen. Wie wenig man auf diesem Wege zur Anbetung der göttlichen Herrlichkeit führt, lehrt auch hier das ausführlich zerlegende und doch so dürftige Raisonnement über die Eigenschaften Gottes, das Meisterstück der modernen Katechismuskunst. Die, hier gegebene tabellarische Erklärung der Eigenschaften Gottes enthält beynahe 60 Seiten, unter diesen die Güte allein 11 Seiten. O wir glauben nun zwar, daß es eine bessere Art gibt, die Religion zu lehren, so wollen wir darum doch diesem Commentare durchaus nicht seine Nützlichkeit absprechen. Denn er wird für viele Lehrer Bedürfniß seyn, und durch seine Erinnerung, daß der Lehrer die Anmerkungen in verschiedne Cursus vertheilen solle, gibt er ihnen auch einen guten Wink für den Gebrauch. Aber neben diesem tabellarischen Commentar bedarf man doch noch eine Sammlung von passenden Poesieen.

Leitfaden bey dem Religions-Unterricht für Katechumenen, von E. F. R. Heinel, Super. und Pred. zu Marienburg. Mit einem Anhang den Katech. Luth. und einige Gebete enthaltend. Dritte verm. Aufl. Berlin, Maurer 1810. (S. 62.)

Zu den methodischen kirchlichen Katechismen gehörig. Eine kurze Einleitung erklärt einige Begriffe: Welt, Mensch rc.

deutlich. Die Ordnung selbst ist: von dem Stifter der christl. Religion, Inhalt derselben, Glaubenslehren, von Gott, Verhältniß Gottes zur Welt, und insbesondre zu den Menschen, wobey auch von der Erlösung und Heiligung, Sittenlehre (hauptsächlich nach kantischen Begriffen), von den Mitteln zur Ausübung des Christenthums, zusammen 140 Sätze, unter welchen Sprüche mit kurzen eingeschalteten Erklärungen. Nicht immer ist der Ausdruck gut, z. B. Vervollkommnerung, und besonders das übelangebrachte oder, Satz 42. Der Katechismus schließt sich an den kirchlichen Lehrbegriff, obgleich nicht ängstlich, vielmehr etwas unbestimmt an. Die Kürze empfiehlt ihn.

Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde, religiösen Inhalts. Erstes Heft. Frankfurt a. M., bey Andreä. 1810. 84 S.

Der ungenannte Verf. redet einer guten Sache mit Wärme und Einsicht das Wort; wir müssen daher die Fortsetzung dieser Bruchstücke wünschen. Der Inhalt dieses ersten Heftes sind Reflexionen über den früheren Religionsunterricht, hauptsächlich in Beziehung auf des trefflichen J. G. Müllers Vorschläge (in Heidelb. Jahrb. 1809. H. 44. (Abth. I. H. 11.) p. 225. gewürdigt), welchen der Verf. beystimmt. Rec. hätte nur gewünscht, daß Hrn. Müllers Empfehlung des frühen Bibellesens gewissen Bedingungen wäre unterworfen worden, welche wegen der jetzigen Cultur, woran auch die Kinder Theil nehmen, und von welcher wir sie doch nicht zurückhalten können und dürfen, nothwendig sind. Denn auch das achtjährige Kind kommt jetzt auf Fragen oder Bemerkungen, die den Eindruck dieser Lectüre zu einem andern machen, als er in unseren Knabenalter noch war. So sehr Rec. wünscht, daß unsere Kinder auch jenes seligen Lesens der Bibel im Ganzen, dessen wir uns jetzt noch dankbar erinnern, froh würden, so sieht er es doch als nothwendig an, ihnen vorerst etwa einen Auszug in die Hände zu geben, oder: was doch eigentlich dem frommen Familiengeiste am angemessensten und auch alterthümlich ist, daß Vater und Mutter in dem Kreise ihrer Kinder, mit ernstem Tone aus der Bibel erzählen und vorlesen. Freuen müssen wir uns indessen, daß der herrliche Einfluß dieses Buches aller Bücher zu einer Zeit, wo man unsere Kinder über der Menge der Büchlein und ihrer Lernereyen kaum noch dazu kommen läßt, von solchen Stimmen gepriesen wird. Die Grundsätze unsers Verf. sind die der wahrhaft

religiösen Erziehung. „Jede Erziehung, sagt er, die nicht mit Gott anfängt, ist eine Versündigung an der Menschheit, denn, anstatt der edeln Liebe durch Aufstellung eines würdigen Gegenstandes Nahrung zuzuweisen, den Menschen dadurch von sich abzuleiten, daß sie ihn auf Gott hinleitet, setzt sie die Eigenliebe auf den Thron, und lehrt ihn allein das Seine suchen.“ — Gehorsam ist ihm mit Recht der Grund alles guten geistigen Wachsthums. „Wie sind aber Gehorsam und Treue, fährt er fort, denkbar ohne Glaube, und Glaube denkbar ohne Geschichte? Des Lebens Sonne, des Guten Anfang, ist der Glaube.“ — Den Religionsunterricht für die reifern Jahre aufsparen, heißt die Sünde unterdeß Besitz von den Herzen nehmen lassen.“ — Hierauf zeigt der Verf., daß die Religion so gelehrt werden müsse, daß auch das Herz Theil nehme, daß man selbst dem Gedächtnisse bey diesem Unterricht etwas zumuthen solle, und mehreres andere, worin ihm Theorie und Erfahrung zustimmt.

Kurze und faßliche Darstellung der Pestalozzischen Methode, zur Prüfung derselben und zum Verständnisse der dazu erschienenen Elementarbücher, für Aeltern, Lehrer und alle Freunde der Jugend. Stuttgard, bey Steinkopf. 1810.

Unter den Elementarbüchern sind hier nicht bloß die älteren pestalozzischen zu verstehen, sondern auch solche, die jetzt mehr im Gebrauche sind. Das vorliegende Buch ist nicht nur in dieser Hinsicht nützlich, sondern es gibt auch demjenigen Publicum, das nicht unmittelbar aus den Quellen unterrichtet ist, solche schätzbare Belehrungen über jene Methode, daß es eine vorzügliche Empfehlung verdient. In der Einleitung redet der Verf. von Erziehung und Unterricht überhaupt, und von den gewöhnlichen intellectuellen Bildungsmitteln, er rügt die bisherigen Mängel, und spricht für die Nothwendigkeit einer Elementarmethode. Dieses würde ihm indessen noch besser gelungen seyn, wenn er zuerst die Begriffe des formalen und elementarischen Unterricht entwickelt hätte, wovon er späterhin einiges sagt. Hierauf handelt er im ersten Theile das Wesen der Methode und ihrer drey Hauptheile, Sprach- Zahlen- und Formenlehre ab. Wir vermissen nur eine Begründung, warum gerade dieses dreyfache, da der Verf. doch auch von andern Gegenständen des Elementarunterrichts redet, z. B. von

Singen, Zeichnen, Religion ꝛc. Er gibt nur das an, was Pestalozzi selbst als Begründung angibt, das aber nicht befriedigen konnte; übrigens legt er den Zweck und die Mittel dieser Methode recht gut vor Augen. Der Verf. bezieht sich auf Schmids Formen- und Größenlehre; und in dem zweyten Theile auf Schmids Zeichnungslehre, wie auch in der Singlehre auf dasjenige, was man von den Bemühungen Pfeiffers und Nägelis erwartet. Aber er weiß auch schon vieles von diesem Unterricht, das im Publicum noch nicht bekannt ist, und daher findet Rec. diesen Abschnitt als den vorzüglichsten. Ueber den Religionsunterricht sagt er ebenfalls viel Gutes, nach den bekannten Ansichten Pestalozzis, wobey der Verf. mit Recht erinnert, daß sie nicht neu seyen, und auch Eigenes angibt. Den grammatischen Sprach- und Schreibunterricht behandelt er nach Zellers Fundament des deutschen Sprachunterrichts, und nach desselben Fundament der Schreibkunst. Die Elementargymnastik nach der unbefriedigenden und nicht naturgemäßen Behandlung, wie sie in Pestalozzi's Wochenschrift steht; das Bessere sind die wenigen Bemerkungen des Verf. über den Nutzen der Gymnastik. Der Unterricht in Realkenntnissen und in fremden Sprachen, diese schwächeren Partien des Instituts in Yverdon sind von unserm Verf. nicht ausgeführt, vielmehr zeigt sich hier jener Mangel seiner Darstellung, daß er das Elementarische nicht scharf genug bestimmt, und die Gegenstände des pädeutischen Unterrichts nicht begründet und aufgezählt hat. Man muß hierin mehr von der deutschen wissenschaftlichen Cultur, als von der pestalozzischen Lehre erwarten. Ueber die Anwendung der pestaloz. Lehrart in Volksschulen spricht der Verf. als erfahrener Kenner und als warmer Freund der Sache; seine Vorschläge, was davon, und wie es in unsern Schulen benutzt werden könne, verdienen gehört zu werden. Nur sieht Rec. nicht ein, wie die Religion nach pestal. Ansichten in diesen Schulen eigentlich gelehrt werden könne. Der Verf. beschließt mit einer kurzen und guten Anweisung für die Mütter nicht nur, sondern auch für den Vater, dieses nützliche Buch, dessen populärer Vortrag seiner Bestimmung entspricht. Ein Verzeichniß der Elementar- und einiger Hülfsbücher ist angehängt; man setze noch hinzu Schmids Zahlenlehre, die eben jetzt erschienen.

1. **Specielle Methodik des öffentlichen Unterrichts in Bürger- und Landschulen. Von Friedr. Fricke, Pastor in Bunzlau. Auch unter dem Titel: Methodik, 2ter Theil. Specielle**

Methodik. Halle, bey Gebauer, 1808. VIII und 704. (2 Rthlr.)

2. Ueber die Einrichtung höherer Bürgerschulen, von C. C. Schmieder, Dr. d. Philos. Mag. der fr. Künste, Oberlehrer an der vereinigten Realschule zu Halle ꝛc. Halle, bey J. J. Gebauer, 1809. XII u. 252. mit 4 Tabellen. (18 gr.)

Der Verf. von Nr. 1. handelt das Lesen und Declamiren, das Schreiben, die Stilübungen, das Rechnen, den Religionsunterricht und die historischen Lehrgegenstände umständlich mit Aushebung des Lehrstoffes ab; welches zu loben ist, weil das Formale und das Materiale sich in der richtigen Methode gegenseitig bestimmen. Die Einleitung gibt Zweck und Gründe an, und der Anhang handelt von der Schulzucht. Hr. F. bekennt, daß er, durch seine Lage gehindert, nicht mit den neueren literärischen Hülfsmitteln bekannt geworden; und in der That zeigt sich dieses auch theils in der unkritischen Angabe mancher Lehrbücher, theils in der gänzlichen Unbekanntschaft mit den neuesten Fortschritten der Methodik. Von dem pestalozzischen Kopfrechnen z. B. findet sich hier durchaus keine Kunde, vielweniger von der Formenlehre; alles in diesen Gegenständen noch nach der alten Manier. Der Religionsunterricht ist am weitläuftigsten behandelt, und mit Recht, aber auch hier vermißt man alle neuere Verbesserungen, und findet alle die alten Fehler noch, welche sowohl aus der kantischen Unterordnung der Religion unter die Moral, als auch aus dem Gegensatze gegen das ehemalige Katechismus- und Gedächtnißwerk, wie auch aus der Verwandlung der kindlichen Religion in Reflexion des Erwachsenen entstanden sind. — Von der wahren Methode, d. i. von der genetischen, findet sich überhaupt keine Spur. Auch ist die Unterscheidung der Gymnasial- und Bürgerschulen, und dieser letzteren wieder in höhere und niedere, ohne ein genugsam scheidendes Princip. Rec. bemerkt diese Mängel um so mehr mit Bedauern, weil ein würdiger Eifer und eine ernste Liebe zur Sache aus dem ganzen Buche spricht: so daß man den innern Beruf des Verf. in diesem Gegenstande theoretisch und praktisch zu arbeiten, nicht verkennen kann. Auch werden hier seine Leser (besonders Lehrer an niederen Schulen) mit vieler Deutlichkeit belehrt. Aber er ist durch das Kriegsübel und einige andere Hindernisse zurückgehalten worden, an den Fortschritten seines Gegenstandes Theil zu nehmen. Hat nun sein Buch dadurch verlohren, so verdient er doch Aufmunterung. Auf allen

Seiten leuchten Blicke des erfahrnen und denkenden Mannes hervor. So z. B. weiß er das mechanische Lesen, das dem verständigen vorausgehen müsse, sehr gut zu würdigen; vortrefflich sind seine Bemerkungen über Schulzucht: „Im Irrthum sind alle diejenigen, welche bey Abfassung der Schulgesetze gern einen Criminal-Codex entwerfen. Ein Straf-Catalogus für Schulen, wie er auch sey, ist ein großer Verstoß gegen die Schulzucht, und ein überzeugender Beweis, daß derjenige, der ihn entwarf, weder die, einem Schulmanne, noch weit weniger die, einem Schulvorsteher nöthige Psychologie besitzt, und Kinder nicht zu behandeln versteht. Es sind nicht die fehlerhaften Handlungen der Kinder in Ansehung ihrer Aeußerungen, sondern in Hinsicht auf ihre Quellen in Handlungen des Leichtsinns und der Bosheit einzutheilen, es ist nicht der Ausbruch des Willens, der in die Augen fällt, sondern die Beschaffenheit der Seele bey dem Entschluß und der Vollstreckung zu beurtheilen, und darnach ist das Kind mehr oder weniger zu bestrafen."

Von Nr. 2. wünschte Rec. wenigstens eben so viel Gutes sagen zu können, allein hier ist dieselbe Unkunde und noch größere Entfernung von dem wahren Princip. Dieses erhellt schon aus dem einengenden Gesichtspuncte der Brauchbarkeit, den der Verf. für die Schüler überhaupt aufstellt. Die Abtheilung der Schulen, der Lectionen, der Lehrer und der Disciplin, kurz, die ganze Organisation hat keinen wahrhaft organisirenden Grund, wodurch das Einzelne auf die rechte Weise hervortreten könne. Von wahrer Bildung kann ohnehin da nicht die Rede seyn, wo der niederen Volksklasse eine Portion Aberglaube, und wo allen Schülern für den Unterricht in der Religion und Moral ein tüchtiger Eudämonismus von der gemeinsten Art als beschiednen Theil zuerkannt wird. Die speciellen Erfahrungsregeln, welche der Verf. hin und wieder mittheilt, verdienen indessen meist Beherzigung.

Sind in kleinen Landstädten Bürgerschulen nöthig? Eine leichte Frage, einfach beantwortet von J. L. Ewald. (Motto: „Was für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit. Kann es besser werden, was hinter der Zeit zurückbleibt?" Richter, Levana.) Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1810. 29 S. (12 kr.)

Die Frage wird mit Ja beantwortet, durch Bestimmung des Begriffs einer Bürgerschule. Die Gründe sind in der Schrift einfach vorgelegt. Eine nachdrückliche Stelle aus D. M. Luther „an die Rathherrn aller Sted in Deutschland“ steht voran, der Abhandlung entsprechend. Selbst die lateinischen Schulen, wie sie durch den lobenswürdigen Eifer nach der Reformation in Deutschland in Menge entstanden, bis zu den kleinsten Landstädten herab, haben ungemein viel zur Blüthe der Städte und zu der edeln Rührigkeit ihrer Bürger beygetragen; nicht der Menge ansehnlicher Gelehrten zu gedenken, die aus denselben hervorgegangen. Als die Form veraltete, wußten unsere bessern Schulmänner das Wesen festzuhalten, und in einer angemessenern Form erscheinen zu lassen; der Name Resewitz ist dadurch unsterblich. Für solche Bürgerschulen, die täglich mehr durch den jetzigen Culturstand Bedürfniß geworden sind, so wie sie auch täglich ihren Nutzen bewährt haben, spricht der Hr. Verf., und indem er gegen die Misbräuche überspannter Plane, die man in neueren Zeiten manchmal versucht hat, warnt, sucht er die gute Sache in ihrem Wesen fest zu halten.

Der Redacteur.

Ueber Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht überhaupt und körperliche Züchtigung. Zunächst für öffentliche Knabenlehrer, aber auch allen Eltern und Erziehern zur Beherzigung geschrieben. Von Chr. L. Fecht, Diak. in Lahr. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1810. (40 kr.)

Eine Monographie aus der Pädagogik über einen noch nicht genug bearbeiteten Gegenstand. Aus der vernünftigen Natur des Menschen sucht der Verf. zu zeigen, daß moralische Strafen und Belohnungen wirksamer seyn, als sinnliche, und daß die sinnlichen nur mäßig gebraucht werden dürften, wobey er mehrere Einwürfe, die den Stock als vorzügliches Strafmittel beybehalten wollen, ausführlich beantwortet; ferner, daß die Strafen nach einer gewissen Nothwendigkeit zu verfügen seyen; und endlich, wie sie vertheilt werden sollen, wobey der Verf. alles genau für die Anwendung angibt.

Der Redacteur.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Viertes Heft.

System der Wissenschaft, von G. W. Fr. Hegel, D. und Prof. der Phil. zu Jena etc. (jetzt Rector in Nürnberg). Erster Theil, die Phaenomenologie des Geistes. Bamberg u. Würzburg, bey Jos. Anton Goebhard, 1807. XCI u. 765 S. (6 fl.)

Schelling war es, der in unsern Tagen kräftig und wahrhaft begeistert jene alte heilige, aber längst verschollene Lehre von der Göttlichkeit der Natur und dem Leben der Dinge verkündigte, und gegen die Anmaßungen des Zeitgeistes herrschend zu machen suchte. Mit ihm verbunden und von gleichen Ideen beseelt, trat der tiefsinnige Hegel auf; aber während jener dem Ruhme entgegenging, und einer neuen Schule Schöpfer und Haupt wurde, wich dieser, da ihm die Kunst des Vortrags mangelte, gern dem gefälligeren Organe des Freundes, um im stillen Größeres zu denken; doch wissen nur wenige, wie viel auch damals Schelling Hegeln verdankte. Wenn man die Aufsätze beyder Männer in dem kritischen Journale der Philosophie, zu dessen Herausgabe sie sich vereinigten, genauer betrachtet, so entdeckt man schon damals die verschiedenen Charactere derselben, die jetzt, nach Erscheinung des Syst. d. W. fast vollkommne Gegensätze bilden. Bey

Schelling ist die Phantasie vorherrschend, der angenehme, nicht selten hinreißende Vortrag ist dieses oft auf Kosten des Vorgetragenen, ja er scheint sogar, was man auch dagegen sagen mag, in der streng wissenschaftlichen Darstellung nicht glücklich zu seyn, eine Behauptung, die sich an seinen Versuchen der Art (z. B. in der Zeitschrift für spec. Phys.), denn für mehr als Versuche können sie nicht gelten, deutlich genug zeigen ließe, wenn hier anders der Ort dazu wäre. Dazu kommt, daß seine Schriften überhaupt durch die polemische Tendenz, oder die Richtung auf den Zeitgeist, mit welchem er den Kampf beginnen mußte, gar sehr an Gehalt verloren haben, obgleich wir gar gern zugeben, daß dieser Kampf nothwendig war, und daß gerade dieses Subject, und diese Form erfordert wurden, um die jetzigen Verhältnisse zu begründen. Bey Hegel dagegen findet sich von allem dem nichts, hier zeigt sich vielmehr die Vernunft in ihrer ganzen Stärke, und schon seine ersten Kritiken, (z. B. die der Reflexionsphilosophien) sind dadurch merkwürdig, daß sie ihre Richtung mit Vernachlässigung des Zufälligen geradezu auf das Wesentliche nehmen, und es nöthigen Stand zu halten; ja sein ganzes Bestreben geht dahin, der Philosophie die strenge Form der Wissenschaft zu geben, so daß jedes einzelne Moment als nothwendig und bedingt erscheint, oder die Philosophie System wird. Dazu aber ist erforderlich, einmal große Tiefe, um das Eine und höchste, worauf sich alle Speculation bezieht, unverrückt im Augen zu behalten, dann außerordentlicher Scharfsinn, um das Einzelne zu ergründen und auseinander zu legen, endlich eine Darstellung, die, indem sie nur auf das Essentielle gerichtet ist, äußere Reize verschmäht, und allein durch ihre Wahrheit fesseln will, selbst auf die Gefahr rauh und hart zu erscheinen, — kurz jene Eigenschaften, welche Hegel in einem seltnen Grade besitzt, und um derentwillen man, wenn Schellingen gewissermaßen den modernen Plato, jenen mit größerem Rechte den deutschen Aristoteles nennen kann, vorausgesetzt, daß man nicht auf die Menge der Schriften,

sondern auf das Eigenthümliche des aristotelischen Geistes sieht. Betrachtet man die Geschichte der Philosophie genauer, so findet man darin in der That alle die Formen, in denen sich der menschliche Geist in seinen Forschungen über das absolute Wesen der Dinge auszusprechen pflegt; indem sie nun nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, und nach den verschiedensten Gestaltungen durch Schelling in den Platonischen Idealismus und somit in ihren Anfangspunct zurückgekehrt ist, (denn in seinen Werken finden wir die ersten Spuren eines Systems), so scheint sie zugleich ihren Kreislauf vollendet zu haben, der größte Beweis der Vortrefflichkeit des Hellenen, so daß auch die Bemühungen des Kriticismus zu nichts gedient haben, als ihn zu verherrlichen. Es fehlt jetzt noch das letzte, ihm die Vollendung, d. h. die wissenschaftliche Form zu geben, nach welcher schon Aristoteles gestrebt, und die jetzt nach den vielseitigsten Erfahrungen und dem großen Reichthume der Vergangenheit und Gegenwart eher möglich ist als damals. Dieses nun ist es, womit Hegel in dem vor uns liegenden Werke den Anfang gemacht, und das daher eine neue Epoche in der Geschichte der Philosophie bezeichnet, und nach seiner Vollendung der Stolz der Speculation mit Recht wird können genannt werden. Denn die Philosophie muß dann aufhören *φιλοσοφια* zu seyn, und in Wahrheit *σοφια* oder Weisheit werden, und es ist das erhabene Ziel dieses Werks, dazu beyzutragen, oder vielmehr zu zeigen, „wie sie ihren Namen Liebe zum Wissen ablegen könne, um dagegen wirkliches Wissen zu werden, Vorrede S. VI.," unstreitig das größte Unternehmen, seitdem jener Name vom Pythagoras gebraucht worden.

Was aber uns selbst betrifft, so verehren wir in dem Verfasser unsern geliebten Lehrer, und wenn wir eine nicht oberflächliche Ansicht der Philosophie uns erworben haben, so bekennen wir frey, daß wir sie ihm verdanken, der uns dazu angeführt. Von der Wahrheit des Systems durchdrungen, haben wir es als das Ziel unseres Lebens festgesetzt, an der

Realisirung desselben mitzuwirken, wiewohl auf einem andern mehr practischen Wege. Denn wir philosophiren für die Unsrigen, das Vaterland und den Staat, die Philosophie soll belebenden Einfluß auf das Handeln zeigen, den Adel der Seele erwecken, und uns lehren, wahr zu denken, und schön zu handeln; das System ist eine Speise, die nur ein männliches und tapferes Gemüth nährt, ein verweichlichtes und gemeines geht darin unter. Dieß sey aber nicht so verstanden, als wenn es eine Popularphilosophie bezwecke, denn diese hat ihren üblen Ruf verdient, da das, was man damit bezeichnet, ein zusammengerafftes Wesen ohne Geist ist, das Practische aber soll aus dem System hervorgehen, das System aber ist Wissenschaft, die Wissenschaft der Geist *). Noch scheint folgendes nöthig, was auch aus dem Bisherigen leicht hervorgeht, daß man nämlich hier nicht eine Kritik erwarten müsse, die ohne dieß, wie ein großer Schriftsteller bemerkt, erst 25 Jahre nach dem Werke erfolgen sollte. Wir empfehlen es daher unbedingt, indem wir in dem lautern Streben nach Wahrheit, uns von dem Neide und der Schmähsucht frey fühlen, welche dem Verdienste so oft und so gern auf der Ferse folgen. Es liegt aber in der Natur dieses Werks, daß es ihm an Gegnern nicht fehlen werde, sowohl von Seiten der Schulen, als des Zeitalters überhaupt, vorzüglich werden ihm die Kantianer, denen noch Hegel's scharfe Kritik ihres Ahnherrn in der Erinnerung schwebt, und die dem Schelling nachtretenden Formalisten, weil er ihre Armseligkeit, die auch ihn so gern zu ihrem Patron gemacht hätte, aufgedeckt, den Krieg erklären; (doch darf man ihnen noch so viel Scham zutrauen, daß sie lieber schweigen werden); wenn es aber überhaupt kalt aufgenommen wird, so hat es dieß mit dem

*) Aus diesen Bemerkungen erhellt zugleich, warum vielleicht erst jetzt eine Kritik der philosophischen Systeme möglich ist, ein Werk, mit dessen Versuche wir uns beschäftigen, und wobey wir Schleiermachers Grundlinien der bisherigen Sittenlehre im Auge haben.

Vortrefflichen und Großen aller Jahrhunderte gemein, zu dessen Wesen es gehört, von dem Zeitalter, dem es eine fremde Erscheinung ist, verkannt, und ihm entgegengesetzt zu bleiben. Besonders auch wollen wir diejenigen zum Studium dieses Werks ermahnen, welche, sey es aus Unwissenheit, oder vorsätzlich, die Philosophie, welche sich auf den Trümmern der Kantischen erhoben, Naturphilosophie nennen, mit dieser aber den Begriff der Schwärmerey und Ueberspannung verbinden, denn sie werden das Buch mit Vorurtheilen in die Hand nehmen, aber von dem Erwarteten nichts finden, sondern statt phantastischen Spielereyen Besonnenheit, statt der leichten, umspringenden Manier der jetzigen Philosophlinge das stetige kalte Fortschreiten der Nothwendigkeit, statt der unreifen Erzeugnisse einer jugendlichen Phantasie die Früchte eines männlichen, im Denken erzognen Geistes.

Wir gehen nun zur Darlegung des Inhalts über. Wenn unsre Anzeige vielleicht den abgesteckten Raum überschreitet, so liegt der Grund davon in den ungewöhnlichen Eigenschaften des anzuzeigenden Werks; wer uns nach Durchlesung derselben dennoch der Weitschweifigkeit beschuldigen kann, für den haben wir nicht geschrieben. Den Anfang macht die XCI Seiten lange Vorrede, die sich vor dergleichen Producten rühmlichst auszeichnet. Gewöhnlich pflegen Vorreden nur flüchtig erwähnt zu werden, allein das Außerordentliche ist eine Ausnahme, und was hier diesen Namen führt, ist vielmehr eine wissenschaftliche Abhandlung, die eine Reihe der vortrefflichsten Bemerkungen enthält, und vorzüglich von angehenden Philosophen beherziget zu werden verdient, damit sie frühzeitig die rechte Bahn kennen lernen, welche zur Wissenschaft führt. Wir heben daher das vorzüglichste aus, und wir zweifeln nicht, daß Mancher bey Lesung derselben reuig an seine Brust schlagen und bekennen wird, daß er ein armer Sünder sey, zugleich wird dadurch klar werden, daß ein Recensent desselben Werks in einem andern gelehrten Journal seine guten Gründe gehabt hat, sie zu übergehen.

„S. VI. Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existirt, kann allein das wissenschaftliche System derselben seyn. Die innere Nothwendigkeit, daß das Wissen Wissenschaft sey, liegt in seiner Natur, und die befriedigende Erklärung hierüber ist allein die Darstellung der Philosophie selbst. Indem aber die wahre Gestalt der Wahrheit in die Wissenschaftlichkeit gesetzt wird, so weiß ich, daß dies im Widerspruch mit einer Vorstellung und deren Folgen zu stehn scheint, welche eine so grose Anmaßung als Ausbreitung in der Ueberzeugung des Zeitalters hat. Wenn nämlich das Wahre nur in demjenigen, oder vielmehr nur als dasjenige existirt, was bald Anschauung, bald unmittelbares Wissen des Absoluten, Religion, das Seyn, — nicht im Centrum der göttlichen Liebe, sondern das Seyn desselben selbst, — genannt wird, so wird von da aus zugleich für die Darstellung der Philosophie vielmehr das Gegentheil der Form des Begriffs gefodert. Das Absolute soll nicht begriffen, sondern gefühlt und angeschaut, nicht sein Begriff, sondern sein Gefühl und Anschauung sollen das Wort führen und ausgesprochen werden. Wird die Erscheinung einer solchen Foderung nach ihrem allgemeinern Zusammenhange aufgefaßt, und auf die Stufe gesehn, worauf der Selbstbewußte gegenwärtig steht, so ist er über das substantielle Leben, das er sonst im Elemente des Gedankens führte, hinaus, — über diese Unmittelbarkeit seines Glaubens, über die Befriedigung und Sicherheit der Gewißheit, welche das Bewußtseyn von seiner Versöhnung mit dem Wesen und dessen allgemeiner, der innern und äußern Gegenwart besaß. Er ist nicht darüber hinausgegangen in das andere Extrem der substanzlosen Reflexion seiner in sich selbst, sondern auch über diese. Sein wesentliches Leben ist ihm nicht nur verloren, er ist auch dieses Verlustes, und der Endlichkeit, die sein Inhalt ist, sich bewußt. Von den Trebern sich wegwendend, daß er im Argen liegt, bekennend, und darauf schmähend, verlangt er nun von der Philosophie nicht sowohl das Wissen dessen, was er ist, als zur Herstellung jener Substantialität und der Gelegenheit

des Seyns erst wieder durch sie zu gelangen. Diesem Bedürfnisse soll sie also nicht so sehr die Verborgenheit der Substanz aufschließen, und diese zum Selbstbewußtseyn erheben, — nicht so sehr ihr chaotisches Bewußtseyn zur gedachten Ordnung und zur Einfachheit des Begriffs zurückbringen, als vielmehr die Sonderungen des Gedankens zusammenschütten, den unterscheidenden Begriff unterdrücken, und nicht sowohl Einsicht, als Erbauung gewähren. Das Schöne, Heilige, Ewige, die Religion und Liebe sind der Köder, der gefodert wird, um die Lust zum Anbeißen zu erwecken, nicht der Begriff, sondern die Ekstase, nicht die kalt fortschreitende Nothwendigkeit der Sache, sondern die gährende Begeisterung soll die Haltung und Ausbreitung des Reichthums der Substanz seyn. Dieser Foderung entspricht die angestrengte und fast eifernd und gereizt sich zeigende Bemühung, die Menschen aus der Versunkenheit ins Sinnliche, Gemeine und Einzelne herauszureißen, und ihren Blick zu den Sternen aufzurichten, als ob sie des Göttlichen ganz vergessend mit Staub und Wasser, wie der Wurm, auf dem Puncte sich zu befriedigen ständen. Sonst hatten sie einen Himmel mit weitläuftigem Reichthum von Gedanken und Bildern ausgestattet; von Allem, was ist, lag die Bedeutung in dem Lichtfaden, durch den es an den Himmel geknüpft war; an ihm, statt in dieser Gegenwart zu verweilen, glitt der Blick über sie hinaus zum göttlichen Wesen, zu einer, wenn man so sagen kann, jenseitigen Gegenwart hinauf. Das Auge des Geistes mußte mit Zwang auf das Irdische gerichtet, und bey ihm festgehalten werden, und es hat einer langen Zeit bedurft, jene Klarheit, die nur das Ueberirdische hatte, in die Dumpfheit und Verworrenheit, worin der Sinn des Diesseitigen lag, hinein zu arbeiten, und die Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige als solches, welche Erfahrung genannt wurde, interessant und geltend zu machen. — Jetzt scheint die Noth des Gegentheils vorhanden, der Sinn so sehr in das Irdische festgewurzelt, daß es gleicher Gewalt bedarf, ihn darüber zu erheben. Der Geist zeigt

sich so arm, daß er sich, wie in der Sandwüste der Wanderer nach einem einfachen Trunk Wassers, nur nach dem dürftigen Gefühle des Göttlichen überhaupt für seine Erquickung zu sehnen scheint. An diesem, woran dem Geiste genügt, ist die Größe seines Verlustes zu ermessen. Diese Genügsamkeit des Empfangens, oder Sparsamkeit des Gebens ziemt jedoch der Wissenschaft nicht. Wer nur Erbauung sucht, wer seine irdische Mannigfaltigkeit des Daseyns und des Gedankens in Nebel einzuhüllen, und nach dem unbestimmten Genusse dieser unbestimmten Göttlichkeit verlangt, mag zusehn, wo er dieß findet; er wird selbst sich etwas vorzuschwärmen und damit sich aufzuspreitzen die Mittel finden. Die Philosophie aber muß sich hüten, erbaulich seyn zu wollen. Noch weniger muß diese Genügsamkeit, die auf die Wissenschaft Verzicht thut, darauf Anspruch machen, daß solche Begeisterung und Trübheit etwas Höheres sey als die Wissenschaft. Dieses prophetische Reden meint gerade so recht im Mittelpuncte und der Tiefe zu bleiben, blickt verächtlich auf die Bestimmtheit, und hält sich absichtlich von dem Begriffe und der Nothwendigkeit entfernt, als von der Reflexion, die nur in der Endlichkeit hause. Wie es aber eine leere Breite gibt, so auch eine leere Tiefe, wie eine Extension der Substanz, die sich in endliche Mannigfaltigkeit ergießt, ohne Kraft sie zusammenzuhalten, so ist dies eine gehaltlose Intensität, welche als lautere Kraft ohne Ausbreitung sich haltend, dasselbe ist, was die Oberflächlichkeit. Zugleich wenn dieß begrifflose substantielle Wissen die Eigenheit des Selbsts in dem Wesen versenkt zu haben, und wahr und heilig zu philosophiren vorgibt, so verbirgt es sich, daß es, statt dem Gotte ergeben zu seyn, durch die Verschmähung des Maßes und der Bestimmung vielmehr nur bald in sich selbst die Zufälligkeit des Inhalts, bald in ihm die eigne Willkühr gewähren läßt. Indem sie sich dem ungebändigten Gähren der Substanz überlassen, meinen sie, durch die Einhüllung des Selbstbewußtseyns und Aufgeben des Verstandes, die S e i n e n zu seyn, denen Gott die Weisheit im Schlafe

gibt; was sie so in der That im Schlafe empfangen und gebären, sind darum auch Träume. Es ist übrigens nicht schwer zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Uebergangs zu einer neuen Periode ist; der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseyns und Vorstellens gebrochen, und steht im Begriffe, es in die Vergangenheit hinab zu versenken, und in der Arbeit seiner Umgestaltung. Aber wie beym Kinde nach langer stiller Ernährung der erste Athemzug jene Allmäligkeit des nur vermehrenden Fortgangs abbricht, ein qualitativer Sprung, und jetzt das Kind geboren ist, so reift der sich bildende Geist langsam und still der neuen Gestalt entgegen, löst ein Theilchen des Baues seiner vorigen Welt nach dem andern auf, ihr Wanken wird nur durch einzelne Symptome angedeutet; der Leichtsinn wie die Langeweile, die im Bestehenden einreißen, sind Vorboten, daß etwas Anderes im Anzuge ist. Allein eine vollkommene Wirklichkeit hat dieß Neue so wenig, als das eben geborne Kind. Das erste Auftreten ist erst seine Unmittelbarkeit oder sein Begriff. So wenig ein Gebäude fertig ist, wenn sein Grund gelegt worden, so wenig ist der erreichte Begriff des Ganzen das Ganze selbst. Wo wir eine Eiche in der Kraft ihres Stammes, und in der Ausbreitung ihrer Aeste und den Massen ihrer Belaubung zu sehn wünschen, sind wir nicht zufrieden, wenn uns statt dessen eine Eichel gezeigt wird. So ist die Wissenschaft, die Krone einer Welt des Geistes, nicht in ihrem Anfange vollendet. Die Wissenschaft, die erst beginnt, und es also noch weder zur Vollständigkeit des Details, noch zur Vollkommenheit der Form gebracht hat, ist dem Tadel darüber ausgesetzt. Dieser Gegensatz scheint der hauptsächlichste Knoten zu seyn, an dem die wissenschafliche Bildung sich gegenwärtig zerarbeitet, und worüber sie sich noch nicht gehörig versteht. Der eine Theil pocht auf den Reichthum des Materials und die Verständlichkeit, der andere verschmäht wenigstens diese, und pocht auf die unmittelbare Vernünftigkeit und Göttlichkeit. Wenn auch jener Theil durch die Kraft der Wahrheit allein, oder auch

durch das Ungestüm des andern zum Schweigen gebracht ist, und wenn er in Ansehung des Grundes der Sache sich überwältigt fühlte, so ist er darum in Ansehung jener Foderungen nicht befriedigt, denn sie sind gerecht, aber nicht erfüllt. Sein Stillschweigen gehört nur halb dem Siege, halb aber der Langenweile und Gleichgültigkeit, welche die Folge einer beständig erregten Erwartung und nicht erfolgten Erfüllung der Versprechung zu seyn pflegt. Es zeigt sich dabey ein einförmiger Formalismus, und es bleibt die für sich wohl wahre Idee nur immer in ihrem Anfange stehen, wenn die Entwikkelung in nichts, als in der Wiederholung derselben Formel besteht. Dabey behauptet er diese Eintönigkeit und die abstracte Allgemeinheit für das Absolute; er versichert, daß die Ungenügsamkeit mit ihr eine Unfähigkeit sey, sich des absoluten Standpuncts zu bemächtigen. Irgend ein Daseyn, wie es im Absoluten ist, betrachten, besteht hier in nichts anderm, als daß davon gesagt wird, es sey zwar jetzt von ihm gesprochen worden, als von einem Etwas im Absoluten, dem A = A, jedoch gebe es dergleichen gar nicht, sondern darin sey Alles Eins. Dieß Eine Wissen, daß im Absoluten Alles gleich ist, der unterscheidenden und erfüllten, oder Erfüllung suchenden und fodernden Erkenntniß entgegen zu setzen, — oder sein Absolutes für die Nacht auszugeben, worin, wie man zu sagen pflegt, alle Kühe schwarz sind, ist die Naivetät der Leere an Erkenntniß. Es kommt nach meiner Meinung, welche sich durch die Darstellung selbst rechtfertigen muß, Alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken. Wenn Gott als die Eine Substanz zu fassen, das Zeitalter empörte, worin diese Bestimmung ausgesprochen wurde, so lag theils der Grund hiervon in dem Instincte, daß das Bewußtseyn darin nur untergegangen, nicht erhalten ist, theils aber ist das Gegentheil, welches das Denken als Denken festhält, die Allgemeinheit, dieselbe Einfachheit oder ununterschiedne, unbewegte Substantialität, und wenn drittens das Denken das

Seyn der Substanz als solche mit sich vereinigt, und die Unmittelbarkeit, oder das Anschauen als Denken erfaßt, so kommt es noch darauf an, ob dieses intellectuelle Anschauen nicht wieder in die träge Einfachheit zurückfällt, und die Wirklichkeit selbst auf eine unwirkliche Weise darstellt. Die lebendige Substanz ist ferner das Seyn, welches in Wahrheit Subject, oder wirklich ist, insofern sie die Bewegung des Sich-Selbst-Setzens, oder die Vermittelung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist. Sie ist als Subject die reine einfache Negativität, eben dadurch die Entzweyung des Einfachen, oder die entgegensetzende Verdoppelung, welche wider die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist; nur diese sich wiederherstellende Gleichheit, oder die Reflexion, im Andersseyn in sich selbst, — nicht eine ursprüngliche Einheit als solche, oder unmittelbare als solche, ist das Wahre. Es ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat, und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist. Das Wahre ist das Ganze, das Ganze aber ist nur das durch seine Entwickelung sich vollendende Wesen. Das Absolute ist wesentlich Resultat, es ist erst am Ende das, was es in Wahrheit ist, und hierin eben besteht seine Natur, Wirkliches, Subject, oder Sich-Selbst-Werden zu seyn. So wenig, wenn ich sage: alle Thiere, dieß Wort für eine Zoologie gelten kann, eben so fällt es auf, daß die Worte des Göttlichen, Absoluten ꝛc. das nicht aussprechen, was darin enthalten ist, und nur solche Worte drücken in der That die Anschauung als das Unmittelbare aus. Was mehr ist, als ein solches Wort, der Uebergang auch nur zu einem Satze, ist ein Anderswerden, das zurückgenommen werden muß, ist eine Vermittelung. Wenn der Embryo wohl an sich Mensch ist, so ist er es aber nicht für sich; für sich ist er es aber nur als gebildete Vernunft, die sich zu dem gemacht hat, was sie an sich ist. Das Gesagte kann auch so ausgedrückt werden, daß die Vernunft das zweckmäßige

Thun ist. Die Erhebung der vermeinten Natur über das mißkannte Denken, und zunächst die Verbannung der äußeren Zweckmäßigkeit hat die Form des Zwecks überhaupt in Mißkredit gebracht. Allein wie auch Aristoteles die Natur als zweckmäßiges Thun bestimmt, der Zweck ist das Unmittelbare, das Ruhende, welches selbstbewegend, oder Subject ist. Das Bedürfniß, das Absolute als Subject vorzustellen, bediente sich der Sätze: Gott ist das Ewige, oder die moralische Weltordnung ꝛc. In solchen Sätzen ist das Wahre nur geradezu als Subject gesetzt, nicht aber als die Bewegung des in sich selbst Reflectirens dargestellt. Gott ist hierbey bloß ein sinnloser Laut, erst das Prädicat sagt, was er ist, ist seine Erfüllung und Bedeutung, der leere Anfang wird nur in diesem Ende ein wirkliches Wissen. Das Wissen ist also nur als Wissenschaft, oder System wirklich, und jeder Grundsatz, oder Princip der Philosophie ist darum schon falsch, weil er Grundsatz oder Princip, d. i. Anfang ist. Daß das Wahre nur als System wirklich ist, ist in der Vorstellung ausgedrückt, welche das Absolute als Geist ausspricht, der erhabenste Begriff und der der neuern Zeit und ihrer Religion angehört. Das Geistige allein ist das Wirkliche; es ist das Wesen oder an sich seyende, das sich Verhaltende, oder Bestimmte, das Andersseyn und Für sich seyn, und in dieser Bestimmtheit, oder seinem Außer-sich-seyn in sich selbst Bleibende, oder es ist an und für sich. Dieses aber ist es erst für uns oder an sich, oder es ist die geistige Substanz. Es muß dies auch für sich selbst, muß das Wissen von dem Geistigen, und das Wissen von sich als dem Geiste seyn, d. h. es muß sich als Gegenstand seyn, aber eben so unmittelbar als vermittelter d. h. aufgehobener in sich reflectirter Gegenstand. Das Werden der Wissenschaft überhaupt ist es, was diese Phänomenologie des Geistes, als der erste Theil des Systems darstellt. Dieses Werden, wie es in seinem Inhalte und den Gestalten, die sich in ihm zeigen, aufgestellt ist, erscheint als etwas Anderes, denn als die Anleitung des unwissenschaftlichen Bewußt-

seyns zur Wissenschaft; auch etwas anderes, als die Begründung der Wissenschaft, so ohnehin, als die Begeisterung, die wie aus der Pistole mit dem Absoluten unmittelbar anfängt, und mit andern Standpuncten schon dadurch fertig ist, daß sie keine Notiz davon zu nehmen erklärt. Die Ungeduld aber verlangt das Unmögliche, nämlich die Erreichung des Ziels ohne die Mittel. Einestheils ist die Länge dieses Weges zu ertragen, denn jeder Moment ist nothwendig, anderntheils bey jedem sich zu verweilen, denn jedes ist selbst eine individuelle ganze Gestalt, und wird nur absolut betrachtet, insofern seine Bestimmtheit als Ganzes oder Concretes, oder das Ganze in der Eigenthümlichkeit dieser Bestimmung betrachtet wird. In der Phänomenologie erscheint das Element des Wissens. In diesem breiten sich nun die Momente des Geistes in der Form der Einfachheit aus, die ihren Gegenstand als sich selbst weiß. Sie fallen nicht mehr in den Gegensatz des Seyns und Wissens aus einander, sondern bleiben in der Einfachheit des Wissens, sind das Wahre in der Form des Wahren, und ihre Verschiedenheit ist nur Verschiedenheit des Inhalts. Ihre Bewegung, die sich in diesem Elemente zum Ganzen organisirt, ist die Logik, oder speculative Philosophie. — Das unphilosophische Wissen sieht das mathematische Erkennen als das Ideal an, das zu erreichen die Philosophie streben müsse, bisher aber vergeblich gestrebt habe. Aber die Wesentlichkeit des Beweises hat auch beym mathematischen Erkennen noch nicht die Bedeutung und Natur, Moment des Resultats selbst zu seyn; als Resultat zwar ist das Theorem ein als wahr eingesehenes, aber dieser hinzugekommene Umstand betrifft nicht seinen Inhalt, sondern nur das Verhältniß zum Subject, die Bewegung des mathematischen Beweises gehört nicht dem an, was Gegenstand ist, sondern ist ein der Sache äußerliches Thun. So zerlegt sich die Natur des rechtwinklichten Dreyecks nicht selbst so, wie es in der Construction dargestellt wird; das ganze Hervorbringen des Resultats ist ein Gang

und Mittel des Erkennens. Auch im philosophischen Erkennen ist das Werden des Daseyns als Daseyn verschieden von dem Werden des Wesens, oder der innern Natur der Sache. Aber das philosophische Erkennen enthält, 1) beydes, da hingegen das Mathematische nur das Werden des Daseyns d. h. des Seyns der Natur der Sache im Erkennen als solchen darstellt, 2) vereinigt jenes auch diese beyden besondern Bewegungen. Das innere Entstehen, oder das Werden der Substanz ist ungetrennt Uebergehen in das Aeußere, oder in das Daseyn, und umgekehrt ist das Werden des Daseyns das sich Zurücknehmen ins Wesen. Da im mathematischen Erkennen die Einsicht ein für die Sache äußerliches Thun ist, so folgt, daß die wahre Sache dadurch verändert wird. Das Mittel, Construction und Beweis, enthält daher wohl wahre Sätze, aber der Inhalt ist falsch. Das Dreyeck wird in dem obigen Beyspiele zerrissen, und seine Theile zu andern Figuren, die die Construction an ihm entstehen läßt, zerschlagen. Erst am Ende wird das Dreyeck wieder hergestellt, um das es eigentlich zu thun ist, das im Fortgange aus den Augen verloren wurde, und nur in Stücken, die andern Ganzen angehörten, vorkam. Die eigentliche Mangelhaftigkeit dieses Erkennens aber betrifft sowohl das Erkennen selbst, als seinen Stoff überhaupt. Was das Erste betrifft, so wird die Nothwendigkeit der Construction nicht eingesehen; sie geht nicht aus dem Begriffe des Theorems hervor, sondern wird geboten, und man hat dieser Vorschrift, gerade diese Linien, deren unendliche andere gezogen werden könnten, zu ziehen, blindlings zu gehorchen, ohne etwas weiter zu wissen, als den guten Glauben zu haben, daß dieß zur Führung des Beweises zweckmäßig seyn werde. Hintennach zeigt sich denn auch diese Zweckmäßigkeit, die deswegen nur eine äußerliche ist, weil sie sich erst hintennach beym Beweise zeigt. Eben so geht dieser einen Weg, der irgendwo anfängt, man weiß noch nicht, in welcher Beziehung auf das Resultat, das herauskommen soll. Sein Fortgang nimmt diese Bestimmungen

und Beziehungen auf, und läßt andere liegen, ohne daß man unmittelbar einsieht, nach welcher Nothwendigkeit; ein äußerer Zweck regiert diese Bewegung. Ihr Zweck, oder Begriff ist die Größe. Dies ist gerade das unwesentliche, begriffslose Verhältniß. Der Stoff, über welchen die M. den erfreulichen Schatz von Wahrheiten gewährt, ist der Raum und das Eins. Der Raum ist das Daseyn, worin der Begriff seine Unterschiede einschreibt, als in ein leeres, todtes Element, worin sie eben so unbewegt und leblos sind. Das Wirkliche ist nicht ein Räumliches; wie es in der Mathematik betrachtet wird; mit solcher Unwirklichkeit, als die Dinge der Mathematik sind, gibt sich weder das concrete sinnliche Anschauen, noch die Philosophie ab. In solchem unwirklichen Elemente gibt es denn auch nur unwirkliches Wahres, d. h. fixirte, todte Sätze; bey jedem kann aufgehört werden, der folgende fängt für sich von neuem an, ohne daß der erste sich selbst zum andern fortbewegte, und so ein nothwendiger Zusammenhang durch die Natur der Sache selbst entstände. Die sogenannte reine Mathematik stellt auch nicht die Zeit als Zeit dem Raume gegenüber; die angewandte handelt wohl von ihr, wie von der Bewegung, sie nimmt aber die synthetischen, d. h. Sätze, ihrer Verhältnisse, die durch ihren Begriff bestimmt sind, aus der Erfahrung auf, und wendet nur auf diese Voraussetzungen ihre Formeln an. Daß die sogenannten Beweise solcher Sätze, als vom Gleichgewichte des Hebels, dem Verhältnisse des Raums und der Zeit in der Bewegung des Fallens etc. für Beweise gegeben und angenommen werden, ist selbst nur ein Beweis, wie groß das Bedürfniß des Beweisens für das Erkennen ist, weil es, wo es nicht mehr hat, auch den leeren Schein desselben achtet, und eine Zufriedenheit dadurch gewinnt. Eine Kritik jener Beweise würde eben so merkwürdig als belehrend seyn, um die Mathematik theils von diesem falschen Putze zu reinigen, theils ihre Gränzen zu zeigen, und dadurch die Nothwendigkeit eines andern Wissens. Die Philosophie dagegen betrachtet nicht unwesentliche

Bestimmung, sondern insofern sie wesentliche ist; nicht das Abstracte oder Unwirkliche ist ihr Element und Inhalt, sondern das Wirkliche, sich selbst Setzende und in sich Lebende, das Daseyn in seinem Beweise. — Es wird nicht überflüssig seyn, noch einiges über den Formalismus zu sagen. Dieser meint eine Gestalt begriffen und ausgesprochen zu haben, wenn er von ihr eine Bedingung des Schemas als Prädicat ausgesagt, z. B. die Objectivität, der Magnetismus ꝛc., was sich ins Unendliche vervielfältigen läßt, weil jede Bestimmung, oder Gestalt bey der andern wieder als Form, oder Moment des Schemas gebraucht werden, und jede dankbar der andern denselben Dienst leisten kann. Diese äußere und leere Anwendung der Formel wird Construction genennt. Wenn der naturphilosophische Formalism etwa lehrt, das Thier sey der Stickstoff, oder gleich dem Süd- oder Nord, oder repräsentire ihn ꝛc., so nackt wie es hier ausgedrückt ist, oder auch mit mehr Terminologie zusammengebraut, so mag über solche Kraft die Unerfahrenheit in ein bewunderndes Staunen gerathen, darin eine tiefe Genialität verehren, so wie an der Heiterkeit solcher Bestimmungen, da sie den abstracten Begriff durch Anschauliches ersetzen und erfreulicher machen, sich ergötzen, und sich selbst zu der geahndeten Seelenverwandtschaft mit solchen herrlichen Thun glückwünschen; der Pfiff einer solchen Weisheit ist sobald erlernt, als es leicht ist, ihn auszuüben; seine Wiederholung wird, wenn er bekannt ist, so unerträglich, als die Wiederholung einer eingesehenen Taschenspielerkunst. Das Instrument dieses gleichtönigen Formalismus iß nicht schwerer zu handhaben, als die Palette eines Mahlers, auf der sich nur zwey Farben befinden würden, etwa roth und grün, um mit jener eine Fläche anzufärben, wenn ein historisches Stück, auf dieser, wenn eine Landschaft verlangt wäre. Es würde schwer zu entscheiden seyn, was dabey größer ist, die Behaglichkeit, mit der Alles, was im Himmel, auf Erden, und unter der Erden ist, mit solcher Farbenbrühe angetüncht wird, oder die Einbildung auf

die Vortrefflichkeit dieses Universalmittels; die eine unterstützt die andere. Was diese Methode, Allem Himmlischen und Irdischen, allen natürlichen und geistigen Gestalten, die paar Bestimmungen des allgemeinen Schemas aufzukleben, und auf diese Weise Alles einzurangiren, hervorbringt, ist nichts Geringeres, als ein sonnenklarer Bericht über den Organismus des Universums, nämlich eine Tabelle, die einem Skelette mit angeklebten Zettelchen, oder den Reihen verschlossener Büchsen mit ihren aufgehefteten Etiquetten in einer Gewürzkrämerbude gleicht, die so deutlich als das eine und das andere ist, und wie dort von den Knochen Fleisch und Blut weggenommen, hier aber die eben auch nicht lebendige Sache in den Büchsen verborgen ist, auch das lebendige Wesen der Sache weggelassen, oder verborgen hat. Von allen Wissenschaften, Künsten, Geschicklichkeiten, Handwerken gilt die Ueberzeugung, daß, um sie zu besitzen, eine vielfache Bemühung des Erlernens und Uebens derselben nöthig ist. In Ansehung der Philosophie dagegen scheint jetzt das Vorurtheil zu herrschen, daß, wenn zwar jeder Auge und Finger hat, und wenn er Leder und Werkzeug bekommt, er darum nicht im Stande sey, Schuhe zu machen, jeder doch unmittelbar zu philosophiren, und die Philosophie zu beurtheilen verstehe, weil er den Maßstab an seiner natürlichen Vernunft dazu besitze, als ob er den Maßstab eines Schuhes an seinem Fuße nicht ebenfalls besäße. Es ist nicht erfreulich zu bemerken, daß die Unwissenheit und die form- wie geschmacklose Rohheit selbst, bald die Freyheit und Toleranz des Denkens, bald aber Genialität zu seyn versichert; die letztere, die sich zu gut für den Begriff, und durch dessen Mangel für ein anschauendes und poetisches Denken hält, bringt willkührliche Combinationen einer, durch die Gedanken nur desorganisirten Einbildungskraft zu Markte, Gebilde, die weder Fisch, noch Fleisch, weder Philosophie, noch Poesie sind. Dagegen im ruhigen Bette des gesunden Menschenverstandes fortfließend, gibt das natürliche Philosophiren eine Rhetorik trivialer Wahr-

heiten zum Besten. Wird ihm die Unbedeutendheit derselben vorgehalten, so versichert er dagegen, daß der Sinn und die Erfüllung in seinem Herzen vorhanden sey, indem es überhaupt mit der Unschuld des Herzens und der Reinheit des Gewissens rc. letzte Dinge gesagt zu haben meint, wogegen weder Einrede statt finde, noch etwas weiteres gefodert werden könne. Es war aber darum zu thun, daß das Beste nicht im Innern zurückbliebe, sondern aus diesem Schachte zu Tage gefördert wurde. Letzte Wahrheiten jener Art vorzubringen, konnte längst erspart werden, denn sie sind längst etwa in Katechismen, in den Sprichwörtern des Volks zu finden. Es wird, indem sich das Bewußtseyn aus der Verwirrung, die in ihm angerichtet wird, zu ziehen bemüht, in neue verfallen, und wohl zu dem Ausbruche kommen, daß ausgemachtermaßen dem so und so, jenes aber Sophistereyen seyen; ein Schlagwort des gemeinen Menschenverstandes, gegen die gebildete Vernunft, wie den Ausdruck Träumereyen die Unwissenheit der Philosophie sich für diese ein für allemal gemerkt hat. Indem jener sich auf das Gefühl, sein inwendiges Orakel, beruft, ist er gegen den, der nicht übereinstimmt, fertig; er muß erklären, daß er dem weiter nichts zu sagen habe, der nicht dasselbe in sich finde und fühle, oder er tritt die Würzel der Humanität mit Füßen."

Wir haben dieser Vorrede absichtlich einen so großen Raum verstattet; denn 1) ist sie durchaus characteristisch, sie deutet das Eigenthümliche an, welches den Forschungen dieses Denkers zum Grunde liegt, und mag zugleich unser obiges Urtheil rechtfertigen, obgleich wir dabey mehr das System berücksichtigten; 2) haben wir längst gewünscht, es möchte jemand dem herrschenden Unwesen in der Philosophie kräftig steuern, und mit geschwungner Geißel die unwürdigen Diener Minervens aus dem Tempel jagen, der durch sie entheiliget worden ist, und wer könnte hierzu befugter seyn, als unser Verfasser? Auch ist der, von ihm gewählte Ton der beßte, denn mit dem jetzigen Zeitalter muß man Deutsch reden, da es der Ironie

nicht mehr empfänglich ist. Wir müssen deßhalb die Herrn A — Z inständig und im Namen der Wahrheit bitten, die sie ohnedieß nur mit den Lippen bekennen, und der an ihnen wenig liegt, doch von ihrem Thun abzulassen, und sich nicht so leicht für inspirirt zu halten, was ihnen auch niemand glaubt, da der heilige Geist in unsern Zeiten sehr theuer geworden ist. 3) Ist diese Vorrede größtentheils weniger abstrackt, und also sehr tauglich, auch dem, im Denken noch wenig Geübten, wenn er Muth und Kraft in sich fühlt, zum mühsamen Studium des Systems selbst anzufeuern. Denn wer sich durch die Lectüre dieses Buchs bloß amüsiren, und einige müßige Stunden angenehm hinbringen will, um auch von der Philosophie gelegentlich reden zu können, bleibe entfernt; wem es aber Ernst ist mit der Wissenschaft, und wer entschlossen, ihr sein Leben zu weihen, der studire es, und fange oft von Neuem an, und er wird seine Anstrengung reichlich belohnt finden, und sich zu einem kalten und festen Denken gewöhnen, dem jede Oberflächlichkeit und philosophische Charlatanerie einen unauslöschlichen Eckel erweckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

D. Christiani Theophili Kuinoel commentarius in libros Novi Testamenti historicos. Volumen II. Evangelia Marci et Lucae. Lipsiae apud Iohannem Ambrosium Barth. 1809. 711 Seiten in gr. 8. Auch unter dem besondern Titel: Evangelia Marci et Lucae illustravit D. Christianus Theophilus Kuinoel etc. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die nämliche grammatische Genauigkeit und Gründlichkeit, dieselbe Fülle von exegetischer Gelehrsamkeit, und derselbe Grad von behutsamer Bedachtsamkeit in Wahl und Urtheil, wodurch sich der erste schon früher in unsern Jahrbüchern (Jahrg. 1808. H. 9 (Abth. I. H. 2.) S. 208 ffg.) angezeigte Band dieses verdienstlichen und mühsamen Werkes auszeichnete, empfiehlt auch

den vor uns liegenden zweyten Band desselben, von dessen Erscheinung wir unsern Lesern um so lieber Nachricht geben, da auch andere kritische Blätter in ihren Urtheilen über den Werth und die Brauchbarkeit des Werkes im Ganzen mit uns übereinstimmen. Bey so manchen oberflächlichen, seichten und einseitigen Schriften über die ehrwürdigen Urkunden des Christenthumes und dessen Urgeschichte, wodurch häufig der Ununterrichtete irre geführt, der besser Unterrichtete aber mit Indignation erfüllt wird, gewähren Arbeiten, welche von Ernst und Eifer für die gute Sache des Christenthumes, von Gründlichkeit des Wissens, und von redlichem Fleiße in Erforschung der Wahrheit zeigen, dem Freunde derselben ein doppeltes Vergnügen. Selbst wenn jener Fleiß sich mehr mit sorgfältiger Sammlung des schon Vorhandenen, aber hier und dort Zerstreueten, und mit zweckmäßiger Zusammenstellung und Anordnung desselben zu einem wohl organisirten Ganzen, als mit Eröffnung neuer Ansichten beschäftigen, und hauptsächlich Erleichterung des Studiums einer Wissenschaft für angehende Jünger derselben zum Zwecke haben sollte, so hat er, in sofern er den Weg zu einem gründlichen Studium derselben zeigt, auf Dank und Achtung gegründete Ansprüche. Und in dieser Rücksicht vorzüglich wird auch niemand so unbillig seyn, daß er Herrn Kuinöl nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließ, besonders da er sich dieses gleich Anfangs zum Hauptziele setzte, und über diesen Zweck seiner Arbeit sich in der Vorrede zum ersten Theile seines Commentares über die historischen Schriften des neuen Testamentes bestimmt erklärt hat. Wir wollen nun einiges aus dem vor uns liegenden Commentare selbst auszeichnen, und, wo wir es für nöthig halten, mit Bemerkungen begleiten. Zuerst stehe hier eine Uebersicht des Inhaltes der Prolegomenen zu dem Commentare über den Marcus. §. 1. daß der Evangelist Marcus mit dem Johannes Marcus, deßen in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen Meldung geschieht, einerley Person sey, ist die wahrscheinlichste Meinung. Der Name Johannes war

sein jüdischer Name, den Namen Marcus gab er sich, als er unter Griechen und Römern lebte. Die Vermuthung, daß ihn Petrus zum Christenthume bekehrt habe, gehet hervor aus 1. Petr. 5, 13. und Apostelg. 12, 12. §. 2. Wenn die Kirchenväter erzählen, Marcus habe dem Apostel Petrus zum Hermeneuten gedient, und unter der Leitung des letztern sein Evangelium geschrieben, oder dieses sey dem Marcus sogar vom Petrus in die Feder dictirt worden, so sind dieß bloß grundlose Muthmaßungen, die sich nicht beweisen lassen; doch kann man annehmen, Marcus habe vieles sich auf die Geschichte Jesu Beziehendes von Petrus, dessen Schüler und Reisegefährte er war, gehört, und bey Abfassung seines Evangeliums benutzt, wozu er überhaupt nicht unvorbereitet geschritten zu seyn scheint. §. 3. Marcus legte, wie Matthäus und Lucas, ein Urevangelium, das nicht mehr vorhanden ist, und welches mit dem von Matthäus und Lucas benutzten dasselbe war, zum Grunde, und übersetzte es nicht nur aus dem Aramäischen in das Griechische, sondern ordnete und veränderte es auch, und setzte mehreres hinzu, was theils in dem Matthäus, theils in dem Lucas sich nicht befindet, theils von beyden Evangelisten übergangen wurde. Ueberhaupt scheint das Exemplar des, vom Marcus gebrauchten Urevangeliums kürzer gewesen zu seyn, und weniger enthalten zu haben, als das Exemplar, welches Matthäus und Lucas in Händen hatten. Der Stil des Marcus ist sich weniger gleich, nachläßiger und ungebildeter, als der Stil des Matthäus und Lucas. Bald ist Marcus unnöthig weitläuftig, bald bis zur Dunkelheit kurz und gedrängt. Besondere Eigenheiten seines Stiles sind, daß er das Pronomen αὐτὸς auch dann gebraucht, wenn das Nomen, worauf es sich bezieht, nicht zunächst vorhergegangen ist, und die häufige Wiederholung des Wortes ἐυθέως. §. 4. Marcus schrieb für Hellenisten und Heidenchristen, daher er vieles wegließ, was wohl für Juden, aber nicht für diejenigen Leser, für die er schrieb, von Interesse und Wichtigkeit war, manches hingegen um der letztern willen zu sagen für nöthig hielt,

was bey jüdischen Lesern unnöthig gewesen wäre zu erinnern. z. B. die Erklärung jüdischer Gebräuche, Erläuterung dunkler Worte durch deutlichere, wie 3, 18. 15, 42. §. 5. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der ersten Kirchenschriftsteller bediente sich Marcus bey Abfassung seiner historischen Nachrichten von Jesu der griechischen Sprache. §. 6. Die alte Tradition, daß Marcus sein Evangelium zu Rom verfaßt habe, ist nicht unwahrscheinlich; daher die Fabel, die Ursprache des Evangeliums des Marcus sey die Lateinische. Daß Marcus zu Alexandria sein Evangelium geschrieben, dort wenigstens eine neue Ausgabe davon besorgt habe, wird durch das Stillschweigen der alexandrinischen Kirchenväter widerlegt, die gewiß nicht unterlassen haben würden, dessen zu erwähnen. Daher ist auch Wahls Hypothese, als habe Marcus sein Evangelium in koptischer oder ägyptischer Sprache ursprünglich verfaßt, noch weniger annehmungswerth, um so mehr, da das ganze christliche Alterthum nur ein griechisches Evangelium des Marcus kennt. In dem Commentare selbst erklärt Herr Kuinöl die Anfangsworte des Evangelium des Marcus: Ἀρχὴ τοῦ ἐναγγελίου κ. τ. λ. durch: Initium praeconii de Iesu Messia, Dei filio, erat hoc. Er ergänzt ἥδε l. ἄυτη ἦν, und bezieht die Worte auf Johannes den Täufer, den Vorläufer des Messias, und der Lehre von der bevorstehenden Ankunft des Messias. Wir sind geneigter, die Worte als Ueberschrift zu betrachten, ungeachtet diese Erklärungsart Hrn. Kuinöl nicht gefallen will. Kap. 1, 32 scheint uns mit zu vielem Aufwande von Gelehrsamkeit bewiesen zu seyn, daß δύειν von der Sonne gebraucht, untergehen heiße. Wie oft kommt das Wort in dieser Bedeutung nicht schon im Homer vor! Kap. II, 26 pflichtet Hr. Kuinöl, um die Schwierigkeit, welche in den Worten ἐπὶ Ἀβιάδαρ τοῦ ἀρχιερέως liegt, zu lösen, den Erklärern bey, welche annehmen, Vater und Sohn hätten einerley Namen gehabt. Kap. III, 5 bezieht er das Wort συλλυπούμενος auf Empfindungen des Zornes. Wir möchten es lieber auf Empfindungen von Wehmuth über die Verkehrtheit des Sin-

nes derer, von welchen die Rede ist, beziehen, welche freylich mit einem gewissen Unwillen verbunden seyn können. Es stimmt so mehr zu dem so menschenfreundlichen Charakter Jesu. Kap. III, 21 wird dagegen ἐξέστη mit Recht erklärt durch maxime defatigatus est, vel deliquium patitur i. e. pati vult, patietur und auf Jesus bezogen; wir sagen eben so: ich komme noch ganz von Sinnen, werde noch ganz toll. V. 31 ist mit Recht die Matth. 12, 46 gegebene Erklärung von ἔξω zurückgenommen, wo es durch extra domum gegeben ist, anstatt daß es heißen sollte: extra coronam populi, denn Jesus war, wie auch bemerkt ist, schon aus dem Hause hinausgegangen. Kap. IV, 41 müssen unserer Einsicht nach die Worte ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν heißen: sie empfanden eine tiefe Ehrfurcht gegen Jesus, nicht valde mirati sunt. Bloßes Wunder ist hier dem Zusammenhange noch viel zu wenig; auch kommt φοβεῖσθαι nach Hn. Kuinöls eigener Erklärung in Kap. 6, 20 in der Bedeutung von Ehrfurcht empfinden vor. Kap. VII, 21 ist die Erklärung von ἀπὸ ἀγορᾶς, nach der es heißen muß, e foro reversi, verworfen, und ihr folgende Erklärung vorgezogen: nec res in foro venales edunt, nisi prius aqua ablutae et purgatae fuerint. Uns scheint diese Erklärung weit gezwungener, als die erstere. Die Stelle bezieht sich auf die ängstliche Genauigkeit der Pharisäer in Beobachtung ihrer äußere Dinge betreffenden Gesetze, wohin auch das häufige Waschen und Reinigen gehört. Auch sind die Pharisäer offenbar das Subject zu βαπτίσωνται, das Wort βαπτίσωνται selbst aber steht in reflexivem Sinne: ehe sie nicht sich gewaschen haben. Zudem kann nur auf eine ganz gezwungene Art aus den Worten ἀπὸ ἀγορᾶς das Subject zu βαπτίσωνται gezogen werden, so daß man res dabey dächte. Kap. VIII, 15 würden wir ζύμη nicht in der seltenern Bedeutung von malitia, prava ac perversa animi indoles, sondern in der, im N. T. sonst immer diesem Worte eigenen Bedeutung von Grundsätzen und Maximen, besonders verkehrten und verführerischen nehmen.

Diese Bedeutung paßt so gut zu dem Zusatze Ἡρώδου als zu dem erstern Zusatze, den es hat, nämlich τῶν φαρισαίων, die ζύμη Ἡρώδου mag politischer oder moralischer Art gewesen seyn, oder beydes zugleich. Auch Lucä 12, 1 steht es in keiner andern Bedeutung. Wenn übrigens in unserer Stelle die Differenz zwischen Matthäus und Marcus, wovon jener statt des Herodes die Sadducäer nennt, auf folgende Art erklärt wird; im Urevangelium, welches beyde benutzten, stand bloß: hütet euch vor dem Sauerteige meiner Gegner; Matthäus, welcher einem Gespräche Jesu mit den Pharisäern und Sadducäern als Zuhörer beygewohnt hatte, deutete nun jene Worte des Urevangeliums auf Pharisäer und Sadducäer; Marcus bezog sie, sich der Kap. 3, 6 erwähnten Verschwörung der Pharisäer und Herodianer gegen Jesus erinnernd, auf diese beyden Arten von Menschen, wenn, sagen wir jene Differenz auf diese Art erklärt wird, so ist die Annahme eines Urevangelium doch noch zu sehr Hypothese, als daß wir auf sie Erklärungen des evangelischen Textes gründen möchten. Dieß ist in dem vorliegenden Commentare mehrmals geschehen. Eb. v. 24 ist die Bemerkung, welche die angeführten Erklärer über die Gründe machen, warum Jesus dem Blinden sein Gesicht nicht sogleich völlig wiedergegeben habe, wohl mehr erbaulich als wahr. Der eigentliche Grund scheint vielmehr kein anderer gewesen zu seyn, als derjenige, aus welchem auch Augenärzte Blinden nicht auf einmal, sondern nach und nach wieder zum Gesicht verhelfen, und ihnen nicht erlauben, sogleich in das volle Tageslicht zu blicken, weil nämlich das eben erst geheilte Auge dadurch wieder Schaden leiden könnte. Kap. IX, 49 erklärt Hr. Kuinöl die schwere Stelle: πᾶς γὰρ πυρὶ τ. λ. auf folgende Art: quilibet vestrum (discipulorum meorum) calamitatibus, vexationibus veluti saliri, emendari, praeparari debet (quo consequatur salutem), sicuti omnes oblationes sale condiri, praeparari debent, quo sint oblationes Deo acceptae. Kap. XIV, 41 gefällt uns die Erklärung von ἀπέχει: abest, recessit, praeteriit scil. anxi-

etas mea, angor animi mei, nicht so gut, als die gewöhnliche, wonach es heißt: sufficit, es ist genug, ihr habt jetzt genug geschlafen, und welche weit besser zum Zusammenhange paßt. Da ἀπέχειν besonders auch von solchen gesagt wird, welche das, was sie verlangen, oder was ihnen gebührt, erhalten haben, z. B. Matth. 6, 2. 5. 16; so läßt sich daraus erklären, wie das Impersonale ἀπέχει heissen könne: es ist genug. Man denke sich es etwa auf folgende Art: die Sache, das Ding hat, was es haben soll, wie doch eigentlich bey allen Impersonalibus ein unbestimmtes Subject gedacht wird. Kap. XVI, 9 hat Hr. Kuinöl gut die Gründe für und wider die Aechtheit des letzten Theiles dieses Kapitels von V. 9 an angegeben, und sich mit Recht für dieselbe erklärt. Eben so hat er auch mit Ausführlichkeit die entgegengesetzten Meinungen derer angeführt, welche die Himmelfahrt Jesu theils für ein wirkliches Factum, theils für eine bloße Mythe halten, zum Theile mit den eigenen Worten derselben. Indeß scheint uns die Untersuchung dieser Frage mehr anderswohin, als in einen exegetischen Commentar zu gehören. Der Interpret hat bloß darzuthun, was mit den Worten des Schriftstellers, den er erklärt, für ein Sinn verbunden sey, und was dieser dabey dachte; die Entscheidung über die Möglichkeit und Wahrheit, oder über die Unmöglichkeit und Unwahrheit des von ihm Gesagten oder Erzählten liegt außer den Gränzen des Gebietes der Hermeneutik, und gehört in das Gebiet der philosophischen und historischen Kritik. Es gibt selbst Fragen, über die vernünftiger Weise nicht einmal gut gestritten werden kann, und dahin zählen wir auch die Frage: wie Jesus mit einem irdischen Körper in den Himmel habe erhoben werden können. Entweder muß man Jesu Himmelfahrt ganz leugnen, oder unbedingt zugeben, und sich um das Wie derselben nicht bekümmern. Sie ist auf der einen Seite ein in ihrer Art so einziges Factum, daß ihr nichts Analoges in der Sinnenwelt an die Seite gesetzt, noch daß sie auf irgend eine Art aus andern natürlichen Ereignissen erklärt wer-

den könnte. Auf der andern macht sie einen zu wesentlichen Theil des positiven und historischen Christenthumes aus, als daß sie darin fehlen dürfte und könnte, ohne daß eine Lücke im Ganzen entstände, und dasselbe eine seiner Hauptstützen beraubt würde, wenn man sie daraus wegnehmen wollte. Wer nicht an sie glaubt, ist in dieser Rücksicht schon nicht mehr ein Christ im vollen Sinne des Wortes. Was Hr. Kuinöl in den Prolegomenen zu den Evangelium des Lucas sagt, ist folgendes: § 1. Daß der Verf. des Evangeliums und der Apostelgeschichte derselbe sey, erhellt aus Apostelg. I, 1. Er selbst nennt sich nirgends, aber einstimmig nennt ihn das Alterthum Lucas. Wahrscheinlich ist es der nämliche Lucas, von dem Paulus Col. 4, 14 als von einem Arzte spricht. Dieß bestätigen auch die Kirchenväter. Daß er auch ein Mahler gewesen sey, ist dagegen eine Fabel. Er war nicht, wie einige annehmen, mit dem Lucius aus Cyrene, welcher Apostelgesch. 13, 1. Röm. 16, 21 vorkommt, einerley Person. Sein Vaterland ist unbekannt. § 2. Wahrscheinlich hatte er heidnische Eltern, nahm aber frühe schon das Judenthum an. Jenes erhellt aus der genauern Kenntniß der griechischen Sprache, die er besaß; dieses aus der genauen Bekanntschaft desselben mit der Religion, den Sitten, Gebräuchen u. s. w. der Juden. § 3. Daß Paulus dem Lucas bey Abfassung seines Evangeliums geholfen habe, beruht auf unrichtigen Voraussetzungen. Ehe noch die Evangelien des Matthäus und Marcus öffentlich erschienen waren, schrieb Lucas schon das seinige. Die Quellen, woraus er schöpfte, waren: ein Exemplar a) des, auch von Matthäus und Marcus benutzten Urevangeliums, aber ein ausführlicheres, als diese hatten; b) Bruchstücke eines Evangelium der Kindheit Jesu; c) eine eigene Schrift, woraus alles, was von Kap. IX, 51 bis XVIII, 14 steht, genommen ist; d) noch andere Schriften über die Geschichte Jesu, aber nicht das Evangelium des Matthäus und Marcus; e) die mündlichen Erzählungen der Apostel und anderer ersten Christen, mit welchen Lucas in näherem Umgange lebte. Doch war ihm nicht

alles, was die Geschichte Jesu betraf, bekannt; daher ist er in seiner Erzählung bald kürzer, bald weitläuftiger, beobachtet bald die Zeitfolge, bald nicht, und erzählt bald wichtigere Begebenheiten, bald übergeht er sie. § 4. Lucas schrieb sein Evangelium in Palästina, und dedicirte es einem gewissen Theophilus, von dem nur so viel gewiß ist, daß er ein geborner Heide war, der das Christenthum angenommen hatte, und außerhalb Palästina lebte. § 5. Daß Marcion das Evangelium des Lucas allein angenommen, aber interpolirt habe, ist falsch; vielmehr legte Lucas das Evangelium des Marcion bey dem seinigen zum Grunde, berichtigte, ergänzte und erweiterte es aber. § 6. Die zwey ersten Kapitel des Lucas sind echt, und enthalten Fragmente aus dem Evangelium der Kindheit Jesu, dessen Verfasser seine Nachrichten aus Traditionen und schriftlichen Aufsätzen der Familie des Zacharias schöpfte. Gern fügten wir noch auch einiges aus dem Commentare über das Evangelium des Lucas selbst hinzu, wenn uns dieß nicht zu weit führte. Wir versichern bloß, daß derselbe an Genauigkeit und Sorgfalt dem über den Matthäus und Marcus nicht nachsteht, und daß er von dem Leser dieses Evangelium nicht ohne Nutzen, besonders zum grammatischen Verstehen desselben, wird zu Rathe gezogen werden. Ein hinten angehängter Index über die im Commentare über den Marcus und Lucas erklärten Worte, ähnlich demjenigen, welcher schon dem ersten Bande angehängt ist, vermehrt die Brauchbarkeit des Werkes. Hoffentlich wird uns Hr. Kuinöl bald mit der Fortsetzung desselben beschenken, und dadurch ein Werk endigen, welches zu den nützlichsten in dem Fache der neutestamentlichen Exegese gezählt zu werden verdient.

Grundriß einer historisch kritischen Einleitung ins alte Testament. Von Joh. Christ. Wilhelm Augusti, Prof. der orient. Literatur zu Jena. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung 1806. XIV. und 310 S. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die verspätete Anzeige dieses Werkes wird hoffentlich denen, die sich für die Einleitung ins A. T. interessiren, noch immer willkommen seyn; und Rec. übernimmt sie jetzt um so lieber, da er so eben das dritte Mal Vorlesungen über dieses Handbuch hält, und also genug Gelegenheit gehabt hat, die Vortheile und Nachtheile desselben zu prüfen. Selten mögen wohl zwey in verschiedenen Schulen gebildete Gelehrte in einer Wissenschaft so viel Uebereinstimmung haben, als Rec. bey dem Gebrauch dieses Grundrisses zwischen Hrn. A. und sich zu bemerken Gelegenheit gehabt hat. Besonders ist Rec. die formelle Einrichtung des Buchs zusagend und bequem gewesen; er hat nur weniges daran zu ändern für gut befunden, und selbst bey der dritten Wiederholung des Lehrcurses hat er wenige und unbedeutende Aenderungen vorgenommen. So hat es Rec. dienlich geschienen, vor dem Abschnitte: „Was haben wir an dem A. T.?“ das Capitel über: Namen und Eintheilung des A. T. einzuschalten, welches der Verf. nur gelegentlich und zerstreut abhandelt. Auch für die Kritik schien ein eigenes Capitel schicklich, in welchem eine kurze Uebersicht über die vorhandenen kritischen Hülfsmittel zur Reinigung des Textes des A. T. und über die dabey zu beobachtende Verfahrungsart gegeben würde. Der Verf. hat sich bloß mit der Geschichte des Textes begnügt; aus dieser läßt sich zwar der gegenwärtige Zustand der alttestamentlichen Kritik abnehmen; allein doch nicht in der Ordnung und Vollständigkeit, wie zu wünschen ist. Rec. ist auch nicht ganz mit dem Verf. darüber einverstanden, daß er Gegenstände, wie die Handschriften und Ausgaben des A. T., wo nicht übergangen, doch nur kurz berührt hat. Darf man es einem Studenten der Theologie nicht zumuthen, einigen kurzen Notizen über Gestalt und Beschaffenheit der alttestamentlichen Handschriften und Ausgaben die Aufmerksamkeit einer Stunde zu widmen, wodurch er sich bey dem Besuchen einer Bibliothek, oder bey ähnlichen Gelegenhei-

ten die Verlegenheit erspart, als ein Ignorant zu erscheinen? In der speciellen Einleitung hat es Rec. immer unbequem gefunden, daß der Verf. die letzten Propheten nach den Hagiographen ans Ende des Buchs gestellt hat; da Rec. die ersten und letzten Propheten immer mit einander zu parallelisiren pflegt, so mußte es ihm natürlicher dünken, sogleich von jenen zu diesen überzugehen; übrigens ist es ja auch die alte jüdische Aufeinanderfolge. Daß der Verf. die Bücher Ruth und Esther unter die poetischen Bücher gerechnet hat, muß Rec. auch tadeln. Mit eben dem Rechte hätte er das Buch Jonas auch darunter rechnen können. Und mehr oder weniger haben ja alle historischen Bücher des A. T. poetischen Charakter! Dieß über die Einrichtung! Man erlaube nun Rec. noch einige Bemerkungen über das Einzelne!

So sehr der Abschnitt: Was haben wir am A. T., im Ganzen Lob verdient, indem er über das A. T. eine Uebersicht gibt, welche den an das Studium des A. T. gehenden Anfänger sehr glücklich orientirt; und so sehr man dem Verf. Dank wissen muß, daß er die Disciplin der Einleitung ins A. T. mit diesem Abschnitt bereichert hat, (denn die vorigen Einleitungen behandeln diesen Punct entweder gar nicht, oder ganz ungenügend:) so muß Rec. doch mit dem Verf. über Einzelnes darin rechten. Daß er das A. T. als das älteste Document der Geschichte, Chronologie und Geographie betrachtet, ist die gewöhnliche Ansicht der Sache, und ist auch, recht verstanden und gehörig eingeschränkt, wahr: allein daß das A. T. für die Geschichte der Naturwissenschaft manchen wichtigen Aufschluß gebe, gehört zu jener grundfalschen Behandlungsart der Bibel, welche hoffentlich bald antiquirt seyn wird, nach der man in die Bibel die Kenntnisse und Gesinnungen der neuern Welt hineintrug, hauptsächlich auch mit dem Interesse, die Wunder erklären. Hr. A. bringt sich durch diese Ansicht der Bibel in Verdacht, als ob er an der, von ihm erwähnten geschmacklosen Hypothese, welche im Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, als ein merkwürdiges Denkmal ihres

Geschmacks, vorgetragen, und neuerlich wieder zur Sprache gebracht worden: daß nämlich die Bundeslade eine Electrisirmaschine gewesen, und an ähnlichen Lächerlichkeiten Theil nehmen wolle, was wir nicht glauben. Wir vermuthen eher, daß der Verf. bey diesem Paragraphen nur die, zur Erklärung der in der Bibel vorkommenden natürlichen Gegenstände nothwendige naturwissenschaftliche Kenntnisse in Gedanken hatte, (er führt in der Note die dahin gehörigen Werke auf,) und so die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, welche die Bibel fodert, mit denen, die sie enthält, verwechselt. — Auch in Rücksicht auf die Philosophie gibt Hr. A. den A. T. eine zu große Wichtigkeit. Welches sind die theoretischen Fragen im A. T., welche die Pneumatologie betreffen? Wir fürchten, der Verf. hat in gewisse Stellen zuviel Sinn gelegt. Daß die hebräische Philosophie eine symbolische Naturphilosophie sey, scheint uns auch ein zu vornehmer Ausdruck, der eine falsche, oder verschobene Ansicht der Sache veranlaßt. Sehr zu loben ist, daß der Verf. einen eigenen Abschnitt über die hebräische Sprache und Literatur gebildet hat; er empfiehlt sich übrigens durch gute Anordnung. Neue Ansichten hat man hier nicht zu erwarten. Bisweilen schreibt der Verf. zu zuversichtlich Andern nach; z. B. daß in der alten phönicischen Schrift nur sechzehn Buchstaben gewesen seyen. — In den Abschnitt von der Authentie hat der Verf. auch die Untersuchung über die ältesten Urkunden des A. T. aufgenommen; etwas unbequem. In Ansehung der Psalmen scheint der Verf. geneigt, die historischen und Schöpfungs-Psalmen für ältere zu halten, als die entsprechenden historischen Stücke des Pentateuchs; uns scheint aber das spätere Alter, und der nachgebildete Charakter dieser Psalmen unverkennbar zu seyn. Man trug auch gewiß Gegenstände, wie diese Psalmen enthalten, früher in epischer, als in lyrischer Form vor; Genes. I. scheint uns einen ursprünglichern einfachern Geist zu athmen, als Ps. 104. — Die Einleitung in die historischen Bücher eröffnet der Verf. mit trefflichen freysinnigen Bemerkungen über den Charakter der-

selben, besonders über ihren Pragmatismus; wir hätten daher gewünscht, daß die zuletzt aufgestellte Hypothese, daß die Geschichtsbücher der Hebräer in den Prophetenschulen ihr Daseyn erhalten, woher ihre Anonymität komme, weggeblieben, oder doch problematischer ausgedrückt worden wäre. Die Prophetenschulen sind eine Lieblingshypothese des Verf. wie es scheint; denn auch in der Geschichte der hebräischen Schriftstellerey räumt er ihnen eine wichtige Stelle ein (§. 29.); und dennoch wissen wir von den Prophetenschulen so äußerst wenig; und was wir davon wissen, deutet auf alles Andere eher, als auf Schriftstellerey, die darin geübt worden; die Prophetenschule unter Samuel wenigstens erscheint bloß, als eine Sänger- und Dichterschule. Die Anonymität der historischen Bücher läßt sich recht gut anders erklären, vielleicht so; ein historisches Werk wurde nicht, so wie ein prophetisches und poetisches, als Eigenthum des Verfassers angesehen, da er ja nicht den Inhalt erfunden hatte, und darum nannte man es nicht nach dem Verfasser. Dagegen scheint zu sprechen, daß wir mehrere historische Werke, von der Chronik citirt, kennen, deren Verfasser im Titel genannt sind, z. B., die Dibre Samuels, Nathans und Gads, die Dibre Chosais u. a.; allein es läßt sich noch fragen, ob diese Namen die Verfasser, ob nicht vielleicht die Gegenstände der Geschichte anzeigen; und wäre auch das erstere anzunehmen, so waren die Geschichtschreiber in diesen Fällen doch mithandelnde Personen, und ihre Geschichtserzählungen waren Memoiren ihrer Zeit, vielleicht auch mit prophetischen Reden durchwebt. Ganz anders war das Verhältniß eines die Geschichte der Vergangenheit erzählenden Historikers; er entlehnte sie aus fremden Quellen, aus der Tradition, oder aus früheren schriftlichen Berichten, die er vielleicht nur zusammenstellte oder auszog; und dieß letztere ist ja augenscheinlich bey unsern hebräischen Geschichtsbüchern der Fall. Da nun überhaupt im Alterthum die Person des Schriftstellers weniger als in neuern Zeiten hervortrat; da ein Historiker seine Geschichtserzählung mehr für

sich und seine nächste Umgebung, als für das große Publicum zusammenschreibt; so fiel es ihm nicht ein, seinen Namen dem Werke vorzusetzen. So finden wir in der ganzen hebräischen Literatur kein historisches Werk mit dem Namen seines Verfassers; die Bücher Esras und Nehemias tragen diese Namen offenbar als die Hauptgegenstände ihrer Geschichte an der Stirne. Auch im N. T. würden die Evangelien unbetitelt geblieben seyn, wären sie nicht Erzählungen einer und derselben Geschichte; um sie zu unterscheiden, mußte man den Namen ihrer Urheber voranstellen.

Ueber den Pentateuch hat der Verf. eine interessante Meinung aufgestellt, über welche Rec. sich um so mehr verbunden fühlt, sich zu erklären, als die Ansicht des Verf. mit der, zu welcher sich Rec. öffentlich bekannt hat, zusammen zu treffen scheint. Hrn. A. ist der Pentateuch ein historisches Epos, und er weißt daran die Eigenschaften eines Epos nach den Regeln der Aesthetik bis ins Einzelne, selbst bis auf die Episoden, nach. Allein der Verf. faßt so, unsers Bedünkens, das Wesen des Epos nicht in seinem wahren lebendigen Charakter auf; er nimmt das Geripp für den lebendigen Körper. Episch scheint uns jede poetische Erzählung genannt werden zu müssen, d. h. eine solche, welche auf die ästhetische Anlage des Menschen, auf Phantasie und Gefühl, nicht wie eine geschichtliche, auf die Wiß- und Forschbegierde, berechnet ist. Eine solche Erzählung kann ganz abgerissen und isolirt seyn, und sie muß es in ihrem Ursprunge seyn; denn welcher Hörer, und für Hörer gibt es ja nur ursprünglich ein Epos, kann einen ganzen Pentateuch oder eine Ilias anhören? In diesem Sinne scheinen uns die Bestandtheile des Pentateuchs den epischen Namen zu verdienen; und so waren auch die homerischen Rhapsodien solche einzelne epische Bruchstücke. Nachher als diese ursprünglichen Elemente aus dem Munde und Ohre des Volkes auszusterben anfingen, und man sie schriftlich aufbewahrte; kam der ordnende Verstand hinzu, und machte daraus ein Ganzes, dergleichen die Ilias und Odyssee ziemlich

vollkommen darstellen; allein diese Zusammenstellung macht nicht den epischen Charakter aus; den Gesetzen derselben müßte sich mehr oder weniger jede Geschichtserzählung, welche ein Ganzes ausmachen soll, unterwerfen. Zu einem ähnlichen Ganzen hat man auch die vorhandenen mosaischen Rhapsodieen zusammenzustellen versucht; allein es ist damit weit weniger gelungen, als mit der Zusammenstellung der homerischen, aus dem Grunde hauptsächlich, weil man zuviel historisches oder antiquarisches Interesse dabey hatte, und daher ganze Gesetzsammlungen aufnahm, und weil man die vorhandenen Stücke gehörig zu ändern und anzupassen unterließ, entweder aus Mangel an Geschick, oder aus allzugroßer Ehrfurcht vor den Ueberresten des Alterthums. Um so weniger sollte man also den Pentateuch hauptsächlich nud allein als Ganzes betrachten, und in dieser Rücksicht ihm den epischen Charakter zuschreiben. Sehr glücklich indessen hat der Verf. die Parallele zwischen den Pentateuch und den Evangelien entdeckt, welche weiter verfolgt zu auffallenden und höchstwichtigen Resultaten führen müßte. Ueberhaupt gehören die Bemerkungen des Verfs. über den Pentateuch und dessen einzelne Bücher zu den interessantesten, welche die, über diesen Theil des A. T. in neuerer Zeit so lebhaft angeregten Untersuchungen geliefert haben. Dagegen will uns die Ansicht des Verfs. vom Buch Josua nicht ganz befriedigen; richtig aufgefaßt ist es, daß es nach dem Vorbild des Pentateuchs geschrieben worden; aber den Collectiv-Charakter des Helden, auf welchen die allmälig und später vollendete Eroberung des Landes übergetragen worden, finden wir nicht angedeutet. Wir enthalten uns, aus Mengel an Raum, mancher Bemerkungen über die historischen Bücher, zu welchen uns die eigenthümlichen interessanten Ansichten des Verfs. veranlassen könnten. Der Einleitung in die poetischen Bücher hat der Verf. wieder sehr gute Bemerkungen vorausgeschickt; nur wundert uns, daß der Verf. keine nähere Characteristik des hebräischen Dichtergeistes versucht, und sogar kein Wort über den hebräischen Rhythmus

gesagt hat. Dagegen sind wir etwas unzufrieden mit der Classification der Psalmen, wobey wieder die unpassenden ästhetischen Regeln der occidentalischen Poesie zum Grunde gelegt sind. Schicklicher lassen sich die Psalmen nach dem Inhalte classificiren. — Sehr interessant ist des Verfs. Ansicht von Koheleth, womit auch seine Erklärung dieses räthselhaften Wortes zusammenhängt: daß nämlich Salomos Geist in diesem Gespräche eines Todten im Reiche der Lebendigen, (so nennt er das Buch) als Prediger der Weisheit und Tugend auftrete; zugleich aber hält der Verf. das Buch für ein unvollendetes Werk, mehr für einen Entwurf als für die Ausführung eines vollständigen Werkes. Offenbar ist in den ersten Capiteln Salomo über sein vergangenes Leben redend eingeführt, und hier ist der vom Verf. angegebene Plan allerdings sichtbar; weiter aber läßt er sich nicht verfolgen.

Vielleicht hat sich auch der Verf. des Buchs die Prosopopöie des Salomo nicht so bestimmt gedacht, wie sie unser Verf. sich denkt: vielleicht soll Koheleth doch nur eine Sammlung salomonscher Weisheitssprüche seyn, unter welche denn jene Reflexionen über Salomos vergangene Herrlichkeit, welche der Verf., obgleich aus seinem Standpunct gemacht, dem Salomo lieh, auch gehören sollen. Die Hebräer beobachten ihre Prosopopöien nicht sehr genau, wovon wir ein auffallendes Beyspiel am Deuteronomium haben, wo der Verf. sehr oft hinter dem Vorhange hervorblickt. Was aber das Wort Koheleth anlangt, so möchte sich des Verfs. Meinung, daß es soviel als Schatten oder Geist bedeute — über die Etymologie ist er selber noch schwankend — schwerlich vertheidigen lassen. —

Die allgemeine Characteristik der Propheten, welche der Verf. in der Einleitung in dieselben gibt, will bey allen Vorzügen Rec. nicht ganz genügend scheinen. Die religiös-theatralische Anschauung und Darstellung der Zeitbegebenheiten, welche den Propheten eigen ist, und deren individuellen Character der Verf. beym Jesaia so treffend angibt (S. 248.), sollte in einer allgemeinen Charakteristik der Propheten nicht

vergessen seyn. — Vom Propheten Jesaia hat der Verf. bekanntlich eine von der gewöhnlichen abweichende kritische Ansicht, wonach vieles diesem Propheten abgesprochene ihm vindicirt wird; sie verdient eine ernstliche Prüfung, zu der hier aber weder Zeit noch Ort ist. Rec. hat es noch nicht gelingen wollen, sich von der Falschheit der gewöhnlichen Ansicht und Behandlung des Jesaia zu überzeugen, so wie er auch in die eigenthümliche Erklärung des Verfs. von Jes. 53 nicht einzugehen vermag. — Die kleinen Propheten hat der Verf. in vier Trilogieen eingetheilt, zum Theil mit Grund und Vortheil, zum Theil ganz willkührlich und nutzlos, daher würde Rec. lieber die chronologische Zusammenstellung derselben vorziehen. — Ueber den Propheten Jona hat Hr. A. eine sehr liberale Meinung, welcher Rec. beyzutreten kein Bedenken trägt, daß man nämlich die Erzählung seiner Begebenheiten nicht für wahre Geschichte zu halten habe; nur fällt er auch in der Fehler fast aller neuern Ausleger des Jonas, daß er eine Haupttendenz darin finden will; die Dichtung soll nämlich gegen das Vorurtheil, als ob Jehova bloß Gott der Juden sey, gerichtet seyn. Allerdings ist dieses Vorurtheil darin widerlegt, und der Dichter kann es mit Absicht gethan haben; allein es war schwerlich die einzige und hauptsächliche, die er bey seiner Dichtung hatte. — Doch wir brechen ab, und sagen dem Verf. noch schließlich unsern Dank für das so treffliche Geschenk, daß er uns mit diesem Handbuch der Einleitung ins A. T. gemacht, womit er einem wahren Bedürfniß abgeholfen, und sich ein neues wichtiges Verdienst erworben hat.

Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Konstanz. 1809. Erster Band. 1tes bis 6tes Heft. 474 S. Zweyter Band 7tes bis 12tes Heft. 492 S. in 8. Meersburg in der Herderschen Hofbuchhandlung. (5 fl. 30 kr.)

Mit dem Geiste und Zwecke dieses gemeinnützigen Archivs hat Rec. bey der Beurtheilung der zwey vorhergehenden Jahrgänge, seine Leser hinlänglich bekannt gemacht. Der gegenwärtige Jahrgang stehet den vorigen an Mannigfaltigkeit, aber nicht an Brauchbarkeit der Aufsätze nach. Die Akten der allgemeinen Versammlung des Kapitels Wiesenthal den 24. August 1808, welche im ersten Hefte S. 3—57 abgedruckt sind, liefern einen erfreulichen Beweis vom Emporstreben der katholischen Pfarrer in der constanzischen Diöcese, und die zweckmäßigen Verordnungen, die man darin entworfen hat, verdienen in hohem Grade den Beyfall, der denselben von dem eben so aufgeklärten als thätigen General-Vikar, Freyherrn von Wessenberg, nach S. 58—61 geworden ist. Einen überaus wichtigen Conferenzaufsatz liefert dasselbe Capitel Wiesenthal über die Frage: „Welche besondere Rücksicht verdient in Ansehung der Schule die Gesundheit der Kinder, und wie kann der Seelsorger zu ihrer Erhaltung mitwirken?“ Heft II, S. 81—97. Der Verfasser ist Joseph Tobias, Pf. zu Minselm. Von S. 98—119 entwirft Hr. Burg, Dekan des Capitels Wiesenthal, ein lehrreiches „Gespräch zwischen einem Pfarrer und dem Vorgesetzten seiner Pfarrgemeinde über die Frage: was ist von dem Schießen, türkischer und anderer Musik, Paradirung, Reitereyen, u. dgl. die man öfters bey öffentlichen Gottesdiensten (Processionen) hört und sieht, zu halten? Wie betrachten die Kirchengesetze dieselben? Wie ist das Volk darüber zu belehren?“ Die Vorgesetzten seines Dorfs hatten von ihm verlangt, das er den jungen Leuten wieder gestatten möchte, am nächsten Fronleichnamstag mit Ober- und Untergewehr das Allerheiligste zu begleiten, und bey den vier Evangelien Salve zu geben. Der Hr. Pfarrer blieb standhaft bey seiner Weigerung, und überzeugte die Ortsvorsteher, daß die militairische Musik, das Paradiren und Schießen bey Processionen dem Geiste der christlichen Gottesverehrung schnurstracks widerspreche. Was

können aber die Bemühungen eines würdigen Dorfpfarrers fruchten, wenn seine Pfarrkinder in benachbarte Städte laufen, wo man bey solchen Processionen nicht nur mit kleinem Gewehr Salven gibt, sondern auch mit Kanonen den Gott des Friedens begrüßet? Rec. erlebte den traurigen Fall, daß bey einer solchen Procession, welcher er beywohnte, ein Vater von drey unerzogenen Kindern durch das Zerspringen einer Kanone augenblicklich getödtet ward; ein hinlänglicher Grund, dem unerfahrnen Landvolke das schädliche Soldatenspiel bey dergleichen Anläßen zu verbieten. Der Verf. schildert mehr das Unschickliche und Lächerliche desselben. Während die frommen Beter mit entblößtem Haupte, andächtigen Mienen, und in demüthiger Stellung die Procession begleiten, erscheinet ein Trüppchen maskirter Soldaten mit bedecktem Haupte, starrem Blicke und frecher Haltung, als wäre ihnen eine andere Art, Gott zu verehren, vom Himmel geoffenbart worden. Während die Gemeinde rufet. Herr! erbarme dich unser! Jesu! erbarme dich unser! ruft ein Schustermeister, den ein hoher Federhut auf einmal in einen Hauptmann umgeschaffen hat: Achtung! richt'et euch! Feuer! Nun wendet sich, bey dem feyerlichen Segen des Priesters, alles vom Altare zu den maskirten Soldaten, Weiber und Kinder verstopfen ihre Ohren, Knaben und Mädchen lachen zum voraus über das schwerlich gelingende Salve, kluge Männer zittern bey dem Gedanken, daß den leichtsinnigen Purschen ein Unglück begegnen könnte. Ist das Salve gerathen, so ertönt ein lautes Bravo! ist es, wie gewöhnlich der Fall ist, mißlungen, ein lautes Gespött und Gelächter! Wie reimet sich ein solcher Auftritt mit dem ernsten Geiste der Andacht, von welchem die echten Anbeter der Gottheit innigst durchdrungen seyn sollten? Es gelang den vernünftigen Vorstellungen des Pf. Burg, daß man das Paradiren und Schießen bey der Procession unterließ, und von dem Gelde, das sonst auf Pulver war verwendet worden, Gesangbücher für die dürftigen Kinder des Dorfs kaufte. Von S. 120—147 liefert Hr. Ge-

neralvicar v. Wessenberg eine merkwürdige Biographie von Joseph Fidel Prestl, Dekan und Pfarrer zu Stiefenhofen. Der Verklärte hatte heftig mit den Feinden des Lichts zu kämpfen; aber der Sieg blieb auf seiner Seite. Er verschaffte seinem Bezirke bessere Schulen, und seiner Gemeine eine zweckmäßigere Gottesverehrung. Das 3te Heft ziert eine gründliche Abhandlung über die Hymnen der katholischen Kirche. Hr. Pf. Jäck bestimmt die Eigenschaften der geistlichen Hymne, rügt mit vieler Sachkenntniß die Fehler der vorhandenen Hymnen, und übersetzt mehrere derselben auf eine Art, die seine Bekanntschaft mit den Regeln der Dichtkunst auf das Vortheilhafteste beurkundet. Einen noch höheren poetischen Werth haben die Hymnen für den katholischen Gottesdienst, welche der Generalvicar von Wessenberg, im Sylbenmaß des lateinischen Originals, Heft V, S. 376—398 übersetzt hat. Das VI. Heft liefert eine sehr schöne Litaney von der Lebensgeschichte der heiligsten Jungfrau Maria für die Feste ihrer Empfängniß, Verkündigung, Himmelfahrt und Geburt, zu welcher die einschlagenden Gebete aus Deresers Gebetbuch entlehnt worden. Sie ist ganz dazu geeignet, den mystischen Unsinn zu verdrängen, den man in den gewöhnlichen Litaneyen findet.

Der II. Band beginnt mit einem Conferenzaufsatze des Zürcher March-Capitels über die Frage: „worin bestehet die wahre Würde eines Geistlichen, und was hat er zu thun, damit er seinen Stand ehre, und nicht der Stand allein ihn ehrwürdig machen müsse?“ In demselben VII. Hefte wird S. 28 über die Brüderschaften der katholischen Kirche, von denen ein scheußliches Bild entworfen wird, der Stab gebrochen, von Karl Marx, Pf. zu Hausen am Than. Dagegen liefert die Conferenz des Capitels Geißlingen ein Formular zur nachmittägigen Gottesverehrung der Brüderschaft von der Liebe Gottes und des Nächsten, S. 39—51, die nicht verwerflich ist. Wenn es aber S. 50 heißt: „die Brüderschaftsmitglieder können alle Tage vollkommenen Ab-

laß all ihrer Sünden, und der dafür verdienten Strafen erhalten, wenn sie ihre Sünden wahrhaft bereuen und verabscheuen, und die h. Sacramente der Buße und des h. Abendmahls empfangen, wozu sie alle Sonntage, und besonders an den vier Hauptfesten Gelegenheit haben," so wird der altgläubige Theolog fragen, wer der Brüderschaft diesen vollkommenen Ablaß verliehen habe? Der Papst? oder der Bischof? Im VIII. Hefte stehet S. 85—106 ein in folgenden Hefte S. 165—189 fortgesetzter, und vom Pf. Rugel redigirter Aufsatz des Landcapitels Dietenheim: „Ueber die häußlichen Tugenden des Seelsorgers," den Rec. in den Händen aller Pfarrer zu sehen wünschte. Im Conferenzaufsatze des geistl. Raths und Pf. Krapf über den Aberglauben, Heft X. S. 271 findet man harte Aeußerungen über die Meinung derjenigen, die nicht glauben, daß es zu den Zeiten Christi und der Apostel Menschen gegeben habe, die vom Teufel besessen waren. Der Verf. scheint die exegetischen Gründe dieser Meinung nicht zu kennen, und nicht zu wissen, daß auch christliche Aerzte der früheren Jahrhunderte an keine teuflischen Besitzungen geglaubt haben. Der Hofkaplan Keller stellt über denselben Gegenstand S. 280 bessere Grundsätze auf, und das Generalvicariat von Konstanz hat unterm 12. Dec. 1808. weislich jedem Geistlichen verboten, an angeblich Besessenen, ohne höhere Erlaubniß, einen Exorcismus vorzunehmen. Nach S. 286 gedeihen die von demselben Vicariat verordneten Lesegesellschaften unter den Landpfarrern aufs Beste, und man bemerkt unter den circulirenden Schriften auch mehrere protestantische, z. B. Natorp's Quartalschrift für Religionslehrer, Gutsmuths Bibliothek, Ewald, Niemeyer, Schwarz, Schletz u. s. w.

Die öffentlichen Gottesverehrungen der katholischen Christen waren anfangs anders beschaffen als jetzt, und sollten wieder anders wer-

den. Aus der Geschichte, Religion und Vernunft dargestellt von einem alten katholischen Pfarrer in Baiern und königl. Bezirksinspector der Volksschulen. Landshut bey Thomann 1810. 675 Seiten in gr. 8. (2 fl. 50 kr.)

Der Verf. hat seine Schrift — „die er allen Edeln Teutschlandes, allen Freunden der Religion, der Tugend und des Heils der Völker, vorzüglich den weisen und ehrwürdigen Gewalthabern im Staate und in der Kirche weihet" — in vier Bücher abgetheilt. Im ersten Buche S. 1—98 beantwortet er die Frage: wie waren die Kirchen der ersten Christen gebauet und eingerichtet? Im zweyten Buche von S. 101—520: was geschah in den Kirchen der ersten Christen? Im dritten Buche: von S. 523—594. Welchen Antheil nahm das Volk an der öffentlichen Gottesverehrung? Im vierten Buche von S. 597—675: darf und soll die gemeinschaftliche Gottesverehrung der katholischen Christen geändert, und was, und wie soll darin geändert werden? Da die drey ersten Bücher theils eine freye Uebersetzung oder zweckmäßige Auswahl von Bingham (Origines sive Antiquitates Ecclesiasticae, quas ex lingua anglicana in lat. vertit I. H. Grischovius), theils mit Werkmeisters Beyträgen zur Verbesserung der katholischen Liturgie übereinstimmend sind: so darf Rec. bloß den Inhalt des vierten Buchs berichten. Der Verf. beweiset zuerst den Satz: die öffentliche Gottesverehrung der katholischen Christen darf anders werden, als sie jetzt ist. Dieser Satz folget schon aus der vorangeschickten Geschichte der katholischen Liturgie, die allmälig entstanden, und zum Theile sehr spät in der katholischen Kirche eingeführt worden ist, darf eben deswegen wieder geändert werden. Nach der Lehre der Katholiken ist nichts in der Religion unveränderlich, außer was zum Glauben, und zu den Sittenvorschriften gehört. Der zweyte Satz: die öffentliche Gottesverehrung der katholischen Christen soll geän-

dert werden, ist ebenfalls unleugbar, obschon die vielen Bibeltexte, welche der Verf. S. 613 und 614 angeführt hat, wenig beweisen. Der Zweck der öffentlichen Gotterverehrung ist Unterricht und Erbauung der Gläubigen. Daß dieser Zweck durch die lateinische Liturgie der römischen Kirche nicht erreicht werde, liegt am Tage, und alle vernünftige Katholiken kommen darin überein, daß der Gottesdienst in der Sprache des Volks gehalten werden sollte. „Einem denkenden Menschenkopfe muß es nicht mehr fragenswerth scheinen, ob man bey dem Gottesdienste sich der Landes- und Muttersprache bedienen soll," schreibt der badische geheime Rath Gärtler in seiner Abhandlung über die Schwierigkeiten, die sich bey der Einführung der deutschen Sprache bey dem katholischen Gottesdienste äußern. S. Journal für katholische Theologie I. B. 3tes Heft, S. 358. Der Verf. scheint diese Abhandlung, welche ihren Gegenstand erschöpfet; nicht zu kennen, oder nicht gehörig zu würdigen; sonst würde er sich darauf berufen haben, anstatt S. 617 zu schreiben: „Der Religionslehrer und das Volk sind in der (katholischen) Kirche zu sehr von einander getrennet, als daß er die Köpfe und Herzen der Gläubigen viel veredeln könnte. Das, was bey Aemtern, Messen, Vespern u. s. f. gesungen und gebetet wird, versteht das Volk nicht. Wie könnte es dadurch belehret und erbauet werden? Der Priester betet die (lateinischen) Gebete der Kirche, und von den Gegenwärtigen betet einer oder eine oder einige im P. Kochem, ein anderer im Baumgärtlein, ein anderer im Vergiß mein nicht, ein anderer im Seibt, ein anderer im Sailer, ein anderer im Jais, ein anderer im Nack, ein anderer im Reiter, ein anderer im Brunner u. s. f. Andere zählen Gott (am Rosenkranz) ihre Ave Maria vor... Dieser bittet um Gedeihen seines Gewerbes,... jener um Herstellung seiner kranken Kuh... Diese wendet sich an den allmächtigen und heiligsten Beherrscher aller Dinge, jene an die Mutter des Herrn, eine andere an den h. Rochus, wieder eine an

die vierzehn Nothhelfer, noch eine an den h. Leonhard, wieder eine an die armen Seelen (im Fegfeuer) u. s. w.“ Wenn gleich diese Schilderung auf manche katholische Kirche anwendbar seyn mag; so muß doch Rec., der viele katholische Länder bereisete, zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß er die Gottesverehrung der Katholiken an der Donau und am Rhein, am Main und am Neckar anders gefunden hat. Er hörte schon vor 30 Jahren deutsche Meßgesänge, und vor 15 Jahren deutsche Vespern in katholischen Kirchen singen, an denen alle Anwesenden frommen Antheil nahmen; wie er in französischen Landkirchen Jung und Alt, Weiber und Männer, Mädchen und Knaben den lateinischen Choral singen hörte. Der Verf. hätte aber nicht vergessen sollen zu sagen, daß sein Gemählde nur von einigen katholischen Kirchen, oder von seiner Gegend copirt sey.

Der dritte Punct: Was soll an der öffentlichen Gottesverehrung der katholischen Christen geändert werden? ist nicht hinlänglich erörtert worden. Rec. hatte erwartet, der Verf. würde die katholische Liturgie, Stück für Stück, durchgehen, das Mangelhafte und Zweckwidrige bey jedem derselben auszeichnen, annehmbare Vorschläge zur Verbesserung thun, und neue Formulare für liturgische Beichten, Communionen, Taufen, Trauungen, Beerdigungen, u. s. w. liefern. Davon findet sich aber nichts in seiner Beantwortung, die freylich mit vollem Rechte darauf dringet, daß die lateinische Sprache aus der Liturgie verbannet, und nach Materie und Form alles so eingerichtet werden soll, daß auch gebildete Stände der öffentlichen Gottesverehrung mit Nutzen und Vergnügen beywohnen, ja daß selbst Protestanten sich darin erbauen können. Die Vorschläge des Verf. 12 an der Zahl, verdienen indessen eine sorgfältige Prüfung, und zeigen seine aufgeklärte Denkart im schönsten Lichte.

Ueber den virten Punct: wie sollen diese oder ähnliche Aenderungen in der öffenlichen Gottes-

verehrung getroffen und eingeführt werden? stimmt Rec. in der Hauptsache mit den Vorschlägen des Verf. überein. Die geistliche und weltliche Obrigkeit sollen sich hierin die Hand bieten, und wenn nur einmal Landesbischöffe, die ihre Rechte kennen, aufgestellt werden; so wird es ihnen nicht an Mitteln fehlen, das Volk besser zu unterrichten, und für einen vernünftigeren Gottesdienst zu gewinnen.

Die gegenwärtige Schrift verräth übrigens eine große Belesenheit, vielseitige Kenntnisse, richtige Grundsätze und edle wie tolerante Gesinnungen in ihrem Verf., und verdient allen Lesern empfohlen zu werden, welche die theueren Werke eines Mabillon, Martene, Bingham, Salvaggio, Renaudot, Bona, und Gerbert sich nicht anschaffen können.

Neue Entwürfe und Dispositionen zu Leichenpredigten und Abdankungen. Herausgegeben von W. Teichler, Pr. zu Kobershayn bey Torgau. Leipzig, bey Vogel. 1809. 290 Seiten. 8. (1 Thlr.)

Neu waren diese Entwürfe in der letzten Messe, aber etwas neues enthalten sie nicht — auch nicht einen Gedanken, auch nicht eine Falte im Gewande des Ausdrucks, die nicht schon alt geworden wäre, im Gebrauch; wofern nicht das eine den Lesern unerwartet seyn wird, daß der hinkende Glaube: es sey derjenige glücklich zu preisen, der dieß zeitliche Leben bald mit dem ewigen verwechseln kann — ein Glück, zu dem jeder gelangen kann, den der Verdacht nicht kümmerte, ob er auch wohl seiner Sinne ganz mächtig gewesen sey — mit Stellen aus dem Seneca, Cicero und Sext. Empiricus belegt wird. Solcher, die gemeine Denkweise begünstigenden Aeußerungen gibt es viele in diesen Entwürfen, wie z. B. wer weiß, was dem Todten noch begegnet wäre, wenn er länger gelebt hätte, er hat um einen hohen Preis gekämpft 2c.

Wäre das Bedürfniß der vielen Prediger im Lande, die immer ihren Mund aufthun und sprechen müssen, nicht so dringend, und sähe jeder es nicht so gern, daß man ihm vorsagte, nicht allein wie, sondern auch was er sprechen sollte, so wären diese Leichenpredigten und Abdankungen (ein Ausdruck, den viele außer Sachsen kaum verstehen werden) schwer zu entschuldigen.

Grabreden von M. K. F. Gerstner. Zweyte Sammlung. Stuttgart, bey Steinkopf. 1809. 136 S. 8. (48 kr.)

Auch unter dem Titel:

Neue Grabreden von M. K. F. Gerstner. Mit einem Anhange von Texten zu Leichenreden, nebst kurzen Winken zu ihrer Behandlung.

Die Reden sind einfach, herzig und anspruchslos geschrieben. Sie mußten, als sie gehalten wurden, interessiren schon um des Gegenstandes willen, der sie veranlaßte; denn es gibt keine darunter, die nicht bey einer besonders merkwürdigen Gelegenheit gehalten wurde. In solchen Fällen wird es dem Redner leicht, den Zuhörer in Bewegung zu setzen. Aber, Lob und Ruhm verdient es, wenn alsdann der öffentliche Sprecher das Gemüth sanft zu bewegen weiß, ohne die Leidenschaften in Harnisch zu jagen. Dieses Verdienst hat sich Gerstner durch seine Vorträge erworben. In der Grabrede eines Kindes, welches sich mit heißem Getränke begossen hatte, ein Fall, wo mancher Leichenredner ach und weh geschrieen haben würde, da erzählt Gerstner ganz einfach und gelassen, was sich zu den Zeiten der jüdischen Könige mit Elisa zugetragen habe. Er schenkte der Sunamitin, deren einziger Wunsch auf Erden ein Sohn war, das verloren gegebene Kind wieder. Eine mildere Sänftigung des herben mütterlichen

Schmerzes, als diese psychologische Täuschung läßt sich nicht denken. Wie aber wird der Redner das schreckliche Besinnen der Mutter verhüten.

Mit ruhiger Offenheit sagt der Redner am Schlusse: erwartet keine Wunder mehr in unsern Tagen, aber lasset uns die Augen emporheben zu dem, der unvergängliches Leben uns verheißen hat, und dereinst allen guten Vätern und Müttern sagen wird: da nimm hin deinen Sohn, nimm deine Tochter.

Die beygefügten Leichentexte sind gut gewählt und mit kurzen lehrreichen Anwendungen versehen.

Die Elemente der Zahl, als Fundament der Algebra, nach Pestalozzischen Grundsätzen bearbeitet von Jos. Schmid, einem seiner Zöglinge und jetzigen Lehrer am Institute zu Iferten. Mit 7 Bogen Tab. in Holz. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1810. VIII. u. 155 S. (1 fl.)

Auch in Absicht der Zahlenverhältnisse hat die pestalozzische Lehrart nunmehr eine wichtige Verbesserung erhalten. Der Unterricht in diesem Lehrgegenstand, der schon bisher unter dem Namen der pestalozzischen Methode in vielen Volksschulen mit gutem Erfolg eingeführt war, wird durch diese schmidische Anleitung mehr vereinfacht, viel weiter gebracht, und mehr nach dem Wesen der genetischen Methode ertheilt. Die Vorrede gibt über die organische und unorganische Behandlung der Zahl eine interessante Ansicht, worauf sich die Ausführung in diesem Buche gründet. Es ist hierin derselbe Geist, wie in der unlängst erschienenen Formen- und Größen-, und der Zeichnungslehre; der Vortrag ist aber gebildeter, und, ohne etwas an dem Inhalt und der Deutlichkeit zu verlieren, doch bündiger. Auch ist der Uebergang vom Kopfrechnen zum schriftlichen nunmehr nach der pestalozzischen Methode angege-

ben. Dieser Theil geht bis in die Bruch- und Quadratrechnung, worauf nun der algebraische folgen wird.

Elementarbegriffe, oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken, und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch beym öffentlichen und häuslichen Unterricht und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen, von J. A. C. Löhr. Erste Abtheilung, welche die leichtern Begriffe enthält. Zweyte, vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. bey Guilhaumann. 1809. 292 S. (1 fl. 20 kr.)

Begriffe wie Körper, Figur, Allgemein, Schwere, Zusammenhang, Quelle, Meer, Wachsen, Organisation, Arbeit, Haab und Gut rc. sind mit vieler Bestimmtheit und vielfachen Beziehungen entwickelt. Der Verf., dessen Talent für die leichte Belehrung der jüngeren Kinder rühmlichst bekannt ist, weiß sich verständlich auszudrücken, und also auch hierin dem minder geübten Lehrer zu Hülfe zu kommen. Er hat hier die katechetische Form gewählt, die aber mehr der katechetischen Kunst bedürfte. Rec. findet im Ganzen dieses Buch als eins der nützlichsten seiner Art.

Anleitung zur stufenweisen Uebung der Kinder im Lesen, nach dem ersten Buche für Kinder, und den damit verbundenen Lesetafeln rc. und hiezu das erste Buch für Kinder von Adam Zeiß, Seminar. Inspector und Lehrer zu Marburg. Marburg Bayrhoffer. 1808. (16 S. Anweisung, 48 S. das Leseb. und 8 Tafeln.) (30 kr.)

Ueberaus zweckmäßig, nach der Lautmethode, im Wesentlichen wenig von der stephanischen unterschieden, auch mit An-

wendung mancher Olivierschen Regeln, zugleich Rücksicht nehmend auf die ältere Buchstabirmethode. Auch ist der Druck sehr angemessen. Der Verf. kennt das Geschäfte, und spricht aus demselben mit Verstand. Das hat er freylich mit andern Lehrern dieses Gegenstandes gemein, daß er die bewährte Manier zur Wichtigkeit der Methode erhebt, indessen thut er doch dieses auf eine bescheidne Art. Seine Anweisung samt den Tafeln und dem Lesebuch gehört zu dem Besten, was man für diesen Zweck hat.

Nützlicher Unterricht in kürzern und längern Vorschriften, welche der deutschen Schuljugend zum Abschreiben vorlegt, oder bey orthographischen Uebungen in die Feder dictirt werden können. Bearbeitet von Aloys Maier, Lehrer an der deutschen Hauptschule zu Salzburg. Salzburg Mayr. 1809. (390 S.) (1 fl. 30 kr.)

Man bedarf dergleichen doch einmal in manchen Schulen. Diese hier sind kurze Aufsätze unter Rubriken geordnet, psychologischen und moralischen, auch religiösen Inhalts, populär vorgetragen. Den poetischen Stellen fehlt meist die Poesie, und oft auch der Geschmack, wie schon die allererste zeigt; viel besser sind die prosaischen. Sehr nützlich findet Rec. die Sätze aus und nach den Evangelien, die in Schulen gelesen werden; Der nach der Vorrede allzubescheidne Verf. darf sich kühn an die Bessern seiner Vorgänger anschließen.

Materialien zum Dictiren. Ein Hülfsmittel zur Erleichterung des Unterrichts in der Rechtschreibung zum Schul- und Privatgebrauch entworfen von Joh. Wilh. Schwarz. Erste Abtheilung. Pirna, 1809. Friese VIII. u. 78. (6 gr.)

Zuerst einige der bekanntesten Regeln, nur nicht immer erschöpfend ausgedrückt; 2tens gleich und ähnlich lautende Wörter;

und 3tens und 4tens kurze Sätze, die physische Beschaffenheit des Menschen, und diätetische Mittel betreffend. Man braucht einmal dergleichen, und dazu ist dieses kleine Buch mit der versprochenen Fortsetzung ganz gut: allein besser wäre es, man bearbeitete auch solche Schriften nach einem tiefer eingreifenden Plane.

Dasselbe gilt von folgender kleinen zur Verstandesübung durch bestimmte Definitionen und Unterscheidungen der Worte interessirende Fragen ꝛc. sehr brauchbaren, und im Ganzen zweckmäßigeren Schrift:

324 Aufgaben zur nützlichen Selbstbeschäftigung der Kinder in zahlreichen Schulen, in denen ein Lehrer alle Classen unterrichtet. Von Sebastian Mutzl, Schullehrer zu Rasstadt im Salzburg. Salzburg bey Mayr. 1809. (S. 67.) (12 kr.)

Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend. Ein Pendant zu dem neu eingerichteten Elementarwerke von C. G. Bröder, Pastor zu Beuchte im Fürstenthum Hildesheim. Erster Theil gesellschaftliche Bel. und Besch. Zweyten Th. Besch. außer Gesellschaft, Hannover. Hahn 1809. (XVI. 214. und 136 S.) (20 gr.)

Allerley Aufgaben aus der Naturgeschichte, Geographie, alten Geschichte, auch Mythologie, Rechenkunst, Charaden, Anagrammen, Räthsel, Spiele zu Hause und im Freyen, Angaben Naturalien zu sammeln; alles auf Geistesbeschäftigung abzweckend; besonders hat uns die etwas ausführlich gegebene Anweisung zur Kenntniß des Sternenhimmels gefallen. Der Hr. Verf. hat zugleich die gute Absicht durch die Mannigfaltigkeit solcher nützlichen Vorschläge die Kinder und Jünglinge auf vielfältige Weise anzuregen, und die Richtung ihres Geistes zu versuchen. Lehrer und Eltern werden ihm für dieses Magazin Dank wissen, das so vielerley Gutes enthält. Es erregte noch lebhafter den Wunsch in dem Rec. daß doch auch dergleichen nach tieferen Grundsätzen der Methodik bearbeitet werden möchte, wozu dieses Buch vieles an die Hand gibt, und die in der Vorrede geäußerte Idee führen kann.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur.

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Fünftes Heft.

System der Wissenschaft, von G. W. Fr. Hegel. Erster Theil. Bamberg u. Würzburg, b. Göbhard. 1807.

(Fortsetzung der im 14. Heft (Abth. I. H. 4.) abgebrochenen Recension.)

Wir fahren nunmehro fort, unsere Leser mit dem Inhalte dieses wichtigen Werkes selbst bekannt zu machen.

Einleitung. S. 3—21. Es ist eine natürliche Vorstellung, daß, ehe in der Philosophie an die Sache selbst, nämlich an das wirkliche Erkennen dessen, was in Wahrheit ist, gegangen wird, es nothwendig sey, vorher über das Erkennen sich zu verständigen, das als das Werkzeug, wodurch man des Absoluten sich bemächtige, oder als das Mittel, durch welches hindurch man es erblicke, betrachtet wird. Die Besorgniß scheint gerecht, theils, daß es verschiedene Arten der Erkenntniß geben, und darunter eine geschickter als die andere zur Erreichung dieses Endzwecks seyn möchte; theils auch, daß, indem das Erkennen ein Vermögen von bestimmter Art und Umfange ist, ohne die genauere Bestimmung seiner Natur und Gränze, Wolken des Irrthums statt des Himmels der Wahrheit erfaßt werden. Ja es kann sogar das ganze Beginnen widersinnig scheinen, indem zwischen das Absolute und das Erkennen eine schlechthin sie scheidende Gränze falle. Denn ist

das Erkennen das Werkzeug, sich des Absoluten zu bemächtigen, so fällt sogleich auf, daß die Anwendung eines Werkzeugs auf eine Sache sie vielmehr nicht läßt, wie sie für sich ist, sondern eine Formirung und Veränderung mit ihr vornimmt; oder ist das Erkennen nur gewissermaßen ein passives Medium, durch welches hindurch das Licht der Wahrheit zu uns gelangt, so erhalten wir auch sie so nicht, wie sie an sich, sondern wie sie durch und in diesem Medium ist. Aber warum sollte man nicht selbst in dieses Mißtrauen Mißtrauen setzen, denn diese Bedenklichkeit setzt Vorstellungen von dem Erkennen, als einem Werkzeug und Medium, auch einen Unterschied unserer selbst von diesem Erkennen voraus, vorzüglich aber dieses, daß das Absolute auf einer Seite stehe, und das Erkennen auf der andern Seite für sich und getrennt von dem Absoluten doch etwas Reelles, oder hiermit, daß das Erkennen, welches, indem es außer dem Absoluten wohl auch außer der Wahrheit sey, eine Annahme, wodurch das, was sich Furcht vor dem Irrthume nennt, sich eher als Furcht vor der Wahrheit zu erkennen gibt.

A. Bewußtseyn. S. 22—100. I.) Die sinnliche Gewißheit, oder das Dieses und das Meinen. (S. 22—37.) Die sinnliche Erkenntniß erscheint als die reichste und wahrhafteste, denn sie hat den Gegenstand in seiner ganzen Vollständigkeit vor sich; aber sie gibt sich auch zugleich für die ärmste aus, denn sie sagt nur, es ist, und ihre Wahrheit enthält allein das Seyn der Sache; das Bewußtseyn ist als reines Ich und der Gegenstand als reines dieses; die Sache ist, und sie ist nur, weil sie ist. Sie ist, dieß ist dem sinnlichen Wissen das Wesentliche, und dieses reine Seyn oder diese einfache Unmittelbarkeit macht ihre Wahrheit aus. Aber genauer betrachtet, findet man, daß in ihr sogleich die beyden Momente ein dieser als Ich und ein dieser als Gegenstand herausfallen. Beyde sind in der That vermittelt, Ich habe die Gewißheit durch ein Anderes, nämlich die Sache, und diese ist eben so durch ein An-

deres, nämlich durch Ich. Der Gegenstand ist das Wahre und das Wesen, er ist gleichgültig dagegen, ob er gewußt wird, oder nicht, er bleibt, wenn er auch nicht gewußt wird, das Wissen aber ist nicht, wenn nicht auch der Gegenstand ist. Aber indem es nur das Seyn ist mit der Bestimmung der Abstraction, oder das Rein-Allgemeine, so bleibt unsere Meinung dem gleichgültigen Jetzt oder Hier gegenüber noch übrig. Die Kraft ihrer Wahrheit liegt also nun im Ich, in der Unmittelbarkeit meines Sehens, Hörens rc. aber nicht in dem einzelnen Ich, dem Ich diesem, sondern in dem Ich, als Allgemeinem, dessen Sehen weder ein Sehen des Baumes, noch Hauses rc. sondern bloß ein einfaches Sehen ist, das durch die Negation dieses Hauses rc. II.) Die Wahrnehmung; das Ding und die Täuschung. (S. 38—58.) Die Wahrnehmung nimmt das, was ihr das Seyende ist, als Allgemeines, der Gegenstand ist dem Wesen nach dasselbe, was die Bewegung ist, sie ist die Entfaltung und Unterscheidung der Momente, er das Zusammengefaßtseyn derselben. Das Allgemeine zeigt sich als das Ding von vielen Eigenschaften; das Dieses ist gesetzt als nicht dieses, oder als aufgehoben, und damit nicht Nichts, sondern ein bestimmtes Nichts, oder ein Nichts von einem Inhalte, nämlich dem Diesen. Das Ding ist Eins, und die Verschiedenheiten, wodurch es aufhörte, Eins zu seyn, fallen in uns selbst, das Ding selbst ist das Bestehen der verschiedenen und unabhängigen Eigenschaften, das Ineinssetzen dieser Eigenschaften kommt nur dem Bewußtseyn zu, welches sie daher an dem Dinge nicht in Eins fallen zu lassen hat. Es bringt daher das Insofern herbey, dadurch hält es sie aus einander, und das Ding als das Auch. Die sinnliche Einzelheit also verschwindet zwar in der dialektischen Bewegung der unmittelbaren Gewißheit, und wird Allgemeinheit, aber nur sinnliche Allgemeinheit. III.) Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt. (S. 59—100.) Dieß Allgemeine ist noch als Gegenstand

des Bewußtseyns, es hat seinen Begriff als Begriff noch nicht verfaßt. Die selbstständig gesetzten Unterschiede gehen unmittelbar in ihre Einheit, und ihre Einheit unmittelbar in die Entfaltung über, und diese wieder zurück in die Reduction. Diese Bewegung ist aber dasjenige, was Kraft genannt wird; das eine Moment derselben, nämlich sie als Ausbreitung der selbstständigen Materien in ihr Seyn ist ihre Aeußerung, sie aber als das Verschwundenseyn derselben ist die, in sich aus ihrer Aeußerung zurückgedrängte, oder die eigentliche Kraft. Indem wir so beyde Momente in ihrer unmittelbaren Einheit erhalten, so ist eigentlich der Verstand, dem der Begriff der Kraft angehört, der Begriff, welcher die unterschiedenen Momente als unterschieden trägt, denn an ihr selbst sollen sie nicht unterschieden seyn, der Unterschied ist hiermit nur in Gedanken. Die Mitte, welche die beyden Extreme, den Verstand und das Innere, zusammenschließt, ist das entwickelte Seyn der Kraft, das für den Verstand selbst nunmehr ein Verschwinden ist. Es ist darum Erscheinung, aber Allgemeines, ein Ganzes des Scheins. In diesem innern Wahren, als dem Absolut-Allgemeinen, welches vom Gegensatz des Allgemeinen und Einzeln gereinigt, und für den Verstand geworden ist, schließt sich erst über der sinnlichen als der erscheinenden Welt nunmehro eine übersinnliche als die wahre auf, über dem verschwindenden Diesseits das bleibende Jenseits auf. Unser Gegenstand ist hiermit nunmehr der Schluß, welcher zu seinen Extremen das Innere der Dinge und den Verstand, und zu seiner Mitte die Erscheinung hat. Noch ist das Innere reines Jenseits für das Bewußtseyn, denn es findet sich selbst in ihm noch nicht, es ist leer, denn es ist nur das Nichts der Erscheinung, und positiv das einfach Allgemeine. Das Innere, oder das übersinnliche Jenseits ist aber entstanden, es kommt aus der Erscheinung her, und sie ist seine Vermittelung, oder die Erscheinung ist sein Wesen, und in der That seine Erfüllung. Das Uebersinnliche ist das

Sinnliche und Wahrgenommene, gesetzt, wie es in Wahrheit ist, die Wahrheit des Sinnlichen aber ist Erscheinung zu seyn.

B. Selbstbewußtseyn. (S. 101—161.) IV. Die Wahrheit der Gewißheit seiner selbst. (S. 101—114.) Es ist nun eine Gewißheit entstanden, welche ihrer Wahrheit gleich ist, denn die Gewißheit ist sich selbst das Wahre. Nennen wir Begriff die Bewegung des Wissens, den Gegenstand aber das Wissen als ruhige Einheit, oder als Ich, so sehen wir, daß der Gegenstand dem Begriffe entspricht, oder den Begriff das genannt, was der Gegenstand an sich ist, den Gegenstand aber das, was er als Gegenstand, oder für ein Anderes ist, so erhellt, daß das An-sich-seyn und das Für-ein-anderes-seyn dasselbe ist. Dieser ganze Kreislauf macht das Leben aus, und in diesen drey Momenten ist erst der Begriff des Selbstbewußtseyns vollendet: a) reines, unterschiednes Ich; b) diese Unmittelbarkeit ist aber selbst absolute Vermittelung, sie ist nur als Aufheben des selbstständigen Gegenstandes, oder sie ist Begierde; c) aber die Wahrheit derselben ist vielmehr die gedoppelte Reflexion, oder die Verdoppelung des Selbstbewußtseyns, es ist ein Gegenstand für das Bewußtseyn, welcher an sich selbst sein Andersseyn, oder den Unterschied als einen nichtigen setzt, und darin aufhebt. Hiermit ist schon der Begriff des Geistes für uns vorhanden; was für das Bewußtseyn weiter wird, ist die Erfahrung, was der Geist ist, diese absolute Substanz, welche in der vollkommenen Freyheit und Selbstständigkeit ihres Gegensatzes, nämlich verschiedener für sich seyender Selbstbewußtseyn die Einheit derselben ist, Ich das Wir, und Wir das Ich ist. A) Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit des Bewußtseyns, Herrschaft und Knechtschaft. (S. 114—128.) Durch diese einfache Einheit sind zwey Gestalten des Selbstbewußtseyns gesetzt, ein reines, selbstständiges, und ein unselbstständiges, dem das Leben für ein anderes das Wesen ist (der Herr und der Knecht).

B) Freyheit des Selbstbewußtseyns, Stoicismus, Scepticismus, und das unglückliche Bewußtseyn. (S. 129—161.) Die Freyheit des Selbstbewußtseyns hat in der Geschichte Stoicismus geheißen; sein Princip ist, daß das Bewußtseyn denkendes Wesen ist. Aber es ist zugleich abstractes Wesen, die Freyheit des Selbstbewußtseyns ist gleichgültig gegen das natürliche Daseyn, sie hat nur den reinen Gedanken zu ihrer Wahrheit, es ist das bloße, inhaltsleere Denken, welches nicht zur Ausbreitung kommen kann. Der Scepticismus ist die Realisation des Stoicismus, die gänzliche Unwesentlichheit des Andern für das Bewußtseyn, und somit die wahrhafte Gewißheit seiner selbst. Von dieser Sich-selbst-Gleichheit fällt es wieder in jene Zufälligkeit und Verwirrung zurück, und es ist eine bewußtlose Faseley, von einem Extrem ins andere überzugehen; sein Thun und seine Worte widersprechen sich immer, es spricht die Nichtigkeit des Sehens, Hörens ꝛc. aus, und es sieht, hört selbst; wird ihm die Gleichheit aufgezeigt, so zeigt es die Ungleichheit auf, und umgekehrt; sein Gerede ist in der That ein Gezänke eigensinniger Jungen, von denen der eine A sagt, wenn der andere B sagt, und die sich durch den Widerspruch mit sich selbst die Freude erkaufen, mit einander im Widerspruche zu bleiben. Hiermit ist zugleich das durch seine Entzweyung unglückliche Bewußtseyn gesetzt; es geht über beyde hinaus, indem es an dem reinen Denken festhält; allein dieses ist noch nicht das Begriffene, es fühlt seine schmerzhafte Entzweyung, und wird von unendlicher Sehnsucht bewegt, aber das Denken bleibt ihm noch ein unerreichbares Jenseits, welches im Ergreifen entflieht.

C. (AA) Vernunft. (S. 162—375. V. Gewißheit und Wahrheit der Vernunft. (S. 162—174.) Indem das Bewußtseyn Vernunft wird, schlägt sein bisher negatives Verhältniß zu dem Andersseyn in ein positives um, sein Denken ist unmittelbar selbst die Wirklichkeit, es verhält

sich also als Idealismus zu ihr, Ich ist alle Realität und Gegenwart. Aber es ist nur noch der leere Idealismus, er faßt die Vernunft nur so auf, wie sie sich zunächst ist, und spricht die Dinge als Empfindungen und Vorstellungen aus; er muß darum zugleich absoluter Empirismus seyn, denn für die Erfüllung des leeren Meins, d. h. für den Unterschied und alle Entwickelung und Gestaltung desselben bedarf seine Vernunft eines fremden Anstoßes, in welchem erst die Mannigfaltigkeit des Empfindens und Vorstellens liege. A) beobachtende Vernunft. (S. 174—286.) a) Beobachtung der Natur, Unorganisches und Organisches. (S. 177—234.) Die Vernunft hat Interesse an der Welt, weil sie darin gegenwärtig ist, sie sucht ihr Anderes, aber damit nur ihre eigne Unendlichkeit. Es ist ihm daher bey diesem Suchen und Beschreiben das, woran die Dinge erkannt werden, wichtiger als die übrigen sinnlichen Eigenschaften, die das Ding selbst nicht entbehren kann, aber deren das Bewußtseyn sich entübrigt. Der Gegenstand, welcher den Proceß in der Einfachheit der Begriffs an ihm hat, ist das Organische; das Unorganische dagegen ist bestimmt, und macht nur mit einem andern Dinge zusammen die Vollständigkeit der Momente des Begriffs aus. Die gewöhnlichen Gesetze sind arm, denn sie entsprechen der organischen Mannigfaltigkeit nicht, sie geben nur eine oberflächliche Bestimmung, wo überall Ausnahmen erscheinen. Das Organische ist sich selbst Zweck, es zeigt sich als ein sich selbst erhaltendes und in sich zurückkehrendes und zurückgekehrtes. Dem Organischen selbst kommt hierbey das, zwischen seinem Ersten und Letzten mitten inne liegende Thun zu, es erscheint als die Bewegung der verschwindenden Wirklichkeit. Die ersten einfachen organischen Eigenschaften, um sie so zu nennen, sind Sensibilität, Irritabilität und Reproduction. Die ersten scheinen sich bloß auf den animalischen Organismus zu beziehen, denn der vegetabilische drückt in der That nur den einfachen Begriff des Orga=

nismus aus, der seine Momente nicht entwickelt. Indem das beobachtende Bewußtseyn die Allgemeinheit des organischen Lebens selbst in das Extrem der Einzelheit herunterfallen läßt, so hat es nur als Meinen das Ding vor sich, und es kann es nicht über den großen Einfluß, artige Bemerkungen, interessante Beziehungen, freundliches Entgegenkommen der Begriffe ꝛc. hinausbringen. b) Beobachtung des Selbstbewußtseyns in seiner Reinheit und in seiner Beziehung auf äußere Wirklichkeit; logische und psychologische Gesetze. (S. 234—244.) Indem sich die Beobachtung in sich selbst kehrt, und auf den als freyen Begriff wirklichen Begriff richtet, findet sie zuerst die Gesetze des Denkens. Sie wollen formelle Wahrheit seyn, allein das rein Formelle ohne Realität ist das Gedankending, oder die leere Abstraction ohne die Entzweyung an ihr, welche eben der Inhalt wäre. Diese negative Einheit des Denkens ist für sich selbst Princip der Individualität, und in seiner Realität thuendes Bewußtseyn. Es eröffnet sich also für die Beobachtung ein neues Feld an der handelnden Wirklichkeit des Bewußtseyns. — Nichtigkeit der psychologischen Gesetze. c) in seiner Beziehung auf seine unmittelbare Wirklichkeit, Physiognomik und Schädellehre. (S. 245—286.) Das Individuum ist an und für sich selbst, es ist für sich, und es ist ein freyes Thun, es ist aber auch an sich, oder es selbst hat ein ursprüngliches, bestimmtes Seyn, eine Bestimmtheit, welche dem Begriffe nach dasselbe ist, was die Psychologie außer ihm finden wollte. Die Gestalt ꝛc. ist Ausdruck seiner durch es selbst gesetzten Verwirklichung. Aber dieß Aeußere macht nicht als Organ das Innere sichtbar, denn das Innere, insofern es in dem Organe ist, ist die Thätigkeit selbst. Der sprechende Mund, die arbeitende Hand ꝛc. sind die verwirklichenden Organe, welche das Thun als Thun an ihnen haben. Die Physiognomie soll die bestimmte Individua-

lität in dem nothwendigen Gegensatze eines Innern und Aeußeren, des Characters als bewußten Wesens und als seyende Gestalt betrachten, und diese Momente so auf einander beziehen, wie sie durch ihren Begriff auf einander bezogen sind. Allein ihre Gesetze sind nur ein leeres Meinen und Geschwätz; das wahre Seyn des Menschen ist seine That, in ihr ist die Individualität wirklich. Nichtigkeit der gallschen Theorie. B) Die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseyns durch sich selbst. (S. 287.) Das Bewußtseyn ist nun reale Substanz. Hiermit ist der Begriff uns schon entstanden, nämlich das anerkannte Selbstbewußtseyn, das in dem andern freyen Selbstbewußtseyns die Gewißheit seiner selbst, und eben darin seine Wahrheit hat. In seiner Realität aufgenommen schließt sich in diesem Begriffe das Reich der Sittlichkeit auf: a) die Lust und die Nothwendigkeit. (S. 298—304.) b) das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels. (S. 305—317. c) die Tugend und der Weltlauf. (S. 317—329.) Die Nothwendigkeit, das Schicksal, ist der absolute als Seyn angeschaute, reine Begriff, die einfache und leere, aber unaufhaltsame und unzerstörbare Beziehung, deren Werk nur das Nichts der Einzelheit ist. Das Bewußtseyn weiß das Allgemeine oder das Gesetz in sich zu haben; dieß ist also Gesetz des Herzens. Aber es ist erst nur für sich, und es steht ihm noch eine Wirklichkeit gegen über. Diese ihm widersprechende Nothwendigkeit sucht es nun aufzuheben, es sucht das Wohl der Menschheit, es vollbringt also das Gesetz des Herzens. welches dadurch allgemeine Ordnung wird, für welche dieses Herz gleichgültig ist. Diese Gestalt des Bewußtseyns, sich in dem An sich Wahren und Guten als Wesen zu werden, die Individualität aber als das Verkehrte zu wissen, und daher aufopfern zu müssen, ist die Tugend. Das Allgemeine ist für das tugendhafte Bewußtseyn im Glauben; gegen den Weltlauf ist es noch als Inneres, es will das

Gute erst ausführen, der Weltlauf siegt jedoch, aber nicht über etwas Reales, sondern über diese pomphaften Reden vom Besten der Menschheit rc. C) Die Individualität, welche sich an und für sich reell ist. (S. 330.) Das Selbstbewußtseyn hat jetzt den Begriff von sich erfaßt, es ist in sich zurückgegangen, alle seine vorherigen Gestalten liegen hinter ihm, sie treten ihm nicht mehr gegen über, sondern entwickeln sich nur innerhalb seiner selbst als durchsichtige Momente. a) Das geistige Thierreich und der Betrug, oder die Sache selbst. (S. 333—358.) b) Die gesetzgebende Vernunft. (S. 358—365.) c) Die gesetzprüfende Vernunft. (S. 365—370.) — Was also nun dem Bewußtseyn der Gegenstand ist, hat die Bedeutung das Wahre zu seyn, es ist die absolute Sache, deren Daseyn die Wirklichkeit und das Thun des Selbstbewußtseyns ist; es ist sittliche Substanz, und es sind bestimmte Gesetze, welche es ausspricht. Aber das geistige Wesen ist für es als an sich seyendes Gesetz, der reine Wille Aller, das allgemeine Ich der Kategorie, das unmittelbar die Wirklichkeit ist, und die Welt ist nur diese Wirklichkeit.

(BB) Der Geist. (S. 376—624.) A) Der wahre Geist, die Sittlichkeit. (S. 382.) a) Die sittliche Welt, das menschliche und göttliche Gesetz, der Mann und das Weib. (S. 383—403.) — Der Geist als die wirkliche Substanz ist ein Volk, als wirkliches Bewußtseyn Bürger des Volks. Er ist in der Form der Allgemeinheit das bekannte Gesetz und die vorhandene Sitte, der das göttliche Gesetz gegen übertritt. Das unmittelbare Bewußtseyn seiner, wie als Wesens so als dieses Selbstbewußtseyn in einem andern, d. h. ein natürlich-sittliches Gemeinwesen, ist die Familie. Das Verhältniß des Mannes und der Frau ist das unmittelbare sich Erkennen des einen Bewußtseyns in dem andern, und das Erkennen des gegenseitigen Anerkanntseyns. b) Die

sittliche Hendlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal. (S. 403—421.) Das sittliche Bewußtseyn als die einfache reine Richtung auf die sittliche Wesenheit, ist die Pflicht. Bey der Schuld ist das Thun selbst diese Entzweyung für sich, und diesem gegen über eine fremde, äußerliche Wirklichkeit zu setzen. Das ihm offenbare Gesetz ist im Wesen mit dem Entgegengesetzten verknüpft; das Wesen ist die Einheit beyder, die That aber hat nur das Eine gegen das Andere aufgeführt; aber im Wesen mit diesem verknüpft, ruft die Erfüllung des Einen das Andere hervor, und wozu die That es machte, als ein verletztes, und nun feindliches racheforderndes Wesen. Dem sittlichen Selbstbewußtseyn stellt auf diese Weise eine lichtscheue Macht nach, welche erst, wenn die That geschehen, hervorbricht, und es bey ihr ergreift. c) Der Rechtszustand. (S. 422—428.) Das Allgemeine in die absoluten vielen Individuen zersplittert, dieser gestorbene Geist, ist eine Gleichheit, worin Alle als jede, als Personen gelten. Die persönliche Selbstständigkeit des Rechts ist vielmehr diese allgemeine, gleiche Verwirrung und gegenseitige Auflösung, denn was als das absolute Wesen gilt, ist das Bewußtseyn als das reine leere Eins der Person. B) Der sich entfremdete Geist; die Bildung. I) Die Welt des sich entfremdeten Geistes. a) Die Bildung und ihr Reich der Wirklichkeit. (S. 429—474.) b) Der Glauben und die reine Einsicht. (S. 474—485.) Der Geist dieser Welt ist das, von einem Selbstbewußtseyn durchdrungene geistige Wesen, das sich als dieses für sich seyende unmittelbar gegenwärtig, und das Wesen als eine Wirklichkeit sich gegen über weiß. Es bringt seine Welt hervor, und verhält sich gegen sie als eine fremde, der es sich zu bemächtigen hat. Die Staatsmacht ist, wie die einfache Substanz, so das allgemeine Werk, die absolute Sache selbst, worin den Individuen ihr Wesen ausgesprochen, und ihre Einzelheit schlechthin nur Bewußtseyn ihrer Allgemeinheit

ist. Der Glaube hat seinen Inhalt im Denken, nicht im Begreifen, im reinen Bewußtseyn, nicht im reinen Selbstbewußtseyn, Bewußtseyn des einfachen Innern, er ist also Denken. Aber durch die Bedeutung, welche dieses erhält, ist es, daß das Wesen des Glaubens in der Vorstellung aus dem Denken herabfällt, und zu einer übersinnlichen Welt wird. II) Die Aufklärung. a) Der Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben. b) Die Wahrheit der Aufklärung. (S. 486—532.) Die Aufklärung macht das, was dem Geiste ewiges Leben und heiliger Geist ist, zu einem wirklichen vergänglichen Dinge, und besudelt es mit der, an sich nichtigen Ansicht der sinnlichen Gewißheit. Alles ist nützlich, die Vernunft ist ihm ein nützliches Mittel, das Hinausgehen über das Bestimmte zu beschränken. Die Beziehung auf das absolute Wesen oder die Religion ist daher unter allen Nützlichkeiten die allernützlichste. Zuerst behauptet die Aufklärung ein Thun des Bewußtseyns zu seyn, und das absolute Wesen als sein Wesen hervorgebracht zu haben; dem glaubenden Bewußtseyn dagegen ist sein absolutes Wesen, eben so wie es ihm an sich ist, zugleich nicht wie ein fremdes Ding, sondern sein Vertrauen besteht gerade darin, sich als dieses persönliche Bewußtseyn darin zu finden, und seinen Gehorsam und Dienst darin, es als sein absolutes Wesen als sein Thun hervorzubringen. Die Aufklärung hat also über den Glauben darum eine unwiderstehliche Gewalt, daß sich in seinem Bewußtseyn selbst die Momente finden, welche sie geltend macht. Die Aufklärung beleuchtet seine himmlische Welt mit den Vorstellungen der sinnlichen, und zeigt jener diese Endlichkeit auf, die der Glaube nicht verleugnen kann, weil er Selbstbewußtseyn und hiermit die Einheit ist, welcher beyde Vorstellungsweisen angehören. Indem er nun so den Inhalt, der sein Element erfüllte, verloren hat, und gleichwohl in dieser Leere nicht bleiben kann, so ist er reines Sehnen, und wird in der That Eins mit der Aufklärung, nämlich das Bewußtseyn der Beziehung des End-

lichen auf das prädikatlose Unendliche, nur daß sie die befriedigte, er aber die unbefriedigte Aufklärung ist. III) Die absolute Freyheit und der Schrecken. (S. 533—547.) Der Geist als absolute Freyheit ist das Selbstbewußtseyn, welches sich erfaßt, das die Gewißheit seiner selbst, das Wesen aller geistigen Massen, der realen so wie der übersinnlichen Welt hat. An sich ist sie eben dieß abstracte Selbstbewußtseyn, welches allen Unterschied und alles Bestehn des Unterschiedes in sich vertilgt. Als dieses ist sie sich der Gegenstand, der Schrecken des Todes ist die Anschauung dieses ihres negativen Wesens. C) Der seiner selbst gewisse Geist, die Moralität. (S. 548.) a) Die moralische Weltanschauung. b) Die Verstellung. c) Das Gewissen, die schöne Seele, das Böse und seine Verzeihung. (S. 550—624.) — Hier scheint das Wissen seiner Wahrheit endlich vollkommen gleich geworden zu seyn, denn seine Wahrheit ist dieß Wissen selbst, und aller Gegensatz beyder Seiten verschwunden, und zwar nicht für uns oder an sich, sondern für das Selbstbewußtseyn selbst; das absolute Wesen ist alle Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit ist nur als Wissen. Die Pflicht gilt dem Bewußtseyn als das Wesen, ihm das wirklich und thätig ist, und so die Pflicht erfüllt. Die Harmonie der Moralität und der Natur, oder indem die Natur nur insofern in Betracht kommt, als das Bewußtseyn ihre Einheit mit ihm erfährt, die Harmonie der Moralität und der Glückseligkeit ist gedacht als nothwendig seyend, oder sie ist postulirt. Das andere Postulat ist die Harmonie der Moralität und des sinnlichen Willens, das An Sich ist also die Einheit solcher, welche als einfache Wesenheiten, Wesenheiten des Denkens, und daher nur in einem Bewußtseyn sind. Dieß ist also nunmehr ein Herr und Beherrscher der Welt, der jene Harmonie hervorbringt, und zugleich die Pflichten als viele heiligt. Das Bewußtseyn erzeugt seinen Gegenstand mit Bewußtseyn; auf der andern Seite aber setzt es ihn viel-

mehr außer sich hinaus, als ein Jenseits seiner, aber dieses An und für sich seyende ist zum Behuf des Bewußtseyns und durch dasselbe, die moralische Weltanschauung ist daher in der That nur die Ausbildung dieses zum Grunde liegenden Widerspruchs nach seinen verschiedenen Seiten. Die reine Pflicht ist gleichgültig gegen jeden Inhalt, das Gewissen ist die innere göttliche Stimme, und das Selbstbewußtseyn ist hiermit in sein Innerstes zurückgegangen; als Bewußtseyn ist es in den Gegensatz seiner und des Gegenstandes, der für es das Wesen ist, getrennt, aber dieser Gegenstand ist sein Selbst, es ist der Wechsel des unglücklichen Bewußtseyns mit sich, der aber für es selbst, innerhalb seiner vorgeht, aber in diesem In-sich-versenktseyn fehlt ihm die Kraft der Entäußerung. Es lebt in der Angst, die Herrlichkeit seines Innern durch Handlungen zu beflecken, es flieht die Berührung der Wirklichkeit, und beharrt in der eigensinnigen Kraftlosigkeit, seinem zur letzten Abstraction zugespitzten Selbst zu entsagen, oder sein Denken in Seyn zu verwandeln; es ist eine unglückliche sogenannte schöne Seele, welche in sich selbst verglimmt und sich in Dunst auflöst.

(CC) Die Religion. (S. 625—741.) VII.) Die Religion. (S. 625.) Die Religion ist die Vollendung des Geistes, worin Bewußtseyn, Selbstbewußtseyn ꝛc. als in ihren Grund zurückgehen, und zurückgegangen sind, und so zusammen die daseyende Wirklichkeit des ganzen Geistes ausmachen, welcher nur ist als die unterscheidende und in sich zurückgehende Bewegung dieser seiner Seiten. A) Die natürliche Religion. a) Das Lichtwesen. b) Die Pflanze und das Thier. c) Der Werkmeister. (S. 637—650.) Dieß mit dem Begriffe des Geistes erfüllte Seyn ist die Gestalt der einfachen Beziehung des Geistes auf sich selbst, und so das reine, Alles enthaltende, und erfüllende Lichtwesen des Aufgangs, das sich in seiner formlosen Substanzialität erhält. Aber dieser selbstbewußte Geist bestimmt seine Einfachheit als eine Mannigfaltigkeit des Für-

sich-seyns. Dieser Pantheismus, zunächst das ruhige Bestehn dieser Geisteratome, wird zur feindseligen Bewegung in sich selbst; die Unschuld der Blumenreligion, die nur selbstlose Vorstellung des Selbst ist, geht in den Ernst des kämpfenden Lebens, in die Schuld und das zerstörende Für-sich-seyn der Thierreligion über. Der Geist tritt aber dadurch in eine andere Gestalt, das aufgehobene Für-sich-seyn ist die Form des Gegenstandes, die durch das Selbsthervorgebrachte, sich aufreibende, d. h. zum Ding werdende Selbst ist. Der Geist erscheint also hier als der Werkmeister, und sein Thun, wodurch er sich selbst als Gegenstand hervorbringt, den Gedanken seiner aber noch nicht erfaßt hat, ist ein instinktartiges Arbeiten. B) Die Kunstreligion. a) Das abstracte Kunstwerk. b) Das lebendige Kunstwerk. c) Das geistige Kunstwerk. (S. 651—698.) Damit der Künstler ein ihm gleiches Wesen hervorbringen könne, ist ein höheres Element, die Sprache nöthig, und der Gott also, der die Sprache zum Elemente seiner Gestalt hat, ist das an ihm selbst beseelte Kunstwerk, das die reine Thätigkeit, die ihm, der als Ding existirte, gegenüber war, unmittelbar in seinem Daseyn hat. C) Die offenbare Religion. (S. 609—741.) Durch die Religion der Kunst ist der Geist aus der Form der Substanz in die des Subjects getreten. Allein wir haben noch nicht die Welt jener Kunst, sondern allein die eingehüllte Erinnerung dieser Wirklichkeit. In der geoffenbarten Religion ist das Wesen geoffenbart, d. h. es wird gewußt, was es ist; dieß geschieht, indem es Selbstbewußtseyn ist. Es ist hiermit die Versöhnung des göttlichen Wesens mit seinem Gegensatze oder dem Bösen vorgestellt; diese Versöhnung ist aber im Herzen, und mit ihrem Bewußtseyn noch entzweyt, und ihre Wirklichkeit noch gebrochen. Diese unmittelbare Gegenwart hat für das Selbstbewußtseyn noch nicht Geistesgestalt.

(DD) Das absolute Wissen. (S. 741 bis zu Ende.) Diese letzte Gestalt des Geistes, der Geist, der sei-

nem vollständigen und wahren Inhalte zugleich die Form des Selbst gibt, und dadurch seinen Begriff eben so realisirt, als er in dieser Realisirung in seinem Begriffe bleibt, ist das absolute Wissen, es ist der, sich in Geistesgestalt wissende Geist, oder das begreifende Wissen, die Wahrheit ist nicht nur an sich vollkommen der Gewißheit gleich, sondern hat auch die Gestalt der Gewißheit seiner selbst, oder sie ist in ihr Daseyn, d. h. für den wissenden Geist in der Form des Wissens seiner selbst. Der Geist in diesem Elemente dem Bewußtseyn erscheinend, oder darin von ihm hervorgebracht, ist die Wissenschaft. In der Wirklichkeit ist nun die wissende Substanz früher da als die Form oder Begriffsgestalt derselben; das Erkennen hat deshalb nur einen armen Gegenstand; zuerst gehören dem Selbstbewußtseyn von der Substanz nur die abstracten Momente an, aber indem diese als die reine Bewegung sich selbst weiter treiben, bereichert es sich, bis es die ganze Substanz dem Bewußtseyn entrissen, den ganzen Bau ihrer Wesenheiten in sich gesogen, und indem dieses negative Verhalten zur Gegenständlichkeit eben so sehr positives Setzen ist, sie aus sich erzeugt, und damit für das Bewußtseyn zugleich wiederhergestellt hat. Die Substanz, die der Geist ist, ist das Werden seiner zu dem, was er an sich ist, und erst als dieses in sich selbst reflectirende Wesen, ist er an sich in Wahrheit der Geist; seine Bewegung ist der, in sich zurückgehende Kreis, der seinen Anfang voraussetzt, und ihn nur im Ende erreicht. Wenn in der Phaenomenologie des Geistes jedes Moment der Unterschied des Wissens, und der Wahrheit und der Bewegung ist, in welcher er sich aufhebt, so enthält dagegen die Wissenschaft diesen Unterschied und dessen Aufheben nicht, sondern indem das Moment die Form des Begriffs hat, vereinigt es die gegenständliche Form der Wahrheit, und das wissende Selbst in unmittelbarer Einheit. Das Wissen kennt nicht nur sich, sondern auch das Negative seiner selbst, oder seine Gränze. Seine Gränze wissen, heißt: sich aufzuopfern wissen. Diese

Aufopferung ist die Entäußerung, in welcher der Geist sein Werden zum Geiste in der Form des freyen zufälligen Geschehens darstellt, sein reines Selbst, als die Zeit außer ihm, und eben so sein Seyn als Raum anschauend. Dieses sein letzteres Werden, die Natur, ist sein lebendiges unmittelbares Werden; sie, der entäußerte Geist, ist in ihrem Daseyn nichts, als diese ewige Entäußerung ihres Bestehens, und die Bewegung, die das Subject herstellt. Die andere Seite aber seines Werdens, die Geschichte, ist das wissende sich vermittelnde Werden, der an der Zeit entäußerte Geist, aber diese Entäußerung ist eben so die Entäußerung ihrer selbst, das Negative ist das Negative seiner selbst."

(Der Beschluß im nächsten Hefte.)

Versuch einer Erläuterung der Grundwahrheiten der Philosophie. Nebst angehängter systematischer Uebersicht der Kunstlehre, von Dr. E. R. Brauser. Regensburg, bey Zeidler. 1808. 86 S. (36 kr.)

Der Versuch dieser Erläuterung ist in zwey philosophischen Unterhaltungen geschehen, welche auf Kunstwerth keinen Anspruch machen, sondern bloß Anfängern die Hauptsätze der Philosophie auf eine leicht verständliche Art darstellen wollen. Der Gedanke selbst wäre wohl gut, aber er kommt noch viel zu früh, denn er setzt voraus, daß die schellingsche Philosophie ein in sich vollendetes Ganze sey, das keiner höheren Begründung bedürfe; eine Ansicht, die das Philosophiren zu einer sehr artigen Unterhaltung macht. Aus diesem Grunde nun, und weil das Werkchen an Gedanken wirklich zu arm ist, müssen wir den Verf. doch, (obgleich es uns leid thut, und er selbst in der Vorrede dagegen protestirt,) unter die Nachbeter zählen. Man sieht, die Schrift ist der Versuch eines Anfängers, ein Exempel zur Uebung, um seine Gedanken in Ordnung zu bringen, und Hr. Br. scheint einer von

den Modeherrn zu seyn, die nach Besuchung einiger philosophischen Collegien, eine gewisse Uebelkeit empfinden, die nicht eher aufhört, als bis sie das Verschluckte wieder von sich gegeben haben. — Am Ende finden sich noch die ersten Linien eines Handbuchs der Kunstlehre, welche Hr. Br. vielleicht bearbeiten wird, aber — aufrichtig gesagt wir rathen ihm nicht dazu (denn warum das schon so oft gesagte, noch einmal wiederholen?), bitten ihn hingegen inständig, statt dessen lieber Hegels Vorrede zu seinem System der Wissenschaft zu studiren, und sich dadurch zu einer gründlichen Ansicht vorzubereiten.

Handbuch der Religion für das erwachsene christkatholische Volk. Eine von dem bischöflichen Ordinariate zu Konstanz gekrönte Preisschrift. Von Fridolin Huber, Weltpriester, Dr. der Theologie und Pfarrer zu Waldmössingen im Wirtembergischen. Freyburg und Konstanz, in der Herderschen Buchhandlung. I. B. 542 S. II. B. 524 S. 8. (4 fl. 30 kr.)

Es war ein glücklicher Gedanke des General-Vicariats von Konstanz, daß es die Seelsorger seiner Diöcese durch einen Preiß aufmunterte, für das katholische Landvolk ein brauchbares Handbuch der Religion zu schreiben. Ein solches Handbuch müßte aber so kurz als möglich seyn, und mit Weglassung aller fremdartigen Materien nur die wesentlichen Lehren und Pflichten der katholischen Religion mit ihren Beweisen enthalten. Denn der katholische Landmann, wie der Städter, gibt nicht gern viel Geld für Bücher aus, und was über einen bis zwey Gulden kostet, siehet er als nicht für ihn geschrieben an. Das gegenwärtige Handbuch erfüllet aber diese Bedingungen nicht; es hat die fremdartigsten Materien, die mit der christlichen und katholischen Religion in keiner Verbindung stehen, in seinen Plan aufgenommen, und auch bey der

eigentlichen Glaubenslehre manches abgehandelt, was das gemeine Volk nicht zu wissen braucht.

Im ersten Theile wird gehandelt von den äusseren und inneren Theilen des menschlichen Körpers, von den Kräften und Eigenschaften der Seele, von der Erde, von dem Thierreiche, von dem Pflanzenreiche, von dem Mineralreiche, von Luft, Schall, Wind, Wasser, Nebel, Wolken, Thau, Reif und Schnee, von Sonne, Sternen, Planeten, Kometen u. s. w. Die Quellen, aus denen der Verf. die Beschreibung dieser Gegenstände geschöpft hat, sind nicht genannt; doch hat er S. 5. der Vorrede aufrichtig eingestanden, daß er manche Abschnitte wörtlich aus andern Werken entlehnt hat. Rec. macht ihm dieses nicht zum Verbrechen; glaubt aber ein Handbuch der Religion sollte keine Naturgeschichte seyn, da man in allen wohleingerichteten Volksschulen eigene, mit Kupfern versehene Schriften und Lesebücher für dasselbe hat, welche auch das erwachsene christkatholische Volk lesen darf.

Wenn der Verf. Bibelstellen erkläret, so scheinet er in einem ihm fremden Felde zu arbeiten. Die Schöpfungshymne 1. Mos. 1. paraphrasirt er B. 1. S. 275, wie folgt: „Vor allbereit sechstausend Jahren schuf die Allmacht Gottes alles, was über uns, um uns, und unter uns ist, die ganze Welt . . . Es war also vorher weder Sonne noch Mond, weder die Erde noch sonst etwas. Eine ewige, leere Finsterniß war es. Da machte denn Gott die Finsterniß kürzer, und setzte in die Stelle der abgekürzten Finsterniß das Licht. Es ward Tag, und dieser wechselte dann wieder mit eintretender Finsterniß oder der Nacht. So war denn zuerst Tag und Nacht erschaffen.“ (Was soll das heißen: Gott machte die Finsterniß kürzer, Gott hat die Nacht erschaffen?) Zweytens sprach Gott: „Es werde ein Firmament! Da entstand die Luft . . . worin die Wolken sich aufhalten.“ (Wie matt!) „Am dritten Tage, wie sich die Bibel ausdrückt, machte Gott die Erde und das Was-

ser." (Am Anfang, heißt es in der Bibel, schuf Gott Himmel und Erde.) „Damit die Pflanzen der Erde wachsen könnten, so ließ Gott viertens die schon erschaffene Sonne, Mond und Sterne am Firmament stärker erscheinen." (Weiß jetzt das erwachsene christkatholische Volk, was das Licht des ersten Tages war? Ist es ausgemacht, daß Gott die Sonne ꝛc. am vierten Tage bloß stärker scheinen ließ? Ist es gewiß, daß Mond und Sterne das Wachsthum der Pflanzen befördern?) „Fünftens sagte Gott: das Wasser soll sich bewegen mit allerhand lebendigen Thieren; die Luft soll sich rühren mit verschiedenen Vögeln." Diese Zeilen genügen um zu beweisen, daß die mosaische Urkunde weder treu übersetzt, noch richtig erklärt wird. Bey der Erzählung vom Sündenfalle S. 236. sagt der Verf., was nirgends in der Bibel stehet, daß die Schlange von der giftigen Baumfrucht gegessen habe, ohne zu sterben, und daß Eva durch das Beyspiel der Schlange verführt worden sey, ebenfalls von der giftigen Frucht zu essen. In Schriften, die für das Volk bestimmt sind, sollte man dergleichen Hypothesen nie als Geschichte aufnehmen. Wenn es S. 278. vom Menschen heißt: „Er sey der Beherrscher der Fische und des Meers, der Vögel und des Himmels", so mögen dieses Druckfehler seyn, durch welche das doppelte und ist eingeschoben worden. Unter den Beweisen für die Gottheit Christi findet man S. 316. den Text: Ich bin der Anfang aller Dinge. Joh. 8, 25. Wer weiß nicht, daß diese Uebersetzung unrichtig ist, und daß der Grundtext: τὴν ἀρχὴν ὅ, τι καὶ λαλῶ ὑμῖν heiße: Allerdings das, was ich zu euch rede, oder wie der Syrer es gibt, was ich anfangs zu euch sagte. Die Vulgata begünstigt den Beweis des Verf. nicht, da sie übersetzt: Principium, qui et loquor vobis.

Im zweyten Bande ist der Text Joh. 3, 6. abermal S. 390. unrichtig erklärt, und was der Verf. von der Begierdtaufe und Bluttaufe S. 391. schreibt, ist unerwiesen, und nichts als eine Ausflucht der Theologen, welche

die unumgängliche Nothwendigkeit der Taufe zum Seligwerden in dem mißverstandenen Texte Joh. 3, 3. wollen gefunden haben.

Nachdem der Verf. die Enthaltung von Fleischspeisen als einen wesentlichen Theil des kirchlichen Fastengebotes angegeben hat, wirft er S. 499. die Frage auf: Ob man sich auch von andern Speisen enthalten müsse, um das Kirchengebot zu erfüllen? Er antwortet, „Alle Kirchengesetze haben die Beförderung der Tugend zur Absicht; hiermit auch das Fastengebot. Weil aber die Speisen einen großen Eindruck (Einfluß) auf die Sittlichkeit und Tugend haben, so muß man das Fasten als eine Enthaltung von allen Speisen und Getränken betrachten, welche der Tugend schädlich werden könnten, wenn wir uns auch noch so sehr überwinden müssen. Der Wein macht dich zänkisch; willst du also verdienstlich fasten, so enthalte dich davon.“ Rec. glaubt allerdings, daß der Tugendfreund von solchen Speisen und Getränken sich enthalten müsse, die seiner Gesundheit oder Sittlichkeit nachtheilig seyn könnten. Allein dieses ist für ihn das ganze Jahr hindurch Pflicht, nicht bloß an kirchlichen Fasttagen; das kirchliche Gebot kann sich also nicht darauf erstrecken. Und wie wäre es, wenn das Landvolk den aufgestellten Grundsatz so nützte: „das Fleischessen hat auf meine Sittlichkeit keinen schädlichen Einfluß, und die Fastenspeisen befördern meine Tugend nicht: mithin bin ich nicht verpflichtet, vom Fleischessen an den von der Kirche bestimmten Tagen mich zu enthalten.“ Von Gelübden, Ablässen, guten und bösen Geistern fand Rec. in diesem Handbuche keine Auskunft, obschon sie dem Landmanne äußerst nothwendig ist. Die christliche Sittenlehre hat der Verf. gut bearbeitet. Die Sprache des Verf. in den Abschnitten, die aus seiner Feder geflossen sind, ist gar sehr vernachlässiget. Er schreibt: stoßte, Verdemüthigung, zween Ermahnungen u. s. w. Beyde Bände strotzen von Druckfehlern, von denen die wenigsten am Ende berichtiget worden sind.

Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. Zur Beförderung der häuslichen Andacht, von Herrmann Gottfried Demme, herzoglichem Sächsischem Consistorialrath und Generalsuperitendenten des Fürstenthums Altenburg. Gotha in der Beckerschen Buchhandlung. 1808. gr. 8. 2 Rthlr. kl. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Magazin neuer Fest- und Casualpredigten, Tauf- und Traureden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge, von C. G. Ribbek und G. A. Hanstein. Zehenter Theil. Magdeburg, b. Heinrichshofen. 1808. 1 Rthlr. 8 gr.

Predigten bey besonderen Veranlassungen gehalten von Ludwig Friedrich Schmidt, königlich-baierschem Oberkirchenrath, und Cabinetsprediger Ihrer Majestät der Königin. Erste Abtheilung, zweyte Auflage. München, bey Fleischmann. 1809. Zweyte Sammlung, Sulzbach, in der Seidelschen Buch- und Kunst-Handlung. 1809. 2 fl.

Recensent hat gethan, was jeder Rec. solcher Schriften thun sollte; er hat mehrere Predigten in diesen Sammlungen vorerst als erbauungsbegieriger Mensch gelesen, um sich in die Lage der Zuhörer und der Leser zu setzen, für die eigentlich solche Predigten gehalten und solche Sammlungen gedruckt werden, weil doch dadurch ihr Werth am richtigsten gewürdigt werden kann; und er gesteht, daß alle, die er auf diese Art gelesen hat, ihn mehr oder weniger erbaut haben; daß er in den demme'schen und hansteinischen am meisten Herzlichkeit, in den ribbekischen am meisten Belehrung, in den schmidtischen aber eine so ruhige, würdige Sprache gefunden habe, die ihm Ehrerbietung gegen den Verfasser und gegen die, von ihm vorgetragenen Wahrheiten unwillkührlich

eingeflößt hat. Eben so freymüthig gesteht er aber auch, daß er in allen nicht genug von der Kürze und dem Salze des Bibelgeistes gefunden hat, wodurch alle Wahrheiten erst den rechten Geschmack bekommen, und zu einer dauerhaften Nahrung werden. Als er in der Folge seine Recensentenpflichten zu erfüllen suchte, fand er keinen Grund, den ersten Eindruck zu verwerfen, sondern es ward ihm nur alles mehr entwickelt, was er anfangs bloß dunkel gefühlt hatte. Er wird zuerst einiges von den vielen, zum Theil musterhaft Guten herausheben, was sich in diesen Predigtsammlungen findet, und dann einiges bemerken, was nach seiner Ansicht anders oder besser hätte dargestellt werden sollen, und einiges, was er wirklich für tadelnswerth hält.

In den demme'schen Predigten herrscht eine sehr populäre und doch nicht unedle, sehr an- und eindringende Sprache, wie man sie von diesem Verf. erwarten kann. Nur ganz selten stößt man auf ein unedles Bild, z. B. S. 29.: „Erziehung macht den Durchschlag zum ganzen künftigen Gewebe des Lebens"; oder auf eine etwas unverständlich zusammengesetzte Periode z. B. S. 49. 50. Die Hauptsätze sind meist sehr gut gewählt, und für ein gemischtes Auditorium zweckmäßig ausgeführt. Vorzüglich lehrreich fand der Rec. unter andern die vierte Betrachtung: „Bemerkungen über das Leben Johannes", besonders S. 54. die Erinnerung, sich an das Entbehren, auch unschuldiger Zwiste zu gewöhnen, und wie manche Menschen Ehre und Redlichkeit verkaufen, bloß weil sie diese nicht entbehren lernten. (Bey S. 49. bemerken wir doch, daß Johannes zwar eine Zeitlang in der Einsamkeit lebte, aber nie dazu ermahnte, abgeschieden zu leben von der Welt. Vielleicht hätte auch auf das so seltene, neidlose Anerkennen eines höheren Verdienstes in der nämlichen Laufbahn, aufmerksam gemacht werden können.) Beherzigungswerthe, und nicht genug beachtete Wahrheiten sagt die funfzehnte Betrachtung, „daß man auch aus Liebe zum Frieden sündigen könne." Eben so die vierundsechzigste, nach Matth. 25,

31—46., daß man auch in dem eingeschränktesten Wirkungskreise, und bey Mangel an Glücksgütern, seine Menschenliebe thätig beweisen könne; und noch sehr viele mehr.

Zu jeder Predigt sind Verse oder populäre Reime gegeben, die meistens sehr fließend und gemüthlich sind. Selten findet sich eine Unrichtigkeit im Rhythmus, wie S. 322:

Edler sollen wir dort werden.

oder eine Härte, wie

Soll'n in jener Geister Reihen

Rec. weiß aus eigener Erfahrung, wie gut solche eingemischte Verse auf ein gemischtes Auditorium wirken.

Indeß ist er hin und wieder auf einige, doch nur wenige Beyspiele gestoßen, die nicht treffen. (S. 341. „Nehme man an, daß irgend" ꝛc. — der Mensch, der aufhört zu seyn, fühlt ja auch seine Armuth nicht mehr!) — Oder auf Gründe, die nicht ganz haltbar, wenigstens nicht tröstlich sind. (S. 342. wird ein Grund für unsere Unsterblichkeit daher genommen, daß in der Natur nichts vergehe, sondern Alles nur verwandelt werde. Wahr! Aber was hilfts dem einzelnen Menschen, daß die Natur ihn nicht verliert? Er verliert sich selbst, sein Daseyn, seine Persönlichkeit, die nur der Philosoph in der Wärme seiner Speculation verlieren mag!)

Nur einiges, worüber der Rec. verschieden von Hrn. D. denkt. In der zweyten Predigt hätte die Pflicht gegen solche, die durch ihre Schuld unglücklich werden, weit besser begründet werden sollen, und auch können, unter andern durch das Beyspiel Jesu, der so rein war, und doch mit theilnehmender Liebe auch auf solche Unglückliche sah, durch den so nahe liegenden Gedanken: ob wir nicht vielleicht von andern Seiten eben so fehlerhaft seyen ꝛc. In der dritten Predigt ist der Werth fester Grundsätze wohl zu hoch angeschlagen, wenn wir etwa dadurch allein besser werden sollen. Die Hauptsache bleibt immer Lust und Kraft, sie zu befolgen. Durch falsche Vorspiegelungen, daß hier der Grundsatz nicht anwendbar sey, durch falsche Benennungen eines Vergehens,

da Falschheit nothwendige Klugheit, Unkeuschheit Befriedigung eines Naturbedürfnisses heißen muß ꝛc. — werden oft die besten Grundsätze beseitigt, wie gewiß der Menschenkenner D. sehr gut weiß. Ein geänderter, heiliger Sinn, öfterer Blick auf die unsichtbare Welt, Streben Gott zu gefallen — was etwas davon in dem Menschen aufregen kann, das bringt erst die Grundsätze zu Leben und Kraft. Nach der vierten sollte freylich die Taufe Johannis Reinigung des Sinnes und Herzens abbilden: aber daß Juden dazu aufgefordert wurden, sollte besonders in ihnen das Gefühl wecken, daß auch sie unrein seyen, da sie wähnten, sie hätten schon darum Theil an dem Messias, weil sie Juden wären. Uebrigens lebte zwar Johannes eine Zeitlang in der Einsamkeit; aber er ermahnte nirgends, abgeschieden von der Welt zu leben, wie S. 49. behauptet wird. S. 306. ist das Wort Jesus: „solches thut zu meinen Gedächtniß", mit Unrecht als Stärkungsmittel zum Dulden für das Heilige genommen, wozu wenige Christen berufen sind. Andenken an ihn, besonders an seine wohlthätige, sich aufopfernde Liebe, die in seiner letzten Mahlzeit symbolisirt wird, — nichts mehr und nichts weniger fodert er in diesen Worten. Er weiß dann schon, was ein solches Andenken wirkt. Manche Einleitungen sind offenbar zu lang, und führen nur ganz von weitem her zu dem Hauptgegenstande der Betrachtung. So fängt z. B. die achtunddreyßigste Betrachtung über den Sinn des Ausspruchs Jesus: der Mensch muß neugeboren werden, mit einer Deklamation über Gottes Daseyn, Unerforschlichkeit, Güte, und über den ihm schuldigen Dank an, die auf vier Seiten erweitert ist, da doch die höchstwichtige Frage selbst die ganze zu einer Betrachtung bestimmte Zeit weggenommen hätte.

Was aber der Rec. an Hrn. D. am meisten tadelt, das ist die, man möchte sagen, beyspiellose Beyseitesetzung des Textevangeliums, von dem oft kein Wort, nur als passendes Motto, vor der Predigt stehen könnte. Wem wird es einfallen, daß über Joh. 10, 12—16. (Jesus ein guter Hirte)

über „die Weisheit Gottes in der Natur“ geredet würde? Muß man nicht lächeln oder sich ärgern, wenn vom Texte bloß gesagt wird: „Wir denken das sanfte Bild, mit welchem Jesus seine Liebe zu seinen treuen Bekennern bezeichnet, in näherer Beziehung auf den Frühling zu betrachten! Soll dann der Hirt, oder sollen die Schafe in Beziehung auf den Frühling gesetzt werden? Wem wird es einfallen, daß man den Text, Joh. 6, 1—5. (die Geschichte von Speisung der 5000 Menschen) vorlesen, und nun „über einige Kennzeichen einer aufrichtigen Wahrheitsliebe“ reden werde? Ist es nicht unwürdige Spielerey, und scheint es nicht stillschweigendes Bekenntniß von der Unbrauchbarkeit der evangelischen Perikopen, wenn man sie vorlieset, weil man sie vorlesen muß, dann von etwas ganz anderen redet, und die Perikope weiter nicht berührt? Rec. ist überzeugt, daß Hr. D. ganz anders darüber denkt; aber muß es nicht auf religiöse Bibelfreunde so wirken? Hr. D. hat 142 Geistliche unter seinen Subscribenten. Welches üble Beyspiel gibt er ihnen, da er von so vielen andern Seiten Muster für sie seyn kann! Und an Festtagen, die eigentlich zum Andenken an die großen Begebenheiten des Christenthums bestimmt sind; sollte da von ganz anderen, obgleich auch interessanten Gegenständen geredet werden, z. B. an den beyden Pfingsttagen, über Heiligung durch Selbstprüfung, (der Text steht Joh. 14, 23—31.) und über einige Mittel zu Beförderung heilsamer Selbstkenntniß (der Text steht Joh, 3, 16—21.)? Sollten aber einmal durchaus diese zwey Hauptsachen gewählt werden, warum benutzt doch der Verf. die Verbindung des Textes nicht, um an dem Beyspiele der Schüler Jesu zu zeigen, wie die Vorsehung Selbstprüfung erleichtert, zu Selbstprüfung leitet durch Lagen, worin die Schwäche des Menschen und seine Selbsttäuschung zu Tage kommen muß, und wie man solche Lagen zu nutzen habe. Da er das Urtheil von Freunden, als Mittel zu heilsamer Selbstkenntniß vorschlägt; warum doch kein Wort von Jesus, der als Freund seiner Schüler, sie oft aufmerksam machte auf ihre Schwäche,

auf ihren Unglauben, auf ihren Erdensinn, den sie selbst noch nicht kannten? Dieß hätte doch noch einigermaßen zu dem Texte gepaßt. Doppelt weh thut es, wenn man in einer Predigt, wie in der achtundfunfzigsten, so treffende Gedanken findet zu dem edeln Zweck, die Menschen aufmerksamer zu machen auf das gewöhnliche tägliche Gute, was sie genießen, und sieht, daß der Text (Matth. 22, 1 — 14. von den undankbaren Gästen und dem Gast ohne Kaftan) sogar nicht dazu paßt. (Ein schönes und treffendwahres Bild findet sich indeß S. 719. „der Frühling gleicht dem Fest des Reichen; der Herbst dem Fest des Armen.“ —) Diese Vernachlässigung des Textes ist wirklich weit nachtheiliger für Erbauung und wahre Religiosität, als auch manche der religiösesten Prediger zu glauben scheinen. Ob eine Reihe von Wahrheiten als freye Speculation des Predigers erscheinen, oder ob sie an die Bibel angeknüpft, aus ihr hergeleitet werden, das ist so verschieden, wie das Wort eines Unbekannten und das Wort eines alten trauten Freundes. Wenn man die Bibel nutzt, um aus ihren Darstellungen zu ermahnen, zu warnen, zu erheben, zu stärken, religiösen Sinn zu nähren; so gibt man nicht bloß das, was man ausgesprochen hat, sondern man setzt den Zuhörer oder Leser in den Stand, die Bibel selbst so zu gebrauchen, selbst in ihr Warnung, Stärkung ꝛc. zu finden. Rec. weiß es aus eigener Erfahrung, daß Zuhörer, einmal in diesen Gesichtspunct gestellt, manches in einer Bibelgeschichte, in einem Gleichniß Jesus gefunden hatten, was dem Prediger selbst entgangen war ꝛc. Jetzt nicht einmal der Behältlichkeit zu gedenken, die alles hat, wenn es aus dem Texte hergeleitet ist. Möchten doch die obern geistlichen Behörden endlich einmal den Zwang der Perikopen beseitigen, der entweder solche Vernachlässigungen des Textes veranlaßt, entschuldigt, oder gar rechtfertigt, weil nicht alle Prediger Reinharde sind, aber zu einem Mechanismus verführt, der dem aufmerksamen Zuhörer ekelhaft und am Ende lächerlich wird!

In den ribbek- und hansteinischen Predigten sind die Texte schon weit besser benutzt, obgleich viele darunter Casualpredigten sind, wo es natürlich weit schwerer ist. So die Predigt von Hanstein über Luk. 1, 57—80., die von Ribbek über Matth. 15, 22.; noch besser aber die am Palmsonntag, nach Matth. 21, 1—9.: „über den Wunsch und die Hoffnung besserer Zeiten, in so fern dieser Wunsch und diese Hoffnung auf äußeres Wohlergehen gerichtet ist.“ (Nicht etwa kürzer: über Wunsch und Hoffnung größeres Wohlergehens im Aeußeren?) Sehr zweckmäßig ist an diese letzte Passionspredigt die Predigt auf das Osterfest angeknüpft: „die Auferstehung Jesu erinnert uns daran (versichert uns), daß die Sehnsucht nach besserer Zeit in jeder Hinsicht dort erfüllt werden wird. Rec. möchte indeß doch nicht sagen, daß der sehnliche Wunsch nach besserer Zeit überhaupt unseren Sinn zu leicht von dem Unsichtbaren und Himmlischen abziehe. Er liegt verborgen in den besseren Menschen, wie die Sattheit an der Gegenwart in gemeinen Menschen liegt. Er quillt aus dem Gefühl höherer Bedürfnisse, das uns Prophet und Sacrament einer bessern Welt ist und seyn soll. Mit Mühe erträgt oft der Mensch das gewöhnliche Erdenleben, ohne darum mißvergnügt zu seyn mit dem, was Gott gab, oder undankbar. Er strebt nach einer Freyheit, einer Reinheit, einer Liebe, einer Ewigkeit, die er hier nicht findet. Und das soll so seyn, damit er hinblicke nach einer besseren Welt, wo er es zu finden hoffen darf. Und dann verwirrt sich diese Sehnsucht, wenn sie Befriedigung in Erdengütern, äußerer Ehre, oder in Erdengenuß zu finden wähnt. Ueberzeugt man aber diese Verirrten, daß das Alles eben so unbefriedigt läßt, lassen müsse; daß es ganz andere Güter und Genüsse sind, die den vielbedürfenden Menschen sättigen können; daß der Mensch erst einen Himmel in sich tragen müsse, ehe ihm ein äußerer zum Himmel werden kann: dann wirkt die Sehnsucht, wie sie soll. Mag sie sich denn auch in Zeiten regen, die man nicht schwer und böse nennen kann; sie zieht den Blick von der Erde weg,

auf das Land und die Zeit, wo alle Thränen weggewischt sind, wo es keinen Krieg und keinen Druck mehr gibt; wo Macht und Liebe, wie bey Jesus, im richtigen Verhältniß stehen; wo das Gute nicht mehr durch Thorheit und Leidenschaft, der Genuß des Guten nicht mehr durch Verkehrtheit der Verkehrten gestört wird. Indeß haben die Verf. Anlaß genug, bloß von dem Wunsch nach besserer Zeit in einer schweren Zeit zu reden; denn sie erlebten eine. Ihre Predigten müssen gerade damals trefflich gewirkt haben, weil sie eigentlich nur Commentar waren von dem furchtbaren Zeitbegebenheiten, die jeder erlebte, weil sie nur in Worten aussprachen, was jene Begebenheiten so tief erschütternd verkündigten jedem, der Ohren hatte zu hören. Was Rec. am meisten an beyden Verfassern tadelt, sind die langen, manchmal verwickelten Hauptsätze, die sich so leicht abkürzen ließen. Oder sollte es nicht verständlicher und behältlicher seyn, wenn der Hauptsatz auf den Sonntag Reminiscere hieße: „auch pflichtmäßige Grundsätze der Wohlthätigkeit haben ihre Ausnahmen"; oder der am zweyten Ostertag: „die Auferstehung Jesus zeigt, daß sich alles dunkele in unseren Schicksalen aufklären wird"; oder der am zweyten Sonntag nach Epiphanias: „über die Freuden des auch mühevollen Elternstandes"? Kein Wort zu viel in der Predigt; das wäre zu viel gefodert: aber keins zu viel in dem Hauptsatz, diese Foderung ist psychologisch begründet und billig. Darüber getraut der Rec. die würdigen Verf. selbst zur Entscheidung aufzurufen.

Die Predigten von Hrn. Schmidt kann Rec. besser als die vorigen beurtheilen; weil er ihn selbst gehört hat. Die Diction ist mit dem Redner aus Einem Stück. In der Darstellung und im Vortrag, die gleichruhige Würde, das sanfte Feuer, die, zum Gemüth dringende, den ganzen Menschen erfassende Beredsamkeit. Er hat sich von den Perikopenfesseln loßgemacht, und bewegt sich freyer in den freygewählten Texten. Statt ihrer hat er mehrere sehr passende aus den Psalmen gewählt, und sie nach der Uebersetzung von M. Men-

delssohn, wenigstens abdrucken lassen. Rec. würde aber doch die schöne herdersche Uebersetzung des 84sten Psalms vorgezogen haben, weil sie den Anlaß des Psalms deutlicher bezeichnet. Mehrere Stellen zeigen, daß die wohlthätigste der Feen, die Hoffnung, den würdigen Verf. sanft umschwebe. S. 136. z. B. findet sich ein trauriges, aber sehr wahres Gemälde von dem Geist des letzten Jahrhunderts. Mögen uns die schönen Hoffnungen in Erfüllung gehen, die er von dem jetzigen darlegt. Sie sind ein Blick in das goldene Zeitalter, zu dem weder das Auge, noch ein Tubus den Rec. fähig macht, obgleich er sonst auch den rosenfarbenen Blick an einem Gegenstand gern sucht, und leicht findet. Wohl dem Kreise des Verf., da er S. 147. im Gebet sagen konnte: „die Züchtigung hat uns vom Leichtsinn geheilt, von der Sünde zurückgebracht." Rec. kann das nicht sagen, und keiner seiner Bekannten; so daß man sich oft die Frage aufgeworfen hat: „wie kommt's doch, daß die Menschen durch alle die erschütternden Begebenheiten, die wir erlebt, nicht weiser und besser, manchmal wohl eher verkehrter und schlimmer geworden sind"? Der zweyte Theil, der eigentlich in den Zeitraum dieser Jahrbücher fällt, zeigt noch von mehr Reife, wie der erste. In der dritten Predigt sind große Wahrheiten, trefflich gesagt, obgleich Rec. von diesem Verf. noch mehr erwartet hätte. Der Text: Ephes. 5, 15—21. hätte wohl zu mehreren Anlaß gegeben; besonders der bedeutende 17. Vers, der jedem zu der Frage ermuntert: was ist Gottes Wille an dich in dieser bösen Zeit? Keine Predigt kann aber den Muth und Herzen eines Redners mehr Ehre machen, als die sechste, am Namenstage des Königs. Die kaiserlich österreichischen Truppen waren gerade damals in München, und wie man aus ihren Proclamationen weiß, gehörte es zu ihren Projecten, die Unterthanen zu revolutioniren. Hr. Schmidt ermahnt aber zur Treue gegen den König, zum Dank für seine Erhaltung, zum Patriotismus, als ob sie hundert Meilen entfernt gewesen wären, und setzt dabey voraus, daß sie selbst diesen Sinn ehren

würden. Von großer Wirkung muß es gewesen seyn, als der Verf. S. 91. gesagt hatte: „vielleicht ist sie nicht fern, unsere Erlösung, und den nächsten Morgen vielleicht dankt unser Herz dem Gütigen und Weisen, der unser Leid gewendet hat"; und — noch am nämlichen Tage, die feindlichen Truppen die Hauptstadt verließen!

Eins ausgenommen, mußte Rec. suchen, um — nach Recensentenpflicht auch etwas zu tadeln. Da fand er denn einige allzulange, obgleich gutgebaute Perioden, z. E. im ersten Band S. 22., eine 24 Zeilen lang, und im zweyten Band, S. 193 u. 194. sogar eine, die 32 Zeilen einnimmt. Gleich in der ersten Predigt des ersten Bandes, viermal: und in Einer Periode, und unmittelbar darauf, in jeder drey. So richtig übrigens alles in dieser Predigt Gesagte ist; so wird es doch kaum die überzeugen, die den öffentlichen Gottesdienst vernachlässigen. „Es kömmt nicht auf das Kirchengehen, sondern auf das Handeln an." — „Der Prediger kann mir nichts Neues sagen." — „Ich kann zu Haus mich besser erbauen." — „Der Prediger predigt schlecht." (Was freylich Hrn. Schm. Auditorium nicht sagen wird und kann.) Diese und ähnliche Einwendungen müssen beseitiget werden, wenn sie gleich nur Vorwand sind, dabey muß der Prediger zeigen, daß er nicht etwa aus gekränkter Eitelkeit, (was wirklich manchmal der Fall ist) sondern, um der Sache willen, aus Pflicht so rede.

Das Einzelne, was Rec. wirklich an Hrn. Schm. tadelt, ist der wenige Gebrauch, den auch er, bey seinen, sonst sehr christlichen Ansichten, von der Bibel macht. Gleich die zweyte Predigt, im ersten Bande, über Es. 55, 8. 9. enthält trefflich entwickelte Wahrheiten. Aber warum keine Beyspiele, deren die Bibelgeschichte so viele enthält? Der Anlaß des Sehers zu diesem Ausspruch, wäre vielleicht selbst Eins gewesen. Gerade ein Mann, wie Hr. Schm., sollte sichs zur besonderen Pflicht machen, gerade seinem gebildeten Publicum zu zeigen, wie viel hohe Lebensweisheit und tiefe Menschenkenntniß sich

in der Bibel finde; daß sie Depositär des Heiligsten und Erhabensten sey, was es für ein zur Erhebung fähiges Gemüth geben kann. Würde dieß erkannt; so würde es auch zur Erfüllung des schönen Wunsches beytragen, womit der Verf. die achte Predigt beschließt: „den Namen des aufgeklärten, eignete sich das sterbende Jahrhundert zu. Ach! den schöneren und sanfteren erkämpfe sich das künftige: den Namen des Jahrhunderts der Menschlichkeit.“ Der Rec. sagt dazu von ganzem Herzen: Amen.

Excursionen in das Gebiet der Pastoral, praktischen Casualmethodik und Liturgik, lesbar für alle Confessionen, von Friedr. Ludw. Textor, Großherz. Hess. Pfarrer in Romrod. Marburg, in der neuen akad. Buchhandlung. 1809. 189 S. (45 kr.)

Dießmal muß Rec. den Titel eines Buches kritisiren, und zwar aus Liebe zum Buche selbst. Excursionen sind es nicht, weil der Hr. Verf. sich hier ganz in seinem eignen Gebiete befindet, „praktisch“ ist überflüssig, „lesbar“ ist zu wenig für das, was man brauchen oder nachahmen soll, und „für alle Confessionen“ ist nur in gewissem Sinne richtig. In der ersten Abhandlung: über Prediger-Reform, geht er zwar nicht tief genug ein, rügt mitunter Fehler, welche gerade nicht mehr die Fehler unseres Zeitalters sind, z. B. das Predigen veralteter Dogmatik, und empfiehlt manches, was theils nicht so unbedingt empfohlen werden sollte, wie das Predigen der Moral — denn die evangelische Lehre ist die Einheit der Glaubens- und Sittenlehre, — theils, was nicht in Anwendung zu bringen ist, z. B. die Verwerfung derjenigen Geistlichen, die nicht genug körperlich begünstigt sind, oder deren Charakter im Innern nicht der beste ist — denn wie will man in unsern Zeiten, wo der Mangel an Theologie-Studirenden immer mehr gefühlt wird, und wo die Cultur unendliche Chicanen

im Sittlichen mit sich führt, so etwas gesetzlich machen? Aber er spricht mit freymüthiger Wahrheitsliebe, und sagt mit edler Wärme für den Stand des Religionslehrers sehr viel Gutes, was diesem Stande, nicht nur den Lehrern, sondern auch den geistlichen Obern, nicht genug gesagt werden kann. Die zweyte Abhandlung sucht die schwierige Frage: was haben positive Kirchenstrafen für einen Zweck, und wie wird er am besten erreicht? nach protestantischen Grundsätzen zu beantworten. Der Begriff des positiven ist unrichtig gefaßt, da solche darunter verstanden werden, „die ohne eigentliche Würdigung der inneren Motive der fehlerhaften Handlungsweise und dessen, was aus der fehlerhaften Handlung nach nothwendigen Vernunftgesetzen erfolgen muß", willkührlich verfügt werden. Im Gegentheil glauben wir, daß die Kirchenstrafen in den ersten Jahrhunderten, auf welche sich Hr. T. bezieht, einen ganz entgegengesetzten Character des Positiven hatten, (wie er auch selbst S. 4. anzunehmen scheint), nun aber allerdings in Mißbräuche und in den Dienst der Hierarchie übergingen. Er ist der Meinung, daß nicht Beförderung der Moralität Zweck seyn könne, da die Erfahrung lehre, daß der Verbrecher aus dem Zuchthause in der Regel verdorbener zurückkomme, als er hineingegangen. Wir können dieser Erfahrung hundert andere entgegensetzen, wo man der Zucht, die freylich nicht mit Zuchthaus verwechselt werden darf, nicht entbehren kann, und auch wirklich durch sie bessert. Auch dieses gibt der Hr. Verf. bald darauf zu, da er sie für manche Kirchenmitglieder nothwendig hält, und allein in der Kirchendisciplin den Zweck jener Strafen annimmt. Allein damit ist ja zugleich auch der moralische Zweck angenommen. Die Disciplin der ältesten christlichen Kirche, auch die von Calvin eingeführte, und zunächst die der Brüdergemeinde, hätten hierbey zur Erläuterung dienen können, und es hätte gezeigt werden müssen, wie sich solche kirchliche Einrichtungen mit den protestantischen Grundsätzen vereinigen lassen. Ob nun gleich die Frage nicht eigentlich beantwortet ist, so ist

doch das, was Hr. T. zur Empfehlung einer sanften, belehrenden und humanen Zurechtweisung des fehlenden Zuhörers sagt, und mit dem Beyspiele Jesu homiletisch erläutert (warum aber mit gesuchten Worten „frappirt“ rc.?), wahr und eindringlich gesprochen.

Die Predigten, welche dieses Buch enthält, zeichnen sich aus durch Inhalt und durch Rednerkraft. Sie geben in einer der Homilie zugewandten Form deutliche und interessante Belehrungen, theils für Zuhörer, z. B. die schöne Frühlingspredigt und die eine Neujahrspredigt, welche das Thema: Bemerkungen über das Verzeichniß der Geborenen rc. musterhaft behandelt; theils für Lehrer und geistliche Obern, wie die Kirchenvisitationsrede und die erste Amtsrede. Sie verdienen von dem Religionslehrer mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. In evangelischer Hinsicht ist es ein Mangel, daß der Verf. das Wesen der Religion und der Verdienste Jesu immer nur so in die Moral setzt, als ob diese weder in alten Zeiten, noch nach Luther, in ihrer heiligen Verbindung mit dem Dogmatischen wären erkannt worden. Es ist wirklich schade, daß dieser talentvolle Redner und Lehrer noch hierin die Spuren eines vorüberschwindenden und vielleicht schon verschwundenen Zeitgeistes trägt; das Studium der reinhard'schen Predigten ist auch in dieser Hinsicht gerade solchen vorzüglichen Kanzelrednern zu empfehlen. — Die dritte Abtheilung besteht aus kleinen Casualreden, wovon mehrere in gebildeten Zirkeln gehalten worden. Sind sie gleich nicht in dem Grade musterhaft, wie die sonntag'schen, welche die individuellsten Verhältnisse in das allgemein Religiöse zu erheben wissen, so besitzen wir doch nicht sehr viele so gute, wie diese hier. In einigen wäre etwas mehr Stärke am Schluß und auch Kürze des Ausdrucks zu wünschen; besonders gilt das von den Confirmationsreden. Die liturgischen Formulare bestehen in einigen Gebeten, vornehmlich an Festtagen. — Die homiletischen Arbeiten dieses Verfassers gehören zu denjenigen, wodurch auch andere Religionslehrer sich weiter bilden können,

und sind also von vorzüglichem Werth in der practisch-theologischen Literatur.

Schulschriften über Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung. Von Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein, Consistorialrath und Superint. zu Blankenburg. Blankenburg, bey Wesche. 1809. XII u. 281 S. (18 gr.)

Das Buch enthält mehrere Aufsätze. Der erste: Allgemeine historische Blicke, auf die Entstehung und Fortbildung der Töchterschulen ist überaus belehrend. Der große Einfluß des weiblichen Geschlechts auf die Bildung der Menschheit wurde lange Zeit nicht genug zu Herzen genommen. Zuerst achtete man darauf in Frankreich und England durch Fenelon und Locke; in dem ersteren Lande hatte man pensions und in dem letzteren boarding-schools für Töchter, ehe als in Deutschland Bildungsanstalten für Töchter aufkamen. (Doch hätte der Hr. Verf. an die deutschen Mädchenschulen denken sollen, deren Gutes wir um so weniger verkennen dürfen, da sie häusliche Erziehung nicht aufhoben, dagegen jene Anstalten in dem Auslande nach seiner richtigen Bemerkung meistentheils nicht sehr zweckmäßig eingerichtet waren. Ueberhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß in Deutschland durch die Schulen weit mehr als in jenen Ländern geschehen ist. Und in die Klage, daß der Zustand der Töchterschulen „bis in das letzte Viertel des von uns geschiedenen Jahrhunderts höchst traurig gewesen sey", möchte Rec. auch nicht unbedingt mit einstimmen, denn wir loben doch mit Recht die Jugendzeiten unserer Mütter.) Lambert, Rollin und ganz vorzüglich Rousseau stellten treffliche Ideen über Töchtererziehung auf. In Zürich gab Usteri 1774. seinen Plan zur besseren Bildung der Bürgerstöchter heraus; auch in Lucern und St. Gallen bemühte man sich den Sinn für das

Bessere in der weiblichen Erziehung zu erwecken, und wie Pestalozzi nunmehr darauf hinarbeitet, ist bekannt. Die Grundsätze dieses Erziehungsmannes werden hier in seiner Kraftsprache mitgetheilt, und dabey einige Nachrichten von Anwendung der pestalozzischen Ideen in einigen Bildungsanstalten für Mädchen (worin Rec. übrigens nichts weiter findet, als den Namen pestal. Ideen, ohne damit geringer von diesen Anstalten zu denken). Die Klage über den schlechten Zustand der Töchterschulen in von Seckendorfs deutschen Christenstaate 1743. verhallten; erst Basedow's Bemühungen wirkten hier und da, besonders auch zur Absonderung der Mädchenschulen von den Knabenschulen, jedoch wurde erst in den letzten Decennien durch unsere theoretischen und practischen Erziehungslehrer die Sorgfalt für die Bildung der Töchter auf die würdigste Art empfohlen. Hr. Z. gibt mit einer ungemeinen Kenntniß der neuern pädagogischen Literatur die hierher gehörigen Gedanken der angeführten Schriftsteller und Schriftstellerinnen an; auch berücksichtigt er die Bemerkungen, welche z. B. von Carol. Rudolphi und einigen Männern über die schwache Seite auch der aufs zweckmäßigste eingerichteten Töchterschulen gemacht werden, gibt Winke, wie manches verhütet werden kann, da doch einmal diese Schulen unentbehrlich sind, erklärt sich aber mit jenen und Dyk ausdrücklich gegen alle öffentliche prunkvolle Prüfungen in Töchterschulen. Am Schlusse nennt er diejenigen Städte in Deutschland; welche ausgezeichnete öffentliche Töchterschulen haben. In England fehlt es noch gänzlich daran, doch gibt es dort menschenfreundliche Privatanstalten für diesen Zweck. In Frankreich und Italien hat sich der Kaiser Napoleon die Gründung oder Dotirung öffentlicher Töchterschulen angelegen seyn lassen, worunter sich vornehmlich die zu Ecouen unter Leitung der Madame Campan auszeichnet; die neueste, die er gegründet und dotirt hat, ist zu Mailand. Im Neapolitanischen hat die Regierung mehrere gestiftet. Früher schon blühete eine weibliche Bildungsanstalt durch die Kaiserin Mutter in Petersburg,

und nunmehr sind auch Töchterschulen zu Wyborg angelegt worden, so wie seit 1806. mehrere mit Industrieschulen verbundene in Madrid. — Unsere Leser sehen aus diesen Angaben, wie interessant dieser Aufsatz ist. Rec. hält ihn als Uebersicht alles dessen, was bey diesem Gegenstande bedeutend ist, für unentbehrlich zur neueren Geschichte der Pädagogik, der trefflichen eingestreuten Lehren nicht zu gedenken, und es ist von dem würdigen Verf. wohlgethan, daß er diesen Aufsatz aus GutsMuths Bibliothek, worin er 1806. erschien, nunmehr erweitert und berichtigt besonders abdrucken lassen, und zugleich in seine Sammlung der Schulschriften eingerückt hat.

II. Nachricht von der Industrie-Töchterschule zu Blankenburg. Schon im J. 1705. hatte man dort die Mädchenschule von der Knabenschule abgesondert, allein ihre schlechte Einrichtung wurde erst 1794 und 1795. durch eine auf Bericht des dortigen Consistoriums erfolgte Verfügung des Herzogs zur Verbesserung gebracht. Es gehörte zu den schönsten Auspicien einer solchen Anstalt, daß sich die edle Verfasserin der anziehenden Berufsreise nach America, (eines Buches, dessen Lectüre dem gebildeteren, oder sich wahrhaft bildenden Theile des weiblichen Geschlechts nicht genug empfohlen werden kann), der Generalin von Riedesel, mit dem glücklichsten Erfolg verwandte. Es wurde nun eine Industrie-Töchterschule dort angelegt, und von dem verewigten Herzoge dotirt. Der König von Westphalen sicherte 1808. zu Blankenburg selbst der Schule seinen Schutz zu, und in der That ist dieser, mit solcher Wärme und mit solchem pädagogischen Verstande angeordneten Schule die beste Unterstützung zu wünschen. Die Menge der Lehr- und Lesebücher, welche nach dem ausführlichen Verzeichnisse bey dieser Anstalt gebraucht werden, soll wohl mehr dem Lehrer dienen, um das Beste auszuwählen, und insofern kann die so höchstnothwendige Vereinfachung des Unterrichts sogar dadurch gewinnen. Hr. Z. vermißt auch ein Lehrbuch der Geschichte für das weibliche Geschlecht; wir stimmen in die Klage über diesen großen Mangel ein.

III. Die folgenden Abhandlungen sind Schulreden des Hrn. Verf. mit angehängten historischen und literärischen Notizen. Die erste: von dem Einflusse der Mütter auf die religiöse Bildung der Kinder; die zweyte: über einige wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung; die dritte: über die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts; die vierte: Worte der Ermunterung ꝛc.; die fünfte: Abschiedsrede in der obersten Classe des Katharineums in Braunschweig. Alle zeichnen sich durch Wärme aus, womit dieser herzvolle Lehrer alles Gute ergreift, auch die neuesten Verbesserungen des ersten Religionsunterrichts, und es seinem Publicum ans Herz zu legen weiß. Er spricht mit Religiosität aus der Sache und für die Sache, sein freundliches Gemüth lobt nur zu viel. Unter der Leitung dieses Mannes, der als einer der vorzüglichsten Religionslehrer anerkannt ist, und die Töchtererziehung so gründlich und umfassend versteht, muß jene Anstalt musterhaft werden. Seine Belehrungen werden dem pädagogischen Publicum immer höchst willkommen seyn.

Ueber die Bildung der Jugend für Industrie und das bürgerliche und häusliche Leben überhaupt, von A. W. L. Vangerow. Hirschberg, bey Thomas. 1809. VI u. 170 S. (12 gr.)

Dieses Buch gehört zu den wichtigeren in der neuesten pädagogischen Literatur. Seitdem die Verbindung des Schulunterrichts mit der häuslichen Erziehung, und der Bildung des einzelnen Menschen mit der Volkserziehung heller ins Auge gefaßt, und bestimmter zur Sprache gebracht worden, seitdem man überhaupt von höheren Grundsätzen in der Jugendbildung ausgeht, hat auch der Gegenstand, den dieses Buch behandelt, eine höhere Bedeutung, als vor 30 Jahren. Damals, „im J. 1780. machte in Böhmen (so berichtet Hr. V. S. 20.) der Hr. von Schulstein der Regierung den Vorschlag, alle

Volksschulen in Industrieschulen umzuschaffen. Der von ihm eingereichte Entwurf wurde in seinem ganzen Umfange angenommen, und durch die Mitwirkung dieses thätigen Mannes in kurzer Zeit an sehr vielen Orten ausgeführt, (Hr. Kindermann, so hieß er vorher, wurde nun von der Kaiserin Maria Theresia, wegen seiner großen Verdienste um das Schulwesen, in den Adelstand erhoben, unter dem obigen Namen), so daß schon im Jahr 1786. über hundert Industrieschulen im Lande existirten. Zwey Jahre vorher hatte auch der Prediger Wagemann in Göttingen einen Plan zu Anlegung von Industrieschulen ausgearbeitet, der sowohl dort, als an vielen andern Orten im Hannöverschen unter Begünstigung der Regierung ausgeführt wurde. Aehnliche Anstalten wurden nach und nach mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg im Hessischen, im Lüneburgischen, im Würzburgischen, im Meklenburg-Schwerinschen und andern Ländern, so wie auch im Preußischen errichtet." — Der große Enthusiasmus, wodurch diese moderne Idee sich verbreitete, bis in Dorfschulen, beginnt seit mehreren Jahren zu erlöschen, indem man nach dem Schicksale der Menschheit theils das empfangene Gute weniger erkennt, theils bey dem Schimmer des Neuen das alltäglich gewordene Alte nicht mehr achtet, theils aber auch nunmehr einsieht, daß man das Heil der Welt doch nicht darin gefunden, worin man es sich in der ersten Begeisterung verkündigte. Desto erwünschter kommt uns eine öffentliche Würdigung der Sache. Hr. V. zeigt aus Gründen, sich auf bestimmte Erfahrungen beziehend, den Werth, welchen man jenen Industrieschulen nicht abstreiten kann; er nimmt auch mit Lachmann (dessen Buch über Industrieschulen bekannt ist) die Verbindung der Handarbeit mit der Kopfarbeit an; aber er faßt bey allem den höheren Zweck in das Auge. Der wissenschaftliche Unterricht soll Hauptsache, die Gesundheit der Kinder soll nicht gefährdet, nicht bloß mechanische Fertigkeit soll der Zweck seyn; man halte auf Regelmäßigkeit und Schönheit der Arbeiten, übe den Kunst- und Erfindungsgeist der Kinder, verfahre nach den

Gesetzen der Methodik, erhebe die Handarbeit zugleich zur Schule der Sittlichkeit; diese und mehrere andere gute praktische Vorschriften gibt hierbey der Verf. Er findet nur in zwey Fällen die Anlegung von solchen Handarbeitsschulen nothwendig: 1) wo die Menge der Kinder in den schon bestehenden Schulen nicht mehr übersehen werden kann; 2) wo Betteley und Lüderlichkeit eingerissen sind, besonders um dem Lazeronismus in Fabrikstädten abzuhelfen. Allein so nützlich auch schon diese Art von Schulen ist, so sind sie doch noch keine Industrieschulen nach der Idee des Verf. Der Unterricht muß vor allen Dingen vereinfacht werden, indem man darin alles auf Bildung für das künftige Berufsleben bezieht; in den Elementarschulen durch Uebungen des Aufmerkens, Sprechens und Denkens; in den Bürgerschulen aber, indem man das erdrückende Vielerley des basedow'schen Materialismus vermeidend, und auch nicht das entgegengesetzte Extrem, den pestalozzischen Formalismus, wählend, Eine Wissenschaft zur Hauptwissenschaft macht, welche ungefähr, wie ehemals das Latein fast in allen öffentlichen Anstalten, als das Höchste und Wichtigste behandelt wurde, nur mit dem Unterschied, daß sie zwar mehr auf intensive als extensive Bildung des Schülers angelegt, doch das Materiale mit dem Formalen für den künftigen Handwerker und Künstler verbände. Diese wäre keine andere, als die Naturwissenschaft, die nämlich die Naturgeschichte (beschreibung), die Naturlehre und die Chemie in sich begreift. Ueber die Behandlung dieses Lehrgegenstandes, sowohl in materialer als in formaler Hinsicht, gibt Hr. V. auch recht gute praktische Winke. Einiger Unterricht in der Technologie und mehr noch in der Mathematik schließt sich an jenen an; so auch das Nöthige aus der Geographie und Geschichte. In Absicht der letzteren gibt der Verf. eine Probe von Behandlung der Vaterlandsgeschichte durch ein Stück aus der neueren preußischen. Dieses sowohl, als die Kenntniß der vaterländischen Verfassung und Gesetze soll dazu dienen, um den Patriotismus zu erwecken, die Blicke auf das Geistige zu

erheben, und eine wirkliche Nationalveredlung allmälig hervorzubringen.

Die Hauptsache ist aber, daß die Schulen zugleich Erziehungsanstalten seyen. Hierzu gibt er weiter die Mittel an, die zu der vorgezeichneten Lehreinrichtung hinzukommen müssen. Das erste ist: gute Schulgesetze, versteht sich nach einer humanen Disciplin. Der Verf. gedenkt hierbey mit gebührender Pietät des hochberühmten Schulmannes Trotzendorf, der ein vertrauter Freund Luthers, und in Schlesien ein Pestalozzi seiner Zeit war, und wohl verdiente, unseren Zeiten noch näher bekannt gemacht zu werden, als hier nur im Vorbeygehen geschehen konnte, wo die originelle Idee dieses großen Mannes, seine höchstfrequente Schule zu einer Art von römischer Republik zu machen, berührt ist. Auf ähnliche Weise glaubt Hr. V. könne man in den Bürgerschulen die Städteverfassung nach- oder vielmehr vorbilden, und sie dadurch in wahre Erziehungsanstalten verwandeln. Er gibt hierzu einen Plan, verwirft aber aus Gründen die militärische Einrichtung mancher Schulen. Ein zweytes Mittel ist ihm Musik und Poesie, nach dem Vorgange der Griechen, und er sagt darüber sehr viel Gutes, wobey er die Verbindung der Religion mit beydem, als Anregung des göttlichen Lebens nicht vergißt. Mit ehrwürdiger Frömmigkeit redet er über dieses dritte Mittel, über die Bildung zur Frömmigkeit, und hier verdient er noch ganz besonders gehört zu werden, weil das, was er sagt, nicht nur zu dem vielen Guten, was nach den neuesten Ansichten über die religiöse Erziehung ist gesagt worden, sondern zu dem Besten gehört, was davon gesagt werden kann. Schon aus diesen seinen Aeußerungen beurkundet sich seine höhere Ansicht.

Was seine Vorschläge zur Vereinfachung des Unterrichts, und zwar in der Verbindung des Materialen mit dem Formalen betrifft, so sind diese nur nicht ganz den neuesten Fortschritten der Methodik gemäß. Er würde sie besser haben aufzeigen können, wenn ihm die speciellen Zweige, besonders die Zahlen- Formen- Größen- und Gesang-Lehre nach der pesta-

lozzischen Idee schon bekannt gewesen wären. Sein Begriff von Industrie ist folgender: „sie ist diejenige Richtung der menschlichen Thätigkeit, da man seinen manuellen Arbeiten, durch Anwendung des Verstandes, des Geschmacks und der Erfindungskraft den möglichsten Grad von innerer und äußerer Vollkommenheit zu geben sucht.“ Wir wollen nicht darüber mit ihm rechten, daß diese Definition nicht ganz mit dem Sprachgebrauch zusammenstimmt, und daß sie mehr auf die schönen Künste, als auf die bürgerlichen oder ländlichen Gewerbe paßt. Es gilt ihm darum, die Bildung zur Industrie, vermittelst des bürgerlichen Gewerbes, als formale Bildung des Geistes und Herzens zu behandeln, und hierdurch die Industrieschulen zu veredeln. Er nimmt drey Arten solcher Schulen an; die unterste belehrt mehr die Hand, die mittlere mehr den Kopf; die beste würde nun die seyn, welche beydes auf das vollkommenste vereint. Er hat hiernach völlig recht, daß er diese Schulen über jene setzt, die bisher unter dem Namen galten, aber mehr dem Gewerbe oder Erwerbe dienten, als der Bildung zur Humanität. Auch glauben wir, daß man jetzt jener Arbeitsschulen weniger als ehedem, und vielleicht nur bey Armenanstalten bedürfe. Allein, was nun die Hauptfrage unseres Verf. betrifft, „wie verhält sich die Bildung für Industrie zur allgemeinen Menschenbildung“? so ist die Beantwortung noch nicht tief genug gefaßt. Hier hätte müssen erwogen werden das Verhältniß der Gewerbsbeschäftigungen zu der Bestimmung der Menschheit, und der verschiedenen Stände gegen einander, nach der Idee des Menschenlebens, ferner, das äußere und innere Verhältniß der Nation, ihrer Anlagen und wahren Bedürfnisse, der Einfluß der technischen Beschäftigungen auf den Character der Erwachsenen und die Entwickelung der Jugend — kurz, es hätte müssen der Mittelpunct gefaßt werden, worin sich die Erziehung zum Bürger und zum Menschen, die Ausbildung des Individuums mit der Nationalerziehung und Cultur der Menschheit einigt — eine der schwersten Aufgaben, die es gibt, und die noch nie

gelöst worden. Verdienst genug von dem Verf., daß er, in den Zeiten des fabrikmäßigen Treibens und der industriösen Durchtriebenheit über den niederen Standpunct, wornach man gewöhnlich jene Schulen anpreißt, mit einleuchtend vorgetragenen Gründen und Vorschlägen erhebt. Er führt Lienhard und Gertrud an für seine Idee. Vielleicht würde es ihm auffallen, daß sich Pestalozzi jetzt, wie Rec. weiß, gegen seine früheren Ansichten in jenem Buche erklärt, in wiefern er nämlich das Heil von Fabriken ausgehen ließ, und daß er es für besser hält, die künstlichen Maschinen der Engländer einzuführen, als die Menschen am Baumwollenrade zu Maschinen zu machen. Allein wenn Hr. V. dann seine Idee weiter durchdenken würde, so könnte er doch wohl eine Vereinigung dieser Absichten finden; und so sehr auch jetzt noch seine Lehrart mit der pestalozzischen im Contrast zu stehen scheint, so würde er sie doch vielleicht in die letztere nicht ungern und zu seinem Vortheile verwandeln. Er gibt uns zuletzt noch eine kurze Anwendung seiner Grundsätze auf Landschulen. Ueber die dritte Art der Industrieschulen, die eigentlich guten, sagt er nur zu wenig, und was er sagt, betrifft beynahe einzig die Töchterschulen. Er geht dabey von den nunmehr immer allgemeiner anerkannten Grundsätzen der weiblichen Bildung aus, und erklärt sich dafür, daß sie nach dem Character und der Bestimmung dieses Geschlechtes eingerichtet seyn müssen.

Als Anhang spricht der einsichtsvolle und erfahrene Verf. seinen Amtsbrüdern in Absicht der Seelsorge für die Jugend, wie auch den Dienstherrschaften und Handwerksmeistern in Absicht der frommen Vorsorge für ihre Untergebenen treffliche Worte an das Herz, die aus seiner Idee und aus seinem warmen Herzen geflossen sind.

Ueber die Verbindung der Gymnasien mit Realschulen in einer Darstellung des Pädagogiums zu Marburg, und als Einladungsschrift der Lehrer zur öffentlichen Prüfung

der Zöglinge, am 24sten März 1809. Nebst einer Tafel des Unterrichts. Marburg, in der akadem. Buchhandlung. 48 S. (18 kr.)

Rec. wiederholt gern die Worte des Hn., Verf. wenn dieser von den Verf. der Schulschriften spricht: „Sie haben uns nicht selten in denjenigen ihren Einladungsschriften, worin sie über ihre Lehrart und Einrichtungen dem Publicum Bericht erstatten, erfreut, ermuntert und belehrt. Wir lesen sie oft lieber als anspruchsvollere Schriften, und indem wir uns hier sicherer belehren lassen durch das, was geschehen ist, als durch das, was geschehen soll; so sind sie uns die treuesten Votivtafeln über alles, was dem Lehrer auf dem Wege der Bildung wahrhaft geholfen hat.“ Und eben darum gehören sie zu den belehrendesten Schriften, wenn sie mit so vielem Geiste wie diese abgefaßt sind.

Das Gymnasium zu Marburg steht in einem vortheilhaften Verhältnisse mit der Universität, was die Leitung und die Lehrer desselben betrifft; dem nachtheiligen Einfluß, den auf der andern Seite das Universitätsleben auf die Schüler zu haben pflegt, wird durch eine liberale aber ernste Disciplin, durch Belehrung, und zwar von religiöser Seite, durch Beyspiel, und durch gehoffte Mitwirkung der Eltern, möglichst entgegen gearbeitet. Die Einrichtung des Unterrichts ist nach den unvermeidlichen Beschränkungen so getroffen, daß eine Vorbereitungsschule vorausgeht, hierauf die Gymnasial- und Realschule vereinigt ist durch Quarta und Tertia hindurch, und Secunda und Prima nur für die künftigen Studirenden bleibt. Wir finden eine schöne Vereinfachung der Lehrgegenstände statt der sonst so buntscheckigen Lectionsverzeichnisse, und unter den sechs und zwanzig wöchentlichen Lehrstunden für Prima und Secunda zehn bis zwölf im Lateinischen, und vier im Griechischen, und nur zwey in der neueren Geographie, aber nicht bestimmt zwey in der Geschichte. Rec. freut sich der Ueberzeugung des Hn. Verf., den Unterricht in den Rea-

lien, soweit sie dem künftigen Studirenden nöthig sind, nur gelegenheitlich mit dem in den Sprachen zu verbinden, aber er hält die besondern Lectionen in der Geschichte eben so wohl wie die in der Mathematik, neben dem Geschichtsstudium aus den Classikern selbst, für nothwendig. Aus der ganzen Schrift spricht ein dem classischen Studium ergebner junger Schulmann, der die alten Sprachen als das am tiefsten eingreifende Bildungsmittel anerkennt, die genetische Methode liebt, und mit den besseren älteren und neuesten pädagogischen Ansichten bekannt ist, voll edler Begeistrung.

Kleine Schulbibliothek. Ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niedern Bürgerschulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Von B. C. L. Natorp. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. Duisburg und Essen, bey Bädecker und Kürzel. 1809. 175 S. (12 gr.)

Die Einleitung spricht klar und kurz von Schulbibliotheken und von dem Nutzen eines solchen kritischen Verzeichnisses. Es enthält die pädagogischen und methodischen Journale und andre Schriften für Schullehrer, sodann die Lehrbücher, und endlich die Schriften zur Unterhaltung für Schullehrer, Schüler und Schulfreunde. Nicht Vollständigkeit dieser Literatur, sondern Auswahl soll hier gesucht werden. Die Schriften sind, dem Zwecke gemäß, nur aus der neueren Zeit, d. h. von Resewitz an, doch sind auch einige der älteren, wegen ihrer Wichtigkeit nachgeführt, z. B. Rousseaus Emil, die zürcher Fragen an Kinder u. a. Die Kritik gibt mit wenigen Worten an, was man in jeder der aufgezeichneten Schriften zu suchen habe; auch ist es sehr zu billigen, daß der Verf. keinem Systeme huldigt, sondern mehr als Literator spricht. Wir vermißten Wagners Handbuch in Bürgerschulen,*) welches doch eines der beliebtesten ist, und alle die

*) Dieses überaus nützliche Buch hat wieder eine neue Auflage erhalten, unter dem Titel: Neues Handbuch in Bürgerschulen. Von Friedr. Ludw. Wagner, Großherzogl. Hess. Kirchen- und Schul-Rath, Hofbiblioth. und Garnis. Pred. Erste Hälfte. Fünfte verb. Aufl.

angeführten Lesebücher von Löhr, Thieme, v. Rochow, Villaume, Glatz, Seiler, Wilmsen u. a. durch seine Zweckmäßigkeit übertrifft. Die wiederholten Auflagen dieses Natorpschen Verzeichnisses beweisen, daß man die Unentbehrlichkeit auch dieses Verzeichnisses bey Schulbibliotheken anerkennt, und das mit Recht.

Ausführliche Nachricht von der jetzigen Einrichtung des Pädagogiums zu Kloster Berge. Herausgegeben von Friedrich Straß, Director des Pädagogiums und Professor. Magdeburg bey Heinrichshofen 1809. XII. und 115. (9 gr.)

Diese Schule bildete für den Gelehrtenstand, aber auch für andre Stände, die einen vorzüglichen Unterricht voraussetzen. In den untern Klassen war dieser Unterricht noch gemeinschaftlich in der lateinischen, französischen und deutschen Sprache, in der Religion, Erdbeschreibung, Geschichte, Naturbeschreibung, Rechenkunst und Arithmetik, in der Kalligraphie, Tanzkunst und Musik. Die höhern Classen waren zunächst für diejenigen Jünglinge bestimmt, welche sich dem akademischen Studium widmen, aber auch für solche, die sich sonst eine höhere Bildung im bürgerlichen Leben erwerben wollen. Im Lateinischen waren vier Hauptclassen, von den Elementen anfangend, und durchaus methodisch verfahrend, besonders in dem dort nicht vernachläßigten Memoriren, und in der Anordnung der statarischen und cursorischen Lectüre; nur war zu wenig Zeit hierzu bestimmt, auch wohl der Sprung zu groß, wenn z. B. in Unter-Tertia noch am Decliniren und Conjugiren gelernt wurde, und die Schüler in Ober-Tertia schon in lateinischer Sprache den Inhalt aus dem exponirten Kapitel des Nepos revertendo

---

Frankfurt a. M. bey Guilhauman 1809. Ladenpreiß 36 Kr. (Bey mehreren Exemplaren verhältnißmäßig größerer Rabatt. Ein gutes Schulbuch der Art ist wie ein gutes Volkslied, es kommt ungesucht am besten zu Stande, und wird erst im Gebrauch erkannt. Schade, daß immer noch nicht die zweyte Hälfte erschienen ist. Die erste Hälfte wird so eben mit einigen kleinen Umänderungen für katholische Schulen von einem der berühmtesten katholischen Theologen bearbeitet. Auch die beliebte Sammlung: Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Lieder, ein Buch für die Jugend, herausgegeben von Fr. Ludw. Wagner ꝛc. Leipzig, bey Gerh. Fleischer d. jüng. (Preiß 36 Kr.) hat 1809 die sechste vermehrte und verbesserte Auflage erhalten.

angeben mußten, und wenn lateinisch über den Inhalt examinirt wurde; wie viel Uebung in der Sprache wird nicht da schon vorausgesetzt? Im Griechischen waren drey Classen. Der Schüler mußte im Lateinischen einige Schritte voraus seyn; weil einmal die lateinische Sprache im Abendlande den Vorrang gewonnen hat; der Homer wurde hier nicht frühe, sondern zuletzt gelesen. Diesen beyden Sprachen, und für Theologen der hebräischen, wurden die antiquarischen Belehrungen beygefügt; der Unterricht in der deutschen Sprache wurde ebenfalls nach einer guten Methodik zu Denk- Stil- und Redeübungen vortrefflich benutzt. Die Religionsstunde begann wie billig nach der frommen alten Weise mit Gesang, der Unterricht selbst aber scheint nach der fehlerhaften modernen Weise mehr auf historische und exoterische Reflexionen hinauszulaufen, wie es freylich auf Gymnasien nicht leicht anders seyn wird. Die Geographie und Statistik würde Rec. aus dem Cyklus verwiesen, und die erstere einer vorbereitenden Elementarschule, die letztere einer Privatlection für künftige Nichtstudirende zugetheilt haben, denn was der Gymnasiast noch weiter davon zu wissen hat, mag er in Reisebeschreibungen und allenfalls in der Zeitung lesen; es wird ihm nichts für seine Bildung in diesen Kenntnissen abgehen, die uns das Leben selbst lehrt. Ueberhaupt hat sich hierin seit den letzten Decennien viel geändert; was man vorher nur in Schulen lernen konnte, lernt man jetzt wie das Sprechen und die gewöhnlichen Verhältnisse im Hause und im täglichen Umgang. Schon aus diesem Grunde kann jetzt die Erd- und Naturkunde in Schulanstalten für studirende Jünglinge gar wohl wegbleiben. Dagegen ist es sehr zu billigen, daß die alte Geographie mit der alten Geschichte und der Lectüre der Classiker, und die weitere mathematische und physikalische mit der Physik verbunden wird. Indessen würde Rec. auch die letztere nebst der Naturbeschreibung, die sich hier in Zoologie, Mineralogie, Botanik und Anthropologie classenweise verbreitet, in soweit aus dem öffentlichen Unterrichte ausschließen, daß hier nur eine kurze Anleitung zur Kenntniß der Naturkräfte, zur Ordnung und Sammlung der Naturalien, zum Gebrauche der dazu dienenden Bücher, und zur Selbstbeschäftigung, etwa unter der Privatanleitung eines Lehrers, hauptsächlich aber eine Hinweisung auf die eigentliche Naturgeschichte ertheilt würde. Denn alle diese Lehrgegenstände zerstreuen nur auf Gymnasien, rauben die edle Zeit, und eben sie gehören zu denjenigen, die man in den gebildeten Ständen durch das Leben selbst soweit erlernt, bis man sie etwa nach seiner besondern Bestimmung zum besondern Studium erwählt; auch sieht man Jünglinge genug

von solchen Schulen, die fremder in der Natur sind, als viele Knaben, die ohne Lehrstunden der Art, nur aufmerksam auf die Natur gemacht worden; dagegen wurde Linnée dieser Linnée grade außer der Schule. Die Geschichte, welche allerdings ein Hauptgegenstand im Gymnasialunterricht ist, wurde ausführlich, und zwar im Einzelnen, aber nicht durchaus, wie es Rec. scheint, nach einer guten Form gelehrt. Von dem mathematischen Unterricht, der ebenfalls zu den Hauptgegenständen gehören muß, ist nur wenig gesagt, was die Form betrifft; das Materiale war der Inhalt und Lehrgang der lorenzischen Lehrbücher in ihrem ganzen Umfang. Sehr richtig war der Unterricht in der Philosophie mit dem in der deutschen Sprache und in dem Stil, wenigstens für die dritte Classe, verbunden, und für die erste Classe in eine allgemeine, das akademische Studium einleitende Encyklopädie verwandelt. Was ist auch Philosophie auf Schulen, den veralteten Classennamen nicht ausgeschlossen, anders als ein entweihender Titel? — Der Unterricht in den schönen Künsten war nur zum Theil öffentlich.

Für das moralische und physische Wohl war bey dieser Anstalt, die durch die Lage des Orts so schöne Vorzüge genoß, musterhaft gesorgt; es fehlte nicht an freyen körperlichen Uebungen und an Anstalten, welche liberale Sitten und Frohsinn, diese wohlthätigen Führer der Jugend, erwecken und begünstigen. Ueberhaupt deutet diese Nachricht auf einen edlen Geist, der das eingeführte Certiren unschädlich machen, und die mit echt pädagogischem Verstande angeordnete Disciplin und Censur unter der Leitung einsichtsvoller Lehrer zu einem guten Tone in der Anstalt benutzen konnte. Es waren dabey acht Lehrer in Sprachen und Wissenschaften angestellt, ohne die Lehrer in den Künsten. Die Kosten für die Schüler waren auch nicht groß, die Zahl der Lehrstunden des Tags gegen sieben, und außer den Studirstunden blieb Zeit genug zur Erholung übrig. Nur die Vertheilung der Lectionen hätte sich noch wesentlich verbessern lassen, da wöchentlich nur acht Stunden Latein, drey Stunden Griechisch, und nicht einmal durchaus zwey Stunden in der Geschichte vorkommen. Rec. findet den Grund davon in der Verbindung des Unterrichts für den künftigen Gelehrten mit dem für den gebildeten Bürger, und ist überzeugt, daß solche Einrichtung jedesmal größere Nachtheile als Vortheile hat. — Diese alte Schule gehört nun zu den neuerdings eingezogenen Bildungsanstalten. Die vorliegende Schrift, welche den Pädagogen auch wegen ihres belehrenden Inhalts interessirt, ist noch ein schönes Denkmal ihrer Blüthe.

In H. 14. (Abth. I. H. 5.) 1810. S. 178. Z. 5. v. u. lese man: religiös theokratische Anschauung, st. religiös theatralische Anschauung.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur.

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Sechstes Heft.

Mythologie des Indous; travaillée par Mad. la Chanoinesse de Polier, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel de Polier, membre de la Societé Asiatique de Calcutta. Tome I. P. LX et 628; Tome II. P. XII et 722. A Rudolstadt à la librairie de la cour, et à Paris, chèz F. Schoell. 1809. 8. br. (6 gr.)

Das Oupnekhat hat uns die, mit sieben Siegeln verschlossene Veda's zuerst geöffnet, hier in diesem Buche werden die Legenden der Purana's uns aufgethan, und die Bildersäle der indischepischen Poesie. Es sind jene Veda's, von Brahma ursprünglich in der Himmelssprache geschrieben, und vom ersten Brahman dann in 100,000 Stanzen in die Samskrda ausgezogen, das alte Testament des Indier; die Purana's aber in 500,000, Ramayana in 24,000, und Mahabharata in 100,000, von den vier Evangelisten, Lagbossun dem Raben, Walmicky dem Tchandal aus der niedrigsten Kaste, Vyasa und Calidasa, alle vier Incarnationen Brahma's in den vier Altern aufgesetzt, sind die Bücher des neuen Bundes. Beyde daher stehen dem

Umfang nach zu den jüdischchristlichen heiligen Schriften in demselben Verhältniß etwa, wie Indien zu Judäa. Mit Recht werden die Veda's Brahma, der schöpferischen Naturkraft, selbst unmittelbar zugeschrieben; nachdem diese Kraft erst den Himmel beschrieben mit dem Sternenalphabet, und die Erde mit der Steinschrift, fuhr sie fort, auch ins Auge und in die Brust des Menschen ihre schaffenden Gedanken einzuschreiben, und die Naturschrift wurde dort zu lebendiger Offenbarung, und es ergriff der Mensch die ihm gebotenen Elemente und Wurzeln der heiligen Sprache, und bildete sie in der ihm verliehenen combinatorischen Schöpferkraft zur Samskrda, das ist, völlig vollendeter Sprachform aus. Darum sind die Veda's die ersten Versuche der bildenden Thätigkeit zu solcher Combination; wie die Natur eben noch aus wenigen Elementen, je zwey und zwey verbunden, ihre Berge bildete, so versucht sich der Geist zuerst, freudig über seine junge frische Kraft, in Diphthongen, in den einfachsten Verbindungen der Naturvocale mit den Consonanten der Reflexion; darum sind die Veda's in ihren Ideen so einsylbig, wie die chinesische Sprache es in ihrer Grammatik ist. Es liegt wie graue Morgendämmerung auf dem Geiste, selbst noch ohne die phantastische Aurora; er gefällt sich, alle Saiten seines Wesens nacheinander anzuschlagen, und sie ohne weitere Modulation bloß ihre Accorde austönen zu lassen, und er kann sich nicht ersättigen an den immer neuen wundersamen Klängen, die Orakel aus seinem Innern sprechen. Aber es ist auch in jener frühen Menschheit eine Riesenharfe über die resonirende Naturtiefe ausgespannt, ohne eigene Berührung ertönt sie von selbst beym leisesten Wechsel der Aspecte, es führt, um in einer alten Mythe zu reden, der Sonnengott das Plektrum, dem sie erklingt. Darum der volle, feyerliche, seltsam befremdende, tief dunkle Ton, in dem diese Stimmen fernster Vergangenheit zu uns herüber dringen; es ist wie ein einfachster donnernder Choral, der durch darauf gewälzte Berge zur Menschensprache gedämpft, sich zu unserm Ohre drängt, oder wie ein lallendes Riesenkind, das einfältige,

und doch wunderbar verständige Rede gibt. Sind der Geschlechter aber erst viel geworden in vielen Menschenaltern, dann hat sich's auch gelöset zu vielen Menschensprachen, wie jener Zauberring der Edda, von dem in jeder Nacht neun goldene Ringe tröpfeln; also haben jene Grundaccente wieder Töne ausgeklungen, und sind doch in ihrem Bestand geblieben, wie Keime sind sie gewesen, die eine unsichtbare Macht auch wie durch eine Offenbarung in die Erde hineingelegt, die den Samen des Lebendigen wohl treiben, aber durch eigene physische Kraft nicht erzeugen mag, und wie eine Saat des Himmels sind sie im Menschen aufgegangen; eine andere, als die Naturkraft, hat über sie gewaltet, und nach anderen Gesetzen tief in der Wurzel Geschiedenes verbindend, zum hohen Wipfel hinauf getrieben, und es hat die hohe Asaatha von ihren Wurzeln die eine auf Erden, bey den Göttern die andere, die dritte im Unterreich; auf ihren Blättern aber sind die melodieenreichen Verse jener heiligen Legenden eingegraben. Das ist das Verhältniß der Veda's zu den Puranas, jene hat eine starke, aber in Abstractionen ungeübte Kraft, wie nach Gesetzen einer lebendigen Wahlverwandtschaft in charakteristischer Gediegenheit gebildet; diese sind das Werk gar viel gespaltener, wieder in eins verbundener freyer Kräfte, die aus der Tiefe in die Höhe, von der Höhe zur Tiefe hinab, nach allen Richtungen ungebunden wirksam sich verbreiten; es hat das Leben schon vielfach sich versucht, in vielen Farben ist die Phantasie schon angelaufen, in vielen bunten Fäden kann die Dichtung weben, und es sind diese Bildungen den tropischen Wäldern zu vergleichen, wo Stamm an Stamm, und Schaft an Schaft, und Halm zu Halm sich drängt, und jeder Baum wieder zum Blumenbeete wird. Nicht leicht hat die Geschichte zu ihrer Selbstverständigung ein wichtiger Werk zu leisten, als jene uralten vermoosten Runen zu entziffern, ehe sie noch vollends gar verwittern; aber auch diese späteren lieblichen, wunderbar verschlungenen, phantastischen Dichtungen, diese schöne Flora indischen Bodens, der auch das Feueröl der Gewürze sublimirt, würde

reichen Gewinn ihr bieten, besonders aber die Poesie sich ihrer zu erfreuen haben. Das nun zwar eben nicht wird uns hier geboten, wir erhalten nur Fragmente aus dem großen lust- und lebensvollen Werke, und wie man mit den Dichtungen des Mittelalters es gehalten, aus der epischen Form in die Prosa des Romanes aufgelößt; aber wie wir mit Danke angenommen, was Anquetil Duperron aus den Veda's uns gegeben, so auch wollen wir hier die Blätter nicht verschmähen, die uns aus dem großen fremden Buche verdollmetscht werden.

Was uns hier gegeben wird, ist ganz dem Gegenstande des Oupnekhat entfremdet; das, was in ihm als wesentlich verhandelt wurde, über die Ideen von Gott, der Weltschöpfung, der Seele, und ihren Verhältnissen zu Gott und der Welt, weicht hier zurück, nur als Episode dargestellt, und es ist daher nichts bedeutend Neues zu dem, was wir schon von dieser Seite wußten, hinzugekommen. Dagegen tritt hier, wovon dort kaum die Rede war, um so bedeutender hervor, das Historische als Fabel dargestellt, der Wandel der Incarnationen auf Erden, das Leben der Religion in Menschenformen unter Menschen, und die Metamorphose, die sie durchgelaufen. Bey so positiven Gegenständen, die alle, und jeder für sich ausgezählt seyn wollen, läßt sich auf keine Weise die reine Ausbeute des Gefundenen wiedergeben; nur summarisch wollen wir im Allgemeinen bezeichnen, was geleistet wurde, und einige der Gedanken niederschreiben, die uns dabey aufgestiegen. Im ersten Capitel findet sich einiges Allgemeine meist schon Bekannte über die Schöpfung und die Weltalter, wahrscheinlich aus dem B r a h m a n d a p u r a n a; dann ein kleines Fragment aus dem M a r c o n d a y P u r a n a, über die B h a v a n i, und den großen Krieg des ersten Alters, zwischen den Dämonen und den guten Geistern, worin das Verlangen nach diesem Buche, das eine wichtige, beynahe in den Mythen aller Völker ausgefallene Lücke über die Begriffe der alten Zeit, von jenem Geisterkriege glücklich ergänzen würde, nur geweckt, nicht befriedigt wird. Es folgen dann bisher unbekannte Aufschlüsse

über die Incarnationen Brahma's, in den vier oben genannten Munys, und über den Grund seines Falles und seiner Unterordnung gegen die andern beyden Personen der Trimurti, wobey sichtbar die alte Grundanschauung durchbricht, die in Brahma die tiefe, dunkle, alle Göttergebährende, den Orkus in ihrem Schoße umschließende Erde, im Gegensatze der höheren Himmelselemente sieht. Daran knüpfen sich dann Nachweisungen über die Rangordnung der zwey anderen Glieder, Wischnus und Schiwa's, wo Ramtschund, der Sprecher in dem Buche als Seik, den Wischnudienern näher verwandt, auch dem ersten den Vorzug eingeräumt, eine Entscheidung, die natürlich die entgegengesetzte Secte nicht gelten läßt, wie die Bildnerwerke der Tempel, die sie sich angeeignet, erweisen, und natürlich sich auch aus den zehn Purana's, die von den achtzehn ihr angehören, während Wischnu deren vier, Brama zwey besitzt, sich ergibt. Darum erfahren wir von diesen Schiwapurana's verhältnißmäßig nur wenig, und doch möchten sie leicht für die äußere, in den gesammten Welttheil eingreifende Geschichte Indiens die wichtigsten seyn, wie die von Wischnu für die innere, eben weil diese Secte ursprünglich in dem nordwestlichen Gebirgswinkel zusammengedrängt erscheint, wo sie Alexander schon unter dem Namen Oxydraker — bezeichnend mit dem Worte wahrscheinlich die herbe, finstere, zornige Gemüthsart des Deweta's, als dessen Abkömmlinge sie sich erklärten, — gefunden, und von da aus sie über den ganzen Bergrücken Vorderasiens bis nach Phrygien in das Heiligthum der Kybele sich verbreiteten. Es schließen sich daran Cap. 2 die vier ersten Avatars Wischnus im ersten Alter nach dem gleichnamigen Purana gleichfalls wieder manches Unbekannte mittheilend, und in dem Bekannten manche Verwirrung lösend. Im dritten und vierten Capitel dann die drey Incarnationen des zweyten Alters, und darunter besonders die dritte, Ramatschandra nach dem Ramayana, in einer höchst interessanten Umständlichkeit dargestellt, die uns über den Character und das Wesen dieses uralten Gedichtes, den Gang und die Verwicklung der

Begebenheiten in ihm, und über den historischen Grund, auf dem es ruht, auf eine so anschauliche Weise unterrichtet, wie es gleichfalls bisher noch nicht geschehen ist. Das fünfte Capitel beginnt weiterhin die Erzählung von der achten und wichtigsten Menschwerdung des Deweta als Chrischna im dritten Alter, und in dem Maße, wie die Darstellung hier an Ausbreitung gewinnt, nimmt sie auch an Interesse zu und an Ergötzlichkeit. Sie beschreibt zuerst die Jugend des Gottes nach dem Bhagavat, einem der Purana's, von dem wir einen aus dem Tamul übersetzten Auszug besitzen, in zwey Capiteln; und in vier andern schildert sie dann den großen Zwist der Koro's und Pandos, nach dem berühmten Mahabharata auf solche Weise, daß wir auch von diesem merkwürdigen Gedichte eine so bestimmte Anschauung gewinnen, wie ihn irgend nur ein prosaischer Auszug geben mag. Im eilften Capitel wird dann zuletzt noch von der neunten Incarnation als Buddha, und von der noch kommenden zehnten gesprochen, und auch hier manches Dunkel aufgeklärt; zugleich aber auch die eigentliche Darstellung aus den vorliegenden Papieren des verstorbenen Hrn. v. Polier geschlossen.

Es ist aber in den drey hundert Blättern, die diese Geschichten alle enthalten, eine große Masse von Geist, Phantasie, Witz und Erfindungsgabe ausgelegt; kein Volk mag einen reichlicher mit bloß einheimischen, eigenthümlichen Gewächsen bepflanzten Dichtergarten aufzuzeigen haben. Die indische Mythe in ihren Grundlehren von den drey ersten Deweta's, ihren Gattinnen, und zahlreichen Incarnationen, von den Rischis, den zahllosen guten und bösen Geistern, und dem Gesetze der Seelenwanderung, das alle diese Wesen immer aneinander geknüpft erhält, schon ein vielgegliedertes Ganze, gab an sich der Poesie einen reichen Vorwurf, an dem sie in der Ausführung sich versuchen mochte, und es hat ihn der subtile Geist dieses feinfingerichten Volkes aufgefaßt; und diese Munys, die schon seit Jahrtausenden im schönen Lande, wie in einem Blumenkelche sich gewiegt, und berauscht von zartem Wohlgeruch

ihren Betrachtungen sich hingegeben, haben alles aus dem Gegenstande gemacht, was sie mit ihren Sinnen und ihren Kräften nur vermochten; und von der Himmelshöhe der Begeisterung bis zur freundlichen Erdennähe in der Idylle hat alles seinen Laut gefunden und den Accent, in dem es sich kund gegeben. Nicht leicht wird eine Mythe eine erhabnere Anschauung aufweisen können, als jene, die hier im ersten Bande S. 232 aus dem Mahabharata beygebracht wird, wie die drey Deweta's einst das unsichtbare höchste Wesen besucht, wie sie zuerst durch eine Region der tiefsten Finsterniß gekommen, die Wischnu durch das Licht seines Karfunkels zerstreut; wo, als sie die Reise weiter fortgesetzt, der Stier des Mahadewa, und Brahma's Schwan der Ermüdung erliegen, und die Reisenden, nachdem sie Wischnu auf den Adler genommen, endlich sich alle in der Nähe des höchsten Wesens finden, wo sie geblendet von dem Lichte, das wie aus einem Vulkane flammte, die Besinnung kaum erhalten mögen; und nachdem sie um den Zutritt zur Gottheit angehalten, abgewiesen werden, weil Gott sie nimmer kennt; wie Wischnu dann allein hervortritt, und, nachdem in einem Augenblicke seine Form vernichtet ist, sein Wesen in die Gottheit absorbirt, und lange Zeit aufgegangen, die erste Wesenheit beharrt, und endlich wieder seine erste Gestalt erlangt, und mit den staunenden Gefährden Waikontha seinen himmlischen Sitz erreicht, wo die Bestürzten noch tausend Brahma's, und eben so viele Mahadewa's finden, alle ihnen ungleich an Gestalt, und jeder verschieden von dem andern; dieß ganze schöne Bild wird von keinem andern in großartiger Majestät, und würdevoll erhabner Anschauung übertroffen. Mit nie geringerem Aufwand von Witz und Scharfsinn, wie dort von Einbildungskraft, wird die Schicksalsfabel im zweyten Bande S. 577 erzählt; mit gleichem Kunstgeschick ist die ganze natürliche Geschichte des Ganges ebendaselbst S. 262 in die Erzählung von der Reise der Muny Bhagiruth und der Ganga verarbeitet; sehr wohl erfunden ist die Episode von Chrischna und seinen 16,000 Weibern,

und dem Besuche, den Nardman bey ihnen ablegt, und reichlich ist überhaupt das Ganze mit viel einzelner, in romantischem Geiste gedichteter Schönheit ausgeführt. Betrachten wir aber die größeren Formen, die uns in diesem Buche vor Augen gestellt werden, dann erscheint uns der Ramayana nicht eben als ein Werk aus der alten Titanenzeit, an deren Pforten die Veda's aufgeschlagen liegen, vielmehr als ein Rückgriff einer spätern schon erwachsenen Phantasie in diese Zeit; es ist ein reichliches Maß gemeiner Menschenkraft, die auf dem Kothurne und hinter der Riesenmaske wirkt; nicht die arme Größe eines ersten Kunstversuches will sich in ihm offenbaren, und herbe, scharfe Formen mit unbesiegbarer Geduld in Granit und Porphyr eingegraben, es ist vielmehr eine kunstfertige Hand, die hier geschickt die Farben mischt, und in der phantastischen Natur jener Himmelsgegend gehen auch phantastisch gestimmte bildende Kräfte um, es ist nicht bloß das grüne Laub eines eben erwachten Frühlings indischer Poesie, vielmehr schon ein brennend Blumenfeuer, und ein buntes Lichtgefunkel, die eine höher gestiegene Sonne angezündet. Darum möchten wir, in sofern ein bloßer prosaischer Auszug eines poetischen Werkes den historischen Tact bestimmen mag, diesem Gedicht in seiner gegenwärtigen Form nicht das gleiche Alter mit seinem ersten Verfasser geben; wir möchten diese Form lieber in jene spätere, immer noch frühe, reiche Zeit versetzen, die in wundersamer Regsamkeit auch die andern Purana's, zusammt dem Mahabharata hervorgebracht, und rückwirkend, was sie von poetischen Gestalten aus der früheren Zeit schon vorgefunden, umgebildet und anderst gestaltet hat, wie auch die griechische Poesie mit Homer, Orpheus und andern es gehalten. Auch die meisten der architectonischen Wunderwerke Indiens, jene Tempelhöhlen und Pantheonsberge, die alle Salomons Tempel übertreffen, und fern dem unruhigsten aller Welttheile entrückt, der Zerstörung glücklich entgangen sind, müssen mit der großen Wahrscheinlichkeit derselben im Steine gleich fertig wie im Worte dichtenden Zeit zugeschrieben werden, der Chrischna

selbst den ersten Anstoß zu dieser vielseitigen erstaunungswürdigen Thätigkeit gegeben zu haben scheint. Alle jene Bauwerke stehen zu den Dichtungen in einem Verhältniß, das genau dasselbe ist, wie jenes, das zwischen Homer und der griechischen Bilderwelt allgemein anerkannt bestanden hat; das Wort hat den Stein beschworen, und der Stein dem Worte wieder Maß und Zucht gegeben; und so hat der Logos des Genius, wie der Weltlogos schöpferisch aus dem Chaos eine Wunderwelt an Tag gebracht, in der die Steinbilder in leiblicher greifbarer Schönheit vollendet stehen, während die Poesie als ihre Seele in ihnen wohnt. Besonders im Mahabharata ist dieses Wechselverhältniß der Dichtung zur Plastik am auffallendsten bemerkbar; jene Ruinen von Magalipuram, nahe bey Jagernath, zum Theil vom Meer bedeckt mit ihren zahllosen Bildnerwerken, wo Chrischna die Heerde des Nundghose hüthet, die fünf Brüder ihre Heldenthaten üben, der eine derselben Djudichter auf seinem Bette ruht, Dropedy in ihrem Bade sich vergnügt, Wischnu schlafend auf der Schlange, im weiten Weltmeer schwimmt; alles in lebendigem Granite ausgehauen, den doch die Zeit unter jenem reinen, milden Himmel schon geschwärzt; das steht wie eine Versteinerung von Dwarka, jener von Chrischna selbst gebauten Wunderstadt, die auch nach seinem Tode das Meer verschlungen, für die Erinnerung, und zur Beschauung der kommenden Geschlechter aufbehalten, der Mahabharata aber ist die Chronik dieser Zauberstadt, in den Bildern wandeln ihre Bewohner, die Jadus, noch immer um, denn die Dichtung hat ihnen die Unsterblichkeit geschenkt. Es ist dieser Mahabharata besonders mit großer Kunstfertigkeit gestaltet, der Krieg der Koros und der Pandos wird mit einem schönen, ruhig fortschreitenden, wahrhaft epischen Metrum geführt und einer einfach edlen Haltung; achtzehn Tage dauert der Streit, wie der frühere der Bhavani, und der zweyte des Ramayana, wo immer einer dem andern nachgebildet scheint; zwey Schlachten werden an jedem Tage geliefert, die erste vor Sonnenaufgang bis

halb eilf am Morgen; die zweyte, nachdem die Armeen ausgeruht, von halb zwey bis zum Untergang der Sonne; jeden Tag wird ein neuer Anführer gewählt, in jedem Handgemenge müssen die Armeen gleichzählig seyn; mit welcher Erbitterung auch gefochten wird, wie die Nacht einbricht, verschwindet alle Spur von Zwist, und die Verwandten besuchen sich wechselseitig in beyden Lagern, und bezeugen sich Liebe und Achtung. So wird der Krieg zum kunstgerechten Zweykampf, und wie bey Homer sind es auch allein die Helden, die von beyden Seiten das Gedicht fortführen; die achtzehn Legionen, die mit ihnen kämpfen, sind allein der Chor, der die Hauptpersonen trägt und hält; eine Verwünschung aus dem vorigen Leben, die sie im gegenwärtigen ohne alle Ausnahme dem Tode in diesem Kriege weiht, dem sie im vorigen Leben durch die Flucht entronnen, schwebt als ihr unabwendbar Schicksal über dem Schlachtrevier; allen Kämpfenden ist ihr Loos, ehe sie begonnen, schon beschieden, das sie mit ihrem Muthe und ihrer Kraft nur wahr zu machen haben; Biskum, der Herold dieses Verhängnisses, der unter den ersten gefallen, hält sein blutendes Leben durch die letzten Tage der Schlachten noch zurück, damit er Zeuge werde der Erfüllung; und wie alles aufgerieben, und die fünf Pandos allein geblieben, ist Chrischnas Sendung auch vollbracht, und er kehrt zu den Himmlischen zurück, wohin alle seine Jadus ihm vorangegangen, und bald auch die fünf Brüder ihm auf dem Wege zum Gebirge folgen. Nachdem aber die Handelnden im blutigen Schauspiel Großes vollendet zu haben wähnen, weist spottend der Rabe Lagbosum sie zurecht; im Marcondaykrieg, ruft er ihnen zu, bildete das Blut der Erschlagenen ein Meer, das bis zum Gipfel des Berges hinanreichte, auf dem ich wohne; im Ramayana benetzte das Blut der Erschlagenen mir so eben die Füße; im Mahabharata aber, so viel Respect er immer auch verdient, hat meine angestrengte Aufmerksamkeit mir auch nicht den Anblick eines Tropfens Blut verschafft.

Man hat früher wohl gesagt, der Ramayana habe die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Gedicht des Nonnus über den großen Dionysoszug. Die Ansicht des Auszugs aus jener Dichtung in diesem Buche erweiset, daß beyde, das Tygergespann etwa ausgenommen, auf dem Rama nach erfochtenem Siege seinen Einzug in Ajudhia hält, so wie die Anwesenden des Pan Hanuman nicht einen Zug miteinander gemein haben. Nonnus hat allein aus vorderasiatischen, phrygischen, aegyptischen, phönizischen und griechischen Mythen seine Dichtung compilirt, und etwa uns da und dort indische Sitte und Denkungsweise, wie die Kenntniß von ihr im gemeinen Umlauf war, eingelegt. Die einzige indisch mythische Person, deren er Erwähnung thut, ist etwa der Riese Morrheus, aus der Djenianraie Typhon, in Cilizien Sandes, der indische Herkules genannt, ohne Zweifel Scanda, oder Swam Cartuk, Schiwa's Sohn, und Gott des Krieges. Nicht im Ramayana dürfen Paralellen zu den griechischen Dionysoszügen gesucht werden, sondern im jenen Purana's, die von Schiwa Devaincha mit dem Phallus, dem indischen Osiris und Serapis, dem Freuden- und Thränenbringer, und seinen Zügen bis nach Europa hin sprechen und von der Feyer seiner Orgien. Eher würden der Ramayana und Mahabharata mit der Herakleide des Pisandros sich vergleichen lassen, wenn diese anders als allein in plastischen Bildnerwerken fragmentarisch auf uns gekommen wäre. Die verschiedenen Ramas und Chrischna erschienen überhaupt im Charakter des griechischen Herakles, Bekämpfer des Unrechts, Schrecken der Bosheit, Helfer gegen jede Gewaltsamkeit, Bändiger frechen Uebermuths. Die Griechen, die den Alexander auf seinem Kreuzzuge nach Indien begleiteten, sagten: die Bewohner der Ebenen in Indien verehrten den Herkules, wie jene auf den Gebirgen den Dionysos, und fanden mithin den Gegensatz von Wischnudienst und Schiwadienst schon vor. Wirklich haben die verschiedenen Avatars in einzelnen Zügen Aehnlichkeit mit den Thaten des Herkules: der nemeische Löwe wird von Chrischna im Elephanten

Keetassoor getödtet; die lernäische Schlange von ihm im Drachen Calynak gebändigt; die Centauren mögen in der Djenian, die in der Gestalt von Waldeseln den Wald von Brindaban unsicher machen, wieder kehren; das erimanthische Schwein im Crokodil; der Stier von Kreta in dem Stiere Basked; das Reh mit den Goldhörnern und den Füßen von Erz lockt als Goldgazelle Rama in die Tiefe des Waldes, damit unterdessen Raven seine Gattin Sita entführen kann, u. s. w. Auch mit der Iliade hat besonders der Ramayana in Anlage und dem Gange der Begebenheit manche Aehnlichkeit; Rama ist der Achilles, Latchmund der Patroklos, Hassuman der Ulysses, Raven der Hektor des indischen Epos; die Entführung eines Weibes entzündet hier wie dort den Krieg, der nur mit dem Untergange des Frevlers sein Ende findet. Alle diese Vergleichungen insbesondere hier, führen indessen zu durchaus nichtigen Resultaten; wohl sind die Pflanzen in Familien klimatisch über die ganze Erde ausgetheilt, es ist ein Leben, das in ihnen allen grünt, aber anderer Himmel über anderer Erde läßt es auch in immer andern Formen spielen. Es laufen die Mysterien aller Völker in eine doppelte physische Wurzel zusammen, durch die sie, wie die Organismen, selbst mit der Elementenwelt unmittelbar verknüpft erscheinen, Ceres, die ährenbegränzte Fruchtgeberin, Erfinderin des Ackerbaues, Dyonisos der Spender des Weines, der in wundersamer Begeisterung und hellaufglänzender Flamme das Leben zündet, das jene mit dem nährenden Oel erhält. Indem aber das Leben in die Geschichte tritt, gewinnt es noch eine dritte historische Wurzel in jenen beyden physischen, es versucht sich in ethischer Begeisterung an dem, was ihm feindlich ist, und seinen Haß erregt, Unrecht, Böses, Missethat von jeder Art, und freche wilde Gewalt, und so wird der dritte Heros, den gleichfalls die Zungen aller Völker singen, Herakles, der selbst den wilden Scythen sein Schwert und seine Lanze zum Angedenken hinterlassen. An ihn sind dann mehr oder weniger

unmittelbar die heroischen Thaten der ganzen Sagengeschichte geknüpfet, und alle Völker haben, wie einen frühesten Herkules, so auch einen frühen Eroberer gehabt, Ninus, Sesostris, Parasurama, Giemschid; auch ein Troja hat jedes wohl gefunden die Aegyptier in Avaris, die Perser in Turan, die Juden in Jericho, die Indier in Deve Lanka, die germanischen Völker in den Hunnen und ihrem Etzel, wie später Europa insgesammt an den Sarazenen und Jerusalem. Alle großen epischen Dichtungen aller Völker beziehen sich auf eine jener drey mythischen Hauptwurzeln zurück, es ist immer das Leben, oder seine Begeisterung, oder die frische kecke That in ihr vollbracht, der Gegenstand dieser Kunstgebilde. Das ist, was ihnen gemein ist, in allen Zeiten und in allen Zügen, alles Uebrige gehört der individuellen Volksweise an; jede Nation hat es auf ihre eigene Art beschickt; sie hat den Keim in ihre eigene Erde hineingelegt, und darin ist er auch zu einem eigenthümlichen Gewächse ausgeschlagen. Alles Vergleichen so selbstständiger Gestaltungen, um Aehnlichkeiten aufzuhaschen, ist leeres Formenspiel, so leer, wie wenn man in der Mythologie absehend von den innersten Gründen, die allerdings nicht bloß ähnlich, sondern ganz identisch in allen mythischen Formen sind, bloß ihre äußerlichen Efflorescenzen, Götter, und andere Zufälligkeiten auf und ab vergleicht. Allerdings kommt Manches auch im Einzelnen vor, was gleichsam als stehende Type aller Orten wiederkehrt; der allgemeine Verkehr, der, wie er Pflanzen und Thiere aller Zonen ausgetauscht, und in früherer Zeit schon indische Erzeugnisse nach dem Norden hingetrieben, und umgekehrt nordisches mit südlichem vermischt, so auch über der geistigen Hervorbringungen gewaltet, hat auch an den mythischen und poetischen Formen sein Recht geübt; und es ist interessant, solche Analogien zu bemerken, selbst auf die Gefahr hin, einmal das Werk des Zufalls für das Resultat einer solcher Association zu nehmen. Seltsam gebrochene Lichter schießen von diesem Gesichtspunct aus von alter in neue Poesie hin und zurück, wie im Traume

Nacht und Tag sich gährend mischen. So hat z. B. die Geschichte der Verbannung der Pandos am Anfange des Mahabharata die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Exil der vier Brüder in dem ursprünglichen Epos der Heymonskinder; Sita, des eifersüchtigen Ramatschandras Gattin, theilt gleiches Schicksal mit der heiligen Genoveva; die Geschichte des Rajahs, der bey Brahma wenige Augenblicken nur verweilt, und wie er zurückkehrt auf die Erde, die durch Jahrtausende Verwandelte nicht wieder erkennt, ist die bekannte Volkssage von dem Berge und dem Ritterschlosse, in dem es einem Schäfer eben so ergangen; selbst ein Theil des französischen Volksbuchs Jean de Paris kehrt T. I. p. 207 überraschend in der Geschichte der Werbung Mahadewa's um Parbuty, der Tochter des Rajah Hermala zurück. Wie Siegfried, ist auch Durdjohn durch der Mutter Auge gehärtet und verhörnt, und die Schenkel, die nicht ihr Blick getroffen, sind verwundbar, und dort auch bringt Bhim im Zweykampfe ihm die tödtliche Wunde bey. Auch zwischen griechischer und indischer Fabel treten mancherley unzweydeutige Beziehungen ein. Buddha zugleich eingeweiht in die Weisheit der Djenian und Dewetas ist der Hermes, halb Licht, halb Dunkel dem Oberreiche und dem Unterreiche angehörend; Indra durch Verwünschung des Munys mit tausend Phallen bedeckt, die sich dann in eben so viele Augen wandeln, ist Argus, der Sternenhimmel, Hüter der Kuh, Erde; die Erzählung, wie Wischnu den Riesen Rha niederwirft, und seinen Kopf mit einem Fischleib, den Rumpf mit einem Ziegenhaupt verbindet, geht offenbar auf das Sternbild des Steinbocks. Aber es läßt sich nicht so geradehin bestimmen, wer in diesem Tausche der gebende, wer der empfangende Theil gewesen. Dasselbe gilt von den auffallenden Aehnlichkeiten der Jugendgeschichte Chrischna's mit der von Christus, wie ihre, so hat auch der Orient aller andern Religionsstifter Buddha's, Zoroasters, wahrscheinlich auch des Osiris, wenigstens des Horus Jugend in idyllischem Geiste aufgefaßt; die Gründer des Christenthums und seiner heiligen Bücher haben gleichfalls

nicht diesen Geist verschmäht, nur mit mehr nüchternem Sinne haben sie ihm sich hingegeben, und in die Apokryphen die freyere orientalische Phantastik verwiesen. Sonst hat es auch den Indiern selbst an einer Divina commedia nicht gefehlt; der Muny Raskeit hat die Svergas und das Unterreich durchreißt, und nachdem er als Zeuge alle ihre Freuden und ihre Schrecken gesehen, hat der Rischi Bhrey nach seinem Berichte das Buch Karam Bibchag niedergeschrieben.

Das Bisherige kann uns überzeugen, wie vielen Dank die Literatur dem ersten Sammler der Materialien zu diesem Buche schuldig sey; wir haben noch einiges über die Verdienste der Herausgeberin desselben hinzufügen. Sie hat die dialogische Form für die Darstellung gewählt, und wir könnten eben nicht sagen, daß diese uns besonders künstlich angelegt erschienen sey; etwas schränkender Witz wird bisweilen in den sonst ganz didaktisch fortschreitendem Vortrag eingestreut; die meisten Fragen erscheinen müßig, und werden in der Regel auch mit allem Rechte vom Gefragten abgewiesen. Höher schlagen wir ihren bewiesenen Fleiß Geist, und die gute Gesinnung an, womit sie die unternommene, nicht unbedeutende Arbeit ausgeführt hat. Sie hat zuerst eine Einleitung hinzugefügt über das allgemein Historische von Indien, über seinen Zusammenhang mit der Weltgeschichte, seine Literatur, und die verwandten Gegenstände, meist nach den Untersuchungen der Academisten von Kalkutta, mit vielem Verstande und ruhig fortschreitender Untersuchung ausgeführt. Einzelne kleine Verstöße dabey lassen sich leicht dem Geschlecht verzeihen, daß sie z. B. Zoroaster mit Darius Hystaspes in das 630. Jahr vor Chr., beynahe ein Jahrhundert zu früh, versetzt; daß sie die chinesischen kings base des kouas nennt, da doch diese bekanntlich denen vorausgegangen sind; daß sie das Oupnekhat mit den metaphysischen Ideen Kants verglichen haben will, wo auch gar nichts zu vergleichen ist; daß sie den Dienst des Mahadeva als den jüngsten der Zeitfolge nach erklärt, da er doch ohne

allen Zweifel älter als der des Wischnu gewesen ist. Diese Erinnerungen, die wir nur dem Luxus der Citationen entgegensetzen wollten, tasten keineswegs das Verdienst der Arbeit selbst an, die nicht viele deutsche Gelehrte besser geliefert haben würden. Besonders dem zweyten Bande hat sie vieles Eigenthümliche hinzugefügt. Nach der Darstellung der Avatars, so weit ihre Manuscripte reichen, hat sie im zwölften und dreyzehnten Capitel das Wichtigste über die Geisterhierarchie der indischen Mythologie zusammengestellt, wieder mit viel verständigem Geschick; wenn dabey manche Wiederholung unterläuft, so hat sie dafür auch wieder viel Interessantes aus den ihr vorliegenden Papieren eingestreut, das früher nicht Platz gefunden. Die drey folgenden Capitel behandeln auf die gleiche Weise den Cultus in seinen zwey Zweigen innerer und äußerer Dienst; die Lehre von der Seele und ihrer Wanderung durch die Naturreiche, ihre Verdammniß, und die verschiedenen Grade ihrer Seligkeit, so wie ihre innerliche Constitution; alles mit häufigen Belegen aus dem Bhagavath Geeta von Wilkins, und klar und deutlich in seinem innern Zusammenhange vorgestellt, und dabey werden auch bisher unbekannt gebliebene Legenden von der modernen Secte der Seiks mitgetheilt. Das siebenzehnte Capitel verbreitet sich dann über das Ethische, und insbesondere das Philosophische im Hetoopadesa (nicht Hypotadessa, wie die Verfasserin in dem Buche zu schreiben pflegt, das überhaupt von Schreib- und Druckfehlern wimmelt) ausgelegte System, so wie auch über die Fabeln der vier großen Alter wieder recht gut zusammengestellt, und manche neue Ansichten darbietend. Es folgt dann das achtzehnte, dem Umfang nach kleinste Capitel, eine summarische Uebersicht enthaltend, das wir als das Gelungendste unter den eigenthümlichen Arbeiten der Herausgeberin auszeichnen müssen; sie wirft darin einen durchdringenden, echt historischen Blick auf die Avatars, und die Ansicht, die sie ihnen abgewinnt, ist unstreitig die wahre und richtige. Zum Schlusse fügt sie noch ein Gemälde aller der Gleichartigkeiten

und Convergenzen bey, die sich zwischen den Grundlehren der Indier und überhaupt des Heidenthumes und den christlichen Dogmen finden. Es war der Verfasserin bey der Bearbeitung ihrer Schrift so manches aufgestoßen, das ihre religiöse Ueberzeugung zu bedrohen schien. Bey Vergleichung der jüdischchristlichen Dogmen mit den indischen hatte sich ihr die Uebereinstimmung beyder in den wesentlichsten Puncten bey unleugbarer Priorität der letzten der Zeit nach unabweisbar aufgedrungen; es regte sich in ihr daher natürlich die Frage: was demnach der Offenbarung eigenthümlich bleibe, und wozu es überhaupt einer Offenbarung bedürfe, wenn bloßer heidnisch menschlicher Verstand alle ihre Resultate schon voraus hingenommen habe. Um diese Bedrängniß von sich abzuwenden, hat sie sich ein eigenes System erfunden, das aber, wie wir gestehen müssen, uns nicht befriedigt. Gleich einer der ersten Grundsätze, den sie schon in der Einleitung und dann zu wiederholten Malen an andern Orten aufgestellt hat: daß in allen Mythen ohne Ausnahme der sichtbaren Welt eine unsichtbare reingeistige vorgegangen sey, daß in dieser Geisterwelt durch Hoffart dann sich jener alte Krieg und Fall des Satanas ereignet habe, daß als Folge der Zerstörung, die dieser wilde Krieg und Tumult hervorgebracht, das Chaos entstanden sey, und daß dann aus diesem Chaos erst Gott die sichtbare Welt und ihre Kreise für die Sühne der gefallenen Geister geschaffen habe; diese Annahme muß als historisch gänzlich unstatthaft verworfen werden. Es ist keine einzige Mythe, auch die jüdische nicht ausgenommen, die ein solches lehrt; alle ohne Ausnahme beginnen ihre Schöpfung von dem Chaos; wie sie einen Gott setzen, der unerzeugt sich selbst hervorgebracht hat, so auch setzen sie an den Anfang eine Nacht, der kein Tag vorangegangen, die nicht geworden im Untergang einer andern Welt, sondern von Ewigkeit bey Gott, als seines Wesens geheimste Unerforschlichkeit gewesen ist. Aus dieser Nacht sind durch Gottes Rathschluß die Geisterheere der Urzeit heraufgestiegen, aber nicht unsichtbare in der ersten Naturanschauung,

sondern gerade das Sichtbarste, was die Erdenmacht enthält, die Sterne; die ersten sichtbaren Creaturen, die das Eine unsichtbare Wesen, dessen Idee kein Volk verloren, hervorgebracht hat. In des Himmels Räumen werden jene alten Kriege nun ausgefochten; ihr Resultat ist Ursprung des Bösen und seine Verbannung in das Unterreich, das die Erde in ihrem dunkeln Schoße bergen muß; um dasselbe her wird dann diese Erde in der zweyten Periode aufgebaut als Himmelsleiter, als Purgatorium, wodurch der Weg einen Theil der Gefallenen durch die Planetensphären hinauf zurück zum Himmel führt. Die Verfasserin setzt dann weiterhin ein unerschaffenes, intellectuelles Licht, eine Urluft, einen reinen Aether voraus, immer reiner, je näher seinem göttlichen Ursprung, in dem nun dem ersten Menschen im Augenblicke seiner Schöpfung von Gott selbst eine Offenbarung geworden sey, die ihn zuerst über die göttliche Natur und über die Schöpfung der Welt unterrichtete. Mit dem Sündenfall aber habe dieß ursprüngliche Licht im Menschen sich verfinstert, an seine Stelle sey das astralische Licht getreten, ein bloßer tieferer Reflex des ersten, und selbst wieder in zwey Gradationen abgestuft. Auf der untersten Stufe durchleuchte dieß Licht die physische Natur, glänze von den Gestirnen wieder, und werde von den Sinnen angeschaut, und dadurch in den gemeinen, einfachen Verstand aufgenommen; höher hinauf aber werde es von der Vernunft allein, nachdem diese sich gänzlich von aller Sinnlichkeit abgezogen, in astralischen Visionen angeschaut, die tiefer zwar als jene primitiven Anschauungen, doch höher als die gemeine Sinnlichkeit das äußerste setzen, was die menschliche Natur aus sich selbst erlangen könne. Diese drey Naturen und die ihnen harmonirenden Anschauungen seyen nun die Quellen aller mythischen Tradition; die erste fließe allein ursprünglich und unverfälscht in den jüdischchristlichen, die andern beyden in den heidnischen, die darum, weil in den drey aufeinanderfolgenden Welten immer die tiefere nach dem Vorbild der höheren angelegt erscheine, auch so viel täuschende Aehnlichkeiten und

Analogieen mit der allein wahren göttlichen zeigen. Man sieht, die Aufgabe wird hier nicht gelöst, nur mit andern Worten von neuem aufgegeben; es wird vorausgesetzt, was factisch erwiesen werden sollte, die Mythen seyen im Grundprincipe wirklich untergeordnet; und diese Annahme wird dann erklärt durch eine andere Voraussetzung von den drey verschiedenen Anschauungen, die wohl bestehen mögen, die aber jedes System mit gleichem historischem Rechte für sich selbst reclamirt. Es ist eine schöne Gesinnung, die durch das Ganze herrscht, die Verfasserin hat durchaus gesprochen, wie es Frauen ziemt, wenn sie von solchen Dingen reden; aber die Geschichte wird von Männern geführt, sie soll auch eigentlich von Männern nur geschrieben werden. Die Geschichte darf von keiner Consequenz erschrecken, sie soll die Resultate hinnehmen ganz unbefangen, wie sie sich ergeben, und keine Gewaltsamkeit an ihnen üben, selbst nicht zu den frömmsten Zwecken. Es ist nicht zu besorgen, daß die Wahrheit je durch die strengste Wahrhaftigkeit gefähret werde. Der einfältige Glaube hat mit keiner Historie je zu schaffen, er nimmt die Religion als eine Gabe hin, und forscht nicht, wie diese ihm gekommen sey; hat er aber den Apfel angebissen, und Erkenntniß gefunden und Wissenschaft, dann muß er auch den Gesetzen des Wissens sich fügen. Wir haben anderwärts den factischen Beweis geführt, daß die Mythen des Heidenthums weder an Tiefe noch an Höhe von der Offenbarung übertroffen werden; nur die schöne ernste Zucht der untern Kräfte und ihr Verstammen vor dem Höheren ist, was sie zu ihrem Vortheil vor jenen ausgezeichnet, nebst der allgemeinen Popularität, die sie erlangt. Alle Urmythen beziehen sich auf eine erste Offenbarung zurück, die dem ersten Menschen und dem ersten Priester geschah. Ist der Inhalt des Geoffenbarten im Wesentlichen gleich, dann muß auch der Ursprung das Gleiche seyn, und die Begeisterung, die es empfangen, auf gleicher Höhe stehen. Haben die Späteren nur astralische Influenz erfahren, Moses war wie sie im Sündenfalle befangen, Prophet gegen Prophet, Incarnation gegen

Incarnation, Glaube um Glauben, welches der wahre sey, kann allein nur innere Trefflichkeit bewähren; Zeigen alle sich in der Tiefe gleich vollendet; dann müssen sie auch alle gleich seyn. Warum wollten wir nicht an eine stehende Offenbarung glauben, die durch alle Zeiten und durch alle Völker geht? Es würde wohl für gottlos geachtet werden, zu wähnen, daß die Vorsehung sich einer Periode der Geschichte, oder einem Erdtheil entzogen hätte, wie möchte die Annahme statthaft seyn, daß in der Religionsgeschichte, die unmittelbar sich auf Gott selbst bezieht, die Gottheit irgend je zurückgetreten wäre. In allem, was gut und trefflich und vollendet auf Erden ist, tritt Gott selbst heraus; wie könnte irgend ein Gutes werden ohne ihn? Welche Persönlichkeit sich zum Tüchtigen, oder auch nur Tüchtiges in sich durchgebildet hat, die hat er sich zum Organ geweiht. Je reiner die Organisation, um so edler die Sprache, die er in ihrem Munde führt. Die Zunge, nicht die Weihe macht den Unterschied der verschiedenen Mythenformen; das Göttliche ist überall sich gleich, die menschliche Zuthat nur verschieden. Das ist nicht ganz die Lehre der Kirchenväter, aber die streitende Kirche hat andere Rechte als die triumphirende; die ihre Befugnisse nicht anerkannt, können in der Hitze des Streites die Anerkennung vom Gegner nicht verlangen. Jeder, den gleiche Kraft mit jenen Männern zu gleichem Enthusiasm getrieben, würde mit ihnen gewesen seyn, und mit ihren Waffen geschlagen haben, nun aber, wo sie Besitz ergriffen von ihrem Eigenthum, muß sie auch fremde Rechte ehren, und des Herrn Wort auch in fremder Sprache erkennen. Wir werden mit dieser Ansicht nicht den philosophes du dixhuitième siècle, denen das Buch so eifrig entgegen kämpft, beytreten; wir glauben vielmehr, daß sie mit jeder religiösen Gesinnung verträglich sey, und vielleicht selbst der Verfasserin nicht widerstehe. Für ihr ernstes verdienstliches Bemühen aber muß dieser der Kranz der morgenländischen heiligen Lotus zugesprochen werden.

Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Conföderation. Ausgesprochene Wünsche Carls, Erzbischofs Metropoliten zu Regensburg. Mit Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Frankfurt allergnädigster Bewilligung. Frankfurt a. M. 1810.

Nicht bloß des durchlauchtigsten Verfassers wegen, sondern auch aus mehreren inneren und äußeren Gründen verdient die gegenwärtige Schrift die größte Aufmerksamkeit des katholischen sowohl als protestantischen Publicums. Mitten in dem Geräusch der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs, im Glanze des Hoflebens und zu der nämlichen Zeit, wo die bisherigen Staaten des Hrn. Fürsten Primas mit einigen Vergrößerungen zu einem Großherzogthum erhoben wurden, hat, öffentlichen Nachrichten zufolge, dieser einzige geistliche Souverän sich mit den geistlichen Betrachtungen beschäftigt, deren Resultate in dieser kleinen Schrift niederlegt sind. Es war bey dem letzten Aufenthalte desselben zu Paris, als diese Schrift dort zuerst erschien, und, wie wir wissen, auch dort schon große Sensation erregte. Gewiß wird sie auch zur Beruhigung vieler katholischen Gläubigen vieles beytragen, die, mit den Protestanten, an manchen Ereignissen der letzteren Zeiten ganz irre geworden sind. Nur die Zukunft kann den Schleyer, der über so viele Thaten dieser Zeit und noch mehr über die Motive derselben gezogen ist, wegziehen; aber aus den Räthseln der Gegenwart wird zuverlässig einmal die Geschichte eine Auflösung gewinnen, und auf alle Zukunft in sich bewahren, über die, nach allem, was wir schon jetzt davon diviniren, die gegenwärtige Zeit gewiß erstaunen, und wodurch wiederum diese vielleicht selbst an ihren eignen Plänen irre werden würde.

Um alle Mißverständnisse zu verhüten, nach denen diese Schrift leicht bloß zur Herbeyführung einer kirchlichen Vereinigung der Katholiken und Protestanten abzuzwecken scheinen

könnte, muß vor allem bemerkt werden, daß der Herr Großherzog unter dem Frieden der Kirche, von welchem hier gehandelt wird, zunächst und ausdrücklich nichts anders versteht, als den Seelenfrieden katholischer Christen, die Gewissensruhe in den Herzen der Gläubigen. Diese ist gestört und verletzt in den rheinischen Bundesstaaten durch eine wesentliche Verletzung des kirchlichen, hierarchischen Organismus, an welchen sonst alle wahre Katholiken glauben, und zu glauben verbunden sind; und diesen wieder herzustellen, ist der Wunsch, Rathschläge dazu zu machen, ist der Inhalt, und durch die wünschenswerthe Befolgung derselben die Gläubigen zu beruhigen, ist der Hauptzweck dieser frommen und geistvollen Schrift. Eine genauere Entwickelung des Begriffs einer katholischen Kirche ist gleichsam die Einleitung dazu. Man weiß, wie verschieden jederzeit bey vollkommenster Uebereinstimmung in der Idee der katholischen Kirche doch der Begriff derselben gefaßt worden ist; man hat bald mehr, bald weniger Merkmale darin aufgenommen. Gegen den hier aufgestellten läßt sich durchaus nichts erinnern; es sind die wesentlichsten Elemente und Merkmale des Katholicismus darin vereinigt; es ist außer von dem Geist der Gottseligkeit und der Nächstenliebe, von dem Glauben an die Grundlehren des Christenthums und dem Grund derselben in der Offenbarung der heiligen Schrift auch noch von der Entwickelung des katholischen Glaubensvereins durch die Concilien, von der Bestätigung desselben durch die Tradition, und zwar auch von den Beschlüssen der Päpste aber auch von dem Consensus und der Annahme derselben von Seiten der Katholiken die Rede. Die allgemeine Einheit wird als der letzte Zielpunct aller Glieder dieses Kirchenvereins aufgestellt; aber mit hohem und edlem Sinn ist diese Vereinigung dargestellt als nur sich offenbarend durch die innigste Zusammenstimmung der Gesinnungen, in Rücksicht tiefer Ehrerbietung gegen Gott, und dann der Bruderliebe, die den Nebenmenschen als sich selbst zu lieben gebietet. Die Einigkeit der Kirche stützet sich auf die, allen katholischen Christen vorgeschrie-

bene Pflicht des festesten Glaubens an die unumstößlichen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung und an jene Auslegung derselben, die durch die Concilien und Päpste aufgestellt, und von der ganzen Gemeinde der Katholiken angenommen worden. Sie stützt sich endlich auf den Glauben an eine Unsterblichkeit. Der Geist der Bruderliebe ist es, der alle Genossen dieses Vereins zusammenknüpft. „Die Hoffnung und der Glaube, heißt es an einer schönen Stelle, sind große Tugenden; aber nur das Feuer einer göttlichen Liebe entflammt die Herzen; nur sie erleuchtet unsern Verstand in der Erkenntniß der Glaubenswahrheiten; nur sie bildet jenen felsenfesten Glauben, der, wenn es darauf ankommt, ihn laut zu bekennen, unerschütterlich dem Tode und allen Qualen trotzt; nur diese Gottesliebe begründet die Hoffnung einer ewigen Seligkeit; ihr Licht zeigte dem heiligen Stephanus den geöffneten Himmel; sie gibt Trost und Muth den wahren Gläubigen, deren Vereinigung die Kirche bildet.“ Und bald darauf heißt es eben so schön: „Möchten wir doch alle Augenblicke unsers Daseyns von der Wahrheit durchdrungen seyn, daß es keinen Seelenfrieden gebe ohne den Geist der Liebe! Der Mensch, der nicht zwischen der Liebe zu Gott und der Welt zu wählen vermag, ist ewig ein Spiel der Leidenschaften. Er theilt nicht mit dem Ekklesiastikus die Empfindung, daß alles eitel sey, außer der Liebe Gottes und seiner unbedingten Hingabe an Gott, die, in ihrer Lauterkeit, mit der wahren Nächstenliebe und mit den Mitteln der Wohlthätigkeit gegen die Mitmenschen mehr Festigkeit und eine größere Ausdehnung zu geben, unzertrennlich verbunden sind. Dieser Geist der Bruderliebe entfaltet jenen regen Eifer, der unermüdet mit den Hindernissen ringt, welche die Verkehrtheit, die Unbedachtsamkeit, und der Irrwahn seinen lautern Absichten entgegenthürmen. Dieß ist die Seelenruhe des Gläubigen.“

Zu diesem Seelenfrieden des echten Katholiken gehört nun, nach dem weiteren Ideengange dieser Schrift, daß er in seinem Seelenhirten das Vorbild tiefer Gottseligkeit und echtchristlicher

Nächstenliebe erblicke, indem ihn seine Einsichten leiten auf dem Pfade der Pflicht, von Verirrungen zurückführen, und ihm in seinen Leiden eine Quelle des Trostes werden. Es gehört dazu, daß er wisse, sein Bischof sey ein rechtmäßiger Nachfolger der Apostel, das Oberhaupt der Kirche, der Mittelpunct kirchlicher Vereinigung sey der Nachfolger des heiligen Petrus. Durch die Bischöffe also wird, nach dieser katholisch-richtigen Vorstellung, der Glaube des Volks an die heiligen Lehren des Christenthums vermittelt, und nur so fühlt sich der Katholik beruhigt, wenn er es weiß auf diesem Wege, daß die Lehrsätze, die ihm die Kirche zu glauben vorstellt, auf das alte Testament und das Evangelium, auf die Entscheidungen der Kirchenversammlungen, auf die Beschlüsse der katholischen Oberhäupter, die bey der ganzen katholischen Kirchengesammtheit Annahme fanden, sich gründen; und wenn er also überzeugt ist, daß die göttlichen Lehren seiner Religion, fern von jeder irdischen Nebenabsicht, einzig die Wohlfahrt einer frommen Seele zum Entzweck haben.

Allein — so fährt nun der Herr Verf. fort — wie steht es noch um diesen Frieden, wenn der Katholik seinen Seelenhirten beeinträchtiget sieht in seiner Religionsübung, ohne sich das Mindeste gegen die öffentliche Ruhe erlaubt zu haben; wenn die weltliche Macht ihn in Erklärung der Glaubenslehren reglen will, sich drängend zwischen ihn und den heiligen Stuhl bey Dispensen, sich Machtsprüche erlaubend in Ehesachen, die sich aufs geistliche Band beziehen; wenn er siehet, wie die Zahl der Kirchendiener sich zusehends vermindert, indem die Seminarien der Leitung durch den Clerus mehr oder weniger entzogen sind, indem der verstorbene Bischof selbst nach Jahren keinen Nachfolger erhält?

Nicht unbekannt kann dem, der mit dem katholischen und protestantischen Religionswesen in einiger Herren Ländern bekannt ist, die Beziehung der eben ausgesprochenen Klagen seyn, die zugleich einen starken Zug von Vorwürfen enthalten, nach mehreren Seiten hin. Man kann hieraus sehen, wie

man zu einer Zeit voll Veränderungen, durch die im Ganzen und Durchschnitt doch nur allein der protestantische Religionstheil der klagende, und zu gerechten Klagen Ursache habende ist, sie auch in andern Beziehungen von katholischem Standpunct führen kann mit vollkommenem Recht. — Was aber gehet daraus lebendig und drückend wahr hervor? Nichts anders zunächst, als daß die Kirche Christi es ist, die unter allen Verhältnissen und in allen Gestalten die leidende, und in jeder Hinsicht jetzt (nach der Definition der Alten) eine ecclesia pressa ist. Wollen wir diese Lage der Dinge beurtheilen nach dem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, wie könnte uns dann noch unerwartet seyn, daß, indeß in alt katholischen Staaten das protestantische Kirchenwesen beschränkt, und die Anhänger desselben mehrfach bedrückt werden, indeß nach den neuen Grundsätzen allgemeiner Gleichheit der Religionen die protestantische fast die allein zurückgesetzte ist in einigen Ländern, in protestantischen jetzt hinwiederum selbst das katholische Kirchenwesen nach protestantischer Art geregelt, aller Zusammenhang mit dem heiligen Stuhl, „mit einer ausländischen Souverainität", abgeschnitten, und selbst in katholischen Staaten mit dem Katholicismus nach dem protestantischen Princip des Territorialsystems verfahren wird. Wir werden nimmermehr das eine und andere loben, überzeugt, daß jedes in seiner Art eigenthümliche System auch eine eigenthümliche, und ihm angemessene Behandlung von Seiten des Staats erfordert, daß jede Verunglimpfung an dem einen zu Gunsten des andern sich anderweitig schmerzlich rächet, und daß nur aus einer wirklichen, und mit strenger Gerechtigkeit durchgeführten Gleichstellung, und durch die Anerkennung einer völlig adäquaten Dignität beyder Kirchen im Reich das erwün[illegible]teste, heilsamste und glücklichste Verhältniß entstehen m[illegible] Aber dabey können wir doch nicht unterlassen, zu wünschen, daß auch die protestantische Kirche sich eines so frommen, geistvollen und wichtigen Vertheidigers ihrer alten Rechte und Ansprüche

möchte zu erfreuen haben, als sich hier zum Vortheil der katholischen in einer hochgestellten fürstlichen Person erhebt.

Allerdings muß es für jeden Katholiken, und selbst für jeden liberalen Protestanten ein bedenklicher Anblick seyn, wenn man seit den Secularisationen so viele Bisthümer in Deutschland ihrer Dotationen beraubt und so verwaiset stehen sieht; und mit Recht entsteht die Besorgniß, welche der Herr Verf. äußert, es möchten in wenigen Jahren die katholischen Länder des rheinischen Bundes ohne Bischöffe seyn. Ist es doch, als sehe man sich hie und da in die Zeiten der Herrschaft der Arianer oder der Verwüstungen der Vandalen oder der Normannen zurückversetzt, zumal im nördlichen Deutschland. Bedenkt man dazu, daß auch die öffentlichen Fonds der Seminarien, der Klöster, und einer großen Anzahl Pfründen, Dom- und Stiftskirchen säcularisirt sind, so ist zu fürchten, daß bald die Altäre leer stehen, und der Gottesdienst der Kirchendiener gänzlich entbehren wird. Sind dann nun vollends noch die noch lebenden Titularbischöffe gestorben, und ohne Nachfolger gelassen, so gehet allmälich das Episcopat für Deutschland zu Grunde, und dieser wesentliche Theil der kirchlichen Hierarchie ist ausgerottet, und der Katholicismus in seiner Wurzel angegriffen; dann wird, wie der Hr. Verf. sagt, „dieser bedeutende Theil der alten Kirche in vieler Hinsicht zu dem traurigen Zustande der Katholiken in England und in andern protestantischen Ländern erniedrigt.“ Die wenigen Bischöfe in partibus und die Generalvicariate werden auch ohne die Institution der Bischöffe endlich um alle Achtung kommen. Diese Lage der Dinge begeistert den edlen Verf., und mit sichtbarem Schmerz ruft er aus: „O Deutschland, du, dessen Boden ein von Natur gesetzliebendes und gutthätiges Volk bewohnt! Deutschland, du, das die verbündeten Staaten unter seine schönsten Provinzen zählt, möchte dir die himmlische Gabe der christkatholischen Religion auf immer zu Theil werden! Möchten die edlen Keime der Gottselig-

keit, ausgestreuet vom heiligen Bonifacius und seinen Genossen, bethauet mit ihrem Blute, entwickelt und fortgepflanzt seit mehr als tausend Jahren, durch den zunehmenden Ankampf der Irrthümer und Leidenschaften nicht für immer erstickt werden! O ihr Deutschen, möchte doch die göttliche Vorsicht eure Herzen entflammen, euern Verstand erleuchten, und die Täuschungen einiger scheinbaren Vortheile zernichten, die die himmlische Wohlthat der katholischen Religion in keinem Betrachte aufzuwiegen vermögen."

Diese Bedenklichkeiten sind es nun, welche nach der Ueberzeugung des Hrn. Vfs. die Ruhe und den Seelenfrieden der Gläubigen stören; zugleich erfährt man hier, daß der Hr. Fürst Primas bisher sich alle Mühe gegeben, ein Concordat für Deutschland zu Stande zu bringen, daß aber alle seine Bemühungen seit sechs Jahren fruchtlos blieben, gleichwie auch alle einzelne Unterhandlungen der Landesregenten mit dem römischen Hof ohne Erfolg waren. Sollen wir hier eine Vermuthung wagen, so zögerte der Papst nur darum mit Einführung des französischen Concordats in Deutschland, weil er mit jenem doch eigentlich und im Herzen nie zufrieden war, und abwartend einen vielleicht noch möglichen Wechsel der Dinge, kostete es seinem väterlichen Herzen nicht einmal Ueberwindung, das katholische Deutschland so lange Jahre hindurch lieber in heilloser Unordnung seiner kirchlichen Verhältnisse zu lassen, als es auch in ein solches Verhältniß zu sich zu stellen, wie es das neue Concordat doch nothwendig mit sich bringen würde.

Der Hr. Verf. berührt hierauf das wahre Verhältniß der Kirche zum Staat im Allgemeinen, und bemerkt hiebey, daß allerdings die hie und da eingeschlichenen Mißbräuche, die mit der Majestät des katholischen Cultus in keinem Verhältniß stehen, die unmäßig vervielfältigten Wallfahrten, Vorurtheile und abergläubischen Irrthümer mit Recht von den Gewalthabern abgeschafft und ausgerottet worden seyen; und der erleuchtete Fürst weiß es ihnen Dank im Namen aller erleuchteten

Katholiken. Doch auch hierin empfiehlt er Vorsicht, damit das Licht nicht blende; Achtung gegen heilsame Gebräuche und Schonung derselben. Und hier folgt eine merkwürdige Stelle: „Der Altar und der Thron, im glücklichen Einverständniß des Priesterthums und der weltlichen Macht, sind sich gegenseitige Stützen nach dem Geiste der Wahrheit, nach diesem Geiste, der sich auf die Wesenheit Gottes gründet, woraus er quillet. Unser Erlöser selbst bestimmte die Schranken der Gewalten, als er sprach: sein Reich sey nicht von dieser Welt; als er sprach: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." —

Endlich macht der Hr. Großherzog einige Vorschläge, wie dem berührten Uebelstand abzuhelfen, und den Gläubigen die Ruhe wiederzugeben sey, die sie an dem gestörten und zerrissenen Episcopalsystem in dem Rheinbunde verloren haben. Das Daseyn der Bischöffe, sagt er, ist durchaus gegründet in dem hierarchischen System der Kirche, und hängt mit dem Kirchenfrieden in den Bundesstaaten zusammen. Das Wünschenswertheste wäre nun, wenn der erhabene Protector im Namen der Conföderation und der Papst übereinkämen, das französische Concordat auch für diese Staaten aufzunehmen. Natürlich setzt der Hr. Verf. bey diesem Wunsche voraus, daß zugleich die nöthigen Modificationen dabey angebracht werden müßten, die sich zum Theil aus der indeß veränderten Lage des heiligen Stuhls zur Welt von selbst ergeben. Den Hauptpunct, der durch das neue Concordat festzustellen wäre, hebt der Hr. Verf. gleich selbst hervor. Es hätte sodann jeder Staat einen oder mehrere Bischöffe zu ernennen, die, nach erhaltener päpstlichen Bestätigung die nämliche geistliche Gewalt ausübten, welche die französischen Bischöffe besitzen, und deren Dotation als Bischöffe (manse, mansus ecclesiasticus) durch jeden Souverain unter Vermittlung Seiner Majestät des Kaisers und des heiligen Vaters bestimmt würde. Die kleineren Staaten dürften sich zu einer abwechselnden Ernennung der Bischöfe vereinigen. Hiebey würde nun die Frage entstehen, ob die

einzelnen Bischöfe mit ihren Diöcesen, eben so wie in Frankreich, unter einige Metropoliten, oder nur unter Einen zu stehen kämen, oder unter gar keinen, oder alle Bischöfe im ganzen Deutschland unter den Einen des rheinischen Bundes. Der Hr. Verf. entscheidet sich für die zweyte und für die letzte Frage, welche von jener eine nothwendige Folge zu seyn scheint. Der Erzbischof von Regensburg, heißt es hier, würde dem Oberhaupt der Kirche und dem Kaiser der Franzosen die vereinigte Entscheidung der Frage überlassen, ob, jedoch mit Beybehaltung seiner Episcopalgewalt in seiner besondern Diöces, seine Metropolitangewalt in den conföderirten Staaten aufhören solle oder nicht? Hier findet sich der Hr. Großherzog bereit, wenn eine solche Aufopferung zum Frieden der Kirche, und zur Restitution des Episcopats in dem Rheinbunde nothwendig würde, dieser Jurisdiction und allen zeitlichen Vortheilen, die daraus fließen, zu entsagen; denn, heißt es hier, jede besondere Rücksicht muß wegfallen, wenn es um das allgemeine Wohl zu thun ist; doch wird hier auch mit Recht erinnert, daß der Metropolit ein Nachfolger des Apostels der Deutschen, seine Amtgewalt durch die Translationsbulle des Metropolitenstuhls von Maynz nach Regensburg bestätigt worden sey. Eine leise Erinnerung an das, was auch die deutschen Bischöfe einst gethan zur Erhaltung und standhaften Behauptung dieser Würde und ihrer alten Rechte, erinnert lebhaft genug an das, was der falsche Isidorus von Maynz aus that, sie auch unter uns herabzusetzen, und zugleich an alle darauf gegründete Ansprüche des römischen Stuhls. Diese Ansprüche, sofern sie sich auf die deutschkatholische Kirche beziehen, sollte man denken, seyen jetzt vollständig genug weggefallen, nachdem der Stuhl zu Rom in ein so ganz anderes Verhältniß zur Welt und Kirche überhaupt gestellet worden, und in welcher Art auch die Verbindung Deutschlands mit dem heiligen Stuhl künftig erneuert wird; ein Metropolitenstuhl scheinet uns für den rheinischen Bund und für die deutschkatholische Kirche überhaupt ein um so dringenderes Bedürfniß zu seyn, je bestimmter einer der

Artikel in dem berühmten Decret über den Papst dahin lautet, daß die Ausübung jeder fremden, d. h. ausländischen Souverainetät unverträglich sey mit der Ausübung jeder geistlichen Gewalt im Innern des Reichs — eine Wohlthat, die der erhabene Kaiser unstreitig auch der deutschkatholischen Kirche zugedacht haben wird. Unter solchen Umständen aber ist es dem katholischen Conföderationsgeist und dem hierarchischen Organismus durchaus angemessen, daß sämmtliche Bischöfe von Deutschland sich unter einem Metropoliten vereinigen, damit sie wissen, an wen zunächst sie in der hierarchischen Stufenleiter sich zu halten haben. Durch die volle Jurisdiction und in Gang gekommene Thätigkeit eines solchen Metropoliten würden sodann vor allen Dingen alle katholische Verhältnisse, die jetzt in solcher Unordnung durcheinander liegen, auf einen bestimmten Fuß gesetzt, und nach den Umständen der Zeit und des Orts auf eine Art eingerichtet, wie sie nur einer mit localer Einsicht und vaterländischem Geist einrichten kann; und wie glücklich würde die katholische Kirche in Deutschland sich schätzen, ein solches actives Oberhaupt in der hohen Person des Herrn Großherzogs zu erblicken. Mit Recht sagt der Hr. Verf., daß, wenn das Interesse des französischen Kaisers und Papstes sich nicht zu solcher Entscheidung über die aufgelegte Frage vereinigen könnten, es überaus schwer falle, zur Herstellung und Befestigung des Friedens der Kirche in den Staaten des rheinischen Bundes noch ein Mittel zu finden. Mit Recht zweifelt er, daß ein französisches Provincialconcilium hierüber etwas beschließen können und wollen werde; denn was gehen eine geistliche französische Behörde deutsche geistliche Angelegenheiten an? Der Hr. Verf. berührt hiebey selbst noch die Inconvenienz, daß man auf einem solchen Concilium die Gesinnungen und Beystimmungen so vieler Souverains schwerlich vereinigen würde. Es bleibe sodann nichts übrig, als die gewöhnliche Nothhülfe in ähnlichen Fällen, die durch den Kaiser von Frankreich vollzogene Convocation eines allgemeinen Conciliums, bestehend aus französischen, italienischen, spanischen und deut-

schen Bischöfen; hierauf setzt der Hr. Verf. die letzte Hoffnung, die Gränzlinie der Eintracht zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt in den Staaten der Conföderation zu bestimmen. Der Hr. Großherzog macht dieser Art Versammlungen große Lobsprüche; ja er behauptet sogar: „in diesen so verehrungswürdigen, so gemeinnützlichen Versammlungen der ökumenischen Concilien hat sich immer das göttliche Versprechen des Erlösers bewährt, der da sagte: wenn ihr euch in meinem Namen versammlet, werde ich in eurer Mitte seyn" Ja, wenn sich das auf die Idee allgemeiner Concilien beziehen soll, so sind auch wir derselbigen Meinung, und halten sie hoch in Ehren; aber der Hr. Großherzog weiß es besser als wir, auf wie wenige der ökumenischen Concilien passe, und anzuwenden sey, was er von ihnen im Allgemeinen sagt, daß sie nach der Geschichte aller Jahrhunderte die wirksamsten Mittel dargeboten haben, die Gläubigen auf den Weg des Heils zu leiten, die Mißbräuche abzustellen, das System der Hierarchie zu befestigen, die Zweifel zu heben, die Ruhe und den innern Frieden in die ängstlichen Seelen der Christen zurückzuführen. Wir dürfen, um die Gegenbemerkung zu belegen, nur an das letzte, das Tridentinum, erinnern, und an das, was es in der Kirchenreformation zu Stande brachte; obgleich wir wohl wissen, daß ein allgemeines Concilium jetzt unter ganz andern Umständen, und in einem ganz andern Geiste würde gehalten werden.

Am Schlusse dieser Schrift berührt der Hr. Verf. noch einen sehr nöthigen Punct. Als zwey wichtige Folgen des wiederhergestellten kirchlichen Friedens stellet er die dadurch befestigte Anhänglichkeit an die Souverains dar, und die vielleicht auch erfolgende Vereinigung der Katholiken und Protestanten durch den Geist christlicher Liebe. Als das Hauptmittel dazu betrachtet er die Befestigung des hierarchischen Systems. „Wie sollte man sich vereinigen, so lange diejenigen, welche auf eine gründliche und berufsmäßige Art dazu beytragen können, mit einem Wort, so lange die wirklichen Bischöffe in diesen Gegenden noch nicht vorhanden sind." Rec. muß gestehen, daß

ihn die Betrachtungen des Hrn. Verf. lebhaft und rührend angesprochen haben. Es ist eine mit herrlicher Liberalität und apostolischer Mildigkeit ausgesprochene Ansicht, wie sie eines in Kunst, Religion und Wissenschaft so gebildeten geistlichen Fürsten würdig ist. Dem System seiner Kirche gemäß, hält er eine Wiedervereinigung der Protestanten mit ihr nicht nur für möglich und wünschenswerth, sondern auch für vollbracht, wenn die Kirche ihrerseits alles geleistet, was sie soll, und wenn besonders von Seiten der Bischöffe alle Bedingungen dazu eintreten, oder erfüllet werden; auch müssen wir selbst gestehen, daß der Anblick wahrhaft und innerlich geweiheter Bischöfe und das Episcopat an sich, wenn ihm ein wahrhaft apostolischer Glanz wieder verliehen worden, hie und da gewiß von großem Eindruck seyn wird Aber man sehe, unter welcher Bedingung und in welcher Art dieser edle Fürst allein eine solche Vereinigung für möglich hält. „Durch den Geist der Liebe, durch die Liebe wahrer Gläubigen kann sie allein vorbereitet werden," und „eine vollkommene Uebereinstimmung der Meinungen kann nur das Werk der göttlichen Vorsehung seyn, indem das Licht des wahren Glaubens ein Geschenk ihrer Gnade ist." —

Ja, wenn dieser hohe Geist christlicher Erleuchtung und Liebe sich erst an beyden Parteyen mächtig gemacht hat, dann wird bey äußerer, bleibender, nothwendiger Trennung eine innere Vereinigung entstehen über das, was allein wahr, göttlich und heilig ist, d. h., dann wird die Wiedervereinigung beyder Religionsparteyen dadurch entstehen, daß sie niemals zu Stande kommt.

1) Die practische Lebensweisheit, ein Handbuch für Aufgeklärte, von Friedrich Ehrenberg. Leipzig bey Barth, 1805 u. 1806. 1. u. 2. Band.

2) Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens, mit besonderer

Hinsicht auf das weibliche Geschlecht, von Friedrich Ehrenberg, Hof- und Domprediger in Berlin. Leipzig, bey H. Büschler in Elberfeld gedruckt. Ohne Bemerkung des Jahrs.

3) Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte, von demselben. Zweyte veränderte und vermehrte Auflage, mit einem Kupfer. Leipzig, bey Büschler in Elberfeld gedruckt. 1808. (2 Thlr.)

4) Der Character und die Bestimmung des Mannes, von demselben. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht. Leipzig, bey Büschler in Elberfeld gedruckt. 1808. (1 Thlr. 20 gr.)

5) Blätter, dem Genius der Weiblichkeit gewidmet, von demselben. Berlin bey Amelang. 1809. (1 Thlr. 16 gr.)

Herr E. ist bekanntlich einer der gelesensten und beliebtesten Schriftsteller im praktisch-moralischen Fache, die wir jetzt in Deutschland haben; und mit Recht. Die würdige, reinsittliche und religiöse Tendenz, die in allen seinen Schriften unverkennbar ist, die sanfte Herzlichkeit seines Vortrags, der besonnene und weise Gebrauch, den er von der neuen und neuesten Philosophie macht, ohne sich zu irgend einer der bekannten Schulen zu bekennen, seine vielseitige, und oft tiefe Menschenkenntniß, und die edle Sprache, die sich durchweg erhält, begründen seinen Werth; besonders ist es ihm gelungen, in den Character der reinen, feinen Weiblichkeit tiefer einzudringen, als man es bey den meisten Schriftstellern findet, die über und für Weiber geschrieben haben. „Das Weib, wie es ist", gleicht keinem reinen, edlen Weibe; und Gott bewahre uns, daß die Weiber glichen dem „Weibe, wie es seyn sollte."

Andere Schriftsteller haben Ideale, ätherische, engelreine und engelzarte Luftgebilde, oder europäische Gurlis, oder genialisirende Halbmänner, oder verbildete Stadt- und Weltdamen, oder Römerinnen und Griechinnen dargestellt, deren äußere Gestalt man bey uns nur noch auf Maskeraden oder in Büchern findet. Das alles waren und sind keine Weiber. Sicher hat Herr E. die weibliche Natur durch Umgang mit edlen Weibern aller Art, und von den verschiedensten Graden der Bildung studirt, und selbst beobachtet, wie sie sich aus ihrem Innern heraus für das Gute entwickeln und bilden kann. Schriebe er auch wirklich zu viel, was man ihn wohl beschuldigt, wiederholte er sich auch manchmal, was man nicht ganz ohne Grund sagt, so klagt ihn Rec. darum nicht an. Freylich, wer nur Kunstwerke als solche liefern will, der muß dieß vermeiden. Aber wer nützen, bessern, veredeln will, der mag immer viel schreiben für seinen Zweck, da so viel geschrieben wird für einen weit schlechteren, — sobald er nur weiß, daß er gelesen wird, und sich bewußt ist, daß seine Schriften keine andere als gute Eindrücke hinterlassen können. Gute Eindrücke können nicht zu oft wiederholt werden, und man muß heilsame Wahrheiten auf mannigfaltige Art sagen, weil die Menschen gar mannigfaltige Berührungspuncte haben.

Rec. ist also mit der Lecture von Hrn. E's. Schriften sehr zufrieden, und freut sich, daß ihm ihre Recension aufgetragen wurde, weil man con amore über etwas urtheilt, wenn man es gern gelesen hat.

Indeß hat er alles Neue wenigstens mit scharfprüfendem Blick gelesen, wie es die Schriften eines solchen Mannes verdienen, und er wird alles freymüthig sagen, was ihm aufgefallen ist, und worin er nicht mit dem Verf. gleich denken kann. Was er im Ganzen genommen an Hrn. E's. Schriften vermißt, und anders wünscht, wird er am Ende eben so offen darlegen; die einzige Art, wie der Mann einem Manne wahre Achtung beweisen kann.

Von der ersten Schrift will er wenig sagen, weil ihre Erscheinung nicht in den Zeitraum dieser Jahrbücher fällt. Nach der Vorrede ist sie zunächst für Menschen bestimmt, die, ohne an den gelehrten Forschungen der Weisheit Theil zu nehmen, sich gern mit dem reinen Ertrage derselben für ihre Belehrung und Beruhigung bekannt machen, denen das Nachdenken über das Wahre und Gute, so weit es in der Sphäre des gesunden Verstandes liegt, eigenes Bedürfniß, und deren höchstes Interesse Menschenveredlung ist. „Man soll hier eine praktische Moral für Gebildete, nach den Resultaten der neueren Forschungen suchen, so weit sie dem Verf. bewährt geschienen.“ „Dabey wünschte er aber auch, von den Freunden und Kennern der Wissenschaft gelesen zu werden,“ weil er sie nie aus dem Gesicht verloren, und sie sich bey allen Untersuchungen als Beurtheiler gedacht hat.“ Das moralische Handbuch soll also etwa für unsere Zeit seyn, was Gellerts moralische Vorlesungen für ihre Zeit mit so vielem Segen gewesen sind, und die freylich weit reichhaltigere Moral Reinhards, zu anderem Zweck geschrieben, auch für Menschen, die hauptsächlich sittliche Erbauung suchen, zu weitläufig ist, auch zu viel Discussionen enthält; so ist sie im Ganzen genommen gewiß dazu gemacht, diesen schönen Zweck zu erreichen, ob ihr gleich hin und wieder die Gediegenheit und Wärme fehlt, die man in den spätern Schriften des Verf. findet.

In der zweyten Schrift zeigt sich schon die tiefere Kenntniß der menschlichen, besonders der weiblichen Natur, die sich der Verf. erworben hat. Für das Letztere zeugt besonders der zweyte Brief im zweyten Buche: „der weibliche Charakter“, der jedoch nur Bruchstücke enthält, die in den folgenden Schriften schön zusammengefügt und geordnet werden. Schon hier vermißt indeß der Rec., daß der Verf. nicht tiefer eingegangen ist in das innere Wesen der Weiblichkeit, in diesen Tact für alles Wahre, Gute und Schöne, in diesen Geruch möchte er sagen, für alles Bedenkliche, was Gefahr bringen kann, in diese Elasticität, die nachgibt, und sich doch

wieder herstellt, und bleibt, was sie war, in dieß geistige Einsaugungsvermögen, das still aufnimmt und bewahrt, und das Aufbewahrte im Innern nährt, pflegt, verarbeitet, bis es zu seiner Zeit heraustritt, wie das gesunde Kind; in diese Einheit des Denkens und Empfindens, woraus sich das Meiste in der schönen Weiblichkeit erklären läßt. Ueber ästhetische Bildung denkt Rec. verschieden von dem Verf.; es ist indeß hier der Ort nicht, sich darüber zu äußern. Er bemerkt nur, daß die Lehre vom Schönen und Erhabenen sehr gut an die Idee von dem Erhabensten, Unendlichen angeknüpft sey, daß aber der Zusammenhang noch weit anschaulicher geworden wäre, wenn Hr. E. von dem Begriff der Schönheit, als Erscheinung des Göttlichen in der Sinnenwelt, hätte ausgehen wollen. Sehr gut hätte er auch seine sogenannte Elementarlehre, oder Aesthetik und Religionslehre mit seiner Bildungslehre in Verbindung setzen können, wenn er gezeigt hätte, wie die Offenbarungen Gottes durch Jesus, und überhaupt die Sammlung unserer heiligen Schriften, den Typus zu einem Bildungsgang enthalten, der die ganze Menschheit umfassen soll. Freylich hätte dann aber auch sein Bildungsgang darnach modificirt seyn müssen.

Daß nach S. 289 die Offenbarung nicht durch Wunder bestätigt werde, würde Rec. nicht gesagt haben, da die widersprochene Behauptung, genau genommen, doch eins ist mit der eigenen Aeußerung des Verfs., daß wunderbare Umstände die Offenbarungen (und doch wohl nicht zwecklos) begleiten und verstärken können. Jesus und seine Gesandten sagen es offenbar, daß sie auch durch Wunder ihre Lehre bestätigen wollten, deren Göttlichkeit man auch sonst, wenigstens nicht ohne Versuch, glauben könnte. Zum Versuchen gehört aber schon ein gewisser Grad des Glaubens. — Daß bey der Lehre von Unsterblichkeit das Vaterversprechen nicht berührt wird, darüber hat sich Rec. bey Hrn. E. gewundert, da es so sehr beruhigt, und Gewißheit statt Hoffnung gibt. S. 303 sagt der Verf., das Moralische sey nie von der Natur geschaffen;

und er hat recht, wenn nur das, wozu man sich selbst bildet, moralisch heißen soll. Aber gewiß hat auch Herr E. Menschen, und besonders Weiber gefunden, deren herrschender Geschmack es war, nach dem Gefühl von Recht und Unrecht zu handeln, denen dieser Geschmack angeboren war, geborne Tugendgenies, die recht thun, so wie athmen müssen, die aus voller Seele mit dem Prinz von Ligne sagen konnten: „Je n'ai jamais compris, qu'il y a vertu, d'en avoir.“ Im zweyten und dritten Brief, so wie in den Reden (S. 78 — 80) ist sehr gut gezeigt, daß Religion des Weibes höchster Reitz, daß ihre ganze Natur darauf berechnet sey. Und christliche Religion, setzt Rec. hinzu, mehr als irgend eine! Liebe zu dem, so liebenswürdig personificirten Sittengesetz, zu Jesus, kann die natürlichste Quelle ihrer Sittlichkeit seyn; wie denn das Christenthum überhaupt die ganze schöne Natur des Weibes in Anspruch nimmt. Der siebente Brief, wie die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige verstärkt wird, enthält bekannte, aber sehr gute Vorschläge; doch wird ein echtchristliches Weib viel bescheidener und demüthiger sprechen, als es Hr. E. S. 365 — 567 sprechen läßt, wenn es von Dank und Liebe zu dem Allvater durchdrungen, und sich lebendig bewußt ist, wem es diese Richtung seines Gemüths verdanke. Und wie viel kräftiger wird es noch eingreifen in ihr Gemüth, da jene mächtigen Federn in der menschlichen Natur so viel tiefer wirken, als irgend eine bloße Vorstellung wirken kann. Wie viel wirksamer wird das Gebet seyn, wenn man sich darin ganz in das Verhältniß eines Kindes zu seinem Vater setzt! Wie wenig wird das fromme Weib alsdann daran denken, eine Pflicht zu erfüllen, oder ein moralisches, oder ascetisches Exercitium zu machen! So süß und unentbehrlich einem liebenden Kinde der Umgang mit dem Vater, so sehr es ihm Bedürfniß ist, dem Vater sein Herz zu ergießen, ohne anderen Zweck, so unentbehrlich wird dem Religiösen das Gebet seyn. Dieß ist wenigstens die Absicht des Rec. Auch hätte er das, was über öffentliche Gottesverehrung gesagt wird, mit Rücksicht auf die

Einwendungen dagegen tiefer, durch Hinweisung auf die menschliche Natur begründet, und Winke dabey gewünscht, wie man sie zu nützen habe. S. 425 sagt der Verf., es gebe keine Tugend ohne Grundsätze. Aber Dankbarkeit, Vertrauen und Liebe zu Gott und seinen Stellvertreter, Jesus, ist und wirkt mehr als alle Grundsätze, und hat lange her bey allen Menschen und in allen Tagen des Lebens gewirkt. Und das ist eigentlich die weibliche Sittlichkeit, die weibliche Religiosität. Selbst gemachte Grundsätze sind überhaupt weit weniger wirksam, besonders bey dem Weibe, als man oft wähnt. Doch darüber wird sich der Rec. am Ende noch näher erklären.

Die dritte Schrift: Reden an die Gebildeten aus dem weiblichen Geschlecht, konnte und kann ihren edlen Zweck nicht verfehlen. Sie gibt so viel Practisches, auf das Innerste, Heiligste der weiblichen Natur Gegründetes, trägt es so einleuchtend vor, und legt es dem Herzen so nahe, daß es jedes noch nicht ganz verdorbene weibliche Gemüth berühren muß. Dem Rec., der auch die reine Weiblichkeit viel zu beobachten Gelegenheit hatte, und sie benutzt hat, ist das Meiste aus der Seele geschrieben; besonders was in der 5., 6., 7., 16., 17. und 18. Rede über weibliche Seelenstärke gesagt wird. Was könnten Weiber wirken, wenn sie, die wirklich Würde haben, sie auch zu behaupten wüßten, da wo es gilt, wenn sie sich ernst verhielten bey Schmeicheleyen, und es zeigten, daß sie so etwas durchaus verachteten, wenn sich ihr Gefühl empörte bey jeder unanständigen Aeußerung in ihrer Gegenwart, und wenn sie den Muth hätten, es bestimmt und öffentlich zu zeigen, daß man unartig gegen sie sey, sie herabwürdige und beleidige durch jedes unsittliche Wort! — Was Rec. übrigens bey der Schrift zu erinnern findet, will er so freymüthig und freundlich sagen, wie er es dem Verf. selbst sagen würde, wenn er ihn spräche, und um seine Meinung darüber von ihm gefragt würde. Bey S. 62 hätte er gewünscht, daß die Kenntnisse bestimmt genannt wären, die für das Weib gehören.

Dieß ist in unserer Zeit nöthiger als je, da man die Mädchen auf der einen Seite zu Halb- oder Scheingelehrten verbildet, und auf der andern zu Paradewesen abrichtet, die nichts können, als sich putzen, französisch plaudern, eine Klaviersonate klimpern, eine Arie halb singen und halb krähen, und ein Bouket sticken, vielleicht das Einzige, was sie in ihrem Leben zu Stande bringen. Was S. 68 — 74 über Bildung der Phantasie gesagt wird, ist sehr wahr, aber die Hauptaufgabe ist, wie man sie so bildet. Die Bemerkungen über weibliche Lectüre S. 88 — 97 sind sehr treffend, so wie die Warnungen vor Schriften, die nicht gelesen werden sollen. Rec. hätte indeß auch positiven Rath erwartet. Eine Handbibliothek für gebildete Weiber hätten unsere Damenschriftsteller schon lange in Vorschlag bringen sollen, und haben es noch nicht gethan. S. 130 und 131 scheint dem Rec. die Behauptung zu einseitig, daß Religion bey dem Weibe durchaus von sittlichen Bedürfnissen ausgehen müsse. Auch andere Herzensbedürfnisse können dazu führen, und thun es oft. Druck, Verlust geliebter Wesen, unbefriedigter Drang zu lieben und geliebt zu werden, das sehr rein seyn kann. Wahre Religiosität kann sich also recht gut in dem Gemüth erzeugen, und wird es, wenn die Welt ein armes weibliches Wesen mit seinem vollen Herzen hat leer ausgehen lassen, wenn es ihm nicht gelungen ist, etwas zu finden, was dieß Herz hätte ausfüllen können. Wohl ihm, wenn es sich dann erheben kann zu dem Unsichtbaren, und sich stärken durch Hinblick auf eine Welt, wo jedes wahre reine Herzensbedürfniß vollauf befriedigt werden wird; ein Sinn, der in dem bekannten Jacobischen Liede: O! weh und aber weh dem Mann, der Liebe kennt und Liebe fühlt — so rührend ausgedrückt ist. — Warum sollte (nach S. 150) das religiöse Weib nicht gern, und manchmal auch viel über Religion sprechen, wenn ihr Herz voll davon ist, und sie Eingeweihte, Vertraute findet? Spricht sie doch gern von ihren Kindern, ihrem Gatten, ihrer Mutter, ihrem Vater, warum nicht auch vom Vater im Himmel? Fühlt doch

der Verf. selbst (S. 172), wie sehr das Weib das Bedürfniß fühlt, sich mitzutheilen! Warum sollte es sich nicht mittheilen über das, was sie am meisten interessirt? Daß es gewisse heilige Empfindungen gibt, die man niemand mittheilen soll, daß das Reden über Religion oft sehr gemißbraucht wird, weiß Rec. wohl, aber er weiß auch, daß sich das Interesse für eine Sache auch durch Unterhaltung darüber erhöhet, und daß es eine widersinnige Verwöhnung ist, sich mitzutheilen über alles Edle, Erhabene, nur über das Edelste, Erhabenste nicht. Die zwölfte Rede: Das reiche Gemüth, bezeichnet ein Ideal, das Wenige erreichen werden und können. Frage man sich nur, wie viele Weiber dieser Art man etwa schon gefunden habe! Es ist mit diesem Reichthum, wie mit jedem anderm. Nur Wenigen ist er gegeben, und er muß gegeben werden; selten erwirbt man ihn. Und Geldreichthum noch eher, als den inneren, von dem der Verf. redet. Erhalten, höchstens vermehrt kann er werden, durch die vorgeschlagenen Mittel; aber ohne Fund wird man selten reich. Selten besitzt ihn auch ein weibliches Wesen, ohne Nachtheil für wahre Weiblichkeit. Mit der dreyzehnten Rede: Reinheit des Herzens ist Rec. weniger wie mit den übrigen zufrieden, so viel Gutes auch darin gesagt ist. Manches brauchte kaum gesagt zu werden, in der Beschreibung eines reinen Herzens. Daß dann alle Gedanken und alle Worte rein seyen, versteht sich wohl von selbst. Manches scheint auch dem Rec. übertrieben, z. B. daß die weibliche Tugend nicht gesichert sey ohne Herzensreinheit. Das kann sie auch bey unreinem Herzen noch seyn; und dann ist es erst Tugend im strengen Sinne, Sieg über die Lust. Das reine Herz braucht sich nicht zu überwinden; es ist nichts da, was es zu bekämpfen hätte. Es sagt mit einem geistreichen Manne: s'il en conte, pour être vertueux, ou est bien mal né. Und um sich vor unreinen Handlungen zu hüten, hat das Weib noch ganz andere Gründe als Herzensreinheit, selbst noch andere als Tugend. Was Rec. erwartet hätte, ist: Reinheit des Herzens, dargestellt als Unschuld; ihre Gefahren; angebildete Herzensreinheit und Mittel dazu; Mittel zur Erhaltung dieser und jeder Reinheit. Indeß ist die vierzehnte Rede schon praktischer; doch würde Rec. nicht ganz allgemein rathen, keine Leidenschaft in sich aufkommen zu lassen, wenigstens wenn Herr E. auch Liebe unter die Leidenschaften rechnet; offenbar die stärkste, die ein weibliches Herz erfüllen kann. Sie wenigstens verunreinigt ein weibliches Herz gewiß nicht. Ungeachtet dieser Bemerkungen, die oft nur eine verschiedene Ansicht aussprechen, empfiehlt Rec. diese Reden allen weiblichen Wesen, denen ihre Veredlung wichtig ist.

Die vierte Schrift: Der Character des Mannes, ein Gegenstück der vorigen, soll nicht, was man nach dem Titel erwarten sollte, das Eigenthümliche der männlichen Natur darstellen, sondern den Mann, wie ihn die Vernunft fodert; und es ist unleugbar, daß die charakteristisch-männlichen Eigenschaften, im Ganzen genommen, psychologisch-richtig gesteigert sind, und aus ihnen ein Ideal gebildet worden ist, das man achten muß. Herr E. gleicht hier einem Graff, dessen Porträte sehr gut gleichen, aber das Gesicht so darstellen, wie es auf der höchsten Stufe seiner Veredlung erscheinen würde. Nach diesem allgemeinen Urtheil will Rec. indeß doch das Wesentlichste von dem bemerken, was ihm in der Schrift nicht ganz gegründet geschienen, oder was er vermisset hat. So hätte er es gleich S. 9 mehr entwickelt gewünscht, daß Religion und Sittlichkeit auch zu Vollendung des Mannes, als solchen, nöthig sey; besonders in unserer Zeit, wo man sie eher für nachtheilig hält. Wie gut hätte er in seiner würdigen, edlen Sprache zeigen können, daß dadurch sein Muth, ohne alle Spannung erhalten werde, wo er auch jeden andern verlassen muß; wie ihm dadurch eine Stätigkeit gegeben werde, wenn auch jeder andere schwankt; wie Entschlossenheit, Kraft, Selbstbeherrschung, kurz jede männliche Eigenschaft, durch Religion und Sittlichkeit befestigt, gesteigert werde, und die edelste Richtung erhalte. Das aber, was S. 20 rc. über Eigensinn gesagt wird, sollte in kurze Sätze verfaßt, und hinter Glas und Rahmen in den Zimmern aller Männer aufgehangen werden, die wähnen, Festigkeit zu zeigen, wenn sie doch nur eigensinnig sind. Was indeß S. 21 über männlichen Muth gesagt wird, kann Rec. nicht ganz unterschreiben. Wenn man nie an die Gefahr glaubte, so wäre das Leichtsinn, Tollkühnheit. Der wahre Muth kennt die Gefahr, sieht ihr in die Augen, entschließt sich aber, sie zu überwinden mit Besonnenheit und Kraft. In der zweyten Vorlesung: über Selbstdenken wäre wohl Warnung vor Zweifelsucht, genaue Bekanntschaft mit den Gränzen unsers Denkens mehr an ihrem Platze gewesen, als Aufmunterung, sich ein System zu bilden, was denn Selbstdenken heißen muß. Alle machen ohnehin diese Ansprüche; und weil es so wenig systematische Köpfe gibt, so sprechen sie einem Andern ein oft halbverstandenes System nach, oder es werden Halbwahrheiten, wohl gar widersinnige Behauptungen aufgenommen, bloß damit ein sogenanntes System zugespitzt werden könne. Und weil man mit den Gränzen unseres Denkens nicht bekannt ist, was gewöhnlich den beschränktesten Köpfen begegnet; so verwirft man alles, was man in seiner Beschränktheit nicht fassen

kann, d. h. alles Hohe und Tiefe, was mit geweihtem Sinn angeschaut und erfaßt werden muß. Mit der Zeit geht denn aller Sinn für das Unendliche und den Unendlichen, somit alles Religiöse in dem Menschen durch eine Selbstdenkerey verloren. Was in der dritten Vorlesung über die Nothwendigkeit von positiven Kenntnissen, und über den Unsinn, alles aus sich selbst zu schöpfen, gesagt wird, ist trefflich, und ein Wort geredet zu seiner Zeit. Doch bemerkt Rec. zu S. 69, nicht gegen die Bemerkungen des Verfs., sondern zu ihnen, daß Kenntniß des Menschen, d. h. der menschlichen Natur, noch lange nicht Menschenkenntniß d. h. Kenntniß der Individuen sey, manchmal sogar daran hindere, wenn man die letzte durch die erste ersetzen zu können wähnt. Wie arg sind oft große Psychologen betrogen worden von Menschen, die einen mäßigen Menschenkenner, und jedes nicht ganz stumpfsinnige Weib nicht betrogen haben würden! In der vierten Vorlesung ist sehr viel Practisches. Hätte doch der Verf. seine sanfte Beredsamkeit benutzt, um auch zu zeigen, wie nothwendig es sey, im Jünglingsalter alles durch die Claude-Lorrains-Lorgnette der Einbildungskraft zu sehen, wie wir ohne sie alle, die Oper des Jünglingslebens wieder vor uns aufführende Erinnerungen aus der Jugendzeit, also die einzige Poesie des Alters entbehren müssen, und wie leicht man diesen großen Raub an uns begeht, wenn man aus einseitiger Verstandesvorliebe den poetischen Nimbus wegzudemonstriren sucht, den die Einbildungskraft um die Gegenstände hergezaubert hat. In der fünften Vorlesung ist nach des Rec. Ansicht viel zu einseitig über die Nothwendigkeit ästhetischer Bildung abgesprochen. Religion ist die erhabenste Aesthetik; religiöse Bildung kann darum auch alle ästhetische ersetzen, und kräftiger für den Ruhm und die Freude der Menschlichkeit wirken, als diese, die man jetzt oft zur Maske braucht, um seinen Genußdurst, seinen Augen- und Ohrenkitzel zu befriedigen, seine Lüsternheit zu reitzen, und sich am Ende noch ein Verdienst daraus zu machen. (Auf die, etwas undeutliche Periode, S. 141 oben, macht Rec. den Verf. nur aufmerksam.) Wenn sich, nach S. 144, die einsichtsvolle Wahl für eine Leidenschaft bestimmt; so ist der Charakter eben so frey, als wenn sie sich über dieselbe erhäbe, findet es der Mensch ja in diesem Falle gut, räthlich und recht, zu folgen der Leidenschaft! Es ist also Uebereinstimmung in seinem Wesen, und kein Zwang. Schwerlich wird Kraft und gediegener Charakter nur durch Anstrengung entstehen (S. 151). Selbst die, von dem Verf. vorgeschlagenen Mittel werden dieß nicht bewirken. Bey dem von Natur schwachen Charakter mischen sich zu den, an sich

recht guten Vorstellungen, die der Verf. räth, gewiß auch jene andern ein: Kann mir dieß und das nicht mißlingen? Ist es nicht schon oft mißlungen? Und in welche Gefahr komme ich, welche Nachtheile bringt es mir? was wird man von mir sagen, wenn es mißlingt? — Wenigstens getraute sich Rec. nicht, zu behaupten, daß es der Anstrengung nie, möge die Natur noch so wenig dafür gethan haben, mißlingen könne, wenn es damit gehöriger Ernst ist. Nur ein hoher Grad von Religiosität, der aus festem Glauben an die Vorsehung erzeugte feste Entschluß, recht zu thun, was auch daraus erfolgen möge, und Erziehung durch Schicksale, können einen festen, gediegenen Character bilden, wobey freylich der Mensch nach Vermögen mitwirken muß. Bey der siebenten, sehr zweckmäßigen Vorlesung bemerkt Rec. nur, daß eben in der Nothwendigkeit, unumstößlich feste Grundsätze zu haben, und nach ihnen zu handeln, die Nothwendigkeit der Religion liege, um echte Sittlichkeit bey sich zu begründen. Selbstgemachte Grundsätze werden immer durch Neigung und Leidenschaften modificirt, wie selbst Kant durch seine Dialektik der Vernunft zugesteht; was auch die Erfahrung klar genug zeigt, wenn er es nicht zugestanden hätte. Der Mensch fühlt, daß der Gesetzgeber, der sie sich gab, sie auch widerrufen könne; und er thut es so oft. Sie erhalten also nie diese Festigkeit, die erfodert wird, um uns in allen Lagen zu leiten. Nur die religiösen heben sie, wenn sie dem Menschen durch Zutrauen, Dankbarkeit und Liebe heilig geworden sind, und wenn er sie als Gottes Willen erkennt.

(Der Beschluß im nächsten Hefte.)

1) Kurze Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen, von Ludolf Georg Dissen. Herausgegeben, und mit einer Vorrede begleitet v. J. Fr. Herbart. Göttingen, 1809 bey H. Dieterich. (Mit zwey Beylagen, die erste: Bemerkungen über die Lectüre des Herodot nach der des Homer, von Fr. Thiersch; die zweyte: Ueber den Gebrauch des Alten Testaments für den Jugend-Unterricht, und Probe einer neuen Bearbeitung desselben zu diesem Gebrauch von F. Kohlrausch). 160 S. (16 gr.)

2) Ein Blick auf einige neuere Verbesserungs-Versuche des Unterrichts in einer Rede bey Gelegenheit der öffentlichen Bücheraustheilung in Zürich, gehalten von J. J. Hottinger. Zürich bey Bürkli. 1809. 36 S. 8.

3) Genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend. In Briefen an Freunde. Von Joh. Schultheß, Professor, Mitgl. und Secret. der Schweizer. Gesellschaft der Erziehung. Zürich bey J. C. Näf, 1810. (VIII und 134).

4) Ein Wort an Herrn Prof. Schultheß, über desselben genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend. Von J. J. Hottinger. Zürich, bey H. Geßner 1810. S. 83.

5) Ueber das Wesentliche der von Pestalozzi aufgestellten Menschenbildungsweise, und die Einführung des Elementar-Unterrichts derselben in die Schule zu Dottenheim. Von F. W. Hagen, Pfarrer zu Dottenheim im Baireuth. Erlangen, bey Palm 1810. XXII und 220 S.

6) Pestalozzi. Hauptmethode seiner Methode, nach ihren Folgen auf den menschlichen Geist, v. Lehmann, Professor. Königsberg bey Unzer 1810. 72 S.

7) Methodenlehre für Lehrer in den gemeinen Volksschulen, zum Gebrauch bey dem Unterricht in dem hiesigen Schullehrer-Seminario, von J. Bender, Insp. und Direct. des Schul-Semin. zu Idstein; Frankfurt a. M. Andreä. 1810. XIV und 178 S.

8) Die letzten Hoffnungen des Zeitalters, in Ansehung der National-Erziehung und des öffentlichen Unterrichts. Ein Beytrag zur Vereinigung der Idee und der bestehenden Wirklichkeit. Ein Nachtrag zu Fichtes Reden an die deutsche Nation. Berlin 1810. S. 72.

Nachdem die Pestalozzische Idee den Reiz der Neuheit verloren hat, womit sie die kundigeren und unkundigeren Pädagogen fesselte, und nachdem sie in dem Institut zu Yverdon alles scheint geworden zu seyn, was sie in einer solchen Erziehungsanstalt werden konnte: so erwartet nun das deutsche Publicum von seinen pädagogischen Schriftstellern die Frucht dieser neuen Anregung, oder Richtung. Es erwartet das reine Urtheil, ausgeschieden von der bisherigen Mißkenntniß; es erwartet

noch mehr, denn wo deutscher Fleiß und deutsche Bildung nur angeregt wird, da übertrifft der Schüler oft seinen Lehrer. Jetzt muß es sich zeigen, worin die Erwartungen überspannt waren, und worin sie gerechtfertiget worden; jetzt muß uns aber auch das völlig zur Einsicht kommen, was wir nicht von der pestalozzischen Methode gewinnen konnten, und was der deutsche Methodiker schon voraus hatte. Von dem Geiste derselben ist hier nicht die Rede, da als entschieden vorausgesetzt werden kann, daß er der Geist der Methode überhaupt ist, so wie er schon längst gekannt, wenn gleich wenig angewendet worden, und nur jenes neuen und kräftigen Anstoßes bedurfte. Es sind nur einzelne Zweige des Unterrichts, die uns von den Schülern des genialen Mannes aufgestellt worden, und deren sind drey: die Zahlenlehre, die Formen- und Größenlehre, die Gesanglehre. Das ist es, was uns die Anstalt zu Yverdon geliefert hat; in allen übrigen Gegenständen ist sie weit hinter demjenigen zurückgeblieben, was in nicht wenigen deutschen Anstalten geleistet worden. Es läßt sich auch begreifen, warum nichts mehr gewonnen werden konnte; denn in den übrigen Lehrgegenständen hat man bey uns die Gesetze einer naturgemäßen, organisch bildenden Lehrart schon längst mehr oder weniger angewandt, und wenigstens die Hauptgesichtspuncte gewonnen. Namentlich ist das der Fall bey dem Unterricht in den alten Sprachen, was die Würdigung desselben und seinen formalen Bildungszweck betrifft. Hierzu rechnen wir vornehmlich die Einsicht aller Sachkundigen, daß die Sprache das geistigste Bildungsmittel ist, mehr noch als selbst die Mathematik, und daß, wenn wir doch einmal abgehen, von der Weise der Griechen, welche das Studium ihrer Muttersprache zum Sprachstudium überhaupt machten, wir nichts besser thun können, als den Geist der durchgebildeten classischen Sprachen durch den Buchstaben derselben unserer Jugend zu eigen zu machen. Ein Grundsatz, welcher unter den deutschen Gelehrten gleichsam national ist. Auch die neueste Unterscheidung des Humanismus und Philanthropinismus geht von dieser Ueberzeugung aus; hat sie gleich den Unterschied selbst nicht ganz richtig gestellt, so ist doch das, was sie bewirkt hat, immer zum Vortheile jener Grundsätze, daß zur höheren Bildung die Erlernung der römischen und griechischen Sprache nothwendig sey. Die Vereinigung dieses Unterrichts mit den sogenannten Realien, die doch auch nicht fehlen dürfen, bleibt nun noch immer eine schwierige Aufgabe, und wer nunmehr etwas zur Verbesserung der Methode thun will, muß von einem höhern Standpuncte ausgehen, auf welchem er beständig diese Vereinigung im Auge behält. Auch wird lediglich hierdurch die wahre Methode für den einzelnen Lehrgegenstand vermittelt.

Solcher Trefflichkeit nähert sich die Schrift Nro. 1. Sie nähert sich ihr, sagen wir; sie macht auch keine weitere Ansprüche, als daß sie eine Idee der Methodik angibt, welche dem pädagogischen Zwecke entsprechen soll. Sie besteht darin, daß man beym erziehenden Unterricht das Studium der Alten von den Griechen, das Studium der Griechen aber von der Odyssee anfangen müsse. Herr Prof. Herbart erläutert dieses in der Vorrede, richtig bemerkend, daß die Schule, als Lehranstalt, die bestimmt ist, wie z. B. eine Schulpforte, ein Conservatorium für eine gewisse Art von Studien zu seyn, nicht ihre Gesetze vom erziehenden Unterricht hernehmen könne, sondern von ihrer Wissenschaft, z. B. der Philologie, hernehmen müsse, und daß nur von Regierung des Schülers da die Rede seyn könne. Der erziehende Unterricht sey nur in der Familie durch einen Hauslehrer möglich. Auf der Schule möge wohl Zusammensetzung von Erziehung und Unterricht, aber keine Mischung statt finden. In der Erziehung wird der einzelne Gegenstand nur für das Ganze behandelt, und es solle da nicht etwa ein Philolog gebildet werden; der Knabe und Jüngling solle aber in jener Sprache, aus welcher die Bildung der europäischen Welt hervorgegangen ist, die alte Zeit kennen lernen, und aus derselben in continuirlichem Fortschritte zur jetzigen Zeit erwachsen, so daß der Gegenstand weder zu hoch noch zu tief für ihn stehe. In dieser Hinsicht nun könne die Odyssee als Anfangspunct eines weiter fortzusetzenden Geschäfts ein Hauptfaden seyn, an welchem der erziehende Unterricht fortläuft. — Rec. möchte nur hinzusetzen, daß auch die Schule, und daß auch das classische Studium auf dem Gymnasium, als ein Einzelnes für das Ganze der Erziehung berechnet seyn müsse.

Herr Dissen trägt seine Idee in folgenden Puncten vor: 1) Es werden gewisse Vorkenntnisse dem sieben- bis achtjährigen Knaben mitgetheilt; sowohl grammatische, wobey hauptsächlich die trefflichen Tabellen von Hrn. Thiersch benutzt, wie auch manche Vocabeln gelernt werden, als auch historische, nämlich eine Chartenskizze von Ithaka, welche die Lage dieser Insel gegen die andern Ländern angibt, und mehreres aus der alten griechischen Geschichte. 2) Nachdem man damit drey bis vier Wochen zugebracht, geht man sogleich an die Odyssee selbst. Der Lehrer übersetzt vor, construirend, analysirend, interpretirend; er ist noch selbst Lexikon und Grammatik für den Knaben. Manchmal läßt er auch das Stück von dem Knaben nachübersetzen, so daß dieser hierdurch auf die freundlichste Weise zur eignen Uebersetzung gebracht wird. 3) Während dieser Lectüre versetzt man den Knaben in die alte Zeit,

indem man ihm Kupfer vorzeigt, die Personen charakterisirt u. dgl. 4) Um ihn dabey zur Theilnahme für die Gesellschaft zu bilden; veranlaßt man ihn, über die verschiedenen Verfassungen, die in der Odyssee vorkommen, von der Kyklopen-Wildheit an bis zum geordneten Leben der Phäaken rc., seine Reflexionen zu machen. 5) Nebenbey bringt man ihm mythologische, prosodische u. dgl. Kenntnisse bey.

Rec. muß nur dagegen einige Besorgnisse äußern. Offenbar werden hier zwey verschiedenartige Dinge zugleich bezweckt, das Philosophische, und das Ethisch-Pädagogische. Es tritt ein zwiefach gereitzter Zustand der Aufmerksamkeit bey dem jungen Schüler ein; ein Grundfehler gegen die Methodik. Der achtjährige Knabe wird da weder die Sprache oder die Sachkenntnisse recht lernen, nach den gehofften Nutzen für sein Gemüth erhalten, und es möchte noch das Beste seyn, wenn der Lehrer allmälig das eine, oder das andere ganz fallen ließe. Dieser Fehler zieht noch folgende mit sich: 1) Es werden dem Knaben einestheils Sprachkenntnisse, Reflexionen, Vorbegriffe, Kritiken zugemuthet, die sein Alter noch nicht haben kann, und großentheils noch nicht haben soll; anderntheils wird ihm manches vorenthalten, was gerade zur Grundbildung dieses Alters nothwendig ist, z. B. das eigene Aufsuchen der Construction und des Sinnes u. dgl. m. Es wird ihm von außen vieles zugetragen und angebildet, das er besser auf anderem Wege und genetisch erlernen würde, in dem Geschichtlichen, Geographischen, Grammatischen, Ethischen rc. 3) Es wird in jeder Hinsicht eine gewisse Oberflächlichkeit bewirkt; denn ein zu früh eintretendes Vordociren erstickt das organisch lebendige, mithin gründliche Lernen im Keime; welches unvermeidlich bey dem Mittheilen der vielen Notizen hier der Fall seyn müß.e. Auch würde die Seichtigkeit durch das schnelle Ueberhineilen — nur vier Wochen bey den grammatischen Vorkenntnissen! — noch vermehrt. 4) Die Reflexion nimmt alsdann unvermeidlich die Stelle des Gefühls ein, (obgleich der Hr. Verf. mit Recht die Innigkeit des Gefühls nicht durch ein voreiliges Urtheilen will gestört wissen), und so wird nur Dunkel und innere Unwahrheit bewirkt. Nicht zu gedenken der Trockenheit, die oft eintreten muß, und wofür sich der Knabe dann durch ein Umherschweifen der angeregten Phantasie entschädigen wird. Kurz, beyde Zwecke, der moralische, wie der intellectuelle werden durch eine solche Vereinigung verfehlt; es ist da nicht Einheit, sondern ein Durcheinander des Vielartigen. Rec. weiß es aus Erfahrung, daß auch auf den siebenjährigen Knaben die Odyssee stellenweise mächtig wirken kann, aber doch nur, wenn sie in der (Vossischen) Uebersetzung

gut vorgelesen wird; er gibt aber sein Wort darauf, daß keine Lectüre dieses Poëms in der Grundsprache unserer Jugend jenes Alters frommen wird, man versuche es, wie man will. Der Grundfehler in jenem Vorschlage liegt darin, daß wirklich das Einzelne zum Hauptpuncte und zum Ganzen gemacht worden. Dieses Einzelne ist die pädagogische Benutzung der griechischen Classiker, welches doch vielmehr als ein Theil der ganzen Jugendbildung angeordnet werden sollte. Es würde sich alsdann zeigen, daß vorerst tüchtige grammatische Uebungen und mehreres Andere zu dieser Bildung eingreifen müssen, ehe die Reihe an die Odyssee kommen kann, und daß das Hineinleben in die alte Zeit auch ohne diese Lectüre auf eine mehr genetische Weise zu bewirken ist. Rec. war selbst einst in einer solchen Idee begriffen, die Classiker nach einem innern Zusammenhange für die ethisch und intellectuelle Bildung zu benutzen, er hat an dieser Idee eine Zeitlang mit Liebe gebildet, sie aber endlich mit Schmerz aufgeben müssen, weil er sie einseitig fand. Denn es ist so wenig die moralische, als die intellectuelle Rücksicht für sich allein hinreichend die Methode für einen Lehrgegenstand zu begründen; das kann nur das Ganze der Bildung.

Herr D. fügt noch einen weitern Vorschlag hinzu. Auf die Odyssee lasse man nicht etwa sogleich die Iliade, sondern den Herodot, nebenbey aber den Virgil (etwa die Aeneide? und vor der Iliade?), folgen, alsdann schließe man mit der Anabasis die attische Welt auf, und führe nun zu dem Euripides, dann zu Platon, bis man in Platons Republik, als dem Gipfel, anlangt. Mitunter lasse man auch Charaktere aus dem Plutarch, Reden u. s. w. lesen; und im Lateinischen nehme man nach dem Virgilius den Livius, und nach diesem einige Reden des Cicero vor. Auch dieser Vorschlag wird dem practischen Schulmann beweisen, wie wenig die Idee ins Leben eintreten kann, weil sie sich nämlich noch nicht mit dem ganzen Cyclus der Lehrgegenstände in Vereinigung gesetzt hat. Aber bey diesen Bemerkungen können wir doch nicht anders als mit Hochachtung von dem ganzen Vorschlage reden, da sich in demselben ein dem Philologen gewöhnlich äußerst seltner Sinn für Methode ausspricht, und da hierdurch über die methodische Behandlung der Classiker, besonders in Beziehung auf die Herzensbildung, den Schulmännern eine Aufgabe und eine Anleitung gegeben wird, wodurch die Unterrichtskunst nothwendig gewinnen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf der ersten Seite dieses Hefts ist im Preise statt: gr. Thlr. zu lesen.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur.

Dritter Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Zweyter Band.

siebentes bis zwölftes Heft.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Digitized by Google

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur
für
Theologie, Philosophie
und
Pädagogik.

Dritter Jahrgang.
Zweyter Band.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur.

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Siebentes Heft.

Blumen althebräischer Dichtkunst. Herausgegeben von D. K. W. Justi, Superint., Konsist. Rath u. Prof. z. Marburg. Erster Band, welcher die vier ersten Bücher enthält. Zweyter Band, welcher die drey letzten Bücher enthält. Giessen, bey Heyer. 1809. XIX u. 687 S. 8.

Die schönsten Geistes Blüthen des ältesten Orients für Freunde des Großen und Schönen. Gepflückt von Joh. Ludw. Wilh. Scherer. Carlsruhe, bey Macklot. 1809. VIII u. 299 S. gr. 8.

Der, als Uebersetzer der hebräischen Dichter allgemein beliebte würdige Herausgeber von No. 1 theilt in dieser Sammlung dem Publicum eine Auswahl der vorzüglichsten poetischen Stücke des A. T. mit, theils in eigenen, theils in den Uebersetzungen anderer trefflichen Ausleger, als Arnoldi, Augusti, Dahl, Döderlein, Eichhorn, J. M. Hartmann und Hufnagel; welches Unternehmen unstreitig den Beyfall des Publicums erhalten wird. Die Uebersetzungen sind alle rhythmisch, mehrentheils in freyen Jamben; und Hr. J. vertheidigt

in der Vorrede diese Art der Uebersetzung. „Was dem Hebräer der Parallelismus der Glieder und ein gewisser Rhythmus war, das sind dem, an Harmonie gewöhnten deutschen Ohre die freyen jambischen, trochäischen u. a. Sylbenmaße.“ Dieß möchten wir aber leugnen. Parallelismus der Glieder ist himmelweit verschieden von jedem Sylbenmaß; er besteht ja im Ebenmaß der Gedanken, womit kein Metrum etwas gemein hat. Höchstens könnte man mit Beybehaltung des Parallelismus ein Metrum verbinden; allein die Monotonie, die dadurch entsteht, ist dem freyen hebräischen Rhythmus fremd. Hr. Justi eifert gegen prosaische Uebersetzungen, die man in besondern Zeilen absetzt; das sehe aus wie Poesie, sey es aber nicht; und wolle man bey dieser Prosa dennoch Poesie durchschimmern lassen, so komme etwas der, ehemals so beliebten poetischen Prosa ähnliches zum Vorschein. Hiernach scheint es, als ob Hr. J. nur das für Poesie halte, was metrisch ist. Es gibt aber herrliche unmetrische Poesie, und sehr prosaische Verse, was weltbekannt ist. Die Chöre der griechischen Tragiker würde Hr. J. wahrscheinlich auch in Jamben übersetzen, damit sie poetisch würden. Ist es nicht ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß man die classischen Dichter in ihren Versmaßen übersetzen müsse? Warum nicht auch die hebräischen Dichter in ihrem eigenen Rhythmus? Hr. J. wendet diese Parallele ganz falsch so an: „Wenn man griechische und römische Dichter in den Sylbenmaßen der Urschrift zu übersetzen vermag, warum sollte man nicht auch die sionitischen Sänger metrisch übersetzen können“? — Den Uebersetzungen sind erklärende Einleitungen und Anmerkungen beygefügt.

Mit einem ähnlichen Unternehmen tritt Hr. Scherer zu gleicher Zeit und nicht unrühmlich in die Schranken. Auch er übersetzt zum Theil in Jamben, die aber unangenehm bisweilen unterbrochen sind; zum Theil in ungebundener Rede. Die beygegebenen Erläuterungen sind meistens für Dilettanten berechnet. Es wird nützlich seyn, die Proben, die wir aus der justischen Sammlung geben, mit der Arbeit Hrn. Sch's,

wo er dasselbe hat, zusammenzustellen. Zuerst ein Paar Proben vom Herausgeber.

Davids Klaggesang über Saul und Jonathan.

2. Sam. 1, 19 — 27.

Justi.

19. Auf deinen Höhen fiel der Stolz von Israel?
So sind die Helden denn gefallen?
20. O! sagts zu Gath nicht an;
Verkündets nicht auf Straßen Askalons.
Daß nicht der Philistäer Jungfraun jauchzen,
Der Unbeschnittnen Töchter nicht frohlocken!
21. Gilboa, dein Gebirge,
Dein hohes Schlachtgefild befeuchte
Kein Regen und kein Morgenthau! (?)
Denn hin ist dort der Tapfern Schild gesunken,
Des Königs Schild; als wär er nicht mit Oel geweiht. (?).
22. Vom Blut Erschlagener, vom Mark der Helden
Wich nie der Bogen Jonathans,
Und ungesättigt nie des Königs Schwert zurück u. s. w.

Scherer.

19. Israels Reh, so bist du denn auf deinen Höhen
Durchbohret! Ach! wie sind die Helden gefallen!
20. Sagts nicht an zu Gath!
Verkündets nicht auf Askalons Straßen!
Daß sich nicht freuen der Unbeschnittenen Töchter.
21. Berge Gilboa, auf euch soll fürder
Nicht fallen Regen und Thau.
Kein Acker bring' heiliges Opfer!
Denn dort ward den Helden ihr Schild
Zu Boden geworfen, Sauls Schild,
Als wär es nicht mit Oele gesalbt.
Vom Blut Erschlagener, vom Mark der Helden
Wich nie der Bogen Jonathans,
Und ungesättigt kam nie Sauls Schwert zurück.

Hrn. Sch's freyerer belebterer Rhythmus gefällt besser als Hrn. Justi's Jamben. Aber jener hat die Parallelglieder gänzlich auseinander gerenkt, die dieser doch meistens beybehält. Treuer ist Hr. Sch. Wenigstens hat er die תרומות Vs 21 doch ausgedrückt, wenn auch etwas vag, statt deren Hr. J. Morgenthau gesetzt hat.

Es folge Jes. 21, 1—10. Die Einnahme Babylons:

Justi.

1. Wie Wetter, die im Süden brausen,
So kommt Er aus der Wüste,
Aus einem fürchterlichen Lande.
2. Gesicht voll Grausens! —
Es ward mir kundgethan: „der Wüthrich wüthet
Und der Vertilger tilget noch!“

Jehova.

Herbey nun, Elam! ängstige! o Madai!
Die Seufzer alle still ich nun!

Der Prophet.

3. Darob erbebet mein Gebein,
Es überfallen Wehen mich,
Wie Wehen der Gebärerin!
Vor Schrecken hör' ich nicht,
Und sehe vor Bestürzung nicht.

Scherer.

1. Wie Stürme brausen von Mittag,
So kommt es von der Wüste,
Her aus dem fürchterlichen Land.
2. Ein hart Gesicht ward mir gezeigt.
Treulos handelt der Treulose fort,
Es verwüstet fort der Verwüster!
Zeuch herauf, o Elam!
Belagere du, o Madai!
Allem mach' ein Ende!
3. Drum sind voll meine Lenden von Schmerz,
Wehen haben mich überfallen,

Wie Wehen der Gebärenden.
Beym Hören krümm' ich mich,
Beym Sehen erschreck' ich.

Hr. Sch hat hier mehrere Unrichtigkeiten, Hr. J. aber mehrere unstatthafte Freyheiten; beyde haben wir durch den Druck bemerkbar gemacht. Von Anfang meint man, Hr. Sch. schreibe in Jamben, wird aber nachher getäuscht; was nicht angenehm ist.

Aus Hiob ist in die justische Sammlung Vieles aufgenommen worden von verschiedenen Uebersetzern, unter andern auch von Hrn. Hufnagel, nach einer neuen Bearbeitung. Von dem wenigen, was Hr. Sch. hat, wollen wir folgendes zur Probe geben, und mit Hrn. H. vergleichen.

Hiob Cap. 7.

Hufnagel.

1. Ist Krieg hier nicht des Menschen Loos? und sind
Taglöhners-Tage seine Tage nicht?
2. Wie nach dem Schatten sich der Sclave sehnt,
Der Söldner seiner Arbeit Lohn erharrt;
3. So sind mir Jammermonde zugetheilt,
Und zugezählet Kummernächte mir!
4. Lieg' ich und denk': wann steh' ich wieder auf?
So dehnt der Abend sich, und überfüllt
Bin ich zum Morgen hin mit Aengstungen.
5. Gekleidet ist mein Fleisch in Madengrind,
Mir springt die Haut und eitert wieder neu.
6. Es eilen meine Tage von der Spul'
Und laufen ohne alle Hoffnung ab.
7. Gedenke, daß ein Hauch mein Leben ist,
Mein Auge sieht das Gute nimmer so.

Scherer.

1. Hat Sclavenleben nicht der Mensch auf Erden?
Sind nicht wie Tagelöhners seine Tage?
2. Wie einem Knecht, der sich nach Schatten sehnet,
Wie einem Tagelöhner, der seines Lohnes harrt:
3. So sind mir böse Monden zugefallen,

Und Kummernächte sind mir zugezählt.

4. Wenn ich mich niederlege, seufz' ich:
Wann steh' ich wieder auf?
Und lange dehnt sich mir die Nacht,
Der Unruh' werd' ich satt
Bis zu der Morgendämmrung hin.

5. Mit Wurm und Moder ist mein Leib bedeckt,
Es schließt sich meine Haut und bricht dann wieder auf.

6. Hinweggeflohn sind meine Tage,
Geschwinder wie ein Weberspul,
Sie sanken unter an der Hoffnung Ende.

7. Gedenke, daß ein Hauch mein Leben ist;
Nie wird mein Auge wiederkehren
Um Glück zu sehen.

Beyde Uebersetzer haben Unrichtigkeiten; beyde haben den Parallelismus verletzt; Hr. Sch. ist aber treuer. Hrn. Hufnagels frühere Uebersetzung war geistreicher als diese zweyte, aber freylich zu unrichtig in vielen Stellen. Hr. Dahl hat viele Beyträge geliefert. Wir geben eine Probe aus den Psalmen.

Ps. 8.

Dahl.

2. Jehova, unser Herrscher!
Wie ist dein Name herrlich auf der ganzen Erde;
Wie hebt sich bis zum Himmel deines Ruhmes Glanz;

3. Selbst durch des Kindes und des Säuglings Mund
Befestigest du deine Macht;
So daß verstummen deine Widersacher,
Daß schweigend starrt der Feind, der Rache droht.

4. Blick' ich zum Himmel auf, dem Werke deiner Finger,
Zum Mond' und den Gestirnen, die du schufst: —

5. Was ist der Mensch, daß seiner du gedenkest?
Der Erdensohn, daß auf ihm deine Blicke weilen

Scherer.

2. Jehova, unser Herr!
Wie herrlich ist dein Name

Auf der ganzen Erde!
Die deinen Ruhm besinget
Hoch über jene Himmel!
3. Schon durch den Mund der Kinder und Säuglinge
Hast du dir Lob gegründet,
Trotz deinen Widersachern,
Feinde zu beschämen, Empörer.
4. Denn schau' ich deine Himmel an,
Sie, deiner Finger Werk,
Den Mond und die Gestirne,
Die du bereitet hast.
5. Was ist der Mensch, daß du an ihn gedenkst?
Des Menschen Sohn, daß du auf ihn so sahst?

Hier würden wir Hrn. Dahl den Vorzug geben, wiewohl er einiges Unrichtige hat; Hr. Sch. hat Manches zu sehr gedehnt, und ebenfalls gegen die Treue gesündigt. Von Hrn. Eichhorn stehe folgende hier.

Jes. 14, 24—27.

24. Geschworen hat Jehova Zebaoth:
Wie ichs beschlossen, solls geschehen,
Wie ich mirs vorgenommen, soll es werden.
25. Den Assyrier will ich in meinem Land zermalmen,
Und ihn auf meinen Bergen treten.
Sein Joch soll dann von Juda abgenommen werden,
Und seine Last von dessen Schulter.
26. Der Schluß ist für dies ganze Land gefaßt,
Der Arm ist ausgereckt für alle diese Völkerschaften.
27. Da dieß Jehova Zebaoth beschlossen hat,
Wer will es hindern?
Ist ausgereckt sein Arm,
Wer will zurück ihn ziehn?

Wir vermissen an dieser Uebersetzung das Gedrungene, Volle, Lebendige des Originals, und rügen auch einige kleine Unrichtigkeiten. Wir versuchen folgende Uebersetzung nach unserm Geschmack:

24. Es schwöret Jehova, der Heerschaaren Gott:
Wie ich entworfen, also geschiehts,
Und wie ich beschlossen, wird es erfüllt.
25. Zermalmen will ich den Assyrer in meinem Land,
Und auf meinen Bergen zertret' ich ihn;
Dann schütteln sie ab sein Joch,
Und seine Last schütteln sie von ihrem Halse.
26. Das ist der Beschluß, der beschlossen über alles Land,
Und das die ausgereckte Hand über alle Völker.
27. Jehova der Heerschaaren beschloß es, wer vereitelt's?
Und seine Hand ist ausgereckt, wer zieht sie zurück?

Von Hrn. Arnoldi diese Probe:

Jesaias 37, 22 ff.

22. Die Jungfrau Zion spottet mit Verachtung dein,
Kopfschüttelnd höhnet dich die Salemitin.
23. Wen schmähst du doch, wen lästerst du?
Wer ist es, gegen welchen deine Stimme,
Dein stolzes Auge sich erhebt?
Ist's nicht Israels Herrlicher?
24. Durch deine Knechte schmähest du den Herrn,
Du sprichst: mit meiner Wagen Menge
Ersteig' ich der Gebirge Höhen,
Den Rücken Libanons;
Ich fälle seiner Zedern stolzen Wuchs,
Und seiner Edeltannen Zier; u. s. w.

Die Uebersetzungen des Hrn. A. gehören unter die besten der Sammlung.

Hr. Hartmann hat Jeremias Klaglieder übersetzt. Auch Hr. Sch. hat etwas davon.

Klaglieder 1.

Hartmann.

1. Wie einsam ist die Stadt, die sonst so volkreich war!
Zur Wittwe wurde sie, der Städte Königinn!
Die Landbeherrscherinn ist zinsbar nun!
2. Drum weinet sie bey stiller Nacht,

Und ihre Wange netzen Thränen,
Und keiner ihrer Buhlen tröstet sie.
All ihre Freunde täuschten sie,
Und wandelten in Feinde sich.

— — — — —

4. Die Straßen Zions trauern,
Denn unbesucht sind sie am heilgen Fest!
Die Thore all' sind menschenleer!
Die Priester ächzen — Jungfraun jammern —
Ach! bitter ist ihr Loos!

Scherer.

1. Wie liegt die Stadt so öde,
Die sonst voll Volkes war!
Sie ist nun einer Wittwe gleich,
Sie, die so groß unter den Völkern,
Die Fürstin in den Ländern war,
Sie ist zur Sclavin geworden!

2. Sie weinet des Nachts, sie weinet,
Daß über die Wangen ihr fließen die Thränen,
Und unter ihren Freunden ist niemand,
Um sie zu trösten.
All' ihre Nächsten verachten sie
Und sind ihre Feinde geworden.

— — — — —

4. Es trauern die Straßen gen Zion,
Weil auf die Feste niemand mehr wallt.
All ihre Thore stehn öde,
Es seufzen die Priester,
Es jammern die Jungfraun,
Und sie ist sehr betrübt.

Hier hätten die Uebersetzer doch gewiß das trochäische Sylbenmaß wählen sollen, welches sich zur Elegie besser schickt, als das jambische, und Hr. Sch. hätte wenigstens die unschicklichen Daktylen und die kurzen Verse vermeiden sollen, wodurch etwas Rasches, Lustiges entsteht. Allein durch kein Versmaß wird

der hebräische Parallelismus ersetzt, welcher hier etwas eigenthümliches, echt elegisches hat. Man lese folgenden Versuch, vergesse aber alle Sylbenmaße, und achte nur auf das Eigenthümliche der Gedankenabtheilung.

1. Wie sitzet einsam die Stadt, die sonst so volkreiche!
Verwittibt ist die Herrin der Völker,
Die Fürstin der Länder ist dienstbar geworden.

2. Drum weinet sie des Nachts, Thränen netzen ihr die Wange.
Keiner tröstet sie von all' ihren Buhlen,
All' ihre Freunde sind ihr treulos, zu Feinden geworden.

4. Die Wege nach Zion trauern, weil niemand zum Fest geht;
All' ihre Thore sind öd', ihre Priester seufzen,
Ihre Jungfraun jammern, und sie ist voll Kummer.

Dasselbe Ebenmaß der Glieder ist regelmäßig gehalten in der zweyten Elegie. Ein anderes erscheint in der dritten und fünften, welches Hr. H. auch nicht leicht zerstören konnte; es sind einander allemal zwey kurze Glieder entgegesetzt. Zusammengesetzter ist der Parallelismus der vierten Elegie; hier ist jedes Parallelglied in zwey Untersätze zerlegt. Hr. H. übersetzt so:

Cap. 4.

1. Wie ist das Gold so glanzlos worden,
Das feine Gold so blaß!
Die edeln Steine all' umhergeworfen in den Straßenwinkeln.

2. Die Edeln Zions — gediegnem Golde gleichgeschätzt —
Jetzt so gering geachtet, wie irdenes Geschirr, gemeines Töpferwerk!

3. Selbst Ungeheuer reichen ihre Brust hervor.
Und säugen ihre junge Brut.
Doch meines Volkes Mütter müssen grausam seyn,
Wie Straußen in den Wüsten.

— — — —

4. Dem Säugling klebt vor Durst die Zung' am Gaumen,
Die Kleinen heischen Brod, und niemand reicht es ihnen.

Wir übersetzen:

1. Wie ist verdunkelt das Gold,
Verwandelt das feine Geschmeide!

Hingeworfen liegen die heiligen Steine
An allen Straßen-Ecken.

2. Zions Söhne, die theuern,
Aufgewogen mit gediegenem Gold —
Wie sind sie irdenen Flaschen gleichgeachtet,
Dem Gemächt von Töpfers Hand!

— — — — —

3. Auch Schakale reichen die Brüste,
Säugen ihre Jungen;
Doch die Tochter meines Volks ist grausam,
Gleich den Straußen der Wüste.

4. Es klebt die Zunge des Säuglings
An seinem Gaumen vor Durst,
Die Kinder heischen Brod,
Niemand reichet es ihnen.

Die Regelmäßigkeit des Rhythmus in den Klagliedern ist merkwürdig; der spätere Geschmack der Hebräer wandte mehr Kunst an die äußere Form, als der frühere; eine Erscheinung, welche bey uns Deutschen wiederkehrt.

Von Herrn Augusti und von Döderlein ist nur weniges aufgenommen. Vom verstorbenen Consist. R. Wenk sind zwey gereimte Nachbildungen mitgetheilt, welche nicht ohne Interesse sind.

Beyde Sammlungen enthalten auch historische Stücke; die justische drey Fabeln, die scherersche auch Stücke aus der Genesis, welche romantische Dichtungen und Idyllen überschrieben sind. Alles ist in Jamben übersetzt, was sich unserm Geschmack nach wildfremd ausnimmt. Hätte man doch lieber den Hexameter gewählt! Besonders sind die kurzen Jamben Hrn. Sch's zu tadeln, für welche er eine besondere Vorliebe zu haben scheint. Gen. 2, 8 ff. nimmt sich so aus:

Gott pflanzte einen Garten
In Eden gegen Morgen,
Und setzete hinein den Menschen,

Den er geschaffen hatte.
Gott ließ wachsen aus der Erde
Der Bäume mancherley,
Lieblich dem Gesicht
Und angenehm zu essen u. s. w.

Hr. Sch. gedenkt, falls diese Arbeit Beyfall findet, auch die schönsten Geistesblüthen des christlichen Bundes ehestens herauszugeben. Wir wünschen, daß beyder Herausgeber Bemühungen den Erfolg haben mögen, Geschmack für die hebräische Poesie zu verbreiten.

Die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu nach seinem Tode. Nebst einem Anhange für Verehrer der allgemeinen Religion. Von Johann Friedrich Des Côtes. Mannheim, 1809. 278 S. 8.

Diese Schrift zerfällt in zwey Theile. Der erste behandelt die Geschichte von den Erscheinungen des auferstandenen Jesu bis auf's Pfingstfest. Der Verf. behauptet: das Sehen Jesu in dem neuen ewigen Lebenszustande desselben könne nichts anders bedeuten, als eine von Gott in den Seelen der Apostel und anderen Christen bey ihrer moralischen Beschäftigung mit ihren irdischen Verrichtungen und den Schicksalen J. C. gewirkte lebendige, und über alle Zweifel siegende Ueberzeugung von dem Uebergange desselben durch den Tod in diesen neuen Zustand des Lebens und der Wirksamkeit. Er beruft sich dabey auf die Geschichte der Bekehrung Pauli, welche natürlich erklärt wird. Die Erzählung des Matthäus von der Auferstehung Jesu wird kurz abgefertigt, und behauptet: das Erdbeben habe den Leib J. verschüttet, daß weder seine Freunde ihn fanden, noch seine Feinde solchen vorzeigen konnten. Physische Erscheinungen des Auferstandenen werden durchaus geleugnet, mit Auseinandersetzung der — je

doch sehr übertriebenen — Schwierigkeiten der Annahme derselben. Die Erscheinungsgeschichte desselben in den Evangelien ist nach dem Verf. nichts anders, und sollte nichts anders seyn, als ehrliche und gerade offenherzige Erzählung der letzten allmälig abnehmenden und verlöschenden pharisäischen Traumbilder in den Aposteln von J. und seinem Reiche. Erst vierzig bis funfzig Tage nach seiner Kreuzigung hätten die rechtgläubigen Belehrungen von seiner Person, Würde und moralischen Bestimmung in ihnen gesiegt. Vorher erzeugte die Einbildungskraft jene von den Evangelisten erzählten Traumerscheinungen, in welchen sie nebenher wichtige Winke bekamen von der Wahrheit, die in ihrem Innersten verborgen, aber gewiß nicht müßig war. (Als Beyspiele werden angeführt Luk. 24, 25. 26. Matth. 28, 19. Joh. 20, 17. 29. Apostgsch. 1, 3.) Auch die Himmelfahrt J. ist nach dem Verf. ein Traumgesicht, welches die unsichtbare Geschichte J. nach seinem Tode versinnlichte. Die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel ist die Erleuchtung derselben durch den rechtgläubigen Gottesbegriff. Die Rede Petri an diesem Feste enthält reine christliche Wahrheit; die Gründe aber sind jüdisch. Apostg. 2, 38. 39. wird umschrieben: „So ändert nun euere Begriffe von ihm (von Jesu, den Gott für seinen Stellvertreter und Religionsgesandten erklärt hat), und lasset euch durch die Taufe zur Anerkennung desselben weihen, damit euch euer Aberglaube und abergläubisches Wirken vergeben (εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν) und das Geschenk des rechten Gottesbegriffs (τὴν δωρεὰν τοῦ ἁγίου πνεύματος) zu Theil werde. — Wie wenig diese Behauptungen des Verf. mit dem Inhalte der neutestamentlichen Schriften sich vereinigen lassen, wenn man denselben nicht den offenbarsten Zwang anthun will, leuchtet jedem unbefangenen Forscher von selbst ein. Rec. will nur auf einige Hauptpuncte aufmerksam machen. Daß das Sehen Jesu bloß eine moralische Ueberzeugung von dem Fortleben desselben bedeute, hat der Verf. zwar gesagt,

aber nicht erwiesen. Wo von innern Anschauungen die Rede ist, erklärt das N. T. ausdrücklich: diejenigen, welchen solche wiederfuhren, hätten in einem Zustande der Begeisterung sich befunden z. B. Stephanus, Apostg. 7, 55, Johannes, Offenb. J. 1, 10 ff. Man darf nur die eigene Erzählung des Paulus vor dem Agrippas von seiner Bekehrung zum Christenthum, Apostg. Cap. 26 durchlesen, besonders V. 13—19 und V. 25. 26, um das Unhaltbare der Versuche zu fühlen, vermittelst welcher diese Geschichte modernisirt, oder durch Blitz und Donner erklärt werden soll. Wie stimmen des Verf. gezwungene Deutungen mit dem klaren Inhalte der evangelischen Erzählungen, die er zum Theil selbst angeführt hat, besonders Matth. 28, 8—10. Luk. 24, 13 ff. vornehmlich 35—35, 38—42; Joh. 20, 24—29. Cap. 21 ganz, Apostg. 1, 3 ff. 10, 40. 41, wie mit der Vorhersagung Jesu Matth. 26, 32 vergl. 28, 7, wie mit der Behauptung Pauli; der Erstandene sey von mehr als fünfhundert Brüdern auf Einmal gesehen worden, 1 Corinth. 15, 6.? Wie sind die, vom Verf. angenommenen Visionen und Träume der Apostel zu vereinigen mit der Traurigkeit derselben über den Tod J. und dem Gedanken, daß nun Alles verloren sey? Wie läßt es sich erklären, daß die Apostel nach der Mittheilung des Geistes, wo die Ueberzeugung von einer (nicht körperlichen Wiederbelebung, sondern) moralischen Bestimmung und Würde Jesu die Oberhand erhalten, in ihren Reden mit solchem Nachdrucke seine Auferstehung als eine Thatsache behaupten? Apostg. 2, 24. 31. 32. 3, 15. 4, 10, 10, 40. ihn so häufig, ohne seiner Erhöhung zur himmlischen Herrlichkeit ausdrücklich zu nehmen, als den Auferstandenen bezeichnen, Röm. 1, 4. 6, 1 ff. 8, 11. 10, 9. 1 Korinth. 6, 14. 15, 3—5, 2 Korinth. 4, 14. 1 Petr. 1, 3., oder die Auferweckung desselben von seiner Erhöhung zur Herrlichkeit unterscheiden Ephes. 1, 20 ff. 1 Petr. 1, 21 u. a. Wie endlich, daß in den sämmtlichen, lange nach der Erhöhung Jesu geschriebenen Evangelien, sogar kein Wink davon vorkommt, daß die den Aposteln widerfahrenen Erscheinungen Jesu bloße Traum-

gesichte gewesen, daß sie von ihren pharisäischen Einbildungen zurückgekommen, u. dgl. m. Es gehört in der That eine seltene Verleugnung aller exegetischen Unbefangenheit dazu, um die Behauptungen des Verf. mit dem Inhalte des N. T. vereinbar zu finden.

Eben so unbefriedigend ist der andere Theil dieser Schrift ausgefallen, welcher die Lehre (der Apostel) von den Erscheinungen Christi behandelt. Der Verf. behauptet: daß die, dahin bezogenen Aeußerungen Jesu nur auf die Erscheinungen desselben in den Schicksalen des jüdischen Volkes, in dem Gemüthe seiner treuen Verehrer und in der Todesstunde derselben (welche zugleich die Stunde der Auferstehung und des Ueberganges in einen ewigen Vergeltungszustand für alle Menschen sey) hingedeutet werden müssen. Er sucht demnächst im ersten Capitel zu zeigen: daß die Jünger Jesu mithin keine persönliche Wiederkunft desselben zur Todtenerweckung und zum Weltgerichte hätten erwarten können. Er beruft sich auf Joh. 16, 7 ff. und verschiedene, nicht ohne Zwang erklärte Stellen aus dem Briefe an die Hebräer, wobey er zugleich die, in der Apostelgeschichte von der Auferstehung Jesu handelnden Stellen für seinen Zweck zu deuten sich bemühet. Gott sende den auferstandenen Jesu, lasse denselben erscheinen, oder offenbar werden, wenn er es auf irgend eine Art in der Ordnung seiner Vorsehung bewirket, daß der Mensch den echten Begriff von dem auferstandenen und verherrlichten Jesus wünschet, sich darum bemühet, und ihn wirklich bekommt (die Stellen Apostg. 3, 26. 13, 16. 28, 18. 2 Kor. 4, 4. 5. Tit. 2, 12. 13. werden zum Beweise angeführt). Im zweyten und dritten Hauptstück wird ausführlich auseinandergesetzt, daß die Apostel keine Auferstehung der Todten, keine persönliche Wiederkunft Jesu zum allgemeinen Gericht, kein nahes Weltende gelehret hätten. Die Stellen Apostg. 2, 17 ff. Hebr. 9, 26. 2 Kor. 4, 14—5, 1—10. Röm. 14, 7—11. 1 Petr. 4, 5. 6. Röm. 2, 1—16. 1 Kor. 1, 4—9. Philipp. 1, 3 ff. 1 Tim. 6, 14. 2 Tim. 4, 5—8. 1 Petr. 1, 3—9. 4, 13. 5, 4. 1 Joh.

3, 1—3. 1 Kor. 11, 26 (ἄχρις οὗ ἔλθῃ der Todestag eines jeden Communicanten) 1 Kor. 4, 5. Koloss. 3, 1—4. Jac. 5, 7 f. 4, 13 ff. werden zu diesem Zwecke benutzt und gedeutet. Das Ende der Welt ist nach dem Verf. die Zeit des Christenthums; die Auferweckung der Uebergang der Christen in einen höhern Zustand durch den Tod; das Gericht die Verbreitung des rechtgläubigen Gottesbegriffes, und der Todestag eines jeden Menschen zugleich sein entscheidender Gerichtstag (weil dieses die wichtigste Begebenheit ist, durch welche die Begriffe bey den Abergläubigen sowohl als bey den Rechtgläubigen in eine ungewöhnliche Wirksamkeit versetzt werden. Das vierte Capitel beschäftiget sich mit den Hauptstellen, welche gewöhnlich von der Auferweckung der Verstorbenen, dem Gerichte und dem Weltende erklärt werden. 1 Kor. 15. Philipp. 3, 20. 21. 1 Thessal. 4, 13—18. 2 Thess. 3, 4 ff. 2 Petr. 3. Wir wollen Einiges zur Probe ausheben. S. 119 wird bey 1 Kor. 15 erinnert: es habe unter den korinthischen Christen eine Partey gegeben, welche behauptete, daß alle Obrigkeiten im Messiasreiche würden abgeschafft werden. Paulus habe ihnen diese Hoffnung gelassen, aber die Erfüllung derselben auf eine Zeit hinausgesetzt, die nimmermehr kommen wird. 2 Thess. 3, 4 ff. werde die Einführung eines abergläubischen Christus im Gegensatz gegen den moralischen Christus, welcher der höchste rechtgläubige Gottesverehrer, übrigens ein bloßer Mensch sey) angekündiget. 2 Petr. 3, 5. wird umschrieben: Alles in der physischen Welt bleibt seit der Schöpfung in der Gestalt und Ordnung, die ihm Gott gegeben hat. Aber die Menschenwelt ist noch nicht in einem Zustande der moralischen Ordnung u. s. f. οἱ νῦν οὐρανοὶ καὶ ἡ γῆ bezeichnen die Menschenwelt, welcher zur Zeit Petri eine Veränderung bevorstand, oder auch alle abergläubische Verfassungen, auch die der heidnischen Völker, auch die pharisäisch-christliche Verfassung nicht ausgenommen. Diese Proben werden hinreichen, um die vage Interpretationsmanier des Verf. anschaulich zu machen. Zwar fehlt es demselben nicht an exegetischen Kenntnissen, allein, seine einmal

genommene Ansicht hat ihn in der Erklärung sehr vieler Stellen offenbar ganz irre geführt. Ueberall sucht und findet er seinen rechtgläubigen Gottesbegriff. Dieser ist ihm im Neuen Testament das Feuer und das Salz, die χάρις und das πνεῦμα. Dabey sind ihm gewisse Ausdrücke so geläufig, daß sie sehr häufig vorkommen: abergläubischer Plunder, rechtgläubige Wirksamkeit (τὰ ἄνω φρονεῖν Koloss. 3), rechtgläubische Religionsrevolution, Religionskönig, jüdischer Messiasleib, Hirngebilde, Marktschreier, Charlatan, Parademaske, Partikulärtodesgericht, proscribiren, politische Anarchie. — Der Anhang unter dem Titel: „Mein Jubiläum" „Ein Beytrag zu meinen Verhältnissen" ist eine Fortsetzung der, in Hufnagel's Zeitschrift für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl. Bd. II. Heft 5 u. 7, III. Heft 1 u. 2. begonnenen Lebensbeschreibung des Verf., und enthält, obgleich etwas breit und redselig, auch mit vieler Selbstgefälligkeit erzählt, doch manche interessante Nachricht.

Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchen- und Schulverfassung im Allgemeinen, besonders aber in der preußischen Monarchie. Von Johannes Gründler, evangelischen Pfarrer zu Quaritz in Niederschlesien. Züllichau u. Freystadt. 1809. XII u. 176 S. 8.

Unter den neueren Schriften über diesen Gegenstand gewiß eine der lesenswerthesten, mit Verstand und Einsicht, mit Klarheit, Würde, in ruhigem, populärem Tone geschrieben. Es ist billig, den eigenthümlichen, oder von einer neuen Seite dargestellten Gedanken des Verf. nachzugehen, und sie zu prüfen; zu wünschen wäre aber auch, daß den geprüften und bewährten die höhere Behörde, für welche dieser Plan eigentlich gehört, ihre Aufmerksamkeit schenken möchte. Die Aengstlichkeit und

Demuth', womit der Verf. die Abfassung dieser Schrift entschuldigt, ist zwar sehr ehrenwerth und rühmlich an sich, doch nicht am rechten Ort, einer so liberalen Regierung gegenüber, als die preußische ist, deren verheißene Regeneration, zumal im Kirchen- und Schulfach, von selbst alle denkenden Männer der Nation aufruft, ihre Stimmen abzugeben zur Abhelfung bisheriger Misbräuche, und der es dabey gewiß schon an der schuldigen Bescheidenheit genügt, womit die Vorschläge geschehen. Man muß dem Verf. im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß er mit Kenntniß der bisherigen Mängel und Unvollkommenheiten, mit Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und der Religion und mit sorgfältiger Rücksicht auf den Geist des Protestantismus geurtheilt, und seinen Plan so gestellet hat, daß er mit einigen Modificationen der Ausführung würdig wäre. Ohne eine radicale Cur wird doch nichts Tüchtiges zu Stande kommen; mit bloßen Ausbesserungen einiger besonders schadhaften Seiten des Kirchen- und Schul-Gebäudes wird man nicht weit kommen; ein neuer, würdiger und durchaus religiöser Geist muß das neue Werk der disciplinarischen Reformation durchdringen, und dieser muß von oben herab durch alle Glieder dringen. Ueber diesen Punct hätten wir unsern Verf. gern in einer weiteren Ausdehnung, als er der Sache gegeben, reden gehört: denn davon muß nicht nur ausgegangen, sondern das muß als die Hauptsache besonders hervorgehoben werden. Denn nicht so durch äußerliche Verbesserungen allein, welcher Art sie auch seyn mögen, sondern von innen und in seinen äußeren Folgen dann gleichsam von selbst muß sich ein besserer Zustand der Dinge entwickeln, wenn er von Dauer und Haltung seyn soll, und in dieser Rücksicht wäre wohl vor Allem ein Wort zu seiner Zeit gesprochen über die Art des Religionsstudium und der ganzen theologischen Bildung, wie sie besonders der, in den geistlichen Stand hineinwachsenden Generation zu wünschen, oder zur Pflicht zu machen wäre, und die Idee dieses geistlichen Standes selbst in seinem tiefsten religiösen Grunde zu erkennen und zu bestimmen gewesen.

Jedermann weiß es ja, oder kann es doch leicht einsehen, daß dieß der eigentliche faule Fleck des ganzen neueren degenerirten Kirchenwesens ist, und daß die ganze Operation einer verheißenen Reformation nur allein in der richtig gefaßten und klar erkannten Idee protestantischer Geistlichkeit, ja aus derselben allein, zu vollziehen ist. Diese aber stellet uns weder mit einzelnen Ausnahmen die Erfahrung und Praxis irgendwo in ihrer Reinheit und Vollendung im Ganzen und Großen dar, noch, was leider noch ärger, nicht einmal die sogenannte homiletische Wissenschaft, wo jene hohe und heilige Idee in neuerer Zeit fast zuerst verschwunden oder zu Grunde gegangen ist.

Nach einer kurzen Einleitung, in der von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirche in Geistlichkeit und Cultus gesprochen wird, nimmt der Verf. die Organisation der Geistlichkeit zuerst vor. Er bestimmt hierbey zunächst die Bestandtheile derselben, und rechnet nicht nur die activen Religionslehrer, sondern auch die Jugendlehrer aller Art, die höhern Schullehrer und die unteren Kirchendiener, unter den allgemeinen Namen der Cantoren, dazu. Viel Gutes, Verständiges und Zweckmäßiges erinnert der Verf. hierbey über die Verbindung des philologischen und theologischen Studiums, auf die er die Behauptung bauet, daß auch die Schulmänner an Gymnasien und Lycäen zum geistlichen Stande nothwendig zu rechnen seyen, obgleich er die Beziehung des philologischen Studiums aufs theologische mehr äußerlich nimmt, und nicht, wie es geschehen sollte, aus der innern Natur beyder deducirt. Denn nur durch die wiederhergestellte innigste Verbindung beyder kann nicht nur jene geweihete und ernste Ansicht des classischen Alterthums wiedererweckt werden, wie sie den alten Theologen und mehr noch einigen alten Philologen eigen war, und in einigen der edleren unserer neueren Philologen wieder aufgelebt ist, sondern auch jene Zurückwirkung beyder auf einander entstehen, wobey nur unentschieden bleibt, ob das theologische Studium das philologische, oder dieses jenes mehr veredle, und

zu würdiger Vollendung erhebe. Aufgehoben werden muß also vor allen Dingen jene leidige Abneigung der, zum Schulfach sich bildenden, und die heillose Opposition der, der Philologie und Theologie sich widmenden Jugend. Die unterste Stufe des geistlichen Standes würden auch dann, aber als förmlich dazu gehörend, die unstudirten Schullehrer in der Stadt und auf dem Lande bilden: diese Einrichtung wäre zugleich gerechte Würdigung eines nur allzuoft verkannten und zurückgesetzten Verdienstes.

Bey der nun folgenden Organisation protestantischer Geistlichkeit selbst nimmt nun der Verf. als Lebensprincip dieses Standes an, daß er ein in sich abgeschlossenes Ganze bilde, und Selbstständigkeit erhalte: welches wir nicht das Lebensprincip, sondern vielmehr nur die Bedingung einer vollen und zweckmäßigen Wirksamkeit der Geistlichkeit nennen möchten. Sie soll auf dem ihm eigenthümlichen Gebiet selbstständig wirken, zwar abhängig in weltlichen Dingen von weltlicher Auctorität, in geistlichen aber unter den Auspicien des Landesherren eine eigene und besonders constituirte Staatsbehörde bildend, wie dieses der Fall ist mit dem Heer, der Justiz, den Finanzen. An dieser Seite möchte wohl für die Ansicht, welche in den neuern Zeiten der Staat von der Kirche genommen, der Hauptstein des Anstoßes liegen: denn nach französischen Grundsätzen und der bestimmten Erklärung eines französischen Ministers stützet sich ja, was wir bisher noch nicht wußten, die Religion selbst auf den Thron. Vergeblich, oder vielmehr fruchtlos scheinet uns daher in unsern Tagen noch das Bestreben, und wäre es auch in Preußen, der Kirche ein eigenes, freyes, selbstständiges Gebiet zu vindiciren: die, in die Welt und Sinne fallende Außenseite bindet sie doch an den Staat, und macht sie nothwendig abhängig von diesem; auch wird das, dem Landesherrn einzuräumende höchste Episcopat ihm nie den Eingang und Einfluß in die inneren Verhältnisse der Kirche verwehren oder verschließen können, da die Gränzen an dieser Seite so schwer zu bestimmen sind, zumal im Verhältniß zu einer sou-

verainen Gewalt. Und hat denn selbst der Verf. mit seinem Antrage, daß die Kirche dem Kriegs- oder Finanzdepartement coordinirt werde, welches die von ihm verlangte Selbstständigkeit seyn soll, etwas weiter gewonnen, als was sie bisher in der neueren Zeit mit einem Cultminister an der Spitze schon war, nämlich, daß sie eine Anstalt des Staates sey zu seinen besondern Zwecken?

Der Verf. hatte wahrhaftig nicht nöthig, um nur dieses zu erlangen, sich so gewaltig zu verwahren gegen den Verdacht der Erneuerung des alten Priestergeistes und hierarchischer Anmaßung: denn es ist schon hinlänglich dafür gesorgt, daß es nie wieder dazu kommen kann, am wenigsten bey der, von ihm begehrten Coordination der kirchlichen, militärischen, finanziellen Departements. Mit einem Pfaffenregiment hat es fürwahr keine Noth mehr in dieser Zeit. Dem Priesterstolz sind auch die letzten Wurzeln ausgeschnitten. Aber charakteristisch ist es, daß unser Verf., bittend, es möchte der geistliche Stand auch noch in einigen Ehren gehalten werden, zugleich so eifrig gegen den Vorwurf hierarchischen Stolzes protestirt.

Wenn man einmal mit dem Verf. in den Prämissen und Principien einig ist, so geht es mit den übrigen von selbst, und wir denken uns hier nicht auf das Einzelne einzulassen. Es ist viel Zweckmäßiges über die neuen Bischöffe, Pröbste u. s. w. gesagt, die er eingeführt wünscht. Auch das Verhältniß, in welches er die Universitäten, Gymnasien, das neue Concilium, welches alle drey Jahre gehalten werden soll, zu seiner Hauptidee stellet, ist im Ganzen richtig getroffen, edel und würdig, obgleich sich dieses von dem Einzelnen, z. B. von dem, was er über die Universitäten an sich gesagt, nicht behaupten läßt: denn davon ist ihm die wahre Idee noch nicht aufgegangen, und darüber wäre also besser, geschwiegen zu haben. Seine Vorschläge, den Cultus betreffend, haben viel Empfehlendes, obgleich man sie etwas tiefer genommen wünschen möchte, und nicht bloß aufs Aeußerliche bezogen. Unter den treffenden Anträgen ist besonders die Idee eines Gedächtniß-

und Aller Seelentages, worin er, ohne vielleicht davon zu wissen, dem trefflichen Vorschlage dieser Art von Jean Paul in den Dämmerungen beystimmt. Ueber die Disciplin oder Zucht vermissen wir noch gänzlich des Verf. Gedanken, da sie doch bey einer Reformation des protestantischen Kirchenwesens vorzüglich zu beherzigen wären.

Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte, von Dr. Joh. Ernst Christian Schmidt. Zweyte, völlig umgearbeitete Ausgabe. Gießen, 1808, bey Georg Friedrich Heyer. XVI u. 437 S. 8. (3 fl.)

Wir holen die etwas verspätete Anzeige eines Buches nach, das sich in jeder Hinsicht auf das vortheilhafteste auszeichnet, und unbezweifelt zu den zweckmäßigsten und gelungensten historischen Lehrbüchern gehört. Im J. 1800 hatte der würdige Verf. seine Grundlinien der christlichen Kirchengeschichte herausgegeben, von denen dieses Lehrbuch eine zweyte Ausgabe seyn soll, die aber so umgearbeitet ist, daß, wie er selbst in der Vorrede sagt, sie mit mehrerem Rechte als eine ganz neue Schrift hätte angekündigt werden können. Rec. ergriff es bey seinem Erscheinen mit dem größten Vergnügen, und sah hier seine Wünsche über die erste Ausgabe realisirt. Ohne viel Rücksicht auf diese zu nehmen, wollen wir es daher hier als ein neues Buch betrachten, das von den älteren Grundlinien ganz unabhängig ist.

Voran steht eine Einleitung über den Begriff der Kirchengeschichte, ihre Behandlungsart, ihre Abtheilung nach der Zeit, ihre Geschichte, ihre Bearbeitungen und Quellen. Die Perioden, die hier für das Ganze festgesetzt werden, sind: A. ältere Kirchengeschichte. I. Von Jesus bis Constantin, 1—306. II. Von diesem bis auf Bonifacius, den Apostel der Deutschen, und den Bilderstreit, 306—715. Von hier bis auf Gregor VII., 715—1073. IV. Von diesem bis auf die Refor-

mation, 1073—1517. B. Neuere Kirchengeschichte. V. Von der Reformation bis auf den westphälischen Frieden, 1517—1648. VI. Von diesem bis auf die rheinische Conföderation, 1648—1806, was unstreitig bequemer ist, als die Periodenabtheilung der ersten Ausgabe, wo die Geschichte in zu viele Theile zerstückelt werden mußte, obgleich auf der andern Seite der Zuhörer jeden einzelnen Zeitraum dadurch leichter übersehen kann. Unter den Bearbeitungen der Kirchengeschichte werden nach einer sehr zweckmäßigen Auswahl erst die ausführlicheren und kürzeren Werke über die allgemeine Kirchengeschichte angeführt, alsdann die Schriften über einzelne Materien, über die Kirchenlehrer, über die Geschichte der Glaubens- und Sittenlehre, der kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche der Kirchenverfassung, des Kirchenrechts, der Kirchenversammlungen, Streitigkeiten, Päpste, des Papstthums und des Mönchswesens. Als Quellen folgen nun die ältesten Kirchenhistoriker, die wichtigsten und bekanntesten Sammlungen der allgemeinen Geschichtschreiber, die Lebensbeschreiber der Heiligen, dann die Sammlungen, welche bloß den Werken kirchlicher Schriftsteller gewidmet sind, die vermischten Sammlungen, die Materialiensammlungen aus allen diesen von Tillemont und Rößler, die Concilienarten, Kirchengesetze, Symbole, Bullen, kaiserliche Gesetze, Liturgien, Concordate, Friedensschlüsse. Die Titel der angeführten Werke sind mit der nöthigen Ausführlichkeit angegeben. Die Geschichte in den einzelnen Perioden vor der Reformation zerfällt mit den, in jeden Zeitraum nöthigen Abänderungen in Geschichte der Verbreitung des Christenthums, der kirchlichen Verfassung, der Streitigkeiten, Gelehrsamkeit, Religions- und Sittenlehre. Nach der Reformation mußten natürlich noch andere Abtheilungen statt finden. Der Zusammenhang des Ganzen und die Verbindung der einzelnen Theile ist vortrefflich beobachtet, so daß alle, oft so nöthige Wiederholungen und Zurückweisungen in den Vorlesungen großentheils vermieden werden. Die Geschichte wird deutlich und kurz mit der größten Bestimmtheit erzählt, und unter jedem Para-

graphen in einer strengen und sehr gut ausgewählten Literatur die jedesmaligen Quellen und neuern Schriften angegeben. Wir wünschten, es hätte dem würdigen Verf. gefallen, dieselbe Ausführlichkeit der Titel wie in der Einleitung beyzubehalten, und Druckort und Jahreszahl anzuführen, was er wohl aus einem gewissen, vielleicht zu weit gehenden Widerwillen gegen die herrschende Mode that, eine Menge von Büchertiteln zusammenzuhäufen, was bey den vielen literarischen Hülfsmitteln außerordentlich leicht ist, und sehr viel leichter, als eine recht zweckmäßige Auswahl. Ein Lehrbuch ist nicht für den Gelehrten geschrieben, ob es gleich auch diesem sehr angenehm ist, ein solches Buch von einem Manne, wie Hr. S., zu erhalten; es ist zunächst für den Zuhörer bestimmt und den Anfänger, der sich nach den Vorlesungen selbst forthelfen will. In seinen Händen sind gewöhnlich noch keine bibliographischen Handbücher, ausführlichere Notizen sind ihm darum oft äußerst erwünscht, und am besten ist es wohl, wenn er diese in seinem Compendium findet. Abgeschmackt ist es, über das mehr, oder minder in Anführung der Literatur zu streiten, da die Ansichten hierüber bey vielen verschieden sind, und bey einem Compendium, das jene nicht vollständig liefern will, sich deswegen sehr leicht Zusätze machen lassen; wir bemerken nur zu S. 88, daß die Uebersetzung von Gibbon, von C. W. von Riemberg, in funfzehn Theilen vollendet ist. Die früheren Bände sind in Magdeburg erschienen, die letzten in 8. in Wien, was wohl Ursache ist, daß das Ganze hier als unvollendet angegeben wird. Kürzer wie die ältere Geschichte sind einige Theile der neueren behandelt, deren Ausführung nach der Vorrede den Vorlesungen vorbehalten geblieben ist, um die Gränzen eines Compendiums nicht zu überschreiten. Wir können nicht umhin, dieß Verfahren zu bedauern, da wohl jeder von Hrn. S. die neuere Kirchengeschichte, über die noch nicht so viele Arbeiten sind, etwas weitläuftiger zu erhalten gewünscht hätte. Acht bis zwölf Bogen mehr machen hier einen sehr bedeutenden Unterschied, und welches sind die Gränzen eines Compendiums?

Ein Compendium der Kirchengeschichte dürfte unserer Meinung nach dieselbe Stärke haben, wie andere Lehrbücher der Profangeschichte, die ihrem Zweck als Compendium vollkommen entsprechen; die Scheidelinie zwischen einem Lehr- und Lesebuch kann doch noch fest genug gezogen seyn. Der gelehrte Verf., für den wir die reinste Achtung empfinden, wird es nicht für Anmaßung nehmen, wenn wir in diesen beyden Puncten eine andere Ansicht haben, die wir unumwunden hingestellt haben. S. 426—436 folgt eine Zeittafel, die die wichtigsten, zur Kirchengeschichte gehörigen Begebenheiten chronologisch zusammenstellt. Schließlich bemerken wir, daß Druck und Papier sehr sauber ist; Schade daß mehrere Druckfehler stehen geblieben sind, von denen wir noch die hauptsächlicheren angeben wollen: S. 23 Z. 4 von unten muß es heißen: Idumäischen. S. 30 ist unter den Aposteln Jacobus, Sohn des Alphäus, ausgelassen. S. 31 b) z. B. muß es heißen: Schulzes Bekehrungsgeschichte Pauli, psychologisch erläutert, in Heinrichs Beyträgen Th. I. St. 2. — Ueber seine Bildung, Thalemann de eruditione Pauli Judaica, non Graeca. — Besonders S. 50 g) letzte Zeile: Fasttagen. S. 58 Z. 2 Pettavii. S. 72 Z. 3 v. u. Doketismus. S. 91 b) Z. 4 wußten. S. 95 Z. 6 v. u. Sueven. S. 125 letzte Z. Reliquien. S. 137 e) Aerius. S. 151 Z. 14 Apollinaris. S. 180 Z. 4 Clugny. Z. 6 Camaldoli. S. 196 ist — lebte — wegzustreichen. S. 201 Z. 12 Adoption. S. 217 Z. 8 Dlugoſs. S. 222 Z. 7 Belehnung. S. 227 Z. 3 Annaten. S. 233 letzte Z. Beghardis. S. 236 Z. 6 Extravag. S. 238 Z. 13 Albigeois. S. 274 Z. 6 Heinrich. S. 298 Z. 3 Pietro Soave. S. 301 Z. 15 1640. S. 405 Z. 10 und S. 307 Z. 21 Busenbaum.

Blätter, dem Genius der Weiblichkeit gewidmet, von Friedrich Ehrenberg Berlin bey Amelang. 1809. (1 Thlr. 16 gr.)

(Fortsetzung der im 25. H. (Abth. I. H. 6) abgebrochenen Recension.)

Die vierte Schrift, Blätter dem Genius der Weiblichkeit geweiht, dringt am tiefsten in das Heiligthum der weiblichen Natur ein, spricht aber auch das weibliche Gemüth am stärksten an, wie Rec. aus Erfahrungen in seinem nächsten Kreise weiß. Der erste Aufsatz, Schönheit der Seele, der dritte, der helle Blick, der zehente, schöne Stunden, und der elfte, Glaubensstärke zeichnen sich besonders aus. Man wird unwiderstehlich gedrungen, den Verf. lieb zu gewinnen; denn nur ein liebenswürdiges, liebendes Gemüth kann so schreiben. Rec. hat sich indeß durch Alles nicht bestechen lassen, sondern die ganze Schrift mit der prüfendsten Aufmerksamkeit gelesen, und will jetzt die Resultate seiner Prüfung darlegen. In dem ersten Aufsatz, S. 8, würde Rec. nicht mit dem Verf. sagen, Schönheit der Seele sey Vollendung der Sittlichkeit. Sie ist nie Sittlichkeit gewesen, sondern Paradiesesunschuld; denn keine Schönheit wird errungen, sondern angeboren. Ausgebildete Unschuld könnte sie eher seyn; denn es ist sehr wahr, daß fromm und gut seyn das Einzige Ziel des weiblichen Strebens seyn müsse. Durch echte Frömmigkeit, d. h. durch Liebe zu dem reinsten, geistigsten, erhabensten Wesen wird Schönheit der Seele genährt, die das Gute nicht aus Pflicht thut, sondern aus veredeltem Instinct, wie denn überhaupt Liebe innerlich und äußerlich verschönert. In dem zweyten Aufsatz, edle Einfalt, ist diese wohl nicht genug von Schönheit der Seele unterschieden, wovon sie freylich ein Ingredienz ist. Wenigstens würde auch von Schönheit der Seele das nämliche, wie S. 41 gesagt: „hier (im Charakter) offenbart sie sich in dem Maß, als die sittliche gute Natur geworden ist.“ Einfalt ist gegeben, und nur Manchen gegeben, deren Reiz sie ausmacht. Von Andern soll sie auch nicht gesucht werden. Gesuchte Einfalt wird Einfältigkeit, niaiserie. Rec. würde also auch nicht sagen: „vollendete Einfalt ist das Höchste der Bildung.“ Was er sich unter Einfalt denkt, ist Naturgabe, nie Naivität. Sie kann erhalten, aber nicht angebildet

werden, und das höchste der Bildung kann bestehen ohne diese Einfalt. Bey dem dritten schönen Aufsatz hat Rec. nur folgendes bemerkt: S. 54 wird gesagt: „das Einzelne entwikkelt sich in seiner Besonderheit (das Einzelne sieht er vereinzelt), das ist der helle, männliche Blick, nicht der weibliche. Dieser sieht das Ganze und das Einzelne nur als Theil des Ganzen. Alles macht bey Weibern einen Totaleindruck; sie zergliedern nicht leicht. Der helle Blick sieht übrigens auch Dämmerung als Dämmerung, magische Monderleuchtung als Mondlicht, Schatten als Schatten. Er will nicht sehen, was bloß empfunden werden kann, bloß gegeben werden muß. Innigkeit des Gefühls kann dabey, kann aber auch davon getrennt seyn, obgleich Feinheit des Gefühls nicht fehlen darf. Was von S. 62 an gesagt wird, gehört wenig hierher. Der Feuerblick der Lust ist freylich unverträglich mit dem hellen Blick, von dem der Verf. redet: allein, wie tief muß das Weib gesunken seyn, wenn man ihn an ihm bemerken kann! Für solche Weiber hat der Verf. nicht geschrieben; für sie kann Niemand schreiben. Der finstere Blick des Grübelns ist ganz unweiblich, dagegen der Blick der Sorge sehr weiblich, in dieser Zeit aber freylich kein heller, wenigstens kein heiterer Blick.

In dem vierten Aufsatz: Empfindsamkeit und Empfindeley, bestimmt Hr. E. den Begriff der Empfindsamkeit als eine Fähigkeit, geistig gerührt zu werden. Rec. meint, das sey bloß Gefühl im geistigen Sinn, und Empfindsamkeit die Fähigkeit, leicht geistig gerührt zu werden, Empfindeley aber affectirtes, wenigstens durch Phantasie erzwungenes Gefühl, — Onanie des Gefühlvermögens. Die Härte solcher empfindelnder Weiber ist sehr natürlich. Impotenz folgt immer auf Ausschweifungen. S. 76 sagt der Verf.: „Von ihr (der Empfindsamkeit) empfängt Liebe das reiche Leben.“ Umgewendet! durch Liebe empfängt Empfindsamkeit erst ihr rechtes, volles Leben. Alles erscheint dann anders, lebendiger, reizender, göttlicher. Die Sonne ist aufgegangen in einer schönen Gegend,

und jetzt sieht man erst, wie schön sie ist. — Rec. ist mit Herrn E. der Meinung, daß die Weiber ihre Weiblichkeit zerstören, wenn sie ihre Gefühle zu erwürgen, wenigstens gefühllos zu scheinen suchen, um dadurch dem Götzen unserer Zeit, dem Militärstande, desto ähnlicher zu werden. Französische Weiber haben es in diesem Dragonersinn schon weit genug gebracht: aber es ist doch wohl zu weit gegangen, wenn Hr. E. S. 80, 81 behauptet, so bald ein Weib die Empfänglichkeit für zartere Gefühle in ihre Gewalt gebracht habe; so sey dieß ungefähr eben soviel, als ob diese Gefühle zerstört worden seyen. Freylich kann man die Empfänglichkeit für Gefühle nicht in seine Gewalt bekommen, ohne sie zu zerstören: aber kein Weib will das auch, ohne zugleich alle Gefühle in sich zerstören zu wollen. Die zarten Gefühle selbst in seine Gewalt zu bekommen, ist indeß oft nöthig, wenn sie nicht erwiedert werden, oder nicht genährt werden dürfen. In diesen Fällen ist es nicht falsche Cultur, sondern Kraft, zu beherrschen sein Herz.

Der fünfte Aufsatz: Freundlichkeit, sagt fast zu viel. Daß man z. B. gegen die, die man liebt, freundlicher, als gegen andere sey; wem braucht man das zu sagen? Statt dessen hätte Rec. von dem scharfsinnigen Verf. Aeußerungen gewünscht über das gewöhnliche Wort: wer immer freundlich ist, ists nie, und Winke, wie man den Ausdruck wahrer Freundlichkeit unterscheidet, und wie echte Religiösität es möglich macht, auch gegen feindselige Menschen freundlich zu seyn ohne Verstellung.

Der sechste Aufsatz: stilles Lob, ist trefflich und ein Arzneymittel für unsere Zeit. Rec. möchte keine Zeile, kein Wort ändern, keins hinzusetzen, und vermisset keins. O! wenn dieser Aufsatz bedacht und befolgt würde, dann wäre die Blüthe der Weiblichkeit gerettet.

In dem siebenden Aufsatz: das sorgenfreye Gemüth, ist es sehr frey entwickelt, wie eine gewisse Sorgsamkeit in der weiblichen Natur liege, und warum? Aber doch ist eine Hauptquelle des weiblichen Sorgens und Aengstigens übersehen,

ihre ungebändigte Phantasie bey möglichen Gefahren; daher kommt es, daß viele und oft die weiblichsten Weiber bey einer zu befürchtenden Gefahr ganz zu Boden liegen, weil die Phantasie unbegränzt wirken kann, daß aber die männliche in der Gefahr selbst oft mehr als männlichen Muth zeigt, weil durch die Wirklichkeit die Phantasie begränzt ist. Aber wie? Liebe könnte Sorge nicht begünstigen? Wenn nun der Geliebte abwesend ist? Wenn er über die bestimmte Zeit ausbleibt! Wenn seine Briefe ausbleiben? Wenn man das geliebte Kind nicht gleich finden kann? Wenn es die Phantasie schon ins Wasser herabgestürzt, von Hunden zerrissen sieht? O! dann kann die Angst bis zur Pein, zu Krämpfen, zur Krankheit herabsteigen. Beschäftigung ist freylich das sicherste Mittel gegen solche Aengstlichkeit: aber sie muß durchaus nothwendig, dringend-nothwendig und nicht bloß mechanisch seyn, sonst wird sie nicht vorgenommen, oder wirkt nicht.

Bey dem neunten Aufsatz: gefährlichere Stunden, hat Rec. nichts zu sagen, als daß sie bey unverdorbenen Weibern nur aus gefährlichen Lagen entstehen, wofür sie sich schon des Wohlstands wegen, dieser strengen, aber wohlthätigen Sittenpolicey für dieß Geschlecht, hüten müssen. Das reine Weib hat sich nur zu überzeugen, daß es auch für sie gefährliche Stunden geben könne, daß sie ihm aber nicht gefährlich seyen, wenn es über sich wache.

Hätte es doch dem Verf. gefallen, es noch genauer in dem elften Aufsatze zu entwickeln, wie Glaubensstärke mit dem Glauben an Menschen zusammenhänge, und hauptsächlich der religiöse Glaube durch Weltsinn zerstört werde. Was dieser Glaube erblickt, hat kein Interesse für den Weltsinn, und was Interesse für den Weltsinn hat, gibt und verspricht der Glaube nicht.

Den Schluß der Schrift machen Diotimens Selbstgeständnisse, die, nach den Aeußerungen des Verf. in der Vorrede, mehr für die Bildungsgeschichte, als für das Lebensgemälde, mehr für die Verirrungen und das Streben, als für

die angeborne Gestalt des Gemüths, in Anspruch nehmen sollen. Sie sind bestimmt, das Verhältniß der natürlichen Disposition zur freyen Bildung anschaulich zu machen, die Fehler anzudeuten, die sich am leichtesten in das weibliche Herz einschleichen, und die Mittel, durch welche sie bekämpft werden, wie die Religion in das Innere eindringen, und von dort aus das Leben veredeln kann. Eine des Verf. würdige Aufgabe, die aber, nach des Rec. Ansicht, nicht überall psychologisch gelöset ist. Soll es auch kein Lebensgemälde seyn; so muß doch die Stimmung Diotimens in ihrer Individualität liegen, oder in der weiblichen Natur überhaupt. Mit beydem ist aber Manches unvereinbar, was sie von dem Gang ihres Inneren erzählt. Gleich dieser Hang zur Schwermuth vor dem fünften Jahre, und in der Folge diese Erinnerungskraft, die sich den ganzen Zustand so genau zu entwickeln weiß, ist in einer Erzählung unkindlich, unnatürlich. Gegen Diotimens Individualität ist auch ihre Veränderung im sechzehnten Jahre. Wie ein so religiöses Kind ohne Fähigkeit zu heftigen Leidenschaften, ohne einen bestimmten Gegenstand ihrer Liebe so abgerissen werden konnte von Gott, der ihr Alles war, und so hingezogen werden konnte zur Welt, die ihr nichts war, das ist unbegreiflich. Auch nicht ganz erklärlich ist das, was S. 332 — 334 gesagt wird. Schwerlich konnte Diotimens Gewissen beruhigt werden ohne Glaube an das Eigenthümliche des Christenthums, die Erlösung durch Jesus, ohne Zutrauen zu ihm, woran diese Beruhigung bestimmt geknüpft ist, ohne das sich auch nichts geben und empfangen läßt. Der Verf. sagt: „hat der Mensch erst des Gewissens Spruch vernommen, so kann er nicht anders mit Gott in Gemeinschaft treten, als durch ein Gott gefälliges Leben." Aber, wenn sich nun der Mensch bewußt ist, daß er es nicht geführt hat, auch jetzt nicht führt, sich von mancher verkehrten Gewohnheit und Neigungen nicht losreißen kann; woher dann Ruhe und Muth? — Auch ihre zweyte Liebe zu Eduard, oder der Rausch, der ihr Liebe schien, ist unpsychologisch. Der Absprung von ihrer Liebe zu Wilibald ist zu

grell. Ihre erste Liebe, die meist nur ein Versuch zu lieben ist, hätte es seyn können, aber nicht wohl die zweyte.

Der Schluß ihrer Lebensgeschichte und der ganzen Schrift ist auch das beste, und fast das beste in der ganzen Schrift. Die Art, wie sie ihren unverheuratheten Stand ehrwürdig, und sich selbst anhaltend süß macht, ist das schönste Gemälde einer in und durch sich selbst vollendeten Weiblichkeit. Man lese nur zur Probe die eine Stelle, S. 438 bis zu Ende, die der Rec. nicht abschreibt, weil er die ganze Schrift in den Händen aller gebildeten Mädchen und Weiber wünscht und erwartet. Ein goldenes Buch ist dieser Schluß für die vielen, die wegen des jetzigen Zeitgeistes jede weibliche Bestimmung ihres Lebens verfehlt zu haben scheinen, wie sie sich zu einer noch höheren Menschenbestimmung heraufbilden, und dadurch zu dem tiefsten Seelenfrieden gelangen können.

Würde Herr E. nicht oft die reine Weiblichkeit, wie sie die Natur erzeugt, vermischen mit der Weiblichkeit, wie sie durch Bildung vollendet wird, also das Weib, wie es ist, mit dem Weibe, wie es seyn soll; würde er nicht manchmal in Eine gute weibliche Eigenschaft zuviel von den übrigen hineintragen, z. B. in edle Einfalt, zuviel von Schönheit der Seele; würde er mehr Mittel angeben, um sich zu einer gewissen weiblichen Vortrefflichkeit zu erheben, und solche, die aus der weiblichen Natur geschöpft sind, die dem Weibe als solchem zu Gebot stehen; würde er sich weniger im Allgemeinen halten, sondern sich auf einzelne Beschäftigungen, Vergnügungen, auf das Seyn und Leben des Weibes einlassen; würde er nicht, gegen alle Erfahrung, zuviel von Grundsätzen erwarten, die sich der Mensch, und besonders das Weib, immer nach seiner Stimmung, seinen Neigungen modificirt, die ihm weder Lust noch Kraft geben, der heiligen Stimme des Gewissens auch gegen seine Neigungen zu folgen, — ein „hölzerner Arm am Wege nur", wo Richter sagt, „der den Weg zeigt, aber nicht weiter bringt", die, wenn sie immer und leicht befolgt werden, schon ein sittlich-gebildetes Wesen voraus

setzen, aber nicht dazu heraufbilden; hätte er statt dessen mehr auf Verstärkung und Verfeinerung des weiblichen Sinns für alles Wahre, Gute und Schöne gedrungen, und Mittel angegeben, wie er verstärkt und verfeinert werden könne: so wäre er sicher der vollendetste Schriftsteller für das weibliche Geschlecht, den es jetzt gibt. Und er kann es leicht werden, da ihm, wie seine neuesten Schriften zeigen, Alles zu Gebote steht, was ihn dazu erheben kann, und da er schon jetzt die weibliche Natur, so gut, wie Einer der Ersten kennt. Der Rec. glaubt ihm durch diese freymüthige Bemerkungen einen Beweis der hohen Achtung zu geben, die er wirklich gegen ihn empfindet.

(Uebersicht des neuesten in der Methodik.)

(Fortsetzung der im 25. H. (Abth. 1. H. 6) abgebrochenen Recension.)

Sehr schätzbar ist auch die Beylage von Hrn. Prof. Thiersch, dessen Verdienste um die Sprachmethodik bereits in Schulen empfunden werden. In diesen Bemerkungen über die Lectüre des Herodot nach der des Homer, ist er mit Hrn. D. der Meinung, daß in dem Schüler die alte Welt durch eine wohlgeordnete Lectüre der Classiker selbst entstehen solle. Obgleich auch hier nicht der organische Vereinigungspunct, worin ein einzelner Zweig, die Geschichte, mit dem Ganzen des Unterrichts steht, bestimmt ist, so versprechen doch die interessanten Ansichten dieses Methodikers, denen er noch einige specielle Regeln über die griechische Elementargrammatik beyfügt, einen nicht geringen Gewinn für die Methode in der Geschichte und in den Classikern.

Eine zweyte Beylage ist: Ueber den Gebrauch des A. Testaments für den Jugendunterricht, und Probe einer neuen Bearbeitung desselben zu diesem Gebrauch, von F. Kohlrausch. Allerdings zur Hauptidee gehörig. Denn so wie dem Knaben durch die

Odyssee die alte Welt aufgeschlossen wird, damit er in dieselbe eintrete, und darin mit der Menschheit zu ihrer weiteren Cultur fortlebe: so mag er durch das A. T. in das religiöse Leben eintreten, um von diesem ersten Puncte an dasselbe auszubilden. Es soll ihm da die Idee von Gott in ihrer Klarheit aufgehen, indem ihm Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde genannt, und indem ihm dabey das enge Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen anschaulich gemacht wird. Das Kind, etwa im achten Jahre, höre aus dem 1. B. Mose vorlesen, und der Lehrer verbinde damit seine Herzensergießungen. Da wird dem Kinde das Familienleben im Großen in der patriarchalischen Welt erscheinen, und es werden sich ihm die ersten Schritte der Menschheit entdecken. Auch seyen hier, wie Hr. K. meynt, die Verhältnisse noch einfacher als im Homer. — Wie sollen wir aber das verstehen? Das Verhältniß eines Abrahams, einer Sarah, einer Hagar, eines Isaaks und Ismaels einfacher als eines Odysseus, einer Penelopeia und eines Telemachos? Nicht der Opfrung Isaaks und mehrerer anderer Dinge zu gedenken. Wie kann denn auch ein großer Plan der Vorsehung für die Menschheit dem Kinde das seyn, was ihm eine Mährchenwelt ist? Die herrliche Stelle von Herder über das Patriarchenleben, welche Hr. K. mittheilt, beweiset keineswegs, daß man es von sieben oder achtjährigen Kindern so könne schauen lassen; und so wie es Hr. K. ihnen darstellen will, ist es auch nicht jenes großartige, so wie es in der Bibel dasteht, sondern es ist nach den Bedürfnissen der Kinder umgeformt. Sehr recht hat übrigens Hr. K., daß ihm die neueren Bearbeitungen nicht gefallen, worin die Geschichte Abrahams und Josephs erzählt wird, wie die Geschichte vom guten Kinde in der Fibel. Er hat durchaus einen würdigen Sinn für das Antike. Er will es dem Erzähler nicht aufs Gerathewohl überlassen, sondern wünscht eine neue Bearbeitung der tauglichen Stellen des A. T. zu einem Lesebuch für Kinder des genannten Alters, worin das Ueberflüssige und Unpassende weggelassen, einiges weiter ausgeführt, das Meiste

aber, und vor allem das Dialogische, wörtlich in einer der kräftigen Lutherschen möglichst nahe kommenden Sprache übersetzt würde." Dabey sollen auch antiquarische Erklärungen ertheilt werden. Rec. muß nun offen gestehen, daß er den Nutzen einer solchen Bibellectüre bey weitem nicht so hoch, wie es seit einiger Zeit zu geschehen pflegt, anschlagen kann, und das auch nach Erfahrungsgründen nicht kann. Warum denn nicht die mündliche Erzählung der biblischen Geschichten? Sie wurde sogar in der Bibel selbst dem Hausvater (2 Mos. 12, 26 ff.) aufgegeben, bis etwa der Knabe den Tempel besuchen konnte, und dort aus dem heiligen Buche vorlesen hörte; und die Kindererziehung jenes Volkes war doch gewiß religiös. Das Lernen durch Lesen, dieser Charakterzug der modernen Cultur, ist gerade in dem Religionsunterricht für Kinder das ungünstigste, weil in diesem alles Geist und Leben seyn soll. Wohl mögen wir auch unsern Kindern die Geschichte der Vorzeit, so wie die Herrlichkeiten der Natur vorzeigen, damit sie auch hierin Gott schauen lernen, aber will sich ihnen denn Gott nicht noch näher, will er sich nicht ihrem kindlichen Sinn offenbaren? Jene Patriarchen waren eben dadurch die Erzväter der Religion, daß sie die Lehrer und Priester des Hauses waren, und der größte Religionslehrer verweiset nur das widerspenstige Volk auf die Propheten, jedem der Seinigen aber sichert er den belebenden Geist zu, wodurch er auch selbst Lehrer werden könne. Das sollten aber die Aeltern für ihre Kleinen seyn. Nur dann, wenn die Mütter, die Väter, die Lehrer den Geist der Religion in sich aufnehmen, und in lebendigen Worten den Kindern mittheilen, nur dann läßt sich ein religiöses Leben der Familie erwarten, und das ist der natürliche und für uns einzige Weg der Erziehung zur Religion. Weder Künsteleyen, wie jene bekannte, von einer aufgesparten feyerlichen Nennung des Namens Gottes, noch der todte Buchstabe einer frühen Bibellectüre werden der Trauerklage unserer Zeit über die verlorne Religiosität abhelfen. Auch hierauf läßt sich jene von Hrn. K. angeführte Stelle Herders anwenden:

„Hast du je einem Kinde aus der philosophischen Grammatik Sprache beygebracht? aus der Theorie der Bewegung es gehen gelehrt? Hat ihm die leichteste oder schwerste Pflicht aus einer Demonstration der Sittenlehre begreiflich gemacht werden müssen? und dürfen? und können"? Und so möchten wir fragen: Hat das Kind je ein Gebet des kindlichen Vertrauens in einer fremden Sprache erlernt? und wird man es, um es Gott finden zu lassen, in eine entlegene Welt führen müssen?

Hr. K. gibt die Probe einer Uebersetzung nach jener Idee, die nach Rec. Meinung wohlgerathen und anziehend ausgefallen ist. Die untergesetzten Noten bestätigen übrigens, daß auf diesem Wege das religiöse Leben jener Erzählung zu frühe durch Reflexion gestört werden müßte, z. B. die zweyte Note, welche erinnert, daß der Lehrer die Aehnlichkeit mit Gott geistig erklären müsse, und hierbey Gelegenheit habe, über menschliche Natur und Bestimmung der Fassungskraft des Kindes gemäß (?) zu reden. Indessen erhält der Lehrer hier manche schätzbare Belehrung, besonders durch den Anhang über das Nomadenleben, von welcher er gelegenheitlich Gebrauch machen kann. Auch kann ihm jene Uebersetzung selbst bey älteren Kindern allenfalls zum Vorlesen dienen.

Hottingers Blick auf einige Verbesserungsversuche des öffentlichen Unterrichts ꝛc. (S. vor. H. No. 2.)

Dieser gelehrte Humanist spricht einige gediegene Worte zur Warnung gegen übereilte Urtheile und Anstalten bey pädagogischen Neuerungen. Er führt den würdigsten Weg des Gelehrten, er geht in die Geschichte zurück. Hätte man z. B. zu Basedows Zeiten nur etwas mehr als die gewöhnliche Ansicht von dem berühmten Johann Amos (Hr. H. nennt ihn Johannes) Comenius gehabt, so würde das basedowsche Meteor gleich bey seiner Erscheinung nicht angestaunt worden seyn, und gehn wir noch weiter in der Geschichte der Pädagogik zurück, so sehen wir in dem Neuen meist nur die Wie-

verkehr eines alten frommen Gedankens, und in dem Ueberschätzen desselben nur Unkunde. Ob es sich mit der pestalozzischen Methode auch so verhalte? An diese Frage erinnert Hr. H., und zwar auf eine bescheidene Weise, sowohl mit wahrer Achtung gegen den edeln Pestalozzi, als mit väterlicher Besorgniß für die gelehrten Schulen; ne quid detrimenti capiat respublica. Es sind Worte zu seiner Zeit gesprochen. Denn erscheint das Neue, ohne daß es etwas weiter will, als in dem Strome der Dinge sich zu zeigen, und etwa zu bewähren, so sieht es der Weise ruhig, sey es nun lächelnd oder hoffend, an; beginnt es aber irgend ein bewährtes Heiligthum anzutasten, so kann er nicht dabey schweigen. Hr. H. redet, wie sich erwarten läßt, für die klassische Bildung der Jugend, „deren noch zarte Seelen schon frühe mit den wichtigsten Gegenständen menschlicher Erkenntniß bekannt gemacht, deren Verstand an denselben geschärft, und zu völliger Gewandtheit in den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens entwickelt, und deren Herzen durch Betrachtung alles Schönen, Guten und Geziemenden zu der sittlichen und ästhetischen Veredlung, welche die Menschheit auf ihre höchste Stufe hebt, vorbereitet und gebildet werden soll.“ „Auf diesem Grund und Boden, fährt er fort, entsproß jene Kalokagathie der Griechen, jene Humanität der Römer, welche in den schönsten Zeiten beyder Nationen sich so herrlich entfaltete, und Früchte getragen hat, welche zum Genusse später Jahrhunderte noch immer in unverwelklicher Schönheit prangen.“ Er zeigt hierauf, daß die wahre Bildung, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, dem Studium der Classiker fast alles zu verdanken habe, und daß, wie Epicharmus sagt, „nur Müh und Arbeit der Preiß sey, um den die Götter alles Gute geben.“ Hierauf erinnert er an den Fanatismus des guten Comenius und seine und seines Zeitalters Schwächen. Eben so werden Rousseau und Basedow gewürdigt und ihr Einfluß auf Schulreformen. Diese Betrachtungen machen ihn warm gegen die blinde Sucht, das Alte mit einem Male zu zertrümmern, und ohne Vorbereitung und Anbahnung an dessen Stelle

das Neue zu setzen — „Verschlimmbesserungen", wie Lichtenberg sie scherzend zu nennen pflegte." Ueber Pestalozzi sagt nun Hr. H. folgendes: „Gerade jetzt beschäftigt eine neu erfundene Unterrichtsmethode die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Ich kenne sie bloß durch die unsichere Kunde des Gerüchtes und die, nicht immer zuverlässigen Berichte literärischer Tagebücher, und bin also nicht befugt, darüber ein Urtheil zu fällen. Aber ich kenne und schätze den Edelsinn des Erfinders, seinen glühenden Eifer für das Wohl der Menschheit, und die Uneigennützigkeit seiner Absichten, welche selbst die Verläumdung nicht wagen darf, zu verdächtigen. Wenn es wahr ist, was man sagt, daß die Anwendung seiner Methode die Fortschritte, besonders in gewissen Lehrfächern, zum Erstaunen erleichtere, so werden, wenn anders dabey nicht Phantasie und Gedächtniß der denkenden, überlegenden und raisonnirenden Vernunft zur Unzeit ins Amt greifen, sowohl Zeitgenossen als Nachwelt ihm Dank dafür wissen. Aber was mir, und, wie ich hoffe, nicht mir allein, mißfällt, das sind die eiteln Hoffnungen und überspannten Erwartungen, womit die Anhänger und Lobpreißer dieser Erfindung die Welt erfüllen, und so die Aufmerksamkeit der Regenten und Vorsteher wissenschaftlicher Institute von allem anderm ab, und einzig auf diesen Punct zu ziehen suchen, als wenn alles andere nichts, und dieses alles wäre, so, daß man es bereits wagen durfte, von dem Studium der alten Literatur, von welchem ich gar nicht begreife, wie es mit der neuen Methode collidiren sollte, geringschätzig zu sprechen." (Wir bemerken diese Stelle durch den Druck, da sie in jeder Hinsicht bedeutend ist.) „Diese Leute verheißen uns von der Einführung dieser neuen Methode nichts geringeres, als eine Palingenesie der Menschheit, d. h. eine sittliche und intellectuelle Verbesserung und Veredlung des gesammten Menschengeschlechts, und dadurch zugleich, wo nicht eine Tilgung, doch zum wenigsten eine erstaunenswürdige Verminderung aller moralischen, politischen, öconomischen, und zum Theil auch physischen Uebel. So etwas

haben, wie man sich erinnern wird, wiewohl bey weitem nicht so hochtönend (?), der gute Johannes Comenius und der redliche Bernardus Nordalbingius (Basedow) auch versprochen, und die Erfüllung ihrer Verheißungen sind beyde schuldig geblieben. Ob diese spätern Verheißer besser Wort halten werden, das wird die Zukunft lehren, und dieser überlassen wir auch ruhig die Beschämung unsers Unglaubens."

Man sieht offenbar aus dieser Stelle, daß Hr. H. nur gegen die überspannten Lobpreißungen der pestalozzischen Methode und gegen die, von demselben Enthusiasmus hervorgebrachte Herabwürdigung des klassischen Schulstudiums redet. Was das eigentlich Neue in dieser Methode sey, inwiefern sich Pestalozzi selbst verstehe oder nicht verstehe, wenn er seine Idee von einer nothwendigen Verbesserung des Menschengeschlechts hauptsächlich von den Müttern, von dem Hause und von der Religion ausgehen läßt, und dann doch auf die Methode einzelner Unterrichtsgegenstände und Anstalten einen unbedingten Werth selbst zu legen scheint, oder von seinen Anhängern legen läßt, darüber hatte der Redner hier nicht zu reden, denn sein gerechter Zweck war nur vorerst gegen Uebereilungen zu warnen. Auch spricht er die Möglichkeit nicht ab, im Schulwesen den pestalozzischen Elementarunterricht neben jenem zum classischen Studium gehörigen bestehen zu lassen. Jenes Wort, das Pestalozzi einst gegen Rec. in einer Unterredung über denselben Gegenstand äußerte: das humanistische Studium gebe keine Humanität, wenn sie nicht schon da sey; und: wir sollten unsre Jugend auf demselben Wege zu classischen Menschen bilden, wie es die Griechen gethan hätten; — würde sich wohl noch mit allen den Gedanken vereinigen lassen, die Hr. H. in dieser Rede ausspricht, welcher sogar dasselbe Ziel aufstellt, wozu auch Pestalozzi nach seiner Idee sich bekennen wird: „vor einer so übel geordneten, unruhvollen und in einem fremden Kreise sich herumtreibenden Thätigkeit seine jungen Freunde zu warnen." Es ist nun die Pflicht des ruhigen Verbesserers, wie ihn Hr. H. will, der Sache genauer

nachzugehen, ob nicht das alte und so bewährte Gute der classischen, und zwar grammatischen, Schulbildung durch die neuen Ansichten vielmehr eine Bestätigung, und auch etwa hier und da eine Verbesserung erhalten könne. Denn Hr. H. ist auch davon weit entfernt, dem alten pedantischen Schulschlendrian das Wort zu reden, indem er ja von einem Verfall des Schulwesens im siebzehnten Jahrhundert spricht, und von der Nothwendigkeit mancher Verbesserungen, die es im achtzehnten bedurft hätte. Was er dabey andeutet, würde er zur weiteren Belehrung des Publicums eben so gründlich ausführen können. Denn wer den wechselnden Zeitgeist in der Geschichte durchschaut, und das Höchste der Menschheit aus dem Alterthume in seinem Geiste trägt, versteht das Alte und das Neue, er sieht die wahren Ursachen des Fallens, oder Steigens in der Bildung, und weiß jede neue Form der ewigen Erziehungsidee zu beurtheilen. Ein solcher classisch gebildeter Geist wird in diesen Worten der Warnung gehört.

Gegen diese Rede polemisirt nun Hr. Prof. Schultheß in No. 3 „Genauere Einsicht der neuesten Versuche ꝛc. (S. Heidelb. Jahrb. Jahrg. 1810, 25. H. (Abth. I, H. 6) S. 285.) Im ersten Briefe spricht er mit historischen Blicken gegen „eine gewisse Classikolatrie, die alles Originelle der Zeitalter, der Nationen und Länder, so wie der Individuen in die stehenden Formen des Alterthums einzwängt, oder, wenn es diesen Zwang nicht annimmt, verachtet und verstößt.“ Er will, daß man in Elementar- und Bürgerschulen vor allen Dingen die Fähigkeiten entwickle, und, je nachdem es sich nachher entscheidet, etwa vom zwölften Jahre an, mit dem Knaben die alten Sprachen betreibe. Der zweyte Brief gibt Stellen aus Hrn. Herbarts Vorrede zu der, oben No. 1 (S. Heidelb. Jahrb. Jahrg. 1810, H. 25 (Abth. I, H. 7) S. 285) angeführten Schrift und zieht den Schluß, „daß, wenn nun die Pädagogik und die Philologie ihre beyderseitigen Rechte gegen einander ausüben, Friede und Eintracht herrsche.“ Da alles Können und Thun mit dem Wissen gepaart seyn solle, so sey Unterricht, Mathesis, noch nicht genug für den Zweck der Humanität, sondern Entwicklung, Bildung und Erziehung, die Paideia, sey die Hauptsache. Hr. S. führt ferner aus obiger Schrift eine Stelle von Hrn. Kohlrausch mit der Bemerkung an, daß er mit eben dem Rechte die frühe Erlernung der hebräischen Sprache den Kindern hätte zumuthen können, wie Hr. Dissen die der griechischen verlange, und räume man in jener den Gebrauch einer Uebersetzung ein, so müsse das auch für die letztere gelten. Man sehe indessen hieraus, daß die Humanisten doch nur wenige Schüler zur Kalokagathie und Religiosität führen kön-

nen, unter tausend kaum zwey, und dazu noch bleibe das ganze schöne Geschlecht von der Humanität ausgeschlossen. Auf ganz anderm Wege seyen die Hellenen zum Gipfel der Cultur gelangt; sie hätten sich selbst mit freyem Geiste in ihrer eigenen Sprache gebildet, und auch Gymnastik und Musik wären ihnen Mittel hierzu gewesen; sie würden einer pestalozzisch-deutschen Schule vor einer lateinisch-griechischen weitaus den Vorzug geben, obwohl sie auch manches vermissen würden. — Der dritte Brief vertheidigt die pestalozzische Methode gegen den Vorwurf: „Nichts Neues unter der Sonne"! und gegen die Verwechslung derselben mit der Lehrart eines Comenius und Basedow; sie sey kein elender Guckkasten und küchenlateinischer Wörterkram", sondern, gerade entgegengesetzt der leidigen Vielwisserey, halte sie den Schüler zur tüchtigen Anstrengung an, und mache, daß ein assiduus usus uni rei deditus ihn zum classischen Studium vorbereite. — Der vierte Brief empfiehlt die Lehre des berühmten Baco von Verulam, da nach den Ausdrücken seines Biographen Sprengel dieser Schöpfer eines neuen Geistes in seinem Werke Cogitata et Visa die Alten über ihren schnöden Dienst der Dialektik tadelt, und auf die Induction als die einzige sichere Methode aller Wissenschaft verweiset, weil die Wahrheit eine Tochter der Zeit und nicht der Auctorität sey, und man in Büchern weniger als in der Natur die wahre Weisheit zu suchen habe, auch sich nur niemand aus Liebe zur Beschauung über die Ehrenmeldung des Praktischen ärgern möge, weil er sonst seinen eignen Wünschen widerstrebe, indem in der Natur die Werke nicht nur die Beneficien des Lebens, sondern auch die Pfänder der Wahrheit seyen; es gebe auch für beydes nur Eine Methode ꝛc. Hierauf zeigt Hr. S. die auffallende Uebereinstimmung Pestalozzis mit Baco; beyde wollen den Menschen vollmündig und selbstständig machen, und ihn zur möglichsten Stärke und Gewandheit des Geistes erheben. Dem berühmten Baco wurde von seinem Gegner, Bodley, auch das Nil novi sub sole entgegengestellt. (Allerdings verdienten jetzt jene Lehren Bacos eine eigne Betrachtung, um die Vergleichung zwischen seiner Idee und der eines von Rochow und Pestalozzi genau zu ziehen). — Der fünfte Brief redet für eine nothwendig gewordene Umbildung des Volks, die durch alle Stände statt finden müsse, und durch die pestalozzische Methode am besten bewirkt werden könne. — In dem sechsten Briefe sucht er das Lob dieser Methode gegen den Vorwurf der Uebertreibung zu retten; er führt zu der Absicht die Urtheile über ihren trefflichen Erfolg am Waisenhaus zu Stuttgart vom dortigen Hrn. Insp. Riecke an, und äußert noch mehreren Hoffnungen. — In dem

siebenten Briefe vertheidigt sie Hr. S. gegen einige Einwürfe, die nur von ihrem Mißbrauche hergenommen sind, und schließt mit der Hinweisung auf die Pflicht, daß man einen jeden Menschen zur Menschlichkeit durch harmonische Bildung solle zu führen suchen.

Rec. bemerkt nur, daß durch diese polemische Schrift der eigentliche Streitpunct nicht ist ergriffen worden. Wenn Hr. S. von den „stehenden Formen des Alterthums" spricht, so hätte er sich darüber erklären sollen, ob er die Schulformen der Grammatik darunter meint, oder die ewigen Ideale, welche das Alterthum aufgestellt. Eine Originalität, welche nicht solche Ideale schaut, möchte wohl eher den Namen Barbarey verdienen, und zur Verwilderung führen. Er wird aber wollen, daß der Elementarunterricht die innere Sehkraft zum Erschauen des Höchsten entwickeln solle; und hier bleibt der Hauptpunct unberührt, wie dieses zu vereinigen sey. Denn sein Gegensatz zwischen Unterricht und Erziehung steht viel zu unbestimmt da, um die beyderseitigen Rechte der Pädagogik und Philologie zum friedlichen Verhältnisse auf der Schule festzusetzen. Uebrigens verkennen wir nicht das viele Gute, das Hr. S. mit Recht zu Gunsten der pestalozzischen Methode sagt. Seine Unbestimmtheiten und die falsche polemische Richtung veranlaßten die Gegenschrift des Hrn. Prof. Hottinger:

Ein Wort an Herrn Prof. Schultheß ꝛc. (S. Heidelb. Jahrbüch. Jahrg. 1810, 25. H. (Abth. I, H. 6) S. 286 den Titel No. 4). Hr. H. erklärt nochmals die Absicht seiner Rede, vor dem raschen und unbändigen Neuerungstriebe zu warnen. Hr. S. streite nicht gegen seine Hauptsätze, daß das Studium der Alten das Licht der Wissenschaften wieder aufgesteckt habe, und daß dieselben Mittel auch das erworbene Gut erhalten müßten, sondern ihre Ansichten seyen darin verschieden, daß Hr. S. die Kenntnisse, die unser Zeitalter bedürfe, zur Grundlage aller Geistesbildung machen wolle, er dagegen der Meinung sey, „die Elementarbildung werde durch die Grammatik der lateinischen und griechischen Sprache, und durch das Lesen der alten Classiker vollkommener und gründlicher, als auf jedem andern Wege erzielt, und ein so gebildeter Jüngling werde sich hernach andre Kenntnisse leichter, gründlicher und fruchtbarer aneignen, und, die nöthigen Anlagen vorausgesetzt, zu allem, was er unternehmen möge, vorzüglich geschickt seyn." Er macht seinem Gegner die Vorwürfe, 1) daß er seine Rede nicht richtig interpretirt habe; 2) daß er sich selbst widerspreche, indem er die pestalozzische Methode einmal als neu, dann wieder als nicht so ganz neu vorstelle; 3) daß die Vergleichung, welche Hr. S. zwischen Baco und Comenius

angestellt, nicht ganz richtig und zu günstig für den letzteren sey, welches kein gutes Vorurtheil für seine Parallele zwischen Baco und Pestalozzi erwecke rc.; 4) die Zusammenstellung der pestalozzischen Lehrart mit jener des Evangeliums sey ungereimt. „Wenn auch Comenius, Rousseau, Basedow und Pestalozzi, fährt Hr. H. fort, jeder seinen eigenen Weg gingen, so gingen sie doch in einer andern Rücksicht alle denselben Weg, den Weg der Erfindung, welche Unterricht und Erziehung ganz neu begründen will.“ Am Ende spricht er ein sehr entschiedenes Wort, das einen treffenden Tadel für Hrn. S. enthält, über verkehrte Aufklärung; und setzt hinzu, daß er keinen Streit gesucht habe, sondern von Hrn. Prof. S. ohne Noth angegriffen werde, und daß er zur freundschaftlichen Aussöhnung die Hand biete. Die ganze Schrift ist mit attischem Salze gewürzt. Rec. hat den Inhalt dieser Schriften, ohne Rücksicht auf jene subjectiven Verhältnisse, bloß für die Sache referirt. Er findet zwey Hauptpuncte darin angeregt: 1) das historische Verhältniß Pestalozzis zu den vorhergehenden Pädagogen, worin gezeigt werden müßte, in wiefern diese Männer von der Erziehungsidee wahrhaft begeistert gewesen, worin sie zusammenstimmen und zusammenstimmen mußten, und was als das Neue an jedem erschien, sey es nun von dem schlechteren Zeitgeiste, oder gegen denselben von dem Genius der Menschheit eingegeben; 2) das pädagogische Verhältniß der pestalozzischen, oder überhaupt einer echten Elementarmethode zur classischen Bildung. Gewiß gibt es in dem letzteren Puncte einen Ort zum Streit. Denn gewiß bleibt die Erlernung der alten Sprachen, und zwar die frühe, das wichtigste Bildungsmittel des männlichen Geistes, welches von der pestalozzischen Schule bisher noch nicht anerkannt worden, und schwerlich anerkannt werden wird: gewiß liegt aber doch in der Idee Pestalozzis die Tendenz zu einer Bildung, welche die Alten die musicalische im weitern Sinn nannten, und die zum Klassischen hinführt, und das ist von dem literärischen Publicum noch zu wenig für Pestalozzi bemerkt worden. Hier also wäre der Ort zu einem würdigen Kampfe zwischen dem Freunde der alten und dem der neuen Lehrart. Der Sache nach ist zwischen der Philologie und Pädagogik durchaus Einverständniß. Aber gewöhnlich faßt der Geweihte des Alterthums jenes Herrliche auf dem Gipfel aller Bildung, das er in höchster Klarheit geschaut hat, so einzig in das Auge, daß er das, was zunächst vor ihm liegt, und den Weg, auf dem man am besten dorthin führen kann, übersieht: auf der andern Seite sieht der Pädagog auf das, was die Natur und die Welt von seiner Thätigkeit fodert, und sein Blick vertieft sich gern so sehr in die neu aufwachsende

Menſchheit, daß er rückwärts zu ſchauen vergißt. Beyde ſind Seher, aber der Richtung nach ganz verſchieden, und ein Muretus würde mit einem Peſtalozzi ſich ſchwerlich ins Einverſtändniß ſetzen laſſen, ob ſie gleich beyde die Bildung der Menſchheit zum Idealen wollen. Vereinigt nun ein Lehrer beyde Richtungen dieſer Menſchheitsblicke, dann wird er auch der glückliche Führer; hierin wird ihm der höhere Geiſt der wahren Methode gegeben, und er faßt ſein Urbild der Erziehung. Hierdurch entſteht auch jene ruhige Wirkſamkeit, welche nach dem Motto aus Baco auf Hottingers letzterer Schrift nicht raſch niederwirſt, ſondern zur wahren Bildung geſchickt macht. Sein Ziel kann kein anderes ſeyn, als was jene Lehrer im Alterthum, Pythagoras und Platon, der muſicaliſchen Bildung zuſchreiben, jene εὐσχημοσύνη, daß der Zögling ein καλὸς κἀγαθὸς werde. Solches Ziel will Hr. H. unſrer Jugend erhalten, und ſeine gediegenen Worte verdienen darum den Dank jedes frommen Bildners. Wie die Elementarbildung darauf einzurichten ſey, lag nicht in dem Kreiſe ſeiner Rede, aber was er ſagt, dient nicht nur zur Beſtimmung des Streitpuncts, ſondern führt auch zur gründlichen Löſung.

No. 5. Hagen über das Weſentliche der von Peſtalozzi ꝛc. Die etwas ſonderbare Compoſition dieſes Buchs, welches ein Mancherley von äſthetiſchen, naturphiloſophiſchen, mythologiſchen, pädagogiſchen Reflexionen und Stellen aus andern Auctoren, bald an den Fürſten Primas, bald an J. P. Friedr. Richter überſchrieben, darbietet, beweiſet zwar eine ſtarke Begeiſterung des Hrn. Verf. für Peſtalozzi, aber wir beſorgen, daß die Sache dadurch nichts gewinne. Er ſpricht mit beynahe gleichem Enthuſiasmus für Comenius, deſſen „gemalte Welt den Kreis des Geiſtes erweitert hat und auch das Herz“ ꝛc. und mit dem „der Unterricht anfing auch abwärts zu wirken auf die vorhin verwahrloſten Stände. Doch fehlte es nicht an Streben auf der andern Seite, die Griechen und Römer in Anſehn und in Würde zu erhalten, und das war gut.“ Weiter heißt es: „Neben den Humaniſten arbeitete der Geiſt der frankiſchen Schule fort, bis ein neuer Genius der Kinderwelt in Rouſſeau auftrat. Die verführende Schlange der Menſchheit lebte noch, faſt halb despotiſch, in den Prieſtern fort. R. durfte ſein Kindererlöſungswerk nicht in ſeinem Vaterlande erſcheinen laſſen“ ꝛc. „der Repräſentant der deutſchen Kinderwelt (!) war der deutſche Mann Baſedow“ ꝛc. Hierauf wird Peſtalozzi erhoben, und Hr. H. übernimmt ſogar das Lob der bereits aufgegebenen Normal-Anſchauung des menſchlichen Körpers im Buche der Mütter. Was Hr. H. über die Einführung der peſtalozziſchen Methode bey ſeinen Schullehrern

und in deren Schule sagt, beweiset seinen rühmlichen praktischen Eifer, und bestätigt ihren wesentlichen Nutzen für Volksschulen. Daß Hr. H. mehrere bedeutende Stimmen für und wider die pestalozzische Methode zusammengestellt hat, ist recht gut; nur hätte es mit mehr Kürze geschehen sollen. Mit der meisten Bestimmtheit spricht er gegen Niethammers unrichtige Ansicht der pestalozzischen Idee; den Unterschied zwischen dieser und Basedows Lehre zeichnet er mit Präcision und Deutlichkeit. „Pestalozzi, sagt er, gehe aus von dem Kinde selbst, und von dem Ewigen und Wesentlichen seiner Natur; Basedow von einem Buche, aus welchem das Kind lernen soll. P. hat einen ursprünglichen Anfangspunct, B. keinen. P. will, daß das Kind sich entfalte, sein geistiges Leben gestalte und ausbilde aus sich heraus; B. will Kenntnisse von außen in das Kind hinein bringen, daß es lerne, und sich durch lernen bilde" ꝛc. Eben so zeigt er, wie Pestalozzi mit Niethammers Erziehungsunterricht eigentlich gemeinsame Sache gegen jenen sogenannten Philanthropinismus mache; ohne den Unterschied zwischen N. und P. Idee unbemerkt zu lassen. Nach N. System des Humanismus, ist die Classicität des Alterthums das wahre Bildungsmittel, der Erziehungsunterricht muß das Lernen als ein ernstes Geschäfte behandeln, und es sind hierzu nur einzelne beschränkte Kreise zu wählen, innerhalb welcher der Lehrling zum Ordnen und streng logischen Denken gewöhnt werde: P. will, daß jedes Kind zu rechter Zeit ein Mensch, d. h. ein Classiker werden soll; indem es sich entwickelt, treibt es das Lernen als heiligen und freudigen Ernst; sein Zögling soll nie durch Ueberfliegen des Stoffes das Gebiet des Wissens zu umfassen glauben, er soll nicht nur logisch denken und ordnen, sondern auch aus sich selbst schaffen lernen. Das letztere möchte wohl der eigentliche Streitpunct seyn.

Die Schrift No. 6 Pestalozzi ꝛc. vom Hrn. Prof. Lehmann in Königsberg, gibt Kunde davon, daß auch an einem Orte der Wissenschaften in Norden die Sache dieser Methode in Streit gerufen ist. Außer diesen kurzen, aber schätzbaren historischen Nachrichten finden wir in dieser kleinen Schrift viel besonnenes Urtheil. So heißt es: „darum ist es den Erziehern zu rathen, daß sie von der Frage: ob die pestalozzische Methode gut sey, — lieber abstehen, und vielmehr in der Frage: wie diese Methode zum Guten gewandt werde, ihren Sammelpunct anlegen. Wenn man durch die Behauptung, es werde die pestalozzische Methode ebenso, wie einst Basedow, wieder von der Bühne kommen, diese abzurathen und für nichtig zu erklären meint, so verfährt man ebenso, als wenn man dem Menschen anmuthen will, sein Leben wegzuwerfen,

weil er, wie die Voreltern gestorben sind, doch auch einst sterben muß. — Jede Methode hat ja die Bestimmung, sich selbst abzuthun ꝛc. — Es wäre ein Zeichen, daß die Menschen ihre Selbstheit aufgeben, und nicht für Kräfte, sondern für Sachen, seyn sollte, wenn sie irgend einer Methode angekettet wären. — Sie ist positiv, sofern sie einen andern Zeitgeist wecken soll, negativ, sofern sie den bestehenden wegdrängt. Von der Stärke, mit welcher sie der Zeitgeist wegdrängt, hängt ihre Würdigung ab. Basedow fand eine noch immer zu mönchische Erziehung vor. — Er wurde von der Zeit gerufen, und eben diese Zeit hat ihn auch wieder abgerufen — da durch ihn die Bürgerlichkeit über die Menschheit siegend geworden ist. — Mit diesem Abrufe Basedows ist aber der Zuruf an Pestalozzi angestimmt. — Ernst und Scherz, Menschheit und Bürgerlichkeit hat die Welt immer im Kampfe — der Ueberschwung des Einen ist der Aufschwung des Andern. So müssen Basedow und Pestalozzi gedacht werden; beyde Methoden rufen sich einander hervor, indem sie sich anfeinden. — So wenig die pestalozzische Methode die Natur umgestalten will, eben so nöthig ist es für unsere Deutschheit, daß ihr ein anderes Zeitalter zutreffe, eine andere Zeitwelt aufkomme. — Es sollte billig jeder Erzieher die Maxime fassen, eine neue Welt im Zöglinge zu bauen; — um von heiligem Feuer getrieben zu fördern, drängt die Zeitwelt zurück. — Eine bloße Methode ist ohne Gehalt, und nur ein Weg zur Schule. Aber die pestalozzische Methode hat sich von den gewöhnlichen Stoffen losgesagt, hat sich einen eignen Inhalt gemacht, und ist so eine Schule." Der Verf. zeigt mit vielem Scharfsinne, daß sie nicht sowohl eine Unterrichts- als eine Bildungsmethode sey, eine wahre Vorschule der Menschheit, die nun einen eignen Schulstand anlegt, und den Schulstand somit überhaupt wieder in Achtung setzt, und daß sie mehr für die Kindergemeine als für den Privatunterricht paßt. Hr. L. hat allerdings eine Idee aufgefaßt, welche er mit metaphysischem Scharfsinn gegen mehrere Einwürfe behauptet, und deren günstigen Einfluß auf Religion, bürgerlichen Gehorsam, Gelehrsamkeit, und auch auf das classische Studien er verkündigt; es ist eine Idee, welche mit der pestalozzischen Methode in den meisten Puncten übereinstimmt, aber sich schwerlich als gleichbedeutend mit derselben würde aufzeigen lassen.

No. 7. Die Methodenlehre für Lehrer in den gemeinen Volksschulen ꝛc. (S. Heidelb. Jahrb. 25. H. (Abth. I, H. 6) S. 286) enthält gerade keine Fortschritte in dieser Sache, sondern die ehemalige Lehrweise, welche der Hr. Verf. mit Wärme und Licht bearbeitet; das Buch enthält viel

Gutes aus der von rochowschen Zeit; wir wünschen ihm hierzu bey einer zweyten Auflage manches Bessere, was die Methodik weiterhin gewonnen hat. Wir wünschen ihm dieses wegen des Achtung einflößenden Ernstes und der Klarheit, welche darin herrscht.

In No. 8. Die letzten Hoffnungen des Zeitalters ꝛc. (S. Heidelb. Jahrb. 25. H. (Abth. I, H. 6) S. 286) glaubten wir etwas über die pädagogischen Paradoxieen, die in Fichte's Reden an die deutsche Nation vorkommen, zu hören, das allenfalls ihren Contrast mit der pestalozzischen Erziehungsidee bey ihrer vermeinten Zusammenstimmung ins Licht setzte: aber wir fanden nichts als eine überhingehende Lobpreißung von Fichtes Reden und Pestalozzis Werk, dabey viel Rühmens über die Herrlichkeit der Ideen und gegen die Selbstsucht. Solches Sprechen frommet nicht. Der ungenannte Verf. mag es wohl mit dem Waisenhause, das er im Sinne hat, recht gut meinen, aber mit jenem „guten Willen“, womit er anfängt und schließt, ist es doch nicht genug. Damit eine Idee realisirt werde, dazu gehört vor allen Dingen, daß sie eine wahre Idee sey, kein erträumtes Gebilde. Für jene wahren praktischen Ideen hat weder die Wissenschaft, noch die Kunst in den neueren Zeiten so viel gethan, daß der Pädagog ein neues Evangelium predigen könne, so entschieden auch die Fortschritte im Einzelnen sind. Daß das Alte neu und das Neue alt sey, ist eine alte Wahrheit, durch welche wir freylich eben so wenig weiser werden, als durch das unkundige Anstaunen des Neuen. Was von Pythagoras bis Pestalozzi in der Bildung gezeigt und gelehrt worden, führt uns nur zu der Frage, was bedarf das Zeitalter und die Nation? Hieran schließen sich einige bestimmtere für die Entscheidung des im Streit begriffenenen Gegenstandes, ohne deren gründliche Lösung man nur bekannte Meinungen gegen bekannte Meinungen hört. Es fragt sich: Was heißt durch Sprache bilden, und wie wird der Buchstabe der alten Sprache zum bildenden Geiste in dem jetzigen Schüler? Wie wird der Jüngling durch jenen unmittelbaren Einfluß der alten Zeit gerade das, was er nur irgend werden kann und werden soll? Diese Fragen bedeuten mehr, als man bisher in den neueren Zeiten scheint gedacht zu haben, und als auch selbst Fichtes Reden an die deutsche Nation angeben.

Im 19. H. (Abth. I. H. 5.) der Jahrb. 1810. S 215. Z. 11. v. u. l. Genüsse st. Zwiste, ebend. Z. 9. v. o. l. dem st. den, S. 219. Z. 2. v. u. l. oder st. aber. S. 220. Z. 10. v. u. l. Nur dann verirrt st. Und dann verwirrt, S. 222. Z. 11. v. u. jeden st. jedem.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Achtes Heft.

Joannis Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti. Editionem quintam suis observationibus auctam curavit Christoph Frieder. Ammon. Lipsiae, in libraria Weidmannia. CIↃIↃCCCIX. XXXVI et 452 P. 8. (charta impr. 1 Rthlr. ch. script. 1 Rthlr. 8 gr.)

Ungeachtet das ernestische Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. theils sich mit manchen Gegenständen beschäftigt, welchen man jetzt einen andern Platz anweist, theils manche Materien übergeht, welche durch den Fortgang der Kenntnisse und durch den weitern Anbau der theologischen Wissenschaften wichtig geworden sind, und daher in einem Lehrbuche der neutestamentlichen Hermeneutik ungern vermißt werden; so gebührt gleichwohl dem Verfasser desselben das unleugbare Verdienst, zuerst einen trefflichen Grund zur Hermeneutik des N. T. gelegt, und sowohl einen richtigern Geschmack, als auch gesundere Grundsätze für die Erklärung der neutestamentlichen Schriften verbreitet zu haben. Nachdem Wolfianer auf der einen Seite durch Mißbrauch ihrer Philosophie, und Pietisten auf der andern Seite durch ihre religiöse Schwärmerey den rechten Gesichtspunct für die neutestamentliche Hermeneutik fast ganz verrückt, und derselben in vielen Stücken eine ihr völlig

fremdartige Gestalt gegeben hatten, so waren es hauptsächlich zwey Männer, Ernesti und Semler, beydes gleich ehrwürdige Namen für den Theologen, welche zu einer und derselben Zeit, obgleich auf verschiedenen Wegen, dem verkehrten Wesen, welches sich nach und nach in die neutestamentliche Hermeneutik und Exegese eingeschlichen hatte, mit dem glücklichsten Erfolge entgegenarbeiteten, und durch eine bessere Behandlungsart beyder bewirkten, daß die Geschichte der Exegese und Hermeneutik des A. T. mit ihnen eine neue Epoche beginnt. Durch ein vieljähriges Studium der classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, und durch eine genaue und sorgfältige Erklärung derselben in mündlichen Vorträgen und in Schriften hatte sich Ernesti jenen Geschmack und jene Einsicht in die Grundsätze einer richtigen grammatischen Interpretation alter Schriften erworben, die er in der Folge, als sein Beruf es ihm zur Pflicht machte, sich mit der Erklärung der Schriften des N. T. zu beschäftigen, auf diese übertrug, und in seiner institutio interpretis N. T. niederlegte. Semlers freymüthiger Geist fand besonders Vergnügen an der Kenntniß der religiösen Meinungen und Vorstellungsarten der jüdischen und christlichen Welt und dessen, was sich darauf bezieht, und widmete der Untersuchung und Forschung derselben den größten Theil seines Lebens. Bey diesem Studium, das er mit einem beyspiellosen Eifer trieb, entging es ihm nicht, wie viel Licht durch jene Kenntniß, besonders durch die Kenntniß der religiösen Meinungen und Vorstellungen zur Zeit Jesu und der Apostel, die Urkunden des Christenthumes gewönnen, und so wie Ernesti auf eine genaue und richtige grammatische Interpretation der ersten christlichen Schriften drang, so munterte Semler durch Lehre und Beyspiel auf, das N. T. im Geiste des apostolischen Zeitalters und aus den, damals herrschenden Meinungen und Vorstellungen in religiöser Hinsicht zu erklären. So wurde Ernesti der Vater einer richtigen grammatischen, und Semler der Vater der historischen Auslegung des Neuen Testamentes, obschon der letztere

zugleich zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, und zu wenig Systematiker war, als daß er die, von ihm empfohlene Auslegungsart des N. T. auf bestimmte Grundsätze zurückzuführen, und diese systematisch zu ordnen, die nöthige Zeit und den gehörigen innern Beruf gehabt hätte. — Der classische Werth der ernestischen institutio, welche zum erstenmale im J. 1761 erschien, wurde sogleich allgemein anerkannt. Schon im zweyten Jahre nach ihrer Erscheinung wurde sie zu Leiden in Holland ohne Ernesti Wissen und Einwilligung nachgedruckt. In den Jahren 1765 und 1775 wurden neue rechtmäßige Ausgaben derselben, noch von dem Verf. selbst hie und da verbessert und vermehrt, veranstaltet, und daß auch nach des Verf. längst erfolgtem Tode die Achtung gegen seine institutio und eine richtige Schätzung derselben, so mancher neuerer Lehrbücher der Hermeneutik ungeachtet, welche nach ihr zum Drucke befördert wurden, sich noch nicht vermindert habe, sondern daß sie noch immer fleißig gelesen und gebraucht werde, beweisen die, von Hrn. D. Ammon besorgten Ausgaben derselben, die eine vom J. 1792 und die andere vor uns liegende vom J. 1809, mit welcher letztern wir uns eigentlich, da die Erscheinung der vier frühern Ausgaben zu weit hinter den Gränzen, die diesen Blättern gesteckt sind, zurück liegt, zu beschäftigen haben. In der, zuerst von Hrn. D. Ammon besorgten Ausgabe hatte er, durch Vorlesungen, die er über die ernestische Institutio hielt, veranlaßt, in anfangs häufigern und weitläuftigern, gegen das Ende aber seltenern und kürzern Noten theils den ernestischen Text, ohne an demselben selbst etwas zu ändern, durch Beyspiele erläutert, theils von Ernesti Uebergangenes hinzugefügt, theils die neuere Literatur nachgetragen. Von dieser Ausgabe unterscheidet sich die neueste bloß dadurch, daß Hr. D. A. seine Anmerkungen zu jener noch mehr feilte, einige neue Bemerkungen hinzufügte, die von Ernesti gegebenen Regeln dem Zeitgeiste hier und dort anpaßte, das Uebrige durch Beyspiele erläuterte. (Limavi ea, quae ad priorem editionem observata erant, sagt er in dieser

Rückſicht in der Vorrede zur neueſten Ausgabe, nonnulla ex adversariis adieci, hic illic praecepta auctoris, in notis scilicet, ingenio temporis attemperavi, reliqua exemplis illustravi.) Außerdem enthält die Vorrede noch eine neu hinzugekommene kleine Abhandlung: de idonea narrationum mirabilium in N. T. obviarum interpretatione. Wir wollen von dem Inhalte dieſer Abhandlung zuerſt reden, und dann noch Einiges über die neuen Anmerkungen ſelbſt folgen laſſen, womit der Text in dieſer Ausgabe bereichert wurde. Der Grundſatz, von welchem Hr. D. Ammon in der erwähnten Abhandlung ausgeht, iſt folgender: Insita est, ſagt er S. IX, animo humano summi cupido communesque rerum causas praetervolandi facilitas, quae, utut a rectis intellectus legibus semper improbetur, rationi tamen non ubique adversatur, sed fidem potius interdum alit, qua scientia, ceu summo fundamento, innititur. Proclive itaque est ad intelligendum, homines pios probosque, qui omnia, quae fiunt, ad Deum referre solebant, si animum ad scribendum adpulerint, novae inprimis religionis initia ita literis consignaturos esse, ut numinis voluntatem, opera, decreta ubique sibi habeant praesentissima; quod quam vere dictum sit, omnis N. T. historia loquitur. Eiusmodi narrationes dum explicandas sibi sumit interpres, hoc sibi imponit simul officii, ut non auctoris verba solum in suam linguam transferat, sed dicta eius etiam in sensum clarum resolvat, effectus ad causas suas revocet, eventa legibus idoneis adliget, hacque nota insigni traditiones a narrationibus, somnia a factis distinguat. Auf dieſen allgemeinen Grundſatz baut er nun folgende ſieben Regeln der Interpretation der Wunder: I) der Ausleger wende die größte grammatiſche Genauigkeit in Erklärung des Zuſammenhanges der Rede an, damit er nicht, indem er den Worten oder Redensarten einen falſchen, oder zweydeutigen Sinn unterlegt, Wunder erdichte, an die der Schriftſteller ganz und gar nicht gedacht hat; II) der Ausleger

hüte sich, daß er nicht im Vertrauen auf Anderer Ansehen Vorurtheilen fröhne, und eingewurzelte Irrthümer bestätige und befestige; III) aber eben so sehr vermeide er kühne und frivole Muthmaßungen, durch welche die Erzählungen der neutestamentlichen Schriftsteller entstellt, und in Alteweibermährchen nach Woolstons und Bahrdts Weise verwandelt werden; IV) dagegen hat er es nicht zu übersehen, wenn sich in der Erzählung des Schriftstellers selbst einiges findet, was Vermuthungen Raum gibt, und auf irgend einen Zusammenhang mit natürlichen Ursachen hindeutet; V) oft wird er auch genöthiget seyn, die, von dem Schriftsteller übergangenen Mittelursachen zu ergänzen, da Menschen von lebhaftem Geiste (ingenia fervida) zum Ende der Erzählung eilen, und nicht selten das übergehen, wovon der wunderbare Erfolg zunächst abhing; VI) noch weit wichtiger ist es, mit der grammatischen Bedeutung einzelner Wörter und Redensarten den historischen Sinn zu verbinden, welcher außer dem Sprachgebrauche noch die Religion, die Philosophie, den Aberglauben und die bürgerliche und häusliche Einrichtung des Volkes zu Quellen hat; VII) endlich muß der Erklärer oft auch Sache und Erzählung von einander unterscheiden, da die neutestamentlichen Schriftsteller offenbar manches aus Vorurtheil und aus Mangel an echten Nachrichten anders erzählen, als es sich zugetragen hat. Alles dieses erläutert Hr. D. A. durch Beyspiele aus dem N. T., um zugleich zu zeigen, wie die, von ihm gegebenen hermeneutischen Regeln bey der Auslegung anzuwenden sind. Allein, wenn wir die Wahrheit gestehen dürfen, so glauben wir nicht, daß durch diese Regeln für die Erklärung der Wunder viel gewonnen sey. Im Ganzen wollen sie nichts anders sagen, als: erkläre die Wunder, so lange als es nur immer mit einem guten Scheine angeht, natürlich, und halte nicht alle Wunderbegebenheiten für das, wofür sie von den neutestamentlichen Schriftstellern ausgegeben werden; will das nicht mehr gut gehen, nun so laß auch die Wunder Wunder seyn, wäre es auch nur, um nicht zu sehr bey denen, die

noch an Wunder glauben, anzustoßen. Auch macht sich der Ausleger einer offenbaren Inconsequenz schuldig, wenn er, so geschickt er sich auch dabey benehmen mag, hier Wunder wegexegesirt, und dort wieder Wunder stehen läßt. Nimmt man nur ein einziges der, von den Evangelisten erzählten Wunder als wirkliches Wunder an, so ist kein Grund mehr vorhanden, an den andern zu zweifeln, und an den Erzählungen von ihnen so lange zu künsteln, bis die Wunder nicht mehr als Wunder erscheinen; sind diese hingegen an dem einen und andern Orte natürlich zu erklären, so müssen sie auf die nämliche Art überall erklärt werden, oder man steht mit sich selbst im Widerspruche. Zu dieser Inconsequenz führen nicht nur die, von Hrn. D. A. gegebenen Regeln, sondern man bemerkt sie auch in den Beyspielen, welche zur Erläuterung der Regeln beygebracht sind. So ist Matth. 3, 17 die, vom Himmel gehörte Stimme, Matth. 8, 3 das *καθαρίσαι*, Matth. 14, 26 das *περιπατεῖν ἐπὶ τὴν θάλασσαν* u. s. w. ganz nach der Art mehrerer neuern Exegeten auf eine ziemlich gezwungene Weise und gegen das Gefühl des unbefangenen Auslegers natürlich erklärt; dagegen sind diejenigen getadelt, welchen der Tod des Lazarus und Jesu Tod eine bloße Ohnmacht, und die Rückkehr derselben ins Leben ein natürliches Erwachen aus dieser Ohnmacht ist, und dabey ist bemerkt: malim in his, tironibus praesertim, commendare tum prudentiam, quae gravissima N. T. miracula a studiis suspicionibusque praeposteris servet intacta, tum sapientiam, quae non arbitretur, nos bene scire ea, quae nesciamus. Allein es ist dieß eine Inconsequenz, in die nothwendig alle diejenigen verfallen müssen, welche gern zwischen altgläubiger Orthodoxie und dem Zeitgeiste huldigender Neologie die Mitte halten möchten, um es weder mit den Anhängern jener, noch mit den Freunden dieser zu verderben. Rec. gesteht offenherzig, daß ihm dieses Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Grundsätzen eben so wenig gefällt, als die sinnreiche Mühe und der gelehrte Fleiß derer, welche der Urgeschichte des

Christenthumes ihre wunderbare Hülle zu entziehen, und sie so natürlich als möglich darzustellen suchen, so achtungswerth auch jene Mühe und jener Fleiß in anderer Rücksicht seyn mag. Er ergriff daher nicht ungern diese Gelegenheit, seine Ansicht der Sache der genauere Prüfung denkender und vorurtheilsfreyer Männer aus dem theologischen Publicum vorzulegen, und zweifelt nicht daran, daß wo nicht alle, doch manche von ihnen ihm ihre Beystimmung nicht versagen werden.

Bedeutende Zusätze hat diese neue Ausgabe der ernestischen institutio nicht erhalten; doch sind, wie auch Hr. D. A. in der Vorrede bemerkt, manche Noten zu der, früher von ihm besorgten Ausgabe des Buches in dieser berichtigt, und das, in ihnen Gesagte ist näher bestimmt worden; manches ist durch noch mehr angeführte Beyspiele erläutert, die neuere Literatur ist überall nachgetragen, und hier und da sind zu den vorigen Noten ganz neue hinzugekommen, die allerdings der Schrift eine größere Brauchbarkeit geben, und für welche Hrn. D. A. Dank gebührt.

Jo. Christ. Guil. Dahl, Th. D. et P. O. in Academ. Rostoch. Commentatio exegetico-critica de ΑΥΘΕΝΤΙΑ epistolarum Petrinae posterioris atque Judae. Adjuncta sunt Ziegleri animadversiones in sensum nominis epistolarum catholicarum earumque numerum in vetustissima ecclesia. Rostochii, apud C. C. Stillerum MDCCCVII. 87 u. 19 S. 4.

Ueber die Echtheit der, ihrem Inhalte und Stil nach sehr ähnlichen Briefe, des zweyten petrinischen und des Briefes Judä, sind von den ältesten Zeiten des Christenthums bis jetzt die Meinungen sehr verschieden gewesen. Eine nochmalige Revision der wichtigsten Momente, worauf es bey dieser kriti-

schen Frage ankommt, ist wohl keinesweges überflüssig; und das Zeugniß, diese Revision mit vieler Gelehrsamkeit und Sorgfalt angestellt zu haben, wird dem Verf. der vorliegenden Abhandlung kein Sachkundiger versagen können. Daß aber damit die ganze Streitfrage völlig entschieden, und die Sache für immer abgethan sey, läßt sich wohl nicht behaupten, und kann auch dem Verf. im Grunde nicht zum Vorwurfe gereichen. Es schwebt über manchen Puncten, auf welchen die endliche Entscheidung beruhen würde, eine Dunkelheit, die sich nach einem Zeitraume von so vielen Jahrhunderten nun nicht mehr zerstreuen läßt; und ein bescheidener Kritiker wird manches unentschieden zu lassen geneigt seyn, was jetzt nicht mehr völlig aufgehellt werden kann. In den kritischen Untersuchungen über die Echtheit oder Unechtheit solcher, schon im frühesten christlichen Alterthume bestrittenen Bücher sind wir nicht so weit, und können vielleicht nie so weit kommen, als manche wohl glauben, welche darüber mit solcher Bestimmtheit für die eine, oder andere Meinung entscheiden. Auch beruht dabey sehr viel auf der Subjectivität des Untersuchers. Mancher ist schon im voraus für und wider die bestrittene Schrift eingenommen, ohne sich dessen lebhaft bewußt zu seyn; mit Freuden ergreift er, was für seine Behauptung streitet; er bietet seinen Scharfsinn auf, um die Gründe für das Gegentheil zu beseitigen, und durch Vermuthungen das zu ersetzen, wovon die Geschichte schweiget. Es ist also immer eine große Vorsicht vonnöthen, um gerade nicht mehr und nicht weniger zu behaupten, als was nach den entscheidendsten Gründen sich behaupten läßt; und da, wo die strengste Untersuchung auf keine bestimmten Resultate führet, unumwunden zu gestehen, daß und warum man für jetzt nicht weiter kommen könne. Was nun die vorliegende Abhandlung selbst betrifft, so zerfällt solche in sechs Abschnitte. Im ersten werden die Zeugnisse der Kirchenväter für und wider die Echtheit beyder Briefe angeführt, und erwogen. Der Erfolg dieser genauen, sehr ruhig gehaltenen Untersuchung läuft im wesentlichen auf folgende Puncte hinaus:

der zweyte Brief Petri hat bey den Schriftstellern der beyden ersten Jahrhunderte kein gewisses Zeugniß für sich; dagegen haben den Brief Judä schon im zweyten Jahrhundert unter den griechischen Kirchenvätern Clemens von Alexandria, unter den lateinischen Tertullian, als echt anerkannt. Im dritten Jahrhundert war der zweyte Brief Petri dem Origines schon bekannt, und wurde auch öffentlich gebraucht; doch verhehlte dieser nicht, daß dessen Echtheit bezweifelt werde. Ob er selbst den Brief für echt hielt, muß, weil er in seinen Aeußerungen sich nicht gleich bleibt, unentschieden gelassen werden. (Auf die beyläufigen Anführungen dieses Briefes beym O. würde Rec. kein großes Gewicht legen. Von dergleichen Citaten, welche in Vorträgen an das Volk sich finden, darf man bekanntlich keine kritische Genauigkeit erwarten.) Firmilian nahm diesen Brief an. Den Brief Judä, welchen O. für echt hielt, kannte F. entweder gar nicht, oder verwarf denselben als unecht. Eusebius schätzt beyde Briefe gleich, und bemerkt, daß sie von einigen bezweifelt würden. Im vierten Jahrhundert wurden beyde von Vielen als echt anerkannt, von Einzelnen dagegen der eine oder andere dieser Briefe bezweifelt, oder wenigstens der Zweifel früherer Väter Erwähnung gethan. Auch fehlen beyde in der ältesten syrischen Version; es sind aber mehrere Ursachen dieser Auslassung denkbar. — Immer bleibt es indessen nach des Rec. Ansicht eine sehr auffallende Erscheinung, daß der zweyte Brief Petri, welcher nach Cap. 3, 1 an dieselben christlichen Gemeinden, denen der erste gewidmet war, und mithin ein Rundschreiben gewesen seyn soll, welches in vielen Gemeinden Asiens bekannt seyn mußte, den Kirchenvätern der frühesten Jahrhunderte, auch solchen, die in Asien lebten, unbekannt geblieben, und dort zuerst vom Eusebius als eine bestrittene Schrift erwähnt wird; und daß man diesen Brief dagegen zuerst in Alexandria gekannt zu haben scheinet. Der zweyte Abschnitt vergleichet die einzelnen, durch ihre Aehnlichkeit auffallenden Stellen beyder Briefe mit einander, um die Frage

zu entscheiden: ob der Aufsteller des Briefes Petri den des Judas vor Augen gehabt, oder umgekehrt? Der Verf. erklärt sich für die letztere Behauptung. Judas folgte dem Petrus. Er schreib kürzer, deutlicher, fließender. (Manche der angeführten Beyspiele beweisen nichts. Auch legt der Verf. auf diese eben kein großes Gewicht.) Ueberdem verräth Judas V. 17, 18 ein späteres Zeitalter. Mit der Frage: Warum der Brief Petri von den ältern Kirchenvätern entweder gar nicht, oder nur als verdächtig erwähnet worden, beschäftiget sich der dritte Abschnitt. Wie aus Didymus von Alexandria zu schließen ist, mißfielen manchem diejenigen Stellen, welche von der Verbrennung der Erde, dem neuen Himmel u. dgl. handeln. Andern mochte die Abweichung des Inhalts dieses Briefes von dem des ersten petrinischen auffallen. Nach des Hieronymus Zeugniß beriefen sich Viele auf die Verschiedenheit der Schreibart. Auch die Aehnlichkeit des zweyten Briefes Petri mit dem des Judas, so wie das späte Bekanntwerden von jenem konnte Verdacht erregen. Der vierte Abschnitt prüfet die, von den neuern Gelehrten vorgebrachten innern Gründe wider die Echtheit des zweyten petrinischen Sendschreibens. Von geringem Belang ist wohl der Einwurf: Petrus habe die Stelle 2 Petr. 3, 5—7. 10—13 nicht schreiben können; und was der Verf. dagegen zu Gunsten dieses Briefes erinnert, ist nicht zu verwerfen. Wichtiger ist der, von der Ungleichheit des Stils hergenommene Zweifelsgrund. Ihm wird durch die Erinnerung begegnet, daß aus dem ersten Briefe Petri der Stil dieses Apostels sich nicht ganz genau bestimmen lasse. Auch werden mehrere Ausdrücke, Perioden, Bilder angeführt, welche beyden Briefen eigen sind. — Nicht alle dergleichen Ausdrücke sind indessen, nach des Rec. Dafürhalten, streng beweisend. Manche sind überhaupt den hebraisirenden Schriftstellern des N. T. gewöhnlich z. B. ἄμωμος, ἄσπιλος, ἀναστρέφω, ἀναστροφὴ, πειρασμὸς; bey andern ist die Wortfügung nicht ganz dieselbe z. B. πορεύεσθαι ἐν ἀσελγείαις 1 Petr. 4, 3 und πορ. ὀπίσω

σαρκὸς 2 Petr. 2, 10 πορ. κατὰ ἐπιθυμίας Cap. 3, 3. Für seine Meinung hätte der Verf. noch anführen können: daß in beyden Briefen das Prädicat heilig mancherley Gegenständen häufig beygelegt wird, z. B. heiliges Priesterthum 1 Petr. 2, 5; heiliges Volk 2, 9; heilige Weiber 3. 5; heiliger Berg 2 Petr. 2, 18; heilige Menschen Gottes 21; heilige Propheten 3, 2. In Ansehung der Stelle 2 Petr. 3, 15. 16 wird besonders in Betreff der Anführung aller Briefe Pauli erinnert; man müsse die Worte: ἐν πάσαις ταῖς ἐπιστολαῖς, nicht gerade von einer vollständigen Sammlung der paulinischen Briefe, z. B. an die Galater und Thessalonicher, vielleicht mehrere, wahrscheinlich auch solche, die jetzt nicht mehr vorhanden, könne Petrus in Asien gekannt haben. Derselbe habe solcher Briefe des Paulus erwähnet, sowohl, um seine Uebereinstimmung mit diesem Apostel im Vortrage der christlichen Lehre anzudeuten; als auch, um die Irrlehrer zu widerlegen, welche die paulinischen Aeußerungen über die Zukunft Christi falsch deuteten. Die Worte: ὡς καὶ τὰς λοιπὰς γραφὰς möchten eine sehr alte Glosse seyn. Doch habe auch Petrus solche wohl schreiben können. Rec. will diesen Bemerkungen nicht alles Gewicht absprechen. Wer inzwischen nicht gerade für die Echtheit des befragten Briefes zum voraus eingenommen ist, und obige Stelle unbefangen lieset, wird fast nicht anders urtheilen können, als daß der Schreiber derselben eine Sammlung aller paulinischen Briefe nicht nur vor Augen gehabt, sondern dieselbe auch bey seinen Lesern und Andern als bekannt vorausgesetzt habe. Einige andere unbedeutende Einwendungen gegen die Echtheit dieses Briefes werden von dem Verf. kurz abgefertiget. Wozu hätte auch, bemerkt derselbe, ein solcher Brief sollen erdichtet werden? Um, wie J. E. C. Schmidt meint, die Christen zu überreden, Petrus und Paulus hätten sich am Ende wieder vereinigt, und ganz übereinstimmend gelehrt; oder um, wie ein anderer Gelehrter behauptet, die Anhänger des Paulus und Kephas mit einander zu vereinigen? Allein, dazu wäre dieser Brief schlecht geeignet.

Es war eine ganz andere Streitfrage, die zwischen beyden Aposteln obwaltete, als die in diesem Briefe berührte. Wenn der, eben genannte scharfsinnige Kritiker ferner behauptet: es sey vielleicht auch geschehen, um den nachtheiligen Folgen entgegen zu arbeiten, die daraus hervorgehen konnten, daß in den Schriften der Apostel die Erscheinung des Messias zum Weltgerichte als ganz nahe bevorstehend angekündigt war, und doch noch immer nicht erfolgte; so bemerkt der Verf., daß auch Petrus einen solchen Entschluß habe fassen und ausführen können. Ob nun wohl diese Bemerkungen nicht verwerflich sind; so würde doch bey einer freyern Ansicht des befragten Briefes dem Verf. noch mancher andere Zweifelsgrund wider die Echtheit desselben aufgestoßen seyn. Nicht zu gedenken der verschiedenen Schreibart in den einzelnen Abtheilungen dieses Briefes, des sehr losen Zusammenhanges, z. B. zwischen Cap. 1, 18 und dem folgenden 19.; desgleichen Cap. 3 mit dem Schlusse des vorhergehenden Capitels, der wenigstens gesucht scheinenden Uebergänge Cap. 1 zu Ende, und Cap. 2, 1 findet sich auch gar keine Beziehung auf die besondere Verhältnisse derjenigen Christen, an welche dieser Brief angeblich (nach Cap. 3, 1) gerichtet seyn soll, und worauf in dem frühern Briefe eine so sorgfältige, ins Einzelne hineingehende Rücksicht genommen worden. Die innern Gründe für die Echtheit dieses Briefes werden im fünften Abschnitte zusammengestellt. Dahin gehören der innere genaue Zusammenhang und Inhalt des Briefs, welcher nichts in sich fasse, was Petrus nicht habe schreiben können; welches mit den entgegen gesetzten Beyspielen des apokryphischen κήρυγμα πέτρου und des angeblichen Briefes Petri an dem Jacobus erläutert wird; demnächst der moralische, echtchristliche Sinn, welcher aus der ganzen Epistel hervorleuchte; ferner der Zweck des Briefes, die Kraft und der Ernst einzelner Stellen, die zu dem Ende mit ähnlichen Aussprüchen Jesu verglichen werden; und endlich die von dem Verf. durch mehrere Belege bestätigte Uebereinstimmung mit dem ersten Briefe; wo denn beyläufig ein von

Bretschneider dagegen aufgeworfener Zweifel aus 2 Petr. 2. 4 vergleiche 1 Brief 5, 8 beseitigt wird. In dem sechsten Abschnitte werden die Gründe angegeben, weshalb der Brief Judä dem Apostel dieses Namens nicht zugeschrieben werden könne, und zugleich über die Entstehung desselben eine Vermuthung geäußert. Jene Gründe sind folgende: es sey eines Apostels unwürdig, einen Brief auf solche Weise, wie hier geschehen, zusammen zu stoppeln. Wäre der Apostel Judas der Verfasser, so würde er doch manches eingemischt haben, was ihn als einen Schüler des Herrn näher kenntlich machte. Das, dem Verf. des Briefes Eigenthümliche beweise, daß er ein Liebhaber jüdischer Mythen und Ueberlieferungen gewesen. Wozu noch dieses kommt, daß er sich nirgends für einen Apostel ausgibt. Auch stimmet die Voraussetzung, daß der Apostel Judas in Syrien gepredigt, nicht mit dem Umstande überein, daß dieser Brief in der syrischen Version fehlt. Ueber den Aussteller des Briefes wird die Vermuthung geäußert, er sey ein Vetter Christi gewesen, dessen Nachkommen nach Eusebius in der Gegend von Jerusalem gewohnt. Doch ließen sich dagegen noch Zweifel aufwerfen. Daß er ein kirchliches Amt verwaltet, sey nach der, im Briefe herrschenden Denk- und Schreibart wahrscheinlich. Einem Presbyter Judas möge der kurz vor Petri Tod abgefaßte zweyte Brief des Apostels, der, vielleicht gerade an diesen Presbyter gerichtet gewesen, in die Hände gerathen seyn. Wohl mochte er dafür halten, der Brief sey zu ausführlich, als daß er auf den Leichtsinn der bezielten Häretiker und ihrer Anhänger wirken werde; oder auch dasjenige, was darin über die Zukunft Christi bemerkt worden, sey nicht hinreichend, um solche zu widerlegen. Deswegen faßte er den Entschluß, das, darauf sich beziehende zweyte Capitel abzusondern, und aus demselben einen eigenen Brief zu machen; behielt hie und da die petrinischen Ausdrücke bey, kürzte aber auch ab, und erweiterte nach seinem Gutbefinden. Als ein Freund jüdischer Ueberlieferungen und Mythen glaubte er, diese würden auch auf die Gemüther der Leser wirken,

und mischte einiges aus apokryphischen Büchern mit ein. Er wagte es nicht, sein Machwerk unter eines Apostels Namen ausgehen zu lassen, wollte auch wohl dadurch sich einigen Ruhm erwerben, und setzte deswegen demselben seinen eigenen Namen vor. Seinen kleinen Brief ließ er gleich mehrmals abschreiben, und so kam derselbe in mehrere Hände, und fand um der jüdischen Mythen, so wie um seiner bittern Ausdrücke willen, bey einigen Christen des ersten Jahrhunders Beyfall. Im folgenden Jahrhundert hielt man diesen bey den Kirchenbedienten beliebten Brief für die Schrift eines Apostels. Der zweyte Brief Petri, aus welchem der Verf. des Briefes Judä vieles entlehnt hatte, wurde von diesem zurückbehalten. Er wurde erst bekannt, nachdem das Ansehen des Briefs Judä schon befestiget war, und so geschahe es denn, daß jener wenig verlangt, von vielen bezweifelt, und ganz vernachlässigt wurde. — Wenn sich nur auf diese Weise auch erklären ließe, wie doch ein einzelner Mann ein für mehrere Gemeinden bestimmtes apostolisches Rundschreiben zu unterdrücken den Einfall haben, und solches wirklich bewerkstelligen können, und woher es komme, daß auch über den Brief des Judas, der freylich in Alexandria schon frühe in Ansehen stand, in Asien die Meinungen in der ältern Zeit so verschieden gewesen? — Die angehängte zieglersche Abhandlung beschäftiget sich mit dem Sinne des Namens: katholische Briefe, und mit der Anzahl derselben in der ältesten Kirche. Die Meinungen, daß diese Briefe deswegen so genannt worden, weil sie nicht an Individuen gerichtet, sondern Rundschreiben gewesen; oder weil sie zur Bestätigung der katholischen d. i. rechtgläubigen Lehre dienten, werden verworfen; dagegen die nösseltsche Behauptung: katholische Briefe seyen so viel, als echt apostolische, kanonische: in der Hauptsache angenommen. Bis ins dritte Jahrhundert seyen nur der erste Brief Johannis, der zweyte Brief Petri und der Brief Judä katholische genannt worden. Zu des Eusebius Zeiten, im vierten Jahrhunderte, hätten unsere sämmtlichen sieben nicht paulinischen Briefe schon

den Namen der katholischen geführt, auch diejenigen, welche von manchen bezweifelt, aber doch in mehrere Kirchen öffentlich vorgelesen worden. Rec. hält noch immer dafür, daß auch der Grund dieser Benennung um so weniger ganz entscheidend angegeben werden könne, da ihm aus genauer Vergleichung der hierzu gehörigen Stellen des Eusebius offenbar hervorzugehen scheinet, daß derselbe sowohl in dem Gebrauche des Namens eines katholischen Briefes, als auch in der Angabe, welche Briefe für katholisch zu halten, sich nicht immer gleich geblieben.

Christliche Symbolik, oder historisch-kritische und dogmatisch-komparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und socinianischen Lehrbegriffs; nebst einem Abriß der Lehre und Verfassung der übrigen occidentalischen Religionspartheyen, wie auch der griechischen Kirche. Von Philipp Marheinecke, der Theol. öffentl. ordentl. Prof. auf der großherzogl. badischen Universität zu Heidelberg. Erster Theil. Heidelberg, bey Mohr u. Zimmer. 1810. X u. 475 S. u. 426 S. 8.

Auch unter dem speciellern Titel:

Das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung. Erster und zweyter Band. (6 fl. 45 kr.)

Nur einige Worte zur Ankündigung des Daseyns dieses Werkes: denn eine ausführliche Darstellung und Beurtheilung seines Inhalts, die wir wünschen, dürfen wir billig andern gelehrten Instituten überlassen. Jetzt, nachdem nicht mehr zu helfen ist, erinnert sich der Verfasser schon

recht gut, wo eingeschlichene Fehler stecken, und er möchte, wo möglich, seine künftigen Beurtheiler darauf aufmerksam machen. Doch will er ihnen nach einem andern Gesichtspunct dieß Verdienst nicht rauben. Der Satz ist mit allem Fleiß revidirt, doch würden sich gewiß dem Verf. noch ziemlich viele Setzfehler, zumal in der kleinen Notenschrift entdecken, wenn er, wie früher, so auch jetzt im Stande gewesen wäre, Bücher, die er selbst geschrieben, durchzulesen. So ist ihm schon bey einem zufälligen Blick auf den ersten Bogen, aufgefallen ein Fehler, den jedoch nicht der Setzer, sondern der Verf. zu verantworten hat, oder vielmehr Suicer im Thesaurus, auf den er sich verließ, und der freylich auch σεβάσματα σύμβολα hat, statt σεβασμια. Leichtere Auslassungen, wie ebendaselbst: „die Alten nannten eine coena collatitia nie symbolum“ statt: „jede Gabe zu einer coena c.“ verstehen sich selbst. Der zweyte Band, der Anfangs mit dem ersten zugleich ausgegeben werden sollte, verzögerte sich etwas, weil auf die neueren französischen Verfügungen über den Papst Rücksicht genommen werden mußte.

Geschichte der Freymaurerey aus authentischen Quellen nebst einem Berichte über die große Loge in Schottland, von ihrer Stiftung bis auf die gegenwärtige Zeit, und einem Anhange von Originalpapieren. Ins Deutsche übersetzt von D. C. F. A. Burkhardt, mit erklärenden, berichtigenden und erweiternden Anmerkungen und einer Vorrede von D. C. Ch. F. Krause. Freyberg, bey Craz. 1810. XXVIII u. 382 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Das ist der vollständige Titel einer Schrift, welche schon wegen des historischen Inhalts Aufmerksamkeit verdient, sowohl

bey den Eingeweihten, als denen, die es nicht sind, und daher, wegen ihres durchaus exoterischen Inhalts, von den einen so gut, als den andern einer Beurtheilung fähig ist. Den letztern, den exoterischen Inhalt, macht der Herausgeber, Hr. Krause, diesem Werke zwar zum großen Vorwurf. Nach seiner Meinung ist eine übelverstandene Geheimnißkrämerey allein der Grund, warum wir bis jetzt noch keine einzige, nur einigermaßen befriedigende Geschichte der Maurerey besitzen. Allein man muß hierbey zwey Dinge wohl unterscheiden. Allerdings mag es sehr zu beklagen seyn für die Wissenschaft und Historie, daß über diesen Theil der Menschheitsgeschichte eine jetzt kaum noch, und überhaupt kaum jemals zu verscheuchende Dunkelheit ausgebreitet liegt, und die unverkennbaren Wirkungen des Ordens auf Menschheit, Staat, Kirche und Familienleben lassen den Forscher in der Geschichte unsers Geschlechts dieß nur noch mehr beklagen. Allein nicht bloß die Geheimnißkrämerey, sondern die wahre Idee der Maurerey, als eines, wie in seinem Ursprung, so in seiner Fortentwickelung durchaus geheimen Instituts, machen es begreiflich genug, und der Gegensatz des Geheimen und Oeffentlichen, den die Maurerey nicht aufgeben kann, ohne sich zugleich selbst aufzugeben, erlaubten niemals eine öffentliche Geschichte ihrer inneren Entwickelung und Schicksale. Wenn es daher, der Idee der Maurerey gemäß, mit ihrer Geschichte niemals weiter kam als zu öffentlicher Bekanntmachung ihrer äußeren Schicksale, und eben damit bloß zur Aufdeckung ihrer äußeren Seite, so, daß eine solche Geschichte gleichsam die eine Hälfte ihrer Geschichte war; so muß man es freylich desto mehr beklagen, daß die Brüder selbst im Innern ihrer Logen so wenig für die Nachkommenschaft ihrer eigenen Mitglieder durch eine treue innere Geschichte des Ordens sorgten. Dieß bleibt ein Vorwurf, der nicht wegzuschaffen ist, und mag vielleicht, abgesehen von den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche schon die Sache an sich hat, und von der geflissentlichen Dunkelheit, in welche sich Institute dieser Art, in Rücksicht ihres Ursprungs zu hüllen pflegen, besonders auch

daraus zu erklären seyn, daß in allen Mitgliedern dieses Ordens das praktische Moment desselben von jeher das wissenschaftliche und historische Interesse überwog, und daß zu verschiedenen Zeiten auch in verschiedenen Logen, deren Mitglieder aus den verschiedensten Ständen waren, kein Geschichtsforscher saß, der bis zu den Urkunden und verborgenen Papieren des Ordens gelangen konnte: natürlich mußte eine solche Aufgabe mit jedem Jahrhundert weiter auch immer mehr Schwierigkeiten haben. Wenn irgend etwas ein gerechtes Vorurtheil gegen den Orden begründen könnte, so wäre es dieser Mangel an aller nur einigermaßen genügenden Geschichte seines vergangenen Lebens, handschriftlich, urkundlich, oder auch nur in treuer Tradition und mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt, im Innersten der Hauptlogen aufbewahrt, und wo nicht ebenso nothwendig, als das positive Element, doch als ein denkwürdiges, rührendes, erhebendes Monument der Vorzeit mit der Maurerey verbunden: denn nur das Kind und der ungebildete Mensch beschränket sich ganz allein auf die Gegenwart; heilig war allen wahrhaft großen und auf die Welt wirksamen Instituten ihre Geschichte, und jedes kaum aus dem Schlafe der Rohheit erwachte Volk ließ niemals seine Geschichte untergehen. Ja, jeder wahrhaft große Gegenstand muß auch seinen wahrhaft großen Geschichtschreiber finden: das liegt in der Natur der Sache, und ist in einer inneren Nothwendigkeit gegründet. Warum bewahren die einzelnen Logen mit so eifersüchtiger Sorgfalt ihre Constitution, und in ihr und neben ihr ihre Particulargeschichte, ohne der innern Geschichte des Ordens, oder der Idee, in der sie selbst doch ihren letzten Grund und ihre Haltung haben, die nöthige historische Aufmerksamkeit zu schenken? Welch eine engherzige Ansicht der Welt und des Lebens, ja welch ein Mißverständniß der Geschichte, als einer Entwickelung des göttlichen Weltplans, setzt diese Unkunde der Maurerey in ihrer eigenen Geschichte voraus. Wir lassen auf seinem Werth beruhen, was manche Kunstverständige sich schmeicheln mögen, von der innern, wahren und kritisch-treuen

Geschichte ihres Ordens zu verstehen: es wird, beym Licht besehen, auch nicht sonderlich viel seyn. Was aber die Maurer, theils in, theils außer der Loge ersonnen und erarbeitet haben, um den Mangel aller treuen und zuverlässigen innern Geschichte des Ordens zu ersetzen durch allerley Muthmaßungen, das kann man wohl nach seinem Werthe schätzen, wenn man nur noch dazu bedenkt, daß manche dieß jetzt als eine Hauptsache des Ordens treiben, da die Idee der Maurerey an sich, zumal in unserer Zeit, eine ganz andere und durchaus praktische Tendenz hat, und es in der That sehr vergeblich ist, da anzufangen, wo man höchstens nebenher noch fortfahren sollte. Es vollends so zu treiben, wie Hr. Krause will, nämlich ohne alle Zurückhaltung und Geheimnißsucht, hieße in der That, die Maurerey ihrem schnellen Untergang entgegenführen: denn soviel wir davon verstehen, so sehen wir gerade in der Publicität, die einige in der neuern Zeit der Maurerey gegeben haben, das wahre Hauptverderben derselben und die Krankheit, an der sie, wenn es so fort getrieben wird, unvermeidlich untergehen wird, d. h. in der bisherigen Art. Denn in der That sie selbst, die Maurerey, ist es schon gar nicht mehr, die man so zur Schau an öffentlichen Orten ausstellt, und das ist die Art, wie diese Idee sich rächt an Allen, die so gar zu gern sie in die allgemeine Gesellschaft und in die schöne Welt einführen möchten, daß sie, zurückbleibend an der Schwelle der Loge, nur ein Phantom von sich in die Welt hinausschickt, woran Verständige sich nur ärgern, und aus welchem Unverständige nicht klug werden. Die Idee der Maurerey liegt einem Jeden, der Augen hat, zu sehen, nicht weit; sie aber aussprechen, und ihrem ganzen Gehalte nach erkennen, kann man nicht, ohne sie zu erleben, womit nicht eben gesagt ist, daß man deswegen nothwendig in einer Loge sitzen müßte: denn von denen, die da arbeiten, sind immer nur wenige lebendig und in klarer Erkenntniß von der Idee ergriffen gewesen, die andern kommen entweder nie hinein in die Sache, oder sie wirkt bewußtlos in ihnen und durch sie, was immer

schon nicht wenig sagen will. Bey dem gegenwärtigen Mangel einer innern Geschichte des Ordens für die Brüder selbst, halten wir es daher für einen sehr gefährlichen Vorschlag, wenn Hr. Kr. „dem Maurerbunde ein freyeres, offeneres Leben, und der Geschichte desselben eine unverschleyerte, freye und gesellige Bearbeitung wünscht. Es bliebe bey jenem innern Mangel nichts übrig, und eine solche Geschichte könnte nichts anders seyn, als eine in vielem Betracht unnütze, zwecklose und nur schädliche Aufdeckung dessen, was noch Geheimniß ist an diesem Orden, und worin er gerade noch eigenthümlich besteht im Gegensatz. Von einer ganz andern Seite muß man dem Schriftsteller beykommen, den er hier in deutscher Uebersetzung in die Welt begleitet, und an welchem er nur dieß fast allein auszusetzen hat, daß er jenen seinen Forderungen keine Genüge geleistet. Wobey Rec. freylich, da er zu wenig versteht von den innern positiven Geheimnissen des Ordens, und bloß sich haltend an die ihm nicht unklare Idee der Maurerey, den Vorwurf auf sich beruhen lassen muß, den er ihm auch noch macht, daß er nämlich oft sogar die ihm wohlbekannte Wahrheit verleugnet habe, sobald ihr Geständniß seinem Zwecke zuwiderläuft, und ihm den Unwillen der großen Loge zuziehen würde. Wir müssen nach unsern Einsichten zwar auch das erstere tadeln, wenn dem also ist, können aber die letztere Rücksicht nicht unbedingt misbilligen. — Nach den aufgestellten Gesichtspuncten ist schon zu denken, was von einer Geschichte der Freymaurerey seit den ältesten Zeiten zu halten ist, womit sich der erste Theil dieses Buches befaßt. Uns ist dabey die Erinnerung an die Art stets gegenwärtig geblieben, wie einige Mönchsorden in der katholischen Kirche, z. B. die Carmeliter den Ursprung ihres Ordens abzuleiten pflegen. Sie steigen ins höchste Alterthum hinauf, und es fehlt wenig, so gingen sie selbst über die Schöpfung der Welt hinaus, und das nicht so mit Unrecht. Natürlich läßt die Idee des Ordens den Geschichtschreiber überaus frey, und hat er jene sich recht klar gemacht, so kann nicht fehlen, daß er sie überall an irgend

einer Seite und in irgend einer Art in der Welt hervorgetreten erblicke. Man kann, wie überhaupt bey den ewigen Ideen, die dem Menschen einwohnen, dann wenn die Geschichte derselben beschrieben werden soll, so auch bey der Idee der Maurerey mit vollem Recht von dieser sagen, daß sie längst vor der Maurerey da war, und dieser unbezweifelt richtige Satz leitet denn auch die Verfasser einer Geschichte, obgleich nicht eben zum großen Segen für diese, Spuren davon überall aufzusuchen und auch zu finden. Wenn die Idee der Maurerey eine ewige, nothwendige und heilige ist, so muß sie da, wo wir nur einen Menschen erblicken, auf irgend eine Art, wenn noch so dunkel oder bewußtlos, kraß und verkehrt ansprechen, und sich auch äußerlich ausdrücken in einer dieser Idee gemäßen Form und Verfassung. Es ist damit, wie mit dem Glauben an Gott und die Ewigkeit der Seele, in dessen Geschichte man höchstens den Anfang der Lehre d. h. seinen geschichtlichen Ursprung, in der Zeit nämlich und in gewisser Form, nicht aber den innern Anfang desselben selbst beschreiben kann, weil er vor allem Anfang in der Zeit, also auch vor aller Geschichte schon vorhanden war; denn allein dieses Vorhistorische und über Zeit und Raum Erhabene darin ist eben das Innere, Nothwendige und Ewige jenes Glaubens, welches immer schon von seiner ursprünglichen Reinheit abgewichen, wenigstens den mannigfaltigsten Veränderungen in der Beschränkung unterworfen, in der Zeit hervortritt, und eben damit erst eine Geschichte möglich macht. Eine solche kann natürlich nicht eher anfangen, als bis ihr Gegenstand selbst angefangen hat auf irgend eine Art äußerlich zu werden, und sich durch Zeit und Raum fortzuwegen. Es läßt sich mit unwidersprechlicher Nothwendigkeit schon aus dem ganzen Verhältniß der neuern Zeit und Welt zu der alten (wir wollen nur am Mittelalter stehen bleiben) beweisen, daß die moderne Maurerey der alten, originellen und genuinen nur noch sehr wenig entspricht, und daß sie in der jetzigen Art kaum über ein paar Jahrhunderte hinaus, und selbst dieses nur mit besondern Einschränkungen, zu datiren ist, wie dieses

unter andern auch die, erst im siebzehnten Jahrhunderte gestifteten Gesellen- und Meistergrade beweisen. Man weiß ja die Zeit genau genug, wo in Schottland die Trümmer des alten Tempels zu einem neuen vereiniget wurden, und wie von da das Licht in ganzer Alterthümlichkeit, aber neu verklärt, fast in alle, fast in die ganze moderne Welt ausgegangen ist. Die Trennung der alten und modernen Maurer, nach Stiftung der großen Loge zu London im J. 1717, war eine Epoche in der Geschichte der Maurerey, die man als die Basis der ganzen neuen Maurerey betrachten kann: denn der Verzierungen, Verunstaltungen und aller der neuern Gestalten, welche die Maurerey hier und da noch angenommen hat, mögen wir nicht einmal gedenken. Es gibt darin einen Punct, wo die Form zuletzt das Wesen erdrückt, und wo die fliehende Idee nichts als die leeren Hüllen von sich den Menschen zurückläßt, sobald sie, auch ohne sie, und ohne im treuen Dienste der Idee zu bleiben, durchaus etwas nebenher noch für sich seyn wollen. —

Es gibt eine fehlerhafte und verführerisch schlimme Manier der Geschichtbeschreibung, welche sich hauptsächlich damit beschäftigt, aller neuaufgekommener Erscheinungen Grund, Ursache und Veranlassung im grauesten Alterthum zu suchen, jeden innern Zusammenhang, d. h. jeden ideellen, auch äußerlich wahrzunehmen, und nichts Großes durch seine eigne innere Gewalt, sondern gleichsam nur durch Tradition und Fortpflanzung entstehen zu lassen. Diese Art der Geschichte ist um so täuschender, je blendender und gründlicher sie scheint. Wir erinnern hier nur an die heillosen Versuche der neuern Zeit, das Christenthum aus dem Essäismus abzuleiten, von welchem Mosheim urtheilt, daß nur die so denken, die der Religion abgeneigt sind, oder an die Bestrebungen Mosheims selbst, dessen einziger Fehler dieser fast war bey seinen kirchenhistorischen Untersuchungen, wie er z. B. den Ursprung der Mönche, einiger Ketzersecten der ersteren Jahrhunderte und des Mittelalters aus den ältesten Zeiten äußerlich abzuleiten versucht,

denn dieß war es auch, was ihn verleitete, für solche neuentstandene Denkarten gleich ein System aufzuführen, wobey es fast immer nur an dem einzigen Beweise gebricht, daß diejenigen, denen er solches zuschreibt, es wirklich hatten. Gerade dieß ist nun auch der Fall mit vorliegender Buche, dessen erster Theil eine Geschichte der Freymaurerey verspricht. Alle, auch die entferntesten Beziehungen sind ihm willkommen, wenn es nur etwas enthält, was das höchste Alter der Maurerey beweisen kann. So gehet denn der Verf. davon aus, daß eins der ersten Bedürfnisse uncultivirter Menschen ein Obdach gewesen sey gegen die tropische Sonnenhitze, gegen die strenge Kälte der Polargegenden und den Wechsel der Witterung in dem gemäßigten Clima. Sie erbauen ihrem König und Gott Paläste und Tempel im edleren Stil, schmücken dieselben mit Zierrathen; also wird der Grund zur Baukunst und zur Veredlung desselben gelegt, und sie selbst war das erste Gewerbe, dem sich die Menschen ausschließlich widmeten, und zu dem sie planmäßig gebildet und vorbereitet wurden. So geht es dann fort. Es wird sodann die Freymaurerey nach ihren bekannten Aeußerlichkeiten beschrieben, und ohne die Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen, im Allgemeinen nur ein sehr früher Ursprung derselben angenommen. Wenn man die Idee der Maurerey sich recht fixirt, und als Maßstab zu den vermeinten Erscheinungen derselben im Alterthum bringt, so kann man wohl sagen, daß alle, welche sie in dieser und jener Zeit oft mit den Zwischenräumen von Jahrhunderten und Jahrtausenden entstehen lassen, sämmtlich Recht haben und Unrecht, wie man es nimmt. Wenn man so über die verschiebenen Formen und Namen, in denen die Idee theilweise hervorgetreten ist, hinausgeht, so kann man ganz füglich ihr entweder ein gleiches Alter mit der Welt zuschreiben, wie Anderson u. a. gethan, oder sie mit Barruel als eine Fortsetzung des Tempelherrenordens betrachten, und beyde Meinungen können noch dazu gleich richtig seyn. Nach dieser Ansicht müssen selbst so disparate Meinungen, wie die von Ramsay, der die Freymaurerey aus

den Kreuzzügen und die von Clinch, der sie aus einem Institut des Pythagoras ableitet, zu gleicher Zeit sich vereinigen lassen, und für falsch erkannt werden. Mit diesen Gesichtspuncten muß man auch unsern Verf. folgen, wenn er zeigt, wie schon in Aegypten die Freymaurerey geblühet, und wie er hierin selbst die Quelle entdeckt zu haben meint, aus der die Priester ihre so berühmte Weisheit geschöpft. Und indem sie die Mythologie ihres Landes und ihre Speculationen über das Wesen Gottes damit in Verbindung brachten, entstand, sagt er, jene Verschmelzung von Wissenschaft und Theologie, die nachher einen so ansehnlichen Theil der freymaurerischen Principien ausgemacht hat. Und da nun die eleusinischen Mysterien aus Aegypten hergekommen sind, so werden auch diese, wie auch die dionysischen Mysterien, mit der Freymaurerey in Verbindung gesetzt. Aehnlichkeiten gibt es genug hierbey. Die nämliche Lieblosigkeit, ja dieselbigen Vorwürfe sogar von Seiten der Zeitgenossen gegen sie, als später gegen die Verehrer der Maurerey. Aus dem äußeren Aehnlichkeiten ergibt sich dem Verf. die Aehnlichkeit und Identität des Ursprungs und Endzwecks. Alle Divergenzen der alten und modernen Maurerey werden dem Polytheismus zur Last gelegt, an den jene gebunden war. Weil ferner die Feyer zu Ehren des Dionysius ägyptischen Ursprungs ist nach Herodot, und von dort durch Melampus nach Griechenland gebracht worden ist, und der sechste Tag der Eleusinien dem Bacchus gewidmet war, so entsteht eine neue auffallende Aehnlichkeit der Freymaurerey mit diesen Mysterien; der Zusammenhang der eleusinischen und dionysischen Mysterien zeigt sich dem Verf. auch in der gewöhnlichen Meinung, daß Ceres die Mutter des Bacchus gewesen, und nach Plutarch war Ceres die ägyptische Isis, Bacchus Osiris, die griechischen Dionysien waren nur die ägyptischen Pamylien unter anderm Namen. „Ja! da Bacchus Erfinder der Theater und dramatischen Vorstellungen war, so wurde die besondere Classe der Maurer, welche bey Errichtung dieser großen Gebäude angestellet war, dionysische Künstler (Διονυ-

σιακοι τεχνῖται) genannt, und in die Mysterien des Stifters, und folglich auch in die eleusinischen eingeweiht.“ So treten dann auch als Maurer die dionysischen Künstler auf, von denen die Alterthumskenner eine ganz andere Vorstellung haben. Man sehe nur den Stephanus u. d. W. Der Misbrauch, der dann dabey statt fand, und die Bacchanalien, die durch ausschweifende Priester gestiftet wurden, können, sagt der Verf., der Sache selbst nicht vorgeworfen werden, sie sind vielmehr Beweise ihrer ursprünglichen Reinheit und Vortrefflichkeit, da man sich nicht von dem Bösen, sondern von dem Guten zu verirren pflegt. Auch D. Robison leitet die Freymaurerey von den dionysischen Künstlern ab, zumal, sofern sie Urheber der prächtigen Gebäude in Jonien sind, deren Ruinen uns noch zur Belehrung dienen. Ihr Ursprung fällt allerdings früher, als ihre Niederlassung in Jonien, und es gab nach Robison einige derselben auch in Judäa, und da nun nach Josephus diese Art der Baukunst auch bey den Tempelbau gebraucht wurde, so kann man auch annehmen, daß die dionysischen Künstler dem König Salomo bey jenem großen Tempel dienten, den er dem Gott Israels errichtete. Dieser seltsame Einfall des Verf. ist durch Hirts Schrift, über den Tempel Salomons, schon zur Genüge widerlegt; der ägyptische Stil des Tempels ist unverkennbar. Was aber diesen zum Theil sehr kühnen Combinationen und Untersuchungen des Verf. einen besonderen Reitz und Schein verleiht, ist die scheinbare Gründlichkeit, mit der hier Alles aus den Alten erwiesen wird, und die treuen Nachweisungen der Stellen bey den Griechen und Römern, die der Verf. aber offenbar nicht selbst gesehen, sondern aus späteren Anführungen genommen hat. Hr. Krause hat in einem besonderen Anhang diesen unkritischen Gebrauch seiner Beweisstellen schon an einigen Proben nachgewiesen. Man kann erwarten, daß der Verf. die Essäer in Palästina und Aegypten, und das pythagoreische Institut zu Krotona nicht wird übersehen oder vorbeygelassen haben, da sich auch daran einige Seiten darboten, die ihm zu seinem Zwecke sehr

willkommen waren. Wie der Mysticismus in jeder seiner Erscheinungen, unter welchem Himmelsstrich und in welchem Jahrhundert er auch hervortreten mag, immer einen scharfen Grundzug der Aehnlichkeit ausdrückt, so leuchtet auch dem Verf. eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesen mysteriösen Gesellschaften entgegen, die unter seinen Händen sich gleich in eine unbezweifelte Gleichheit verwandelt. Dabey widerlegt er durchgehends die schändlichen Vorwürfe, die Barruel in seiner Geschichte des Jacobinismus dem Freymaurerorden gemacht, besonders den, daß die Maurer Kinder der Sophisterey, des Deismus und Pantheismus seyen, die ihren Ursprung selbst von jenen alten Gesellschaften ableiten, welche Feinde der Christenheit waren, und keinen andern Führer als das Licht der Natur anerkennen wollten. — Als dann in den Zeiten der Finsterniß und unter dem Druck römisch bischöfflicher Herrschaft die Maurerey auf Jahrhunderte ihre Kraft und Bedeutung verlor, wurde Schottland der Mittelpunct, von welchem mehrmals sich die Grundsätze der Maurerey über den Continent und die civilisirte Welt überhaupt verbreiteten. Weder die Zeit, wo dieses geschah, noch die Gründe, aus denen es geschah, hat der Verf. angegeben. Mit dem Tempelherrenorden setzt unser Verf. die Maurerey in die engste Verbindung: es war, sagt er, fast ohne allen Zweifel, ihre vornehmste und vorzüglichste Absicht, die Ceremonien und Mysterien der Maurerey zu erhalten und auszuüben. Es wird bey dieser Gelegenheit eine kurze Geschichte des Tempelherrenordens angebracht, die nichts Neues enthält. Es werden alle die harten Beschuldigungen gegen die Tempelritter, und somit auch gegen die Maurerey widerlegt, wie sie Barruel noch zuletzt am stärksten und gehässigsten wiederholt hat. Hier wird der Verf. heftig polemisch und nationell. „Gab es nicht, sagt er, eine Zeit, wo die Einwohner von England Fanatiker, Rebellen und Königsmörder waren? Aber wo ist eine Nation, die liberalere Grundsätze in der Religion oder festere Anhänglichkeit an die gesetzliche Verfassung hätte? Folterten, brannten und

mordeten nicht einst die Franzosen ihre Mitbürger, vom Religionshaß entflammt und an den Katholicismus gefesselt? Und welche Nation unter dem Himmel steht jetzt weniger unter dem Einflusse der Religion? Welche ist weniger der römischen Kirche ergeben u. s. f.“ Nachdem der Verf. nun die Chevalerie überhaupt als einen Zweig der Freymaurerey dargestellt, setzt er das Verhältniß der letzteren zur römischen Kirche gut auseinander, und zeigt, wie die Päpste sie zu benutzen suchten zur Befestigung ihres Ansehens, so, daß sie bald Niemanden als nur eifrige Anhänger der päpstlichen Hierarchie aufzunehmen pflegten. Es ist bekannt, wie auch noch in den neueren Zeiten eine degenerirte Maurergesellschaft denselben Zweck hatte, und so wie eine geheime Sache auf jede Seite hingewendet, und zu den entgegengesetztesten Zwecken gebraucht werden kann, so gab es wiederum andere, die den Protestantismus mit der Maurerey in Verbindung zu setzen suchten. So spricht wenigstens Villers in seinem Buch über den Einfluß der Reformation von alten Statuten des Ordens, durch welche allen Katholiken der Zutritt zu demselben verboten war, und wir möchten wohl wissen, woher er diese wichtige Notiz haben mag. — Sehr interessant spricht sodann der Verf. von den beyden ersten Logen zu Kilwinnig und York, wo die Maurerey blühete, während sie in andern Theilen der Welt gänzlich erloschen war. Doch bringt er es auch mit diesen Notizen nicht weiter, als zu dem Resultat, daß die Maurerey, obgleich sie Jahrhunderte lang ihre Versammlungen hielt, doch vor dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf sich zog. Von Werkmaurern war dieser Bund ausgegangen, das ist ziemlich klar und begreiflich; und als die Gründe in der Folge wegfielen, die eine so große Menge derselben nöthig machte, so setzte sich die römische Kirche zu ihnen in Opposition, und dieß brachte eine wesentliche Veränderung in der Stellung des Ordens hervor, dessen Principien überdem denen der katholischen Kirche nicht günstig waren. So lange nun Staat und Kirche ein gemeinsames Interesse gegen den

Orden hatte, verfiel er nothwendig immer mehr, so wie er hingegen aus den entgegengesetzten Gründen und vom Staat beschützt vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr aufblühete, und auch nicht bloß Baukünstler von Gewerbe in seiner Mitte hatte.

Zuletzt erzählt der Verf. die Schicksale des Ordens in den letzten Jahrhunderten, die Einführung desselben von Schottland aus in Frankreich, bey welcher Gelegenheit er von der französischen Maurerey und ihrer Ceremonien- und Verzierungssucht nicht sonderlich vortheilhaft spricht, und die innern Mishelligkeiten zwischen den großen Logen von England. Die Ausbreitung des Ordens in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert ist zwar kurz, aber anziehend erzählt; die Verfolgungen, die in Holland im J. 1735 den Anfang nahmen, trugen nicht wenig zum Flor des Ordens bey; weder die feindselige Gesinnung der Kaiserin Maria Theresia, noch die Bannbulle von Rom aus im J. 1738 konnte die Fortschritte desselben hemmen. Es wird hierauf die Entstehung der berühmten Loge le royale York zu Berlin vom J. 1767 erzählt, und die mannigfache Vergünstigung und Aufmunterung beschrieben, die den Maurern in Deutschland durch einige Fürsten geworden ist. Endlich wird noch der im J. 1775 durch Adam Weishaupt gestiftete Orden der Illuminaten beschrieben, und die Maurerey selbst von allen den Vorwürfen befreyt, die man dem Illuminatismus bisher gemacht hat, und erwiesen, daß beyde Institute in gar keiner innern Verbindung standen. Der Verf., nachdem er die beyden im Kampf begriffenen Parteyen der Exjesuiten, der Freunde und Beförderer des Aberglaubens und Fanatismus und der Aufgeklärten, die gegen Despotismus der weltlichen und geistlichen Regierungen kämpften, beschrieben, schließt als ein echter Britte diese Untersuchung also: „als Christen würde es mir das Herz erheben, die päpstliche Hierarchie, welche die Welt so lange getäuscht und in Sclaverey gehalten hat, fallen zu sehn. Als Mensch würde ich mich freuen über den Sturz des Despotismus, der auf den Trümmern der bürgerlichen

Freyheit und häuslichen Glückseligkeit erbauet worden: und als Britte würde ich wünschen, daß alle meine Menschenbrüder dieselben religiösen und politischen Vorrechte genießen möchten, welche so lange der Stolz unserer Freunde und der Neid unserer Feinde gewesen sind." Er schließt mit der Bemerkung, daß die französische Revolution aus ganz andern Ursachen entstanden, als aus denen, welchen Barruel und Robison sie zuschreiben und mit der Hoffnung, daß der Tag kommen werde, wo ein Freymaurer das Scepter des Königreichs England führen, und mit Ehre und Würde auf dem brittischen Throne sitzen werde.

Auf diese Geschichte der Maurerey folget sodann die Geschichte der großen Loge von Schottland, eine historische Entwickelung der Verfassung und der äußeren Gebräuche der großen Loge von Schottland, zu Edinburg, ungefähr in der Art, wie Anderson sie in seinem Constitutionsbuch über die große Loge von London gegeben hat. Dieß ist unstreitig eine der interessantesten Partieen des Werks, und einen Reiz mehr erhält diese Darstellung durch die Beglaubigung und Sanction, welche sie durch die große schottländische Loge erhalten hat, und selbst durch die polemischen und zum Theil berichtigenden Bemerkungen, die der Verf. bey der bekannten Eifersucht und Mishelligkeit beyder großen Logen gegen die Londoner eingestreuet hat. Ueberaus anziehend müssen dem Maurer und Nichtmaurer die Notizen seyn, die der Verf. in weiteren Anhängen über einzelne der alten Gebräuche bey Processionen, Begräbnissen u. s. w. gibt, dabey die Mittheilung der Parlementsacte gegen alle geheimen Gesellschaften, einiger Reden, Diplome, Gesetze der großen Loge vom Schottland, ein Verzeichniß der Logen, die sich zu der großen in Schottland halten. Es folgen ferner noch einige geistreiche und sehr gelehrte Anmerkungen zu Lawrie's allgemeiner Geschichte der Freymaurerey, die wir absichtlich erst nach unsern hier mitgetheilten Bemerkungen gelesen, und durch welche wir diese sehr angenehm bestätigt gefunden haben. Sehr richtig ist die Ansicht des Verf. über

den geschichtlichen Zusammenhang, in welchen L. alles, auch das entfernteste, setzt, was nur die mindeste Beziehung hat auf Maurerey. „Denn ein anderes ist es, sagt er sehr gut, wenn ein Institut durch immer neue Mitglieder stets sich verjüngt, obwohl vielleicht seine Wirksamkeit und Formen vielfach verändert, fortdauert; ein anderes aber, wenn an ein vorhandenes Institut ein völlig neues geschichtlich sich anknüpft; und noch ein anderes endlich, wenn ein neu aufblühendes Institut sich die Zwecke, die Wirksamkeit und die geselligen Formen eines längst völlig erloschenen sich zum Muster nimmt. — Für die Geschichte der Freymaurerey ist die erwähnte dritte Art vorzüglich wichtig, weil sie noch am meisten statt findet und beym Ununterrichteten leicht den Schein verbreitet, als wäre ein wirklich geschichtlicher Zusammenhang der ersten und zweyten Art vorhanden." S. 320. Nach diesen richtigen Grundsätzen muß man, wie wir auch gethan, Lawrie's Werk beurtheilen, und was er besonders über die Aehnlichkeit und Identität der griechischen Mysterien mit der modernen Maurerey sagt. Denn gefesselt allein und wesentlich an die griechische Nationalität, Geschichte, Staatsverfassung und Religion konnten jene Mysterien schon niemals eine so allumfassende, reinmenschliche Tendenz haben, als die Maurerey, die diesen Charakter offenbar erst durch die Weltreligion Christi erhalten hat. Die Abhandlung des Hrn. Krause, auf die wir wegen Mangel an Raum uns nicht weiter einlassen können, ist in jeder Rücksicht lesenswerth. — Den Beschluß machen einige kleine Aufsätze über freymaurerische Gegenstände von Hrn. Gerlach, gegen welche sich jedoch Hr. Krause öffentlich erklärt hat.

Philosophische Untersuchungen über den Einfluß der Religiosität auf die Sittlichkeit, von Havo Wilhelm Dirksen. Sulzbach, im Verlage der Commerzienrath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung. 1808. 188 S. (16 gr.)

Der Zweck dieser Schrift soll nach S. 74 und 133 darin bestehen, „derjenigen Philosophie entgegenwirken, welche auf Unkosten der Religion die Moral zu sehr erhebt", und darzuthun, „daß Religion und Moral nicht getrennt werden dürfen. „Sie besteht aus drey an innerem Gehalt sehr ungleichen Abschnitten; der zweyte ist unstreitig der gelungenste; alle drey aber entbehren der wissenschaftlichen Begründung und Darstellung; das Gute in denselben ist mehr aus einem richtigen und warmen Gefühl, als aus Einsicht und Ueberzeugung entsprungen. Der Verf. hat uns wenig Gelegenheit gegeben, mit seiner philosophischen Gründlichkeit zufrieden zu seyn. Nicht nur die Bestimmtheit der Begriffe und logische Ordnung vermissen wir, sondern auch vorzüglich die Kenntniß dessen, was zur gründlichen Festsetzung des Verhältnisses zwischen Religion und Moral erfordert wird, woran seine Seichtigkeit, rücksichtlich der Philosophie überhaupt, den größten Antheil haben mag; denn, was Religion und Moral für sich seyen, und wie sie sich zu einander verhalten, kann nur wissenschaftlich ausgemittelt werden. Daß wir aber den Verf. nicht für den Mann halten können, der dieß zu leisten vermöge, davon haben wir uns schon S. 3 überzeugt, wo es heißt: „die Vernunft sey bloß praktisch, welche nichts mit Theorie, Speculation und Wissenschaft zu thun habe; sie sey bloß die Quelle der Pflichten und Rechte; der Verstand habe die Objecte der Erfahrung durch Begriffe zu verständigen; die Speculation, welche im Gebiete des Uebersinnlichen herrsche, sey, wie das Talent zur Dichtkunst, eine Naturgabe, die nicht alle Menschen besitzen, und welche sie auch entbehren können; Verstand und Vernunft seyen aber dem Menschen unentbehrlich." Wahrhaft ein sonderbares philosophisches Bekenntniß! Der Verstand hat bloß die Objecte der Erfahrung nach Begriffen zu bestimmen; gehören denn die Gegenstände der Religion und Moral auch der Erfahrung an? Lernen wir durch die Erfahrung, was wahr und gut ist, in Beziehung auf Religion und Moral? Nach des Rec. Ueberzeugung

sind das gerade die wichtigsten übersinnlichen Objecte des Wissens, welche also nach des Verf. Sprache der Speculation anheim fallen; und wenn die Vernunft durch sich selbst weiß, was wahr und recht ist, so ist sie in eben der Rücksicht speculativ, als sie praktisch ist. Wenn ferner der Verf. glaubt, Kant habe zwey Vernunften (!) angenommen, so irrt er sich; er hat nur zwey verschiedene Aeußerungen der Einen Vernunft unterschieden, wie er in seiner Kritik der praktischen Vernunft ausdrücklich erklärt. Uebrigens geben wir ihm gern zu, daß Speculation und Dichtkunst nicht allen Menschen angehören; wir glauben auch, daß es nicht Jedermanns Sache sey, über Moral und Religion zu philosophiren. — Der Verf. hat zwar zur Erreichung seines Vorhabens nicht nöthig, sich in tiefe Untersuchungen über den Grund und die Bedingungen der Religiosität und Moralität einzulassen; aber die wahre Beschaffenheit beyder und ihr Verhältniß zu einander muß er kennen, um den Einfluß der einen auf die andere richtig zu bestimmen. Er hat sich aber nicht bloß auf das letztere beschränkt, sondern mehrere andere verwandte Gegenstände in seine Untersuchung aufgenommen, welche sich nicht auf die Weise abfertigen lassen, deren er sich bedient hat. Der erste Abschnitt: „vorläufige vermischte Bemerkungen über Moral und Religion, über Moralität und Religiosität" beschäftiget sich vorzüglich mit solchen allgemeinen Untersuchungen, z. B. über den Begriff und die Natur der Pflichten; — über die menschliche Freyheit, als den Grunde aller Sittlichkeit; — über das Verhältniß der Sittlichkeit zur Glückseligkeit; — über das Wesen Gottes; — u. s. f. Selten hat uns der Verf. befriedigt; nur zu oft bemerkt man, daß er die Schwierigkeiten gar nicht ahnde, welche mit der Bestimmung dieser Gegenstände verbunden sind, er hält sich nur an die gewöhnlichen und gangbaren Meinungen darüber, z. B. ist eine allgemeingültige Pflichtenlehre möglich? Läßt sich festsetzen, was für alle Menschen unter allen Umständen Pflicht sey? Ist die Eintheilung der Pflichten rücksichtlich der Gegen-

stände worauf sie sich beziehen, zweckmäßig? — Kommt allen Menschen ohne Unterschied die Freyheit in gleichem Grade zu? Was haben die besonderen Anlagen im Menschen für einen Einfluß auf seine Sittlichkeit und Freyheit? Wie läßt sich die absolute Freyheit im Menschen vereinigen mit der allgemeinen göttlichen Weltherrschaft? — Wie verhält sich die Sittlichkeit zur Glückseligkeit? — Kann letztere von jener verschieden seyn, oder nicht? u. s. w. Diese und ähnliche Fragen und Schwierigkeiten scheint der Verf. nicht zu kennen, sonst würde er nicht so vieles und breites auf ganz gemeine Art darüber vorgebracht haben.

S. 8. heißt es, in allen Moralsystemen kämen in der Hauptsache die nämlichen Pflichten vor, nur mit andern Erklärungen und in einem veränderten Zusammenhange. S. 17 wird eine von der Tugend ganz unabhängige, durch sie nicht bewirkbare Glückseligkeit angenommen, und S. 19 verknüpft Hr. D. beyde durch den Begriff der Belohnung, welche als eine nothwendige Folge von der Moralität angesehen und zwar mit Recht gefodert wird. S. 25 wird der Gott der Speculation dem Gott des Herzens entgegengesetzt, gleich als wenn die Speculation ihrer Natur gemäß immer auf Don Quixonaden ausgehe. Darin irrt sich der Verf. sehr; das vornehmste Ziel derselben ist, Kopf und Herz in Harmonie zu bringen, oder vielmehr die ursprüngliche Harmonie zwischen beyden wissenschaftlich darzustellen. — Daß der Verf. mit der kantischen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Religion und Moral nicht zufrieden ist, (S. 29) mag er wohl Recht haben; der kantische Beweisgrund des Daseyns Gottes scheint ihm keine Religiosität erzeugen zu können; er will das Daseyn Gottes aus andern als moralischen Gründen geglaubt, oder erwiesen haben; aber die Sittenlehre soll doch die Erkenntnißquelle der Lehre von der Gottheit bleiben, sie soll die Attribute Gottes bestimmen. Allein sollten nicht vielmehr umgekehrt die Attribute der Sittlichkeit aus der Erkenntniß der Natur Gottes hervorgehen? S. 30 „Gott ist Schöpfer und moralischer Richter" sind dem Verf. die Grundwahrheiten, aus welchen die Religiosität und der Glaube an Vorsehung geboren werden; hier fließen Moral und Religion ganz in einander. Doch das sollen sie auch wieder nicht (S. 33), denn viele die Moralität bedingenden Begriffe sollen den Glauben an Religion und Religiosität theils vorbereiten, theils begründen. Z. B. die Freyheit des Willens, die Sehnsucht nach Fortdauer, die Nichtachtung des Lebens. S. 38 erhalten wir endlich den Begriff von Religion: „sie ist die Ueberzeugung von Gott, von der Bestimmung, von den Pflichten und den Hoffnungen

des Menschen, entweder bloß aus der Vernunft, oder aus der Offenbarung, oder aus beyden zugleich geschöpft. Religiosität ist die Frucht dieser Ueberzeugung auf das Herz und die Gesinnung. „Daß hier die Sittlichkeit und die Folgen der Religion mit der Religiosität selbst vermischt seyen, liegt zu Tage. Religion an und für sich ist die lebendige Anerkennung der unbedingten und durchgängigen göttlichen Weltherrschaft und das, einem solchen Glauben entsprechende Leben. Wer von der festen Gesinnung geleitet wird, daß von Gott das Daseyn und die Schicksale aller Dinge abhängen; wer in den Erscheinungen der Natur und den Schicksalen der Menschheit die unmittelbare Gegenwart und Wirkung Gottes erkennt; wer sich selbst, wie alle übrigen Geschöpfe, als ein Werkzeug dieses Gottes ansieht, und im unerschütterlichen Glauben an seine Bestimmung sein ganzes Leben seinem Dienste widmet, wird mit Recht für religiös gehalten. Die Religiosität ist die, zu Gott gerichtete herrschende Gesinnung, welche den ganzen Menschen umfassen muß; sie ist die allgemeine Denkart und Stimmung der Seele, kraft welcher sie alles auf Gott bezieht, und sie verhält sich zur Moralität, wie der Grund zur Folge, oder wie Inneres zum Aeußeren; alle echte Moralität kann und muß allein aus der Religiosität hervorgehen. Dieses Verhältniß hat auch unser Verf. geahndet, wie besonders der zweyte Abschnitt beweist; aber er hat es mehr aus Ahndung als richtiger Einsicht so aufgefaßt. Daher kommt die Unsicherheit und das Schwankende in seiner Schrift; z. B. ungeachtet ein Hauptzweck derselben ist, darzuthun, daß die Religion die Moral begründe, so liest man doch auch S. 46: „je heller und richtiger die religiösen Begriffe eines Menschen sind, desto mehr gibt er den Lehren der Religion eine moralische (!) Deutung“ und S. 48 „aus der sittlichen Gesinnung des Religiösen entspringt die feste Ueberzeugung, daß nur die Erfüllung der Pflicht Gottesdienst ist.“ — „So wie die Vernunft durch Schlüsse aus der Moral zum Theil zur Religion geführt wird, so fließt auch das moralische Gefühl in das Religiöse über“, woraus man sieht, daß er über das Verhältniß beyder zu einander nicht im Klaren sey. Die Moralität ist eine Folge der Religiosität; die Religion begründet erst die Moral, sichert ihr ein Fundament, und verleiht ihr objective Realität. Die Religion beherrscht lediglich das Innere, das Gemüth, welches kraft der Religiosität nur gegen das Ewige und Uebersinnliche gerichtet ist. Die Moralität dagegen bezieht sich auf das äußere, zeitliche Leben, und ist nichts anderes, als die Unterordnung des Zeitlichen unter das Ewige und Unvergängliche, oder die Beselung des Zeitlichen durch das Ewige.

Was S. 50 von der Aufklärung in der Religion gesagt wird, kann nur von der falschen, nicht aber von der wahren und eigentlichen gelten; denn diese kann nie schaden; sie ist die bestimmte und deutliche Erkenntniß des Wahren in allen Dingen, wodurch der Mensch erst mündig und selbstständig wird, zum vollen Selbstbewußtseyn und zur Herrschaft über sich selbst gelangt. S. 56 kommt die Rede auf Gott. „Die Vorstellung der Gottheit als Substanz ist die unvermeidliche Quelle des Anthropomorphismus.“ Was mag wohl das für ein Begriff von Substanz seyn? Der Verf. meint, Substanz involvire den Begriff des Räumlichen; die Idee der Kraft zieht er deswegen vor. Der Pantheismus wäre ihm ganz recht, wenn er nur die Gottheit nicht zur Substanz machte. Die Begriffe von Pantheismus und Weltseele gefallen ihm ungemein, aber aus dem angegebenen Grunde fürchtet er sie wie Gespenster. S. 57 wird Mysticismus darin gesetzt, daß die, für den menschlichen Geist überschwenglichen Objecte von der Phantasie zur Anschauung herabgezogen, und versinnlicht werden. Rec. hat von der Mystik immer die entgegengesetzte Ansicht gehabt; sie löse nämlich alles Sinnliche ins Uebersinnliche auf, und versenkt alles Besondere in den Abgrund der Unendlichkeit. — S. 65 die Unterscheidung zwischen einer natürlichen und positiven Religion gehört auch zu den Einseitigkeiten des Verf. und unserer Zeit. Alle wahre Religion ist eben so natürlich als positiv. Denn alles Wahre und Gute, was in der Welt geschieht, ist Offenbarung Gottes, und in sofern ein Positives; sofern es aber nur durch Vernunft für wahr und gut erkannt werden kann, ist es natürlich und vernünftig. Der Verf. scheint aber unter der positiven Religion mehr den äußern Cultus zu verstehen, den wir aber nie für Religion selbst halten können. Was S. 66 u. fgg. über Schwärmerey und Fanatismus gesagt wird, ist nicht minder einseitig; beyde lassen ganz wohl eine religiöse Deutung zu. S. 71 wird es dem Christenthum wieder zum Verdienst angerechnet, daß es die Moral an die Religion knüpft, aber jene nicht aus dieser demonstrirt. Man sieht, daß der Verf. bey dem besten Willen der richtigen Einsicht in die Natur beyder entbehre.

Zweyter Abschnitt. Einfluß der Religiosität auf die Sittlichkeit. Dieser Theil der Schrift kommt seinem Zwecke am nächsten. S. 120 und 136 werden die Vorzüge der Religion vor der Moral sehr gut auseinander gesetzt, und die Sätze durchgeführt, daß ohne Religiosität keine Sittlichkeit statt finden könne, und daß die Religion der Moral erst das Leben einhauche; jene allein gewähre Zufriedenheit und Ruhe,

schärfe und bestimme den Begriff des Bösen. Die Einwendungen, welche der Verf. gegen die Principien der kantischen Moral vorbringt, haben des Rec. volle Beystimmung. „Daß das Gute nur sofern moralisch gut sey, als es aus Achtung vor dem Sittengesetze entspringe", findet Hr. D. unrichtig aus den Gründen, weil die Achtung des Guten etwas unwillkührliches sey, die der Böse wie der Gute haben müsse, und weil diese Bestimmung den Einfluß der Religiosität aufhebe, ob sie gleich den Glauben an Religion fodere. Eben so wahr sagt er, daß man beym Guthandeln nur das Guthandeln zu intendiren (S. 89) und keine anderen Triebfedern vonnöthen habe, — daß Schwachheit und Trägheit noch von Lasterhaftigkeit und Bosheit unterschieden seyen; jene seyen nur Hindernisse der Tugend, diese aber wirksame Laster; gegen jene wie gegen diese hält er die Religion für das beste Mittel; was freylich sehr wahr ist, indem die Religiosität die Quelle alles Guten ist, und mit keinem Laster sich verträgt. Was aber dem Rec. sehr mißfällt, ist, daß der Verf. auch hier wieder sehr oft Gott als ein belohnendes und strafendes Wesen darstellt; — die Religiosität mit dem Bewußtseyn einer Belohnung und Bestrafung nach diesem Leben in Verbindung bringt, und sie vorzüglich darauf gründet; — (S. 119) Die künftigen Belohnungen und Strafen sollen den Guten aufmuntern, und den Bösen abschrecken. Ungeachtet dieser Mängel ist dieser Theil der Schrift doch sehr reich an trefflichen Wahrheiten und mit vieler Wärme geschrieben.

Dritter Abschnitt. Anhang einiger Probleme, moralischen, religiösen und kosmopolitischen Inhaltes. Dieser Theil ist die schwächste Partie der Schrift: Erstes Problem: besteht das wesentlichste der menschlichen Tugend im Kampfe mit der Sinnlichkeit? Wenn der Verfasser die Tugend des, seine Leidenschaften und große Versuchungen zum Bösen bekämpfenden, jungen Mannes der, von keinen Stürmen erschütterten Weisheit eines ruhigen und abgelebten Greises gleich setzt, so können wir ihm nicht beystimmen, wenn wir einmal Grade des Tugendlebens annehmen. Kampf gehört zur Tugend, wie Schatten zum Licht, sonst kann die Tugend nicht sichtbar werden; daher der Held der Tragödie, das Muster der Tugend, dem härtesten Kampfe ausgesetzt ist. Das zweyte Problem untersucht den Schluß von der Nützlichkeit der Religion auf ihre Gewißheit und Realität, und die Art der Untersuchung beweist aufs neue, daß Wissenschaftlichkeit des Verf. stärkste Seite nicht sey. Das dritte Problem „von welchem System läßt sich der stärkste Einfluß auf das sittliche Verhalten der Menschen erwarten, von dem System der Eudämonisten

oder Puristen"? kann in unsern Zeiten nicht mehr für ein Problem angesehen werden. Im vierten Problem: „in welchem Verhältnisse stehen Civilisirung und Cultur zur sittlichen Bildung und Veredlung der Menschen"? werden Cultur und sittliche Bildung einander entgegengesetzt. Was mag das wohl für eine Cultur seyn, welcher letztere entgegengesetzt seyn kann? S. 177 nennt er Cultur die vorläufige Zubereitung und Ausbildung, wodurch der Mensch zur Erfüllung seiner Bestimmung fähig wird; beyde können also schon nach dieser Bestimmung nicht entgegengesetzt seyn. Nebstdem weiß Rec. keinen Grund, warum man Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, welche der Humanität nachtheilig sind, nicht lieber mit dem rechten Namen der Barbarey, als dem der Civilisirung benennen soll.

Drey Predigten bey feyerlichen Veranlassungen in der akademischen Kirche gehalten. Von D. Aug. Herrm. Niemeyer, Canzler, Rektor und Prof. ꝛc. Erste Predigt, bey der Wiedereröffnung des akademischen Gottesdienstes. 2) Bey dem Tode D. Joh. Aug. Eberhards. 3) Nach dem vierhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig. Halle u. Berlin, im Verlage des Waisenhauses. 1810. (8 gr.)

Zwey Predigten, am Himmelfahrtsfeste 1809, und am Neujahrstage 1810, in der Haupt- und Pfarrkirche zu Jena gehalten. Von D. Joh. Gottlob Marezoll. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1810. (9 gr.)

Der Tod des Verbrechers ist (? kann seyn) ein Lehrer der Tugend. Eine Predigt am Michaelisfeste, einige Tage vor der öffentlichen Hinrichtung eines Mörders, gehalten von J. H. B. Dräseke, Pred. zu St. Georg, bey Ratzeburg. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab. 1809.

Auch einzelne Predigten von Männern, wie Niemeyer und Marezoll, besonders wenn sie bey außerordentlichen und feyerlichen Gelegenheiten gehalten werden, verdienen nicht nur angezeigt, sondern auch beurtheilt zu werden, weil sie

mehr oder weniger in die Classe des sittlich-religiösen Denkens und Empfindens einwirken, und von vielen Predigern zum Muster genommen werden, was auch bey der Predigt des Hrn. Dr. der Fall werden kann, da sie bey einer so seltenen Gelegenheit gehalten worden ist.

Die drey Predigten von dem Hrn. Kanzler Niemeyer verdienen es in jeder Hinsicht, da sie sich so sehr auszeichnen sowohl durch den Namen des Verfassers, als durch die ungewöhnlichen Gelegenheiten und durch das Auditorium, vor denen sie gehalten wurden, und durch die Arbeit selbst. Rec. hat also ihre Anzeige mit Vergnügen übernommen, ob er gleich lieber unter den Zuhörern gesessen, und sie mit angehört hätte. In der ersten, die unsere christlichen Versammlungen als „einen freyen Verein wohlgesinnter Menschen, um über die höchsten Zwecke des Lebens nachzudenken, und für sie zu begeistern", darstellt, hätte Rec. freylich eine Bestimmung hinzugewünscht, wodurch sie sich als christliche Versammlungen unterscheiden: allein wie der Hauptsatz nun einmal gestellt ist, erscheinen unsere Versammlungen von einer sehr edeln, würdigen Seite. Besonders empfiehlt Rec. das, was S. 20 u. f. darüber gesagt wird, wie Streben nach echter Religionserkenntniß aus Einem Triebe stamme, mit dem Streben nach Wahrheit überhaupt, und wie darum die Religion eine allgemein-bildende Kraft habe. (Rec. hat mehr als eine Erfahrung davon, und setzt hinzu: sie bildet Kopf und Herz zugleich in dem natürlichsten, schärfsten Verhältniß.) Auch Alles, was Hr. N. über die Nachtheile des Mangels an reiner Wahrheitsliebe bemerkt. Unrichtig und ganz gegen den Geist der Bekehrungs- und Besserungsmethode Jesu scheint ihm aber die Behauptung S. 12, 13, daß Jesus die Aufmerksamkeit immer mehr von seiner Person auf seine Lehre habe lenken wollen. Fodert er ja so oft Zutrauen und Liebe zu seiner Person. Wollte er ja gerade dadurch Eingang verschaffen einer Lehre, die sich großentheils, der Natur der Sache nach, nicht beweisen ließ, sondern auf sein Wort hin angenommen werden mußte, und seinen Vorschriften, die durch eine, von Leidenschaften bestochene Dialektik der Vernunft, so leicht als zweifelhaft, oder übertrieben erscheinen. Was er nach Joh. 6, 8, 10, 14, 15, von seiner Person, von dem Glauben und Bleiben in ihm, von der Liebe zu ihm sagt, zeigt dieß offenbar. Die zweyte Predigt ist als Gedächtnißrede musterhaft, obgleich Rec. über des sel. Eberhards christlich-religiöse Ansichten etwas anders hätte urtheilen müssen. Vielleicht wären dann auch noch manche Winke für junge Studirende anzubringen gewesen, die besonders in der jetzigen Zeit so nöthig sind. (S. 39 muß

Digitized by Google

am Ende des Absatzes durchaus ein Fragezeichen stehen, weil sonst dieser lange Periode zu schwer verständlich wird.) Die dritte Predigt ist, ihres Gegenstandes wegen, weniger Predigt als Rede; aber ebenfalls eine sehr zweckmäßige Rede. Es werden „Belehrungen" gegeben, „wie sich unsere Theilnehmung äußern soll, wenn eine benachbarte wissenschaftliche Anstalt das Fest ihrer Stiftung und ihrer Erhaltung feyert." Den Gang der Betrachtung sollen die Stellen Röm. 12, 15, und 5 Mos. 32, leiten; sie können aber natürlich nur geleitet werden zu dem, was der Verf. sagen will. Aus der Geschichte Thomasius und Franks wird einiges benutzt, um es eben nicht mit Zügen aus dem Leben Jesus zu vergleichen, sondern durch Ausdrücke, die auch von dem Leben Jesus gebraucht werden, den Darstellungen einen religiösen Anstrich zu geben. Die Ermahnungen und Warnungen am Ende der Rede sind sehr treffend; gern hätte Rec. noch einiges gelesen über das stürmische Umreißen, über den echten Geist der Duldung und über den Unterschied zwischen jener mächtigen, oft auch schnellen religiösen Erhebung, bey der sich der Mensch wie neu geboren fühlt, und neu geboren ist, und zwischen der religiösen Schwärmerey, die meist eine gänzliche Erschlaffung und Gleichgültigkeit gegen alles Heilige zurückläßt. — Goldene Aepfel, die uns der Verf. gewiß in silbernen Schalen gereicht haben würde. Die Stelle, S. 78, „jede Abweichung von Meinungen — abhängig gemacht hat", wird nicht ganz verständlich seyn denen, die den Geist jener Zeit und das Leben Thomasius nicht genau kennen. Sie hätte wenigstens eine Erläuterung unter den historischen Anmerkungen verdient. Den, mit allem, was zur Popularität gehört, gewiß innig vertrauten Hrn. Verf. will es Rec. übrigens anheim gestellt seyn lassen, ob es nicht, auch bey einem gebildeten Auditorium, wenigstens bey dem mündlichen Vortrage, die Verständlichkeit erschwert, wenn durch eingeschobene Zwischensätze der Hauptsatz auseinander gedrängt, und das Zeitwort von dem Hauptwort beträchtlich getrennt wird. Z. B. S. 24, statt: „daß er das Bild Gottes desto mehr in sich herstelle; jemehr sein Geist frey wird" rc. was am natürlichsten wäre: „daß, jemehr sein Geist frey wird" — und erst neun Zeilen hernach: „desto mehr stelle er sich das Bild Gottes her." S. 41, statt: „Wem, wie ihm Alles mißfiel, was Aufsehen und Geräusch macht", — „Wem, was Aufsehen und Geräusch machte, wie ihm, mißfiel"; auf der nämlichen Seite, statt: „Unterscheidet denn an sich irgend etwas den Tod" rc. „unterscheidet dann an sich den Tod derer, welche den hohen Namen der Gerechten zu tragen verdienen, irgend etwas von dem Ende der Ungerechten und Sünder"? Oder S. 49, statt:

„laßt uns gedenken an die große Summe der glücklichen Stunden, die ihm hingeschwunden sind in dem" ꝛc. — „die ihm in dem, was das geliebteste Geschäft seines Geistes war, in dem Forschen nach Wahrheit, in dem Vordringen von Erkenntniß zu Erkenntniß, in dem vertrauten Umgange mit den edelsten Geistern früherer und späterer Jahrhunderte schneller, als er es oft wiedersehen mochte, hingeschwunden sind." Wenigstens muß Rec. allen jungen Theologen das Nachahmen eines solchen Periodenbau's abrathen, da sie kaum ein solches Auditorium, wie Hr. N. hat, und noch weniger die Fertigkeit haben werden, diese ciceronianischen Perioden so zu ordnen, daß sie auch nur den Grad von Popularität erhalten, den ihnen Hr. N. zu geben wußte. Daß übrigens die Sprache in diesen Predigten durchaus edel und klassisch ist, braucht nicht gesagt zu werden, weil man es ohnehin nicht anders von dem Hrn. Verf. erwartet.

Die zwey Predigten des Hrn. M. zeichnen sich bey weiten nicht so aus, wie die eben angezeigten, ob sie gleich alle die guten Eigenschaften haben, die man an dessen homiletischen Arbeiten gewohnt ist. In der ersten, am Tage der Himmelfahrt Jesus, von dem aber nur im Vorbeygehen einmal geredet wird, was am Gedächtnißtage einer merkwürdigen christlichen Begebenheit nicht seyn sollte, wird der Mensch aus bekannten, aber gut geordneten Gründen als Bürger zweyer Welten (eigentlich als Zögling für eine andere Welt) vorgestellt. Unter den Eigenschaften, die ihn als Bürger jener Welt bezeichnen, vermißt indeß Rec. die vorzüglichste, die Fähigkeit zu lieben. Dagegen wird S. 18 der Mensch weit freyer vorgestellt, als er ist. Hr. M. hat vergessen, daß er auch zu kämpfen hat mit einer inneren Nothwendigkeit, mit dem Zwang der Leidenschaften, Angewöhnungen der Erziehung; daß also moralische Gesinnung nicht immer und ganz das Werk seines Willens sind; „den Streit in seinem Innern muß jeder selbst beendigen", ist leicht gesagt (S. 33). Aber wer hat es denn je gethan? Wer kann es thun? Jesus und Paulus haben eine ganz andere Ansicht von dem Menschen, da der Erste eine gänzliche Umänderung des Menschen, „durch Wasser und Geist" für nöthig hält, und der Letzte, dem Menschen, der ernstlich strebt, diesen Streit zu endigen, auch die Klage in den Mund legt: „Wer erlöset mich doch von diesem Todesleib"? Auch sagt der Verf. selbst, S. 57, „unsere Ueberzeugungen und Gesinnungen (auch unsere Ueberzeugungen und Handlungen) widersprechen sich zu häufig, als daß man immer mit Sicherheit von jenem auf diese schließen könnte"! Solche Vorstellungen von der moralischen Allkraft das Menschen

schaden der Sittlichkeit eben so sehr, als die Vorstellungen von dem Unvermögen des Menschen zu allem Guten; denn entweder will der Mensch ehrlich, aus freyen, inneren Herzenstrieb vollkommen sittlich werden, er greift das Werk an, findet, daß es nicht geht, und wird muthlos; oder er sucht das Sittengesetz nach seiner Schwäche zu accommodiren, und täuscht sich selbst. Von der Bibel ist in dieser Predigt sehr wenig Gebrauch gemacht, was Rec. nicht billigen kann. Die zweyte hat für einen Mann, wie Hr. M., nichts ausgezeichnetes, so viel Wahres und Passendes sie auch enthält. Statt der, sonst sehr fein psychologischen Entwickelung, warum ein Neujahrstag den Menschen feyerlich stimme, würde Rec. lieber auf diese dunkeln Empfindungen gebaut, und ihn recht feyerlich zu machen gesucht haben. Auch Hr. M. hat einzelne Perioden, in denen das Zeitwort nicht an seiner natürlichsten Stelle steht. Z. B. S. 69: „sein Loos bestimmt." Der Schluß ist religiös-erhebend, und der kurze Herzenserguß an Gott, womit die Predigt schließt, hinterläßt einen frommen Eindruck.

Die Predigt von Hrn. Dr. steht diesen zweyen weit nach an Ideenreichthum, Reife und Vollendung. Auch entschuldigt sich der Verf., daß er aus Mangel an Zeit nicht die letzte Hand habe daran legen können. Indeß mag sie, gut vorgetragen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Sicher würde aber die wahre Wirkung noch vermehrt worden seyn, wenn Hr. Dr., statt zu zeigen, was die Hinrichtung eines Missethäters auf uns wirken solle, aufmerksam darauf gemacht hätte, was die Hinrichtung dieses Missethäters auf das Gemüth wirken könne. Für Behaltlichkeit ist sehr gut gesorgt, sowohl dadurch, daß jeder Theil der Predigt weder in Unterabtheilungen geordnet ist, sondern auch, daß, wie bey Hrn. Marezoll, die Hauptsätze am Ende wiederholt sind. Mancher unpassende Ausdruck ist stehen geblieben. S. 8, „ein Wesen, zur Unsterblichkeit berufen, soll nach dem Ausspruch der Gesetze seinen Untergang finden. (Vernichtet sollte es doch nicht werden durch Urtheil und Recht?) S. 11, „Geheimnisse, über die Gras gewachsen ist", hätte die Feile als unedel weggeschafft. Wiederholungen einzelner Wörter, wie: endigen, endigen soll sich die Laufbahn", im Anfangsgebet; „nein, entsetzlicher, nein, grauenvoller Tag", S. 8; daß er lebe, lebe, ob er gleich sterben muß", vermehren den Nachdruck nicht.

Predigten von Johann Schulze. Leipzig, 1810. XXX u. 400 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die, in dieser Sammlung enthaltenen neun Predigten verdienen in jedem Fall Auszeichnung und Hervorhebung vor so vielen andern, jährlich erscheinenden. Nicht häufig ist bey denen, welche sich dennoch nicht enthalten können, ihre geistlichen, oder moralischen Reden herauszugeben, solche Vereinigung schöner Kraft und Talente mit solchem Geist, insbesondere mit solcher Richtung des Sinnes und Gemüthes auf das allein Würdige, Edle und Großartige. Hier weht ein höherer, ungewohnter und frischblühender Geist uns an, der muthig, frey und fromm aus der flachen Bahn gewohnter Predigtweise tritt, und sich eigenthümlich zu gestalten strebt. Man sieht es auf jeder Seite, daß es dem Redner Ernst war um das Heilige und ums Christenthum; seine Ansichten sind gründlich fromm, seine Empfindungen gehen tief, seine Begriffe streben zur Klarheit und sein Stil ist edel, schön und figürlich, obgleich noch oft etwas geziert und geschraubt und das Gewöhnliche oft in hohen Worten ausdrückend: was ihm denn so noch anhängt aus der Schule. Möchten wir nur unsern übrigen jungen Religionslehrern einen ähnlichen, oder diesen Gang ihrer homiletischen Bildung nachdrücklich genug empfehlen können: denn wer als Jünger so, wie Hr. S. beginnt, der endet einst selbst als Muster und Meister.

„Liebe zum Erlöser, welche keiner Entschuldigung bedarf, und wenn sie reiner Natur ist, jedes Lob demüthig verschmäht, gab diesen Predigten ihre Entstehung, und seine Verherrlichung war ihr einziger Zweck.“ Würdig und edel ist hier die Aufgabe gefaßt, welche der Redner zu lösen übernimmt und wir stimmen ihm ganz bey in demjenigen, was er hierüber in der Vorrede sagt, nämlich, daß eine Predigt ihr höchstes und schönstes Leben nicht im Druck zeige, sondern in dem Momente des Vortrags. Was er aber von der Beschränkung sagt, in die der Staat den geistlichen Redner in Rücksicht der höheren Beziehungen seiner Predigten setzt, dadurch, daß er ihm das Amt conferirt, und nun verlangt, die Zuhörer zu nützlichen Bürgern zu erziehen, davon haben wir die Richtigkeit nicht eingesehen. Denn wenn jener Gesichtspunct auch befriedigend wäre für den Staat, und dieser von dem Prediger nichts weiter verlangte als daß er richtige moralische Begriffe verbreite und die Menschen zu nützlichen und gehorsamen Bürgern bilde; so hat doch unsers Wissens niemals der Staat etwas dawider gehabt, wenn der Prediger sie auf eine noch höhere Stufe emporheben will, vielmehr ihn freylassend in seiner innerlichen Wirksamkeit, durch seine Vorschriften jener Art das heilige Amt der Kirche nicht aufheben wollen, und, indem er den Prediger

auch zum Staatsdiener macht, noch nicht verboten, seine Zuhörer auch für eine andere Welt zu erziehen. Die Verbreitung moralischer Einsichten ist an sich ein sehr würdiger Zweck des geistlichen Redners; auch ist dieser Zweck nicht so ganz verschiedenartig, wie Hr. S. annimmt, von dem andern, in seinen Zuhörern höhere religiöse Gesinnungen zu erwecken, und das eben ist seine Aufgabe, beyde Zwecke auf eine gute Art zu gleicher Zeit zu erreichen. Wir sind sonst keinesweges der Meinung, daß man allein bey moralischen Vorträgen stehen bleiben müsse, und halten es für ein heilloses und durchaus irreligiöses Vorurtheil, wenn man unter dem Titel: dogmatischer Vorträge, die eigentliche Religion von der Kanzel ausschließen will: aber es scheint uns doch ebenso wenig zweckmäßig, richtig oder gerathen, die moralische Bildung unter dem Titel des Staatsinteresse, der höhern, der Erziehung für die Ewigkeit und Seligkeit, ganz aufzuopfern, ja durch die verlangte Ausschließung einen Gegensatz aufzurichten, der, genau genommen, nicht einmal in der Wissenschaft, vielweniger aber in der homiletischen Wirksamkeit statt findet, wo der ganze Mensch, das ganze Leben, kurz der Christ in allen Verhältnissen und Beziehungen zu betrachten und zu vollenden ist. Dagegen stimmen wir ihm wiederum ganz bey, wenn er sagt: vieles von dem, was gewöhnlich eine Predigt genannt wird, möchte wohl kaum auf die entfernteste Weise den hohen, in diesem Wort enthaltenen Gedanken ausdrücken. Er dringt mit Recht auf die Lebendigkeit des Gefühls, als den Grundcharakter einer guten Predigt und verlangt mit eben so viel Recht, daß sie im Geiste Jesu, oder christlich sey. Ueberhaupt möchte Rec., was er bündig und gut hierüber beygebracht, denen empfehlen, die über das wahre Wesen eine Predigt, wie selbst ihre zahlreichen Werke zeugen, noch nicht in Reinen, oder noch im Irrthum befangen sind. — Bey solchen gegenwärtigen Vorzügen dieser Predigten und anderen, welche sich für die Zukunft erst entwickeln werden, und nach diesen mit Gewißheit erwarten lassen, ist es nicht sowohl schwer als hart, vielerley noch daran zu tadeln. Doch wollen wir dieß nicht unterlassen, überzeugt, daß, was an diesen Predigten auszusetzen, fast immer noch in Rücksicht des eigenthümlichen Strebens, woraus es fließt, eine Art von Lob in sich schließen wird. Dieß gilt z. B. gleich von den Dispositionen, oder dem Mangel und der Fehlerhaftigkeit derselben in diesen Arbeiten. Wer hier die strengen Forderungen machen wollte, welche die Homiletik sonst wohl an jede Predigt macht, wird sich bey diesen Reden sehr getäuscht, oder unbefriedigt finden. Auch Rec. läßt sonst in thesi darin nichts nach, und handelt dieß Capitel nach seinem ganzen Umfange ab. Gleich-

Digitized by Google

wohl ist ihm erquicklich gewesen, einen Redner einmal frey zu sehen von den Fesseln einer steifen, stets wiederkehrenden Methode und dem magern Gliederwerk der Logik und eines hohlen Schematismus, durch den die freye Bewegung und der ungezwungene Gedankengang so oft gestört und unnatürlich belästiget wird. Wer sonst nur im innern Zusammenhange zu denken gewohnt ist, und an dem Faden der Hauptidee seine Gedanken anzureihen weiß, dem kann die Vorschrift einer äußern Form immer nur beschwerlich und hindernd seyn. Nur dem Ungeübten sind diese Zurechtlegungen aller Bestandtheile seiner Predigt nöthig; dem freyen Geiste gestaltet sich von innen heraus Alles schon von selbst. Und nur wer in dem alten Gleise forttreten will, kann sich in die gewohnten Formen fügen; der eigenthümliche Geist schafft sich selbst seine Form und Art, und an diesen kann also die Homiletik nicht ihre Forderungen machen, die sie von ihm allein empfangen sollte. Nur möchte Tadel verdienen, was wiederum bey Ungeübten in solcher freyen Art einzutreten pflegt, und auch hier auffallend ist, die Unverhältnißmäßigkeit der einzelnen Redetheile und der gänzliche Mangel an Ebenmaß.

Keine ist unter den hier mitgetheilten Predigten, die ein empfindendes Gemüth nicht warm, sanft und erweichend ansprechen müßte. Wir wollen hier nur erst die Themata aufführen, um schon daran bemerklich zu machen, wie würdige und neue Gegenstände der Verf. in geistreiche Behandlung genommen hat, ehe wir uns über die letzte Predigt einige Bemerkungen erlauben. I. Selig sind, die erduldet haben. II. Ueber den Glauben an das Unsichtbare. III. Ueber die göttliche Traurigkeit. IV. Jesus, bey seinem Hingang zum Vater, ein Muster und Vorbild, wie der Geist aus gewohnten Kreisen und Verhältnissen scheidet. V. Unser Vater weiß, was wir bedürfen, auch ehe denn wir bitten. VI. Was folgt für uns, die Nachkommen, aus der Ueberzeugung, daß unsere Vorfahren der Gottheit wohlgefällig und von ihr gesegnet waren? VII. Das Weihnachtsfest ermuntert zur Kindschaft mit Gott. VIII. Ueber das Wohlthätige, welches in dem Glauben an gute Engel liegt. IX. Ueber die Natur des Protestantismus; am Reformationsfeste. Allerdings ein Thema von reichem Gehalt und anziehender Neuheit, eine nicht leichte Aufgabe selbst für den geübtesten Redner, nur vor einem gebildeten Auditorium auszuführen, wenn gründlich dabey verfahren werden soll. Unserm Verf., der es allerdings mit aller Hoffnung wagen konnte, von dem Wesen des Protestantismus zu reden vor einer so gebildeten Versammlung, als er, der Vorrede zufolge, hatte, und alle diese Reden auch voraussetzen,

ist jedoch diese nach unserer Ueberzeugung ganz mißlungen. Wir leugnen hiermit nicht, daß auch sie einzelne treffliche Stellen, anziehende rhetorische Wendungen und über das Wesen beyder Kirchen einige schöne Andeutungen enthalte. Das letztere ist der Fall besonders bey der kurzen Geschichte von Luthers und des Protestantismus Schicksalen, wobey er diesem nicht geringe Lobsprüche ertheilt. Das kann man auch aus der ganzen Richtung dieser Rede wohl bemerken, daß ihm der Protestantismus theuer und heilig ist. Dennoch müssen wir nicht ohne ein besonderes Gefühl von Unbehaglichkeit gestehen, daß er ihn in der Art, wie er ihn dem Katholicismus gegenüber gestellt, diesem rein aufgeopfert zu haben scheint. Des Hrn. Verf. Hauptidee ist nämlich folgende. Es gibt von jedem Gegenstande zwey verschiedene mögliche Ansichten, die des ewigen Seyns und Ruhens in Gott, und die des ewigen Einswerdens mit Gott, und aufs Christenthum und die, in demselben bestehenden Parteyen angewandt, herrscht im Katholicismus die Ansicht vom Einsseyn mit Gott, und von der schon bestehenden Einheit der Erscheinung mit dem ewigen Gedanken, welchen sie darstellen soll; im Protestantismus findet sich gerade „das umgekehrte Verhältniß", er legt die Ansicht des ewigen Einswerdens mit Gott in allen seinen religiösen Gefühlen und Betrachtungen zum Grunde, und hät die christliche Kirche nicht für ein Gewordenes, Vollendetes und Vollkommenes, welches seinen ewigen Gedanken klar und ungetrübt darstellt, sondern vielmehr für ein Werdendes, das noch viel zu mangelhaft ist, als daß es den höchsten Forderungen genügen könnte. Aus diesen beyden Gegensätzen leitet nun der Verfasser die ganze Natur beyder Gegensätze, als Kirchen- und besondern Glaubensacte, her, und zählt die Eigenthümlichkeiten derselben auf. Dabey konnte dann nicht fehlen, daß auch vieles vorkommt, was unter jene einmal angenommene Ansicht, des Einsseyn und Einswerdens entweder gar nicht, oder nur sehr entfernt und unzusammenhängend zu bringen ist, obgleich es der Hr. Verf. durch sein immer wiederkehrendes „daher" damit zu verbinden, oder daraus abzuleiten sucht. Wir fürchten hingegen nur, daß während der ganzen Durchführung dieses Gegensatzes in dieser Rede sich vielen seiner gebildeten Zuhörer die sehr natürliche und sehr nahe liegende Frage aufgedrungen: warum werden wir denn nicht alsobald Katholiken, wenn es sich so damit verhält, und warum sollen wir auf einer untern Stufe noch länger stehen bleiben, wenn wir nur streben sollen, das zu werden, was der Katholik schon ist? Und was soll man denken, wenn man vollends betrachtet, was der Hr. Verf. am Eingange aufstellt, als das, worin

jenes Einsseyn und dieses Einswerden mit Gott besteht. Sehr treffend sagt er hier zuerst: es wird uns klar werden, daß der Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus nicht bloß in einzelnen Meinungen und Lehren von der Natur Christi, vom Abendmahl und von der Sündenvergebung besteht, wie wohl einige in ihrer Ungründlichkeit wähnen, sondern vielmehr in einer gänzlich verschiedenen Ansicht von dem höchsten Gegenstande alles Wissens und Glaubens, dem Verhältnisse des Geschöpfes zur Gottheit, des Einzelnen zum Ganzen; der Erscheinung zu dem sie begründenden, ins Daseyn rufenden Gedanken. Aber nun setzt er hinzu: „versteht mich recht! Nicht nur jeder Gegenstand der Außenwelt, sondern auch der Mensch selbst mit seiner ganzen Natur gibt sich dem sittlichen Gefühl in einer doppelten Beziehung zu erkennen; einmal, wie jedes Einzelne in ungestörtem Frieden mit Gott besteht, wie das, was äußerlich erscheint, in höchster Eintracht mit seinem Innern lebt, wie jedes Geschöpf den ganzen ewigen, ihm zu Grunde liegenden Gedanken klar und sichtbar ausdrückt, sein Urbild in unentstellten Zügen darstellt: kurz, wie es, ewig im Ewigen wurzelnd, Eins ist mit Gott. Die zweyte Hauptbeziehung ist diese, wie jedes Geschöpf, jedes Wesen, durch seine Geburt, sein Hervortreten in der Zeit, sein Durchbrechen in die Erscheinung, herausgerissen ist aus seinem ursprünglichen Zusammenhang mit Gott, in einem nie ganz zu lösenden Widerspruch steht mit seiner wahren, innern Natur; wie in ihm, dem Schatten seines Urbildes, die ewige Schöne nur in verzerrten, entstellten Zügen durchscheint, wie jedes Einzelne, als von Gott abgefallen, in Sünden empfangen und geboren, seinen Frieden mit dem Ewigen, von dem alle Ruhe ausströmt, zwar sehnsüchtig und unaufhörlich sucht, aber nie ganz erringt, kurz: wie es in dem Laufe seines irdischen Daseyns Eins wird mit Gott.“ Abgesehen nun davon, wie ungründlich diese Ansicht ist, da alle die eben angeführten Lehren, mit denen sich allerdings das protestantische System als Grundlehren eröffnet, doch mit sehr geringem Unterschied gerade so im Katholicismus vorkommen, und dieser selbst nichts weiß von einem schon hier auf Erden errungenen Einsseyn mit Gott, welches, wie bey uns, nur das hohe und sehr entfernte Ziel alles seines Strebens ist: so ist schon die gezwungene, schielende und schiefe Stellung der einzelnen Lehren unter diese zwey Fächer im höchsten Grad uns unangenehm auffallend durch diese ganze Rede. Wenn dem Katholiken seine äußere Kirche eins ist mit Gott, so ist es die innere des Protestantismus noch in einer weit erhabenern Art, so, daß er die äußere nicht einmal im eigentlichen Sinn für eine Kirche gelten läßt, und doch fast

immer nur von dieser redet unser Hr. Verf. Es ist hier der Ort nicht, das große und gefährliche Mißverständniß weiter aufzudecken, welches diese sonst so treffliche und in einzelnen Theilen, zumal am Schluß wirklich vollendete Arbeit entstellt. Wir muntern demungeachtet den Verf., der als wahrer Protestant der Vollkommenheit muthig entgegenschreitet, auf zur Fortsetzung dieser Predigten, und sehen den deutschen Sinn, der sich in allen offenbart und die schönen Lieder, zum Theil von ihm, zum Theil von Novalis, für besondere Zierden und Vorzüge dieser Reden an.

Daß wir alle dazu beytragen können und sollen, die Kleinen unter uns bey Zeiten Gott zu weihen, eine Predigt am Feste der Reinigung Mariä, d. 2. Febr. 1810, gehalten von D. Fr. V. Reinhard. Dresden und Leipzig, bey Hartknoch. (4 gr.)

Des Glaubens weltüberwindende Kraft. Eine Predigt von Johannes Geibel, Pred. der evang. reform. Gemeinde zu Lübeck. Lübeck, bey Müller. 1810.

Nicht der Stoff allein, noch die Form allein sind in geistlichen Reden die Sache der Kritik; vielmehr liegt ihr Werth höher als in der schulgerechten Weise einer aus dem Gerichtlichen ins Kirchliche verschlagenen Rhetorik, und als in der Aufstellung von Lehren, wie sie gerade dem Zeitgeiste gefallen. Evangelische Kraft, schön ausgesprochen, ist ihr Wesen. Noch fehlt es an Grundsätzen, worin dieses befriedigend ausgeführt wäre, und wornach man die verschiedenen christlichen Redner und die verschiedenen Weisen würdigen könnte; also würdigen könnte eben so wohl die Fülle eines Chrysostomos und die Tiefe eines Augustinus, als den oratorischen Verstand eines Mosheims, als die in diesem Geiste vollendete Kunst eines Reinhards, und auch, der Manier anderer berühmter Kanzelredner nicht zu gedenken, die neueste, die mit einer stärkern Salbung das fromme Gemüth ergreift. Auch können wir nicht etwa ein klassisches Zeitalter der christlichen Reden aufzeigen, das uns hierzu Ideale und ewige Muster aufstellte, gegen Ungeschmack sichernd. Desto größer ist die Besorgniß in jetziger Zeit, die Geschichte des Geschmacks im Predigen warnt zu dringend, es möchte durch das mystische Element (die Salbung) das

Logische und Praktische verdrängt werden, und somit die geistliche Redekunst in Verfall gerathen, und das gerade zu einer Zeit, wo man sie vielleicht mehr als je in vereinter Vortrefflichkeit bedurfte. Auf der andern Seite darf sich aber doch die schwankende Kritik nicht herausnehmen, den Begriff an die Stelle der Idee zu setzen, dem aufstrebenden Genius die Flügel binden zu wollen, und die Bildung zu hemmen. Wir sehen es daher als eine Gunst des Schicksals an, daß sich die Muster eines Reinhards, dieses hochverehrten Kanzelredners, immer noch vervielfältigen; denn sie sind und bleiben das Studium eines jeden Homileten, und schon die Vielseitigkeit seiner Manier beweist, was sich auch bey näherer Betrachtung genugsam zeigt, daß sein homiletischer Stoff, in der so rein ausgearbeiteten Form, das organische Gebilde eines religiösen Geistes sey. So auch die vorliegende Predigt, welche bey einer etwas freyeren Partition, jedoch im Periodenbau mehreren andern reinhardschen nachstehend, zu den vorzüglichsten gehört. Die höchstverständige Anordnung des Ganzen hebt die Lehre hervor, welche als eins der herrlichsten Worte anerkannt werden soll, das unser Zeitalter gewann, nachdem lange genug durch jenen Aberwitz, den Rousseau gegen den frühen Religionsunterricht aussprach, die Gebildeteren geirrt worden: Wir können und sollen alle dazu beytragen, die Kleinen bey Zeiten Gott zu weihen, besonders dadurch, daß wir suchen der Jugend so früh als möglich eine Richtung auf Gott zu geben, und sie zu seiner Verehrung zu leiten.

Aber nicht minder erfreulich für den homiletischen Bildungsgang und das Bedürfniß unsrer Zeit ist die Predigt des Hrn. Geibel, und die Kraft, womit in derselben der Glaube seine ewigen, im Christenthume geoffenbarten Rechte, dem ungläubigen Zeitgeiste gegenüber ausspricht. Diese Predigt nähert sich durch ihren freyern höheren Schwung der Rede; sie regt durch inneres Leben wieder inneres Leben an, und diese fromme Gemüthlichkeit spielt oft musikalisch auch in der Sprache. Nicht als ob sie schon die Vollendung hätte, welche der Hr. G. seinen Reden noch wird geben können, aber sie hat seltne Vorzüge und einen originellen Ton. Wir müßten fast fürchten, daß sie viele Nachahmer gewinnen wird, die so etwas Gutes entstellen könnten; denn nihil odiosius est affectatione heißt es schon in Absicht der weltlichen Reden bey Quintilianus, und wie heillos wirkt nicht vollends die Affectation eines geistlichen Sinnes, aber gerade dagegen warnt auch die Kraft dieser Predigt.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Neuntes Heft.

Darstellung des Wesens der Philosophie von Friedrich Köppen. Nürnberg, in der Steinschen Buchhandlung. 1810. 382 S. (2 fl. 24 kr.)

Der längst als trefflicher Jünger Jakobi's bekannte Verf., wozu freylich etwas mehr gehört, als der Nachklang aus einem, oder die Resonanz in einem leeren Lehrgebäude zu seyn, reift auf seinem festen positiven Boden fort, und entwickelt sich immer freyer.

Von diesem bedeutenden Werke, welches eigentlich eine encyklopädische Darstellung der philosophischen Verhältnisse aller Wissenschaften ist, will Rec., wo möglich, einen Auszug geben. Einleitung. Diese schöne, ein wenig zu blüthenreiche Geschichte der neudeutschen Philosophie verspricht nicht genug die, auf sie folgende Ideenstrenge; aber Einleitungen werden im Genuß der vollen Uebersicht aller nachher mitgetheilten Ideen geschrieben; daher ständen sie besser an dem Orte, wo auch der Leser diese Begeisterung theilen könnte, am Ende.

Freyheit. Die Freyheit ist das Unbedingte, oder Absolute, die Wirksamkeit, die durch sich selber, nicht durch Verhältnisse anfängt; daher principium essendi et cognoscendi auf einmal, das sich selber Bestimmende muß zugleich ein Erkennendes und ein Handelndes seyn. Wille, ohne etwas zu

wollen, d. h. zu kennen, und Erkennen, ohne etwas erkennen zu wollen, sind unmöglich. Es gibt daher von der Freyheit keine Erweislichkeit und Begreiflichkeit, weil sie über allen Bedingungen beyder, über den Verhältnissen, steht. Aber sie hat unmittelbare Gewißheit als Thatsache, welche nur die Mutter, nicht die Tochter der Demonstration seyn kann. Nur sie als das Selbstständige und sich selber Bestimmende kann Regel geben, Gesetzmäßigkeit, folglich, durchführt gedacht, Nothwendigkeit. Jede freye That ist Anfang durch sich selber, und wir hätten ohne das Selbstbewußtseyn unserer Handlungen gar keine Vorstellung von einem absoluten Anfange. — Von allen Kräften in und außer uns sind wir uns bloß der Wirkungen bewußt, nur bey der Freyheit aber der Wirksamkeit. Die unbedingt freye Wirksamkeit (indem ich frey bin, bin ichs unbedingt), die nur Gesetze gibt, nicht empfängt, ist die göttliche Selbstbestimmung, ist Persönlichkeit, daher gibts nicht ein bloß Göttliches, sondern einen Gott. — Persönlichkeit kann nicht als etwas Individuelles der Vernunft als einem allgemein Menschlichen entgegengesetzt werden. Die Freyheit als ein Unbedingtes ist weder allgemein, noch besonders zu nennen; allgemeine Vernunft ist so unpassend als allgemeine Persönlichkeit (S. 40, neu und wahr!). Es gibt kein allgemeines Leben, nur ein Leben des Besonderen, kein Seyn der Totalität, nur der Theile. Das Absolute ist von Allem diesem zusammen nichts, sondern als Gegenstand unmittelbarer Erkenntniß durch keine Begriffe bestimmbar.

Die Unbegreiflichkeit jeder freyen Wirksamkeit gilt am stärksten für die göttliche als Schöpfung, bey welcher der, stets nur vermittelnde Begriff fruchtlos Unendliches mit Endlichen mischt. (Rec. hielt immer den Gedanken, der am Ende ja auch freye, obwohl innere That ist, oder vielmehr die einzige, und der Vater eben jeder That, für den Wiederschein und Wasserspiegel der schöpferischen Ursonne; denn der Gedanke, eigentlich die Gedankenreihung, wird von uns nach Absicht und Willen erschaffen, und doch nicht voraus gesehen, weil sonst

das Schaffen unnöthig wäre; so wie umgekehrt im Traume die Gedanken uns, nicht wir sie haben.)

Von der Vernunft. Sie im adjectiven Sinne vernimmt (nicht beweiset) das Wahre und Gott unmittelbar; im substantiven ist sie Freyheit und Göttliches selber.

Menschliche Individualität. Die äußere Welt, also unsere Abhängigkeit davon, wird uns durch den Sinn als Anschauung eben so unvermittelt gegeben, wie das Unbedingte, also die Unabhängigkeit durch Vernunft als Idee. Wie unser Leben eines zwischen Gott und Welt, so unsere Erkenntniß zwischen Idee und Anschauung; und folglich fängt jede Philosophie dualistisch an. Die schellingsche, die letzteres nicht seyn will, spricht Seyn nur dem Absoluten zu, dem Endlichen bloß erscheinende (also nicht seyende) Form des Absoluten, und macht sonach das Nichtseyn zur Möglichkeit und Ursache aller Verhältnisse und aller Individuation. — Die Reflexion, weder Ideen, noch Anschauungen erzeugend, und des Synthesirens unfähig, bestimmt bloß die Relativität von Verhältnissen jener beyden. Jede Philosophie wird daher wegen ihres dualistischen Anfangs Reflexions-Philosophie. Will die Reflexion nun die schon gegebenen Verhältnisse selber vermitteln, und schaffen; so erklärt sie entweder als Idealismus die objectiven aus subjectiven, oder als Realismus die subjectiven aus objectiven, oder als Identicismus aus Abstrahiren von beyden, d. h. aus dem Nichts. (Hier eine schöne Erläuterung durch das Auge S. 65, zumal S. 67.)

Von der Bewegung. Bloß durch sie greift die Freyheit in die äußern Verhältnisse ein, nur Geister bewegen zuerst. Keine Bewegung kann als bedingt von Verhältnissen unendlich (infinitum), obwohl eine unbestimmte (indefinitum, oder infinitesimal) seyn; Zeit und Raum und Bewegung messen einander gegenseitig und zugleich; daher ist von diesen dreyen (gegen Kant) keines ohne das andere anschaubar. Daher fällt mit der unmöglichen Unendlichkeit der Bewegung auch die der Zeit und des Raums hinweg. Nur das Bewußtseyn unserer

unzeitlichen und nicht-räumlichen Freyheit täuscht uns mit einer Unendlichkeit von Zeit und Räumlichkeit, woraus sich die endliche entwicklet. — Objective Realität setzt Objectivität der Bewegung, und also, gegen Kant, die ihrer beyden Maßstäbe voraus. Die mathematische Evidenz kommt daher, daß wir die Bewegung, wodurch die Figur construirt wird, selber erschaffen, aber Gott und Freyheit entbehren dieser Evidenz, da sie nicht unser Werk sind.

(Um der Bewegung als einer bloß empirischen Wahrnehmung dennoch die apodiktische Gültigkeit zu retten, beruft sich der Verf. S. 85 ꝛc. auf unser Construiren und Schaffen derselben, aber aus diesem und aus dem Anschauen meiner sinnlichen Handlung kann ich so wenig, als aus dem einer fremden sinnlichen auch Freyheit und Nothwendigkeit kennen, zumal da ja keine äußere mathematische Figur der innern rein entspricht, und er mit dem Ausspruche S. 166 „daß es keinen noch so genau geformten realen Körper gebe, welcher der mathematischen Construction im Raume gleich komme", sich selber entzweyet, indem in der Wirklichkeit mathematische Linie ohne Breite, Punct ohne Umfang, Fläche ohne Kubikinhalt nicht darzustellen sind.)

Da jede Wirksamkeit und Erschaffung uns nur als eine in den Verhältnissen durch Bewegung anschaulich und also nur meßbar durch Zeit und Raum ist: so leihen wir der göttlichen als Schöpfung gleich falsch Anfang, oder Ende, oder Ort. Ursache und Wirkung setzen, absolut genommen, sich als eins zugleich, und nur die successive Reflexion rückt beyde durch Zeit auseinander (wie Jakobi schon gegen Mendelssohn bemerkte).

Beschaffenheit aller menschlichen Erkenntniß. Diese, unter Verhälthissen entsprungen, richtet sich daher nur auf das Endliche; im Unendlichen gibts letztere nicht. Aber durch die Aufhebung einer absoluten Erkenntniß wird darum nicht eine nothwendige Erkenntniß aufgehoben, welche sich nach den Gesetzen der Verhältnisse wissenschaftlich richten muß. Das Daseyn dieser Gesetze wird objectiv vom Schöpfer einer endlichen

Welt, und subjectiv durch unsere wirkende Freyheit gegeben; jede wissenschaftliche Erkenntniß ist daher objectiv und subjectiv zugleich, d. h. die mathematisch-objective wird zugleich eine subjectiv-logische; aber auch umgekehrt. Daher ist jede Erkenntniß zugleich a priori und a posteriori, jenes durch Eingreifen der Freyheit, dieses durch Gegebenseyn endlicher Verhältnisse; in der Bewegung, obwohl nur sinnlich objectiv, also empirisch, erkennen wir doch apodiktische Evidenz; mithin scheidet die reine Erkenntniß von der empirischen sich nicht wie Nothwendigkeit von Zufälligkeit. — Wissenschaftliche Einsicht ist eine aus Gründen, d. h. aus der Nothwendigkeit der Folge. Daher ist die Freyheit, die selber der Grund aller Nothwendigkeit ist, nicht zu begründen. Die Totalität einer Wissenschaft gibt den wissenschaftlichen Grund zur einzelnen nothwendigen Folge als zum Theile daraus. Die Wissenschaft steigt daher ewig zwischen Theil und Ganzen, oder Besonderm und Allgemeinem auf und ab. Daher gibts keine Wissenschaft vom Absoluten, das jede Totalität ausschließt. Für die einzelne Anschauung gibts keinen Grund, weil ihr das Allgemeine fehlt, dessen Tochter und Theil sie wäre. So bleibt z. B. die Erkenntniß der Schönheit wissenschaftlich unbegründlich aus Mangel einer Totalität der Schönheit, von welcher jedes einzelne Schöne ein Theil wäre; hingegen von einem schönen Individuum, als einer kleineren Totalität, kann die Schönheit der Theile begründet werden. Durch ein Taschenspiel von Wechsel mit Abstrahiren von den Theilen, die sie involvirend vernichtet, und durch Reflectiren auf die Theile, die sie evolvirend herstellt, läßt man die nothwendige Erkenntniß die absolute spielen: das Bemerken, das Erschaffen.

S p h ä r e d e r B e g r e i f l i c h k e i t u n d d e r U n b e g r e i f l i c h k e i t. Keine Anschauung, noch Idee ist Totalität, oder Theil; beyde letztere entspringen nur aus relativen und verglichenen Verhältnissen, also aus Reflexion, u n b e s c h a d e t beyder objectiven Realität (dieser wichtige Satz S. 110 ꝛc. wird trefflich erläutert und erwiesen), z. B. nur menschliche

Individuen werden angeschaut als Theile zum abstracten Ganzen, Menschheit, so wie nicht die Welt, nur deren Theile; mithin kennen wir nur aus Theilen das Ganze, aber nicht aus diesem jene; was jedoch den Begriff nach Aristoteles Regel: totum parte prius esse necesse est, stets zum Begreiflich-Machen nöthig hat, indem er aus dem nichtangeschauten Ganzen die angeschauten Individuen erklärt, weil er irrig meint, so wie die successiven Anschauungen sich zu einer idealen Einheit verknüpfen, und werden, so entständen auch die realen Dinge successiv aus einer von keiner Anschauung getragenen Einheit als der Ursache. Daher der Irrglaube an ein Seyn der Totalität, das im besonderen Seyn nur theilweise erschiene, oder an ein allgemeines Leben, als einen Grund jedes besonderen.

Die Sphäre der Wahrnehmung ist daher die der Unbegreiflichkeit; die der Begreiflichkeit ist Vergleichung der Verhältnisse des Wahrgenommenen. Die nothwendigen Verhältnisse geben den Grund der besondern, und sind entweder logisch, oder mathematisch, können aber sich nicht wieder aus Logik und Mathematik begründen, sondern fangen mit Axiomen an. Jedes Denken ist daher ein Nachdenken nach Wahrnehmungen. Möglich ist ein Begriff, den Verhältnisse der Anschauung bewähren können; Unmöglichkeit ein ihnen widersprechender. Mithin gibts für das, über Verhältnisse erhabne Unbedingte weder Möglichkeit, noch auch eine von der Anschauung bewährte Wirklichkeit.

Der Verstand ist das Vermögen des Gleich- und des Ungleichsetzens, d. h. des Setzens der Einheit und der Vielheit. Logik ist die Wissenschaft der Gesetze davon. Durch die Logik aber die Wissenschaft zu erweitern glauben, hieße aus den grammatischen Gesetzen einer Sprache die Kunstwerke derselben zu erfahren hoffen. Die logischen Gesetze sind 1) Thesis, oder Annahme eines gegebenen Objects; 2) Antithesis, oder Ungleich-; 3) Synthesis, oder Gleichsetzung; und die kantische Kategorientafel enthält bloß diese Gesetze. — Die Wissenschaft

construirt nicht den Gegenstand, sondern nur das besondere Gesetz für denselben aus der allgemeinen Gesetzmäßigkeit; der Mathematiker nicht die Thatsachen: Bewegung, Raum und Zeit, sondern nur die Gesetze derselben darin. Nichts weiter als die logische Thesis, Antithesis und Synthesis findet der Verf. in der Wissenschafts- und in der Identitätslehre.

Organismus des gesammten Wissens. Glauben ist auch Wissen, nur aber eines auf den unbegreiflichen Wegen der Idee und der Anschauung gewonnen, und alles Wissen setzt jenen, der das von Vernunft und Sinn Gegebne ergreift, voraus. — 1) Idee, 2) Anschauung, 3) Begriff sind die drey Erntefelder der Wissenschaft. 1) Idee, von der Vernunft wahrgenommen, nicht geschaffen, ist eigentlich nur Eine, Gott; denn es kann nicht mehrere Unbedingtheiten, oder Ideen geben, und Wahrheit, Güte, Schönheit machen nur die Gottheit Gottes. Die Positionen der Idee verhalten sich negativ gegen die des Begriffs, und umgekehrt, seine gegen ihre, z. B. die Idee Gottes enthält für den Begriff lauter Verneinungen alles Endlichen (wie Robinet unwissend am besten durchgeführt); die Idee der Wahrheit verneint den Unterschied zwischen Vorstellung und Gegenstand, welche beyde der Begriff von einander entfernt, und wieder als Subject und Object nähert, aber nie in einander fallen lassen kann; sogar die Idee des Guten wird nicht durch irgend eine Zusammenstellung von Verhältnissen begreiflich, da diese sich auch dem Bösen zustellen können. Die Idee verneint alles Wesenhafte, oder Unwandelbare des Begreiflichen; der Begriff umgekehrt jene mit allem ihren Inhalt. Die Idee offenbart sich dem Begriff als Gefühl der Ahnung, die Anschauung sich als Empfindung (diesen echten Stern der Weisen zeigt der Verf. S. 140 zu sehr hinter Wolken). 2) Anschauung. Auch sie, obwohl unvermitteltes Daseyn nur endlicher Gegenstände wahrnehmend, verhält sich negativ gegen den Begriff, den Daseyns-Leugner. Die Anschauung als Setzung der Einzelheit leugnet dem Begriffe, dem

Gleichsetzer der Einzelheiten, die Allgemeinheit; die eine schreitet von Theilen zum Ganzen, der andere aus diesem zu jenen, die eine zeigt successives Entstehen und Vergehen, der andere die Unveränderlichkeit seines Abstractums u. s. f. Für die Anschauung gibts nur individuelle Einheit, weder Substanz, noch Accidens; für den Begriff a) Substanz, d. h. Gleichsetzung verschiedener Individuen, b) Accidens, d. h. diese Individuen selber, als deren zufällige Modificationen; und dem Begriffe ist die materielle Welt nur Eine Substanz, alle Kräfte nur Eine Grundkraft.

3) Begriff ist der Ausleger zwischen Anschauung und Idee; nur wolle der Philosoph nicht den Text durch die Auslegung entbehrlich machen. Der Verstand, als bloß solcher, hebt in seiner Indifferenz gegen alles reale Wissen sogar den Unterschied zwischen Bejahen und Verneinen auf; sogar sein Gleich- und Ungleichsetzen wird er eigentlich unterlassen, weil er im Mangel des Inhalts nur Worte, und, da diese nichts bezeichnen, nicht einmal diese behält; und bloße Verständigkeit wird daher Unverstand.

Zusätze zum vorigen. Die Idee einer Bewegung ist zugleich die Anschauung derselben, und umgekehrt; beyde darstellen, erschöpfen sich gegenseitig. Daher ihre wissenschaftliche Evidenz. Geht hingegen die Idee nicht ganz in der Anschauung auf, oder diese nicht in jener, so ergänzen beyde ihre Sichtbarkeit durch das Gefühl, welche Verschiedenheit eben darum der Wissenschaft in der Reflexion eine unauflösliche ist. „Auf ähnliche Weise wie die Production der Bewegung ist auch das moralische Handeln ein unmittelbares Eingreifen der freyen Wirksamkeit in äußere Verhältnisse, die tugendhafte Handlung ist das Product (S. 148). (Auch die lasterhafte ist dasselbe Eingreifen; und worin unterscheidet sich den äußerlich moralisches Bewegen vom mathematischen? Und ist denn nicht Wollen des Eingreifens schon ohne alles Eingreifen moralisch vollendet d. h. gewollt?) — So ist in der Kunst Idee des Schönen eins mit schönem Product, wie Idee des Guten mit der guten

Handlung, und die Beweise dieser Einheit sind identisch. Aber dem Begriff und der Sache mangelt Identität, deren Ersatz daher der Beweis vermittelt.

Geschlecht der Wissenschaften. Aus dem vorigen und aus dem folgenden zu errathen.

I. Mathematik und Logik. „Beyder vollendete Wissenschaftlichkeit ist nicht Folge, sondern Mutter ihrer Methode; da sie beyde auf Thatsachen als ihren Axiomen beruhen, also auf Glauben an jene. Wie Mathematik Combination abstracter Größe, so ist Logik die abstracter Begriffe, und in sofern ist das logische Denken ein Rechnen, und umgekehrt. Die mathematische Construction ihrer Gegenstände ist vollkommner, als die entsprechende der Gegenstände in der Wirklichkeit selber. Eben darum ist die mathematische Methode unfruchtbar, unanwendbar auf alles Unbedingte (wie, setzt Rec. dazu, Lamberts Architektonik leider am besten beweiset); denn hier bezieht sich der Glaube auf den Urgrund aller Thatsache; der metaphysische Gegenstand ist nicht zu construiren. „Der Kreis des Glaubens ist nicht aufzuheben, wenn gleich seine Quadratur für das begreifliche Wesen vergebens gesucht wird.“ (S. 168.)

II. Geschichte. Sie hat nicht Nothwendigkeit des Inhalts; die wissenschaftliche Einheit aller historischen Positionen ist die der Zeitfolge; aber alle beziehen sich auf ein Endliches. Die Unendlichkeit, oder Ewigkeit als Negation aller Zeitfolge, mithin absoluter Anfang und absoluter Zweck der letztern, oder göttlichen Wirksamkeit liegen außer der Geschichte; daher auch nicht in ihr weder der Stand der Unschuld, noch der einer Wiedergeburt, sondern nur das eiserne Zeitalter erscheinen kann. Das Eingreifen der Freyheit in die äußere Zeitkette wirft die Geschichte immer über die Schranken der Reflexion hinaus, zu Gefühlen und Ahnungen. (Sie wird durch den nicht zu weissagenden und nicht zu erklärenden Eintritt großer Freyen und Epochen-Schöpfer den Meeren des Aequators ähnlich, Sturmstöße und Regengüsse wechseln mit

Windstillen) für den Begriff, und also für die Geschichte gibts kein Fortsteigen der Menschheit; aber für die Idee und die Freyheit. Ein Engel fände in der Geschichte das Gute in jeder Begebenheit, obwohl auf einem ewigen Kampfplatze; ein Teufel fände überall das Böse, aber zu seinem Verdrusse nur unbesiegt, nicht siegend!

III. A. Theologie. Schon nach dem vorigen ist sie negativ gegen das Reich der Begriffe, und keiner Wissenschaftlichkeit fähig, da Gott als unbedingt Freyheit, und als Grund aller Dinge unergründlich seyn muß. (Die ältern Streitigkeiten der Scholastiker über die Gottheit hätten manche neuere ersparen können. Eine köstliche Stelle von Charron, die Bayle im Art. Simonide anführt, spricht schön in Köppens Sinne.) Von den drey möglichen wissenschaftlichen Wegen, Logik, Mathematik und Geschichte, sind ihr ohnehin die beyden ersten versperrt; aber auch der historische der sogenannten Offenbarung. Die Offenbarung Gottes durch die Vernunft ist die ursprüngliche, und wir könnten keinen Gott suchen, eigentlich wiederfinden, hätten wir ihn nicht schon vorher gefunden, d. h. in uns gehabt. Die Offenbarung durch die Geschichte wäre eine (unmögliche) Darstellung des Ewigen im Zeitlichen. Die Theologie nimmt die Offenbarung gewöhnlich als ein zeitliches Product nach der Schöpfung an, und heftet das Product an einzelne Völker; die Philosophie kennt keine zeitliche und örtliche Offenbarung durch die ganze Geschichte, und keine profane Historie, oder jede wär' es, und keinen Particularismus der Offenbarung. Gott ist überall, oder nirgends. Denn jede bestimmte Nationalgeschichte, z. B. die jüdische, enthält soviel Unheiliges als jede andere. — Der Pantheismus ist untheologisch, da er sich nur in seinen Schein des Unterschiedenen durch die Zeitfolge auflöst, und alle Wirksamkeit, göttliche und menschliche, gleichsetzt, mithin eigentlich aufhebt. — Den Christianismus, obwohl auf dem Throne aller Religionen, trifft derselbe Einwand einer Darstellung des Ewigen in der Zeit. Wunder findet der Begriff überall, die ganze Menschengeschichte

ist eins. Soll bloß im Ungewöhnlichen göttliche Wirksamkeit erkannt werden: so ist erstlich dasselbe relativ, und zweytens kein Beweis daraus führbar. Das größte Wunder war ein Christus unter Juden. Ferner: war einmal dem Menschen eine zeitliche Offenbarung nöthig: so blieb sie ihm immer nöthig; und consequenter behaupten daher einige Gottesgelehrte die jetzige Fortdauer der Inspiration. Der Leugner dieser Fortdauer muß doch die, uns allen ins Leben mitgegebene innere Offenbarung zur Auslegerin der vergangenen nationalen machen; und damit verweiset sich wieder die positive Theologie an die Philosophie. Tritt die Theologie aus dem Kreise der Ideen in den Zickzack der Geschichte: so beschenkt sie uns bloß mit dogmatischen Begriffen, wodurch Gott und Mensch zugleich verarmen. — Mythologie ist, wie jede dogmatische Theologie, Anthropomorphismus; nur jene für die Sinne, diese für den Verstand; übrigens derselbe durch Herunterziehen des Unbegreiflichen ins Begreifliche. — Theologischer Inhalt ist immer mystischer; aber religiös betrachtet ist die ganze Geschichte und die Vereinigung beyder Naturen in Christo nicht wunderbarer, als die der Freyheit mit unserer endlichen Natur.

B. Ethik. Auch die Idee des Guten verhält sich negativ gegen den Begriff. Ethik ist daher als Wissenschaft der Principien freyen Handelns unmöglich; der beseelende Glaube an das Gute kann die Wissenschaft nicht erzeugen, nur voraussetzen. Für die Reflexion ist das Ethische eines allgemeinen Gesetzes Befolgung im besondern Falle; aber für die Idee gibts kein Allgemeines und Besonderes; jede gute That ist eins mit der Idee. Auch hier gelangt man auf dem historischen und mathematisch logischem Wege zu keiner Gesetzgebung und wissenschaftlichen Construction. Ein moralisches Musterbild gibt kein Princip, wornach jeder vorkommende Fall zu richten wäre. Der aristippischen Glückseligkeitslehre ist durch die Mannigfaltigkeit der Sinnengenüsse die Einheit des Princips geraubt; auch hebt sie die Ethik selber auf, da ja Freyheit nicht die Dienerinn, sondern die Herrin der Sinnenverhältnisse ist.

Spinoza als Freyheitsleugner gibt dem Guten und Bösem dieselbe Nothwendigkeit. Platons Gottähnlichwerden als ethisches Ziel läßt eben die Frage übrig: wodurch ähnlich? Kants Formalismus, auf dem logischen Wege, oder die Pflichtenlehre bleibt durch das Einordnen des Besondern unter das Allgemeine ewig von der Idee entfernt, und als Begriff aller Materie beraubt; mithin kann sie kein Gesetz für eine ethische Handlung geben, die ja Einheit der Idee und der Anschauung seyn muß. Das Moralischgute wird aus dem Gesetze abgeleitet; dieses aber gebietet, wenn es Inhalt haben will, nur wieder das Gute, und so umschreibt sich der Zirkel. — Die Individualität der Anschauung, wofür doch die Ethik ihre Gesetze gibt, ist unanmeßbar an die Allgemeinheit des Begriffs; beyde Incommensurabeln bilden nie die Einheit, die man eben braucht, und sucht; z. B. Wohlthätigkeit, Dankbarkeit ꝛc. verlaufen sich ins Unbestimmte, da sie in der unzumessenden Sinnenwelt kein Maß ihres Strebens finden können. So haben die sogenannten Pflichtgebote, z. B. das nicht zu tödten, Kriege und große Menschen wider sich von Timoleon bis Cato. — Offenbarung der Idee durch zeitliche Wirksamkeit heißt Tugend, und die Individualität, die es vermag, ist der Charakter. Das Lasterhafte besteht nicht in Unterlassung des Guten, sondern im Kraftgebrauch gegen dasselbe; Böses ist zwar nur Negation, nur Idee ist positiv, aber einen positiven Kampf gegen das Gute gibts. Da nun die Reflexion nicht die Quelle der Tugend, die Individualität des Charakters, construiren kann: so ist ihr eine wissenschaftliche Ethik unmöglich.

Daher werden die vier Cardinaltugenden als die vier Elemente des tugendhaften Charakters so verschieden ausgewählt von den Römern, Juden, Katholiken ꝛc., als eben Zeiten und Nationalität der Charakter bestimmten.

Gegenseitiges Verhältniß der Ethik und Theologie. Die Identität ihres Princips, die Freyheit, macht beyde Wissenschaften zu Einer; der Gott im Schauen wird der Gott im Handeln, also ist keine echte Religiosität

ohne Sittlichkeit. Macht die Menschen gottseliger, dann macht ihr sie auch tugendhafter, aber eben so richtig ist der Schluß umzukehren. Es gibt positive Theologie und positive Gesetzgebung, in sofern beyde aus gegebenen historischen Verhältnissen entspringen können, d. h. aus dem Volkscharakter, aber keine positive Moral.

C. Aesthetik. Was in der Ethik der tugendhafte Charakter, ist in jener das Genie; folglich kann sie nicht Wissenschaft werden, da die Idee des Schönen im Gefühl gegeben, sich nicht für den Begriff construiren läßt. Den Naturdingen wohnt an und für sich nicht das Schöne ein, nur dem Geiste, der die Idee desselben darin ahnet, weil er sie mitbringt von Gott; sie sind nur das Echo unserer inneren Tonkunst. Jenen Dingen im Wechsel des Werdens mangelt der anzugebende Augenblick vollendeter Schönheit. Idealisiren der Natur setzt eben die Idee voraus.

Ein anderer Fehlgriff der Reflexion in der Aesthetik ists, irgend ein Meisterstück zum Regenten aller Schönheiten zu krönen d. h. zum ästhetischen Princip, z. B. die Antike, als ob die jugendliche schöpferische Natur sich in irgend einem Volke, oder gar einem Menschen erschöpfen könnte. (Hier hat der Verf. offenbar die meisten neuern Aesthetiker, so wie den Rec. gegen sich, da jeder von uns, um nicht mehrere Götter zu haben, sich seine einzige Schönheit zur Anbetung und Ehe auserwählt, z. B. Adam Müller den an sich nicht zu großen Novalis, andere Göthe, sogar ein Paar Tieck, Rec. einen, den er ohne Unbescheidenheit nicht nennen kann, so, daß unser blühender Parnaß voll Schönheiten einem Hornissen- und Wespenneste gleicht, das im Frühling nur Eine Mutter hat. Aber der potenzirende ästhetische Schönheitssingularis, dem sich Rec. am meisten zugeneigt fühlt, wäre eben, wenn jeder sich selber für die Mutterzwiebel aller Schönheitstulpen anerkennt, und den Rost als Ausläufer monströser Porzellan- und Federblumen.)

Ein logischer Abweg der Aesthetik ists, das Schöne als Erheben aus der sinnlichen Bestimmtheit in das Allgemeine anzunehmen. Denn obwohl die Idee nicht der sinnlichen Einzelheit gleichbedeutet, so erreicht sie doch eben so wenig der Begriff durch seine Allgemeinheit; daher setzt eine logische Aesthetik bloß dem Unbestimmten die Krone des Schönen auf. Dieser Irrweg ist desto gefährlicher, da er um alle Rechtwege umher läuft, und jede Nationalität und Individualität in sein Allgemeines verschwimmen lassen kann. — Schön ist nur die Schöpfung des Genies, so wie die Natur als die der Gottheit. Die Idee dieser Schönheit sagt sich bloß als Gefühl dem Verstande an; und daher spricht jede Kritik als nationell nur das nationelle Gefühl aus. In Griechenlands und Roms Kunst herrscht Männlichkeit vor, in der orientalischen die Jugendlichkeit, in der modernen, wie überhaupt schon ethisch im Christenthum, Weiblichkeit. Kunstrichter wie Nationen suchen sich vergeblich einander in ihren kritischen Kriegen begreiflich zu machen; sie sprechen nur ihre Verschiedenheit der Gefühle aus, deren jedes mit einer andern Aesthetik schließt. Die Deutschen bildeten, bey allem ihren Nationalgeschmack für alle Nationen, doch auch aus eigner deutscher Sinnesart (der größte Beweis ist, daß viele Deutsche, z. B. ein Herder, Klopstock, Musäus, andern Nationen, sogar den Britten, in Uebersetzungen als sträubige Wundervögel und Eulen am Tage vorkommen). — Nur der Charakter des Genies gibt der Aesthetik Positionen, oder Principien. Man könnte wie Cardinaltugenden, so Cardinalschönheiten annehmen, das Erhabne, das Anmuthige, das Komische. — Erhaben ist eigentlich nur Gott und des Menschen Aehnlichkeit mit ihm; die ganze Natur aber ists nur durch Erinnerung an dieses Uebersinnliche. — Das Anmuthige ist die Freude am irdischen Reize und an der Rührung, welche beyde nur die kantische Reflexion vom Geschmacksurtheil ausschließt, indeß doch jede Reflexion die Geburt der Empfindung, oder des ästhetischen Positiven ist. Freylich spricht man diesem Privatgeschmack Gültigkeit ab, aber jeder Geschmack ist

ursprünglich Privatgeschmack. — Das **Komische** ist das Kind der Reflexion, da es auf einem Contraste, also auf Vergleichung beruht; aber diese als nur subjective muß den Gegensatz des Großen und Kleinen nach Individuen wechseln, und dasselbe dem einen komisch, dem andern tragisch zeigen. — Der Humor, aber keine Cardinalschönheit, bewegt sich, gleichsam als Kosmopolitismus der Kunst, frey zwischen dem Erhabenen, Anmuthigen und Komischen hin und her. (Die Anmerkungen darüber und dagegen verspart Rec. für einen größern Raum.)

Verhältniß der Aesthetik zur Ethik und Theologie. Diese drey sind metaphysischer Abstammung, folglich Verwandte. Tugendhafte Handlungen sind zuweilen **erhaben**, zuweilen **anmuthige**, oder **schöne**. — Das Aesthetische an sich kann das Schlechte weder erregen, noch darstellen. Der Irrthum darüber berief und bezog sich auf das Geschlechtsverhältniß und die Kraft des Lasters. Das **Geschlecht** betreffend hat die freye Kunst einen weitern Spielraum als die locale Gesetzgebung; und warum bürdet man denn der Kunst die Charakterschwäche der Individuen, der Kraftspeise die Uebereitzung des Fieberkranken auf? — Nicht das Laster ist als Laster ästhetisch, sondern als Kraft, womit es in die Sinnenwelt greift, als Klugheit, als Selbstbeherrschung. — Das Komische endlich ist überall weder geboten, noch verboten.

IV. **Physik.** A. **Naturbeschreibung und mathematische Physik.** Ein genügender Auszug würde zu lang. Nur einige Bruchstücke! Die Naturbeschreibung bloß auf Anschauungen gegründet, also der Ideen unempfänglich, wollte doch wechselnd zwey Ideen sich einverleiben, die Zwecklehre Gottes, oder Teleologie, und das Leben der Materie. Teleologie, an sich begeisternd und wahrhaft, bleibt doch als Idee negativ gegen das begreifliche Wissen, das als bloßes Subsumiren des Besondern unter das Allgemeine, ja aus Unkenntniß des Zwecks der **ganzen** Schöpfung keinen besondern aus diesem ableiten kann. — Die Idee des Lebens als solchen gehört nur der Freyheit an; und Organisation setzt Geist

voraus; aber alle Anschauung von Bauart und Gewebe der Theile läßt das beherrschende Leben unerklärt zurück. — Die Hylozoisten müssen den Fehler der Teleologen wieder in der Ableitung der Einzelheit aus der Allgemeinheit nachspielen. So macht die Stufensteigerung des niedern Lebens zum hellsten eben so wenig die Idee des Lebens begreiflich, als umgekehrt aus dieser das einfachste physische Gewebe zu construiren ist. Der alte Zirkel schwebt wieder in der Luft, daß man die Positionen der Anschauung aus dem Princip herleitet, indeß man dieses nur aus jenen kennt.

B. Dynamische Physik. Auch hier nur Fragmente eines Auszugs. Sie sucht das Princip der Wirkungen, oder die Kräfte der Natur, indeß die mathematische nur das Maß der Wirkungen bestimmt. Da sich ihr die oft genannten drey Wege zur Wissenschaft verschließen; so kann sie nur entweder eine Metaphysik der Physik, oder eine Physik der Metaphysik werden wollen, ihre Vollendung wäre Theosophie, da Gott Urgrund und Urkraft aller Wirkungen ist. Bey der Negativität der Kraft, oder Freyheit gegen den Begriff ist dynamische Physik als Wissenschaft unmöglich. Sie auf historischem Wege bauen wollen, was die Experimentalphysik ist, gibt nur das Was, nicht das Wie. Auf dem mathematischen versuchten es a) das atomistische, und b) Kants dynamisches System. Die Atomistik macht die Bewegung der Atomen zu Erklärungen der Kräfte; allein da Atome untheilbar, mithin unanschaubar sind, so erklärt man aus dem Nichtanschaulichen Ausdehnung und Bewegung; und die Unbestimmtheit der Atomenfigur und die deren Quantität, deren Bewegung schließen alle mathematische Bestimmtheit aus. — Kants dynamisches System nimmt bloß Bewegung, anziehende und abstoßende, an, welche den Raum erfüllt. Da aber Bewegung nur im Raume möglich ist, und dieser doch durch jene entstehen soll: so wird daraus kein besserer Zirkel, als bloß ein logischer. Ein zweyter Zirkel ist, daß man, da nur Körper einander bewegen können, diese Körper selber wieder aus Bewegung

erklärt. Durch diese mathemathische Leere wird die Dynamik nahe unter dem Namen der Naturphilosophie zu der Idee hingetrieben, nämlich zu der einer Weltseele, als der Allkraft, oder des Lebens. — Die Dynamik kann die Zahl der Kräfte für jede besondere Anschauung eben so unendlich vielfach fingiren, als die Atomistik, was recht bequem und unwissenschaftlich ist; sie kann aber auch, wie die Naturphilosophie, alle Kräfte zu Modificationen einer einzigen machen, was eben so erbärmlich und leicht ist, da man nicht die bestimmende Ursache einer bestimmten Modification anführt.

Auf dem logischen Wege wandelt und taumelt die Naturphilosophie, nämlich durch Setzen, Entgegen- und Gleichsetzen. Die Logik setzt das Ganze als das Allgemeine, die Theile als das Besondere, die sinnliche Anschauung aber setzt nur Individuelles; folglich ist bloß ein Aufsteigen vom Besondersten, oder Individuellen statthaft, nicht aber ein Heruntersteigen aus dem Allgemeinen, um drunten etwas zu erklären, was man oben kannte. Nun geht die Naturphilosophie auf diese Art umgekehrt von Allgemeinen, Ganzen, d. h. von Identität in Theile, in Besonderes, Diversität herab, und leitet folglich das Bekannte, die Theile, aus dem Unbekannten, aus dem Weltganzen, ab, das keinem Endlichen erscheint, (der Reflexion nicht, aber wohl der Idee; sonst existirt nicht einmal das Wort und der Streit). Wer kann das Bestimmteste der Anschauung aus dem Unbestimmten der Reflexion construiren? Aber eben das Negationsverhältniß der Idee zum Begriffe läßt das Unbestimmte für die Idee selber ansehen, und dann weiter irren.

Höchste Allgemeinheit ist höchste Unbestimmtheit. Alle dynamischen Kräfte sind, so positiv als negativ, gegenseitig, da der Unterschied nur qualitativ ist, und kein Plus und Minus etwas erklärt.

Der Beschluß. Statt dessen will Rec. seinen eigenen hersetzen. Der Hr. Verf. macht es ihm leicht, aus einem Epitomator ein Abbreviator zu werden, durch mehrere seiner Wieder-

holungen. Die Philosophen beziehen das Sprüchwort: repetitio est mater studiorum, besonders auf die philosophischen Studien, und wiederholen sich ein wenig ewig, weil sie stolz, oder zaghaft glauben, in der nächsten Zeile habe man schon die vornächste vergessen; sie schreiben daher in Paragraphen, um Kürze halber sich nicht im zweyten zu wiederholen, sondern bloß auf den ersten zu verweisen. Unser Verf. konnte freylich, da er 382 Seiten nur in 25 Paragraphen abtheilt, die philosophischen Wiederholungen weniger abkürzen.

Aber niemand schätze nach diesem magern Blätter- und Fruchtgerippe die Fülle des Buchs. Nicht einmal zu einzelnen Glanzgedanken war hier Raum. Auch die Darstellung verdient Lob, sie ist hell und warm, Licht und Farbe werden zugleich gegeben.

Ueber die Aussichten, in welche er Jacobi's große Ansicht verwandelt, nur einige Worte. Wer den Magister sententiarum, oder auch Tiedemanns Geschichte von der scholastischen Epoche durchliest, muß sich verwundern, daß man nicht früher Kants Antinomieen und dadurch die Gränzbäume der anmaßenden Reflexion gesetzt.

Fichte's Wissenschaftslehre ist die potenzirte Scholastik. Sogar eine Schwierigkeit, woraus er die, den Knoten zerhauende Ob-Subjectivität des Ichs (in Niethammer's Journal) herausholt, trug schon Occam (Tiedemanns Geschichte der Philosophie. Band 5. S. 201) in der Bemerkung vor: „wenn z. B. Empfinden von Reflexion und Bewußtseyn verschieden ist, so wird das Anschauen des Steins durch ein anderes Anschauen (Bewußtseyn) gesehen; soll aber dieses nicht ins Unendliche fortgehen, muß man stehen bleiben bey einer visio, quae non potest videri. — Zur breitern Untergrabung der Reflexionsphilosophie wäre eine ausführlichere Geschichte der Scholastik, aber nicht nach Männern, sondern nach Thesen gereiht, zu wünschen. Vielleicht waren schon die Scholastiker, welche etwas anderes demonstrirten, als sie glaubten, und

spätere Skeptiker, wie Charron, Montaigne, vielleicht Bayle, auf dem halben Wege zur Absonderung der (obwohl von ihnen Glauben an Offenbarung genannten) Idee von dem Begriff. Die bloßen Skeptiker selber, die aus Mangel an Gemüth nur die eine Hälfte der Wahrheit, nämlich der Leerheit der Reflexion, fanden, wären als Gegner der Reflexir-Sophistik wider ihren Willen zu Waffengenossen der Vernehmungs- oder Vernunft-Philosophie anzuwerben. Der Streit muß mit aller Kraft weiter ausgefochten werden, eben weil der Mensch vom Philosophiren über das, was gerade nicht zu erphilosophiren ist, seiner Natur nach nicht ablassen kann; die Herkulessäulen wird stets ein neuer philosophischer Herkules wieder zu verrükken, oder zu umschiffen suchen. Denn das Unbedingte als die Himmelsaxe unserer irdische Erdaxe zwingt und richtet ewig den reflectirenden Verstand auf sich hin, der ja allein uns dessen Unbegreiflichkeit ansagt, und welcher diese stets von ihr gereizt und gelockt, durchbrechen und auflösen will. Eine eben so große Schwierigkeit ist, daß die jetzige Menge leichter reflectirt, als anschauet, lieber logisch, als mystisch genießt, auch schon weil man in unserem Eitelkeits-Jahrhundert nur gern geistig theilt, um mitzutheilen, indem Reflexionen sich leichter weiter geben, als Anschauungen. Diese verlangen einen Götterblutsverwandten, jene vermischen sich mit jedem Ausländer; daher die Welttheile die Franzosen lesen, einige Paar Halbinseln den Plato, und ein Eiländchen den Hamann.

Aber um diese wahre Philosophie (d. h. Liebe gegen das Wahrgenommene) im Gegensatze der Sophistik, oder Erklügeley, nicht bloß negativ, oder polemisch zu begründen, wie Jacobi in seinem unsterblichen Spinoza, muß es auch positiv, oder thetisch, wie von eben demselben in Woldemar und Allwill, gethan werden, nämlich durch Enthüllung und Darstellung des Positiven, des Daseyns, und durch das gottesfürchtige Ahnen des Ueberirdischen in seinen Menschwerdungen und durch Achtung aller Gefühle, welche den Blinden gleichen, von

denen sich (in Paris) bey grossen Nebeln die Sehenden führen lassen.

Vielleicht steht gerade die jetzige Zeit, welche sich am Todtentanze so vieler vorüber eilenden Systeme müde gesehen, der köppen'schen Philosophie am offensten, die nicht mehr das Lebensmark in philosophischen Knochenskeletten suchen will.

Noch verspricht er (Vorrede S. X.) eine Philosophie der Geschichte der Philosophie, oder die Darstellung, wie alle Philosophen bisher dasselbe erstrebten und verfehlten; nur halt' er sein Wort nicht wie Autoren gewöhnlich, sondern er halt' es.

Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Herausgegeben von J. W. Ritter. Erstes und zweytes Bändchen. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1810. (5 fl. 6 kr.)

„Fleißiget euch der geistlichen Gaben, am meisten aber, daß ihr weissagen möget. Wenn ihr aber weissagen könntet, und wüßtet alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hättet allen Glauben, also, daß ihr Berge versetztet, und hättet der Liebe nicht; so wäret ihr nichts." Mit diesen Worten der Bibel übergeben wir diese rührenden Selbstbekenntnisse des frühverstorbenen geistreichsten Physikers unserer Zeit der Jugend unseres Volkes, wie er sie selbst seinen Kindern bestimmte, die nichts von den Irrthümern ihrer Voraltern zu wissen brauchen, aber ihr besseres Daseyn kennen, und wie einen Segen empfangen sollen. Das Leben ist oft zart und verführerisch, der Geist ist unzerstörbar und fordert den jugendlichen Geist ritterlich in die Schranken der Erfindung. Soll die Jugend noch in unserer Zeit zu Wissenschaft und Kunst aufgefordert werden, wie unser Ritter am Schlusse seiner Biographie so eindringlich thut, wo er die Nation dazu einladet, (S. CXVIII.) als solche zu einem festen Verein für sie zusammenzutreten? Die

Ereignisse der letzteren Jahre haben viele den geistigen Beschäftigungen entrissen, mancher edle Wille ist in einer kriegerischen Sphäre untergegangen, für die seine ganze Bildung nicht paßte, und wir sehen nicht, daß irgend etwas damit errungen sey, was der Mühe werth wäre. Es ist eine hohe Pflicht, die Stimme des Volkes zu hören, die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme, diese Stimme hat aber noch immer über die Ereignisse der Welt geschwiegen, und der Nothdurft gehorcht; seine Gesinnung ist unverändert geblieben, sein Fortschreiten in mancher Bildung unverkennbar, und der Augenblick, nach Ritters Ausdruck (S. CXIX.) nicht entfernt, wo es auf eine völlig eigenthümliche Weise und dabey nicht minder für gleich eigenthümliche Zwecke, praktisch in das große Werk der Natur eintreten wird, um von ihr Entschädigungen zu genießen, die es von keiner weltlichen Macht mehr verlangen kann, und die es mit der höchsten in der Wissenschaft selbst krönen wird. — Mit vieler Wahrheit spricht er früher: „unser uralter Stamm ist in Bezug auf Wissenschaft im Grunde noch immer eine sehr junge Nation und jünger und vornehmlich kräftiger noch, als alle Nachbarn." Seit jener Zeit, die in Frankreich eine neue politische Welt erhob, ging in Deutschland eine neue Verknüpfung des Wissens hervor, die das Abgesonderte aller Disciplinen und aller einzelnen Gelehrten zu einem gemeinschaftlichen Ganzen verschmolz, und dadurch in so viele Richtungen, und zu so vielen Berichtigungen führte, daß die früheren Werke, so hervorstechend das einzelne Talent sich darin bewähren mag, doch in ihrer Umfassung und Gesammtheit, wie aus einer sehr entfernten Zeit erscheinen. Diese Umfassung ist nicht etwa bloß scheinbar ein Aufzählen von mancherley Dingen, sondern so nothwendig in allen Köpfen, daß kein Lehrbuch mehr gnügt, daß selbst in der am meisten um sich greifenden Wissenschaft, der Physik ein Lehrbuch fehlt, das irgend brauchbar wäre. Vielleicht hätte uns Ritter in späteren Jahren, wo er seiner Sprache mehr mächtig geworden wäre, etwas annäherndes dazu liefern können, wenigstens über die Haupt

theile, denn er wußte selbst recht gut (S. XCVII): „daß zu einem vollständigen Systeme der Lehrer und die Welt unter gegangen seyn müssen." — In unserem Volke ist also, wie vorher schon angedeutet worden, alle Weissagung und aller Glaube, wozu der Apostel aufmuntert, zur Wissenschaft und Kunst übergegangen, ein jeder Deutsche möchte lernen und erfinden, die Politik ist allen eine lässige Störung, denn eine geheime Stimme scheint uns zu sagen, daß die Ereignisse der Welt uns fern liegen, und andere Völker aufgerufen haben; darum strebt nach Wissenschaft und Kunst mit ganzer Hingebung und bewährt darin die Liebe zu euerm Volke; habt ihr diese Liebe bewahrt, so seyd ihr auch zu aller That bereit, wenn euer Volk sie künftig einmal fodern sollte. Uns bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, sagt Ritter mit Paulus, aber die Liebe ist die größte unter ihnen. — Diese Gesinnung belebt seine Biographie in allen ihren Härten und Abtödtungen, durch welche seine lebendigsten Jahre in einem Scherze aufgehen. Jena, mit aller seiner geistreichen Berührung, die auch ihn nährte und förderte, ist kaum begrüßt, ein Tag, wie er ihn damals lebte, wie Ritter mit seiner außerordentlichen Combinationsgabe, dem unermüdlichen Eifer in der Arbeit und einem eigenthümlichen Wohlseyn dabey uns als das herrlichste begegnet ist, was wir je an ausströmender wissenschaftlicher Freude gesehen haben, ein einziger Tag hätte er ihn in der späteren kränklichen Zeit, wo er diese Biographie geschrieben, wieder zurückleben können, müste ihm einen reichlicheren Stoff geliefert haben, als ihm jene ganze Zeit gewährt. Wir fühlen, daß ihm manches Unreine sie verhaßt gemacht hat, er verschweigt es, und er mag vielleicht recht haben. Wie reich und wie herrlich, wie so wahr und unverstellt spricht dagegen seine Liebe zu Frau und Kindern, sein besseres Selbst erwacht da wieder unzerstörbar wie in der Liebe zu der Wissenschaft nnd zu Deutschland. Wir können uns nicht enthalten, die ganze Stelle abzuschreiben, sie ist das Herrlichste des Buches, die Liebe, wogegen alles Wissen, was in den Fragmenten reichlich aus-

gestreut, ganz verschwindet; „Und nun ist mir niemand mehr übrig zu dem ich noch spräche, als — Du, theilende ungekannte Zeugin der glücklicheren Tage seines geheimeren Lebens, du, ihr Stolz und ihre Segnerin, — du, vor allen sollst dieß Büchlein wohlbewahren, und jedem deiner Kinder eins mit goldenem Schnitte aufheben, bis sie es einst verstehen, wenn du ihnen sagt, das habe der Vater geschrieben. — Mit welchen Worten aber begleite ich es dir, und welche hätte ich nöthig? — Was soll ich dir erzählen von ihm, das du nicht wüßtest — fühltest — im Innersten deines Herzens du trägst? — Hat er nicht immer mit dir getheilt, sich selbst mit dir? — Er, der der Welt dich weder entriß, noch gab: der dich besaß, indem er dich dir ließ und dadurch glücklich war. Der nie dir zugemuthet, Kummer zu theilen, den du nicht verschuldet; der nie mehr foderte, als du selbst ihm gabst, — worauf du ihm mehr botest, als er je verstand zu fordern; denn du schöpftest aus der Natur, und ihre Schätze hat noch keiner ergründet. O sey gewiß, so wahr ein Gott im Himmel lebt, er wird dich nie verlassen; du selbst kannst ihn nicht lassen .... Fürchte dich nicht, Liebe, daß ich öffentlich spreche. Sie haben dich so wenig gekannt wie ihn; sie verstehen uns nicht, sie denken es nur — auch schlafen sie jetzt .... Siehe, so sind wir ganz allein; auf, laß es uns nützen.

In dieser nämlichen Stunde, der ersten nach Mitternacht, ist dein jüngster Sohn, der herrliche Knabe, sein erstes Jahr alt; du weißt, du hattest ihn dem Vater zum Geburtstage geschenkt. Er schläft, der Engel! du aber hast in solcher Stunde allemal treu über alle deine Kinder gewacht. Küsse ihn noch einmal und sprich: das sey vom Vater. Er hört es nicht, aber er lächelte noch immer, wenn du im Schlafe ihn küßtest. Den Morgen hernach, wenn du ihn angezogen hast — und heute putzest du ihn besonders — erzähle ihm: der Vater sey da gewesen und komme bald wieder, er wird lachen und dir aus den Armen springen; — er war so gern bey ihm. Du aber, lasse die Thräne mich wegküssen, die du im Auge

noch hast, daß sie den Kleinen nicht wecke; treu bewahr ich sie dir, du weißt, wenn du sie wiederbekommst. — Und so wollen auch wir nun ruhen; ich muß morgen früh aufstehen, denn heute hatte ich gar nichts gethan, und es scheint, es will einen schönen Tag geben. Herze mir die Kinder zuvor noch einmal alle, dann schlafe, — und erwache, — wie sie"!

Dieser Abschied an die Seinen ist in dem Anfange der Krankheit geschrieben, die ihn hinwegraffte, bis dahin hatte er noch mit Wahrscheinlichkeit von sich, wie von einem genau befreundeten Dritten gesprochen, hier bricht sein eignes Wesen hervor, er ist es nicht mehr in Abrede, ob er es gleich nicht sagt, er selbst ist der Vater, der von seinen Kindern Abschied nimmt, der Freund, von dem er geschieden. Herzlich freut es, daß er sich selbst und den Seinen so Freund geblieben, während er sich früher von allen seinen Freunden, einer ausgenommen, als ganz geschieden fühlt. Er schreibt (S. LXV): „Ueberhaupt besaß unser Freund das leicht falschen Deutungen unterworfene Talent in ziemlichen Grade, Personen, die sich ihm näherten, sonst aber von mittelmäßiger Beschaffenheit waren, gleich das erstemal so zu befriedigen, daß sie vermeinten, der engste Freundschaftsbund sey nun geschlossen. Was ihn selbst dabey unterhielt, war, sie bis aufs Letzte durchzukennen, und dann zur Probe zu berechnen." Wenn wir über dieses Bekenntniß uns empört fühlen, so kommt dieß nicht etwa daher, weil uns etwa gleiches Schicksal betroffen, wir waren Ritters Talenten befreundet, und endlich selbst seinem wissenschaftlichen Treiben durch streitige Meinung entfremdet, nie haben wir ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu ihm gesucht, oder gefunden, das überhaupt bey seinen sogenannten Genialitäten, das heißt Unannehmlichkeiten, die er mit Witz verbrämt ausstellte, manches Beschwerliche gehabt haben soll. Fragen wir aber seine näher geglaubten Freunde aus, so verliert jenes Bekenntniß von der kalten Bosheit, die es in sich zu tragen scheint; er glaubte sich, wie es Autodidacten häufig ergeht, allein klug und überlegen, und indem er andre aufzuschließen und zu be-

obachten glaubte, beobachteten sie ihn wieder. In einer gewissen Sphäre höherer Bildung ist vertraute Freundschaft selten, und das beste Zeugniß seines Sinnes für Freundschaft und seines Glückes darin, ist das Bekenntniß doch einen wahren Freund gehabt zu haben. Sein Leichtsinn in öconomischen Verhältnissen störte ihm wohl manche gute Verbindung, wir würden dieß verschweigen, weil er es selbst zu sagen vermeidet, und es meist mit dem Ausdrucke verwickelter Umstände versteckt, aber es ist belehrend, weil es von aufstrebenden Geistern meist verachtet wird, auch hierin Talent und Uebersicht zu zeigen, was man je an ihm getadelt, erstammte meist aus dem einen Grunde. Der Armuth gewöhnt, kam er nach Jena, er wußte sich zu beschränken und vom mäßigen Bücherverdienste zu leben, sein Ruhm entstand, sein Geist erfreute, und er verstand es damit Credit zu machen, viele drängten sich um ihn, die ihm eben nichts bieten konnten, als ein wenig Völlerey und Wohlleben, weil sie ihn geistig nicht fassen konnten, aber selbst unter den Gebildetsten fand er, wie es die Zeit damals mitbrachte, jenen Leichtsinn, und er fand sich bald darin sehr bequem. Nicht mit Unrecht beklagt er sich daher über die Bildung (S. XXI—XXIII), die ihm in den gebildeten Kreise wurde, das Beyspiel machte ihn in seinen äußeren Verhältnissen leichtsinniger, und das flüchtige Feuerwerk von Kunsteindrücken, die er da empfing, brachten in den ruhigen Gang seiner wissenschaftlichen Untersuchung einen Wunsch nach Außerordentlichen, auch ein gewisses Lermmachen, vorzeitiges Verkünden von Entdeckungen, die sich mehrmals nicht bewährten, was dem wissenschaftlichen Sinne und seiner ganzen Natur eigentlich fremd war, aber der Kunst, durch die kritische Umgebung, worin sie im Anfange bey uns aufgetreten, nothwendig schien. Diese abwechselnde Völlerey und Noth, die sein schönes Streben durchschnitten, nöthigten ihn abwechselnd zu ungemeinen Anstrengungen und veranlaßten manche Nachlässigkeit. Wer aber dem Vergnügen lebt, muß ihm ganz leben, wer arbeiten will, muß sich zuerst bearbeiten, ordnen, bezwingen können. In

solchen Anstrengungen, die seine Gesundheit vernichteten, seine gesunde Beobachtung störten und ihn auf viele Tage unbrauchbar machten, hat er mehrmals halbe Bände in ein Paar Nächten übersetzt; dieses Bemühen, von der Noth erzeugt, meist auch nur durch Reitzungsmittel bestanden, kennt nie das Selbsterquickende der aus eigener Natur stammenden Arbeit, die auch wohl, wie bey Luther und Newton, die Gränzen überstiegen, die der Tag allem menschlichen Streben setzt), vielmehr folgt daraus eine öde Ueberlebung; Ritter's Freunde versicherten, daß er fürchterlich angegriffen nach solchen durcharbeiteten Nächten ausgesehen. Ueberhaupt fehlte ihm bey aller religiösen Gesinnung, welche die Fragmente aussprechen, die Art heiliger erhaltender Ehrfurcht vor dem eignen Körper, weil auch er ein Ebenbild Gottes; nie hat ein Physiker mit seinem Körper so leichtsinnig experimentirt, und, wie es nothwendig seyn muß, er hat auf diesem Wege durchaus nichts entdeckt, nichts ist aus seinen Augenblendungen gegen die Sonne herausgekommen, die ihn zu erblinden drohten, vielleicht lohnte es der Mühe, einmal alle bedeutende Entdeckungen durchzugehen, ob je durch solches Zerstören des eigenen Lebens irgend eine gemacht worden, ich habe noch keine finden können, aber die wissenschaftliche Jugend setzt meist ihren Muth darein. Selbst mit den Thieren wird häufig ein fürchterlicher Mißbrauch der Art getrieben, wie unzählige Frösche sind der bloßen Spielerey geopfert worden, in unserm Gewissen schreyen deren wenigstens ein Paar Hundert. Wir glaubten der Belehrung diese kleinen Beyträge zu Ritters Leben schuldig, er würde sie nicht übel nehmen, wenn er noch lebte, denn er hatte für Ehrlichkeit des Gemüths vielen Sinn. Daß sein Herz in jenem gebildeten Kreise allzu sehr angestrengt (S. XXIV) und seine Eitelkeit (S. XXI) allzustark angeregt worden, bekennt er selbst, aber eben deswegen möchten wir bezweifeln, daß er so ganz naiv in diese Verbindungen eingegangen sey, wie er sich darstellt, solche Täuschung ist leicht, weil sie angenehm ist, seine Bekannten trauten ihm mehr Erfahrung zu, auch wider-

spricht dieß seiner eigenen Aussage, von der Art, wie er seine Freunde beobachtet hat. Wir wünschten, er hätte solche Verhältnisse entweder gar nicht berührt, oder ganz ausführlich behandelt, den Bekannten ist zuviel darin gesagt, der Welt zu wenig, überhaupt, betrachten wir diese Vorrede als eine Selbstbiographie, so befriedigt sie überhaupt keine Erwartung. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verf. die ausführliche innere Biographie (S. V), die er schon ausgearbeitet, zurückbehielt, bey dem Cynismus und der Offenheit, die dem ungewöhnlich in die Welt gestellten Talente meist eigen, hätten wir vielleicht einen herrlichen Beytrag zu dieser in Deutschland gar noch nicht reichen Sammlung, zu unserm Platner, Bronner, Barth, Schubert u. a. m. erhalten, doch sagt uns auf der andern Seite das witzige Ueberhinschweben, was in dem Mitgetheilten selbst da herrscht, wo er darstellen möchte, wie in den Nachrichten von der Bekanntschaft mit Novalis, mit Herder und über seine Verheyrathung, daß ihm eigentliches Auffassen der Welt und des menschlichen Lebens entweder nie verliehen war, oder früher in ihm untergegangen seyn muß, wie das bey eigentlich wissenschaftlichen Köpfen meist eine sehr kurze Jugend ist, statt der Menschen und Begebenheiten schweben da eben so schnell verabredete Ausdrücke vor (S. LXVIII von Misteln, hohlen Weiden u. s. w.) die vielleicht einmal belacht werden, wie statt der einzelnen physischen Erscheinungen die Zurückführung auf ein gemeinsames Gesetz in Erinnerung kommt. Selbst bey dem Religiosen, was das Buch enthält, ist dieses Zurückführen auf ein gemeinschaftliches Gesetz sehr häufig, die Magnetisirung bey der Taufe (II. B. S. 74), die Betrachtungen über die Ehe (S. LXXVIII). Wir fühlen hier, wie bey vielen in unserer Zeit, daß ihnen die Religion erst ein später gewordenes ist, kein angebornes und anerzogenes, es gab in ihnen eine Zeit, wo sie viel dachten und der Religion vergaßen, und so ist denn auch wieder das Erwachen religiöser Gesinnung mehr in den Speculationen über Religionen, als in der thätigen Einwirkung derselben auf Gefühl und Handlung

zu erkennen. Auch hier ist der eigenthümliche Witz, selbst mancher tiefe Blick des Verf. nicht zu verkennen, der zehnte Abschnitt über thierischen Magnetismus ist wohl das herrlichste, was bis jetzt über seine höhern Verbindungen gesagt, und was den Geist des Verf. besonders charakterisirt, er spricht nicht aus eigenthümlich neuen Erfahrungen so neu und herrlich darüber, sondern aus den bekannten Erscheinungen. Der Leser mag ihn hier mit Schubert in dem sonst lesenswerthen Buche über die Nachtseite der Naturwissenschaft vergleichen; die dreyzehnte Vorlesung spricht dort vom Magnetismus, um seine ganze Umfassung, sein Durchdringen kennen zu lernen, wir halten diesen Abschnitt bey Ritter für viel vorzüglicher als den Anhang vom Klange, den er selbst höher als alles zu achten scheint. — Doch, ich muß mich hier des Physikalischen enthalten, zu Betrachtungen geben diese Fragmente besonders in dem Verhältnisse zur allgemeinen Entwickelung der Naturkunde reichliche Veranlassung, welch' eine Mannigfaltigkeit gegen die Agenda des Saussure, welch' eine gemeinschaftliche Liebhaberey mit Lichtenberg, das Weltall zu organisiren und mit uns in vertraulichere Bekanntschaft zu bringen, welch' ein scharfsinniges Benutzen der Philosophie, ohne sich ihr je zu ergeben, frey fügt sich sein Geist in alle Methoden, doch vor allem braucht er die der Ausnahmen, um zu einem neuen Gesetze zu gelangen, wer diese Fragmente gelesen, und noch von Lufttheilchen, Wassermolekülen und Wärmepartikeln spricht, mag sich nur immer für alle heutige Physik aufgeben, in keinem Schriftsteller hat sich die neuere organische Physik so herrlich verkündigt. Hier zum Schlusse noch einige, nicht physikalische Fragmente kürzerer Art, um auch in dieser Gattung Ritter kennen zu lernen.

„Niemand ist so leicht in Gefahr, Taschenspieler zu werden, als ein Chemiker, der seine eigne Theorie hat. — Der Mann ist das Fremde, die Frau das Einheimische auf Erden; man liebt nur die Erde und durch das Weib liebt uns wieder die Erde. — Licht ist äußere Anschauung der Schwere, Liebe innere. — Arbeit ist, was man nicht gern thut; thun, was

man gern thut, heißt müßig gehen. — Alle Menschen haben etwas Thierisches an sich, nur der Apollo von Belvedere nicht. So haben auch alle Thiere etwas Menschliches an sich, nur Madame S . . . zu J . . . nicht. — Blind führt uns die Natur den Weg der größten Wahrheiten; darum ist es so schwer ihn wiederzufinden, wenn wir sehen können. — Hätte ein Spitzbube dabey gestanden, als die Welt aus Nichts entstand und sie gestohlen, kein Mensch hätte ihm etwas sagen können. Heus! Heus! Christophore! Expergiscere! tempus est eundi in scholam! So sprach Gott, als er den Menschen schuf. — Wir sollten es recht bedenken, daß es für alles, was wir begraben, auch einen Auferstehungstag gibt.

Dieses Auferstehungstages eingedenk möchten wir die Erben der ritterschen Papiere recht ernstlich auffodern, sie nicht leichtsinnig begraben zu lassen; da diese Fragmente nur den funfzehnten Theil derselben ausmachen, so findet sich bestimmt noch unter dem Reste viele Ausbeute. Alle Leser dieses Buchs werden mit uns in den Wunsch einstimmen, daß ein verständiger Freund des Verstorbenen, etwa H. P. Weiß in Leipzig, es in neuer Auswahl daraus fortsetzen möge.

Geschichte und Schriften der Apostel Jesu, von Johann Jakob Heß, Antistes der zürcherischen Kirche. Erster Band. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie. 1809. LXVI u. 548 S. 8. (3 fl. 40 kr.)

Wenn das Christenthum auf der Voraussetzung beruht, daß in Jesus Christus der göttliche Rathschluß über die Bestimmung des menschlichen Geschlechts am vollkommensten geoffenbart worden sey; so muß die ganze Erscheinung Jesu Christi und seiner Apostel, ihr Reden und Thun, und alle Verhältnisse, unter welchen und durch welche sie sich zu erkennen

gegeben haben, hiervon mit unwidersprechlicher Klarheit zeugen; und die urkundliche Nachricht dieser Zeugnisse einer von Gott geordneten und geleiteten Anstalt, durch welche die Menschen ihre würdige, ewige Bestimmung zu erkennen, und zuversichtlich zu ergreifen lernen sollen, heißt mit Recht ein Wort Gottes, eine göttliche Kraft, selig zu machen alle, die an dasselbe glauben. Dieser Glaube, oder das Bewußtseyn Gottes und der Zuversicht auf ihn, geoffenbart und bewiesen durch ein liebe-thätiges Streben, wird nun durch jenes Wort Gottes auf mannigfaltige Weise erzeuget, genähret, befestiget. Aber kann man es bezweifeln, daß er am sichersten hervorgebracht werde, wenn jenes Wort, wiewohl Ort und Zeit, Menschen und Verhältnisse, wo, und unter welchen es zuerst erschienen, verändert oder verschwunden sind, dennoch also dargestellt werden könnte, daß man in dem Ganzen, so wie in der innern Verbindung und wechselseitigen Beziehung der Theile den Einen großen Zweck, die Menschen zur Erkenntniß und Ergreifung ihrer Bestimmung zu leiten, mit untrüglicher Gewißheit erkennen müßte? In dieser Art, und zu diesen edeln Zwecke bearbeitete der ehrwürdige Heß die Urkunden des christlichen Glaubens: mit welchem großen Segen, weiß dasjenige Publicum, welches für solche Bemühungen eine dankbare Theilnahme zu beweisen pflegt. Auch das vorliegende Werk gehört seit 1775, wo es zuerst erschien, in die Reihe der stille und sicher wirkenden Schriften. Im J. 1778 wurde eine unveränderte Auflage veranstaltet, welcher im J. 1791 Hrn. Sandbüchlers in Salzburg „Anmerkungen für katholische Leser" mit Vorwissen des Herrn Antistes, beygedruckt wurden, von welchen derselbe bezeuget, daß sie einige nicht unerhebliche Berichtigungen und Zusätze enthalten. Wiewohl wir nun dem Verf. darin nicht beystimmen können, daß ein ungeänderter Abdruck des Werks jetzo wenigen ein Interesse abgewinnen könne: so gestehen wir doch gern den Wunsch, welchen er so befriedigend zu erfüllen angefangen hat, daß in der neuen Auflage auf manches Rücksicht möchte genommen werden, was seit der Zeit der ersten

Erscheinung des Werks über denselbigen Gegenstand geschrieben worden. Der Verf. behandelt indessen auch bey dieser Ueberarbeitung diesen Geschichtsstoff aus dem theokratischen Standpuncte, und stellt die Hauptbegebenheiten in demselbigen Lichte dar, wie in der ersten Ausgabe; im wesentlichen nach den Grundsätzen, welche er in dem Umriß und Grundsätzen des biblischen Geschichtstudiums, im 1. Bd. der Biblioth. d. heil. Geschichte 1791, vorgetragen hat. Aber demungeachtet ist diese neue Auflage reich an wichtigen Verbesserungen, welche der Verfasser aus sorgfältiger Forschung des Josephus und Philo und anderer römischen Schriftsteller gewonnen hat. Der Schauplatz des Lebens der Apostel und ihre besonderen Verhältnisse und deren Beziehung auf den damaligen Weltzustand, und damit dasjenige, was die Ausbreitung des Christenthums hinderte, oder beförderte, wird dadurch näher gebracht, und genauer erkannt. Denn „die tiefere Kenntniß des menschlichen (politisch-civilen) Ganges der Sachen setzt um so besser in Stand, die Gränzlinie zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, oder auch das ineinander laufen derselben richtiger einzusehen. Denn weder die Art, wie der Verf. der „Geschichte des Urchristenthums im Zusammenhange mit der natürlichen Geschichte des Propheten von Nazareth", noch auch diejenige, durch welche von manchen mit Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Bibel von allem Wunderbaren befreyet werden soll, um sie den denkenden Lesern genießbarer zu machen, ist, nach dem Verf., die richtige und befolgenswerthe. Ihm ist der Geschichtsinhalt der Bibel ein t h e o k r a t i s c h e s G a n z e s, und die Apostelgeschichte insonderheit der Schlußstein desselben; wo alle frühere göttliche Führungen, von Abrahams Zeiten her, wie in einen Zielpuncte zusammenlaufen, und diesem, seinesgleichen nicht habenden Werke, ein Siegel der Göttlichkeit aufprägen, von welchem nichts weggerissen, oder abgelöset werden kann; am wenigsten das, was in den Handlungen unsers Herrn und seiner Gesandten sich als Vollmachtsbeweis ihrer höhern Bestimmung auszeichnet.

— Das Studium der Apostelgeschichte, meint der Verf., sollte sich selbst von der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten der Menschheit eine größere Anzahl unbefangen forschender Liebhaber versprechen dürfen. Man sollte selbst von dem Wunderbaren, was in unsern Tagen geschieht, ob es gleich auch seine sehr natürliche Seite hat, allgemach den Rückschluß machen dürfen, es könnten zu jenen noch ungleich wichtigern Zwecken, zu denen jene Thaten unsers Herren und seiner Gesandten als Mittel gedient, gar wohl noch eigentlichere und noch größere Wunder geschehen seyn.

Uebrigens wird diese neue Ausgabe aus drey Bänden, und jeder Band aus drey Büchern bestehen: ein neuntes Buch wird also hinzukommen, in welchem die apostolische Geschichte, über den Zeitpunct der Zerstörung Jerusalems hinaus, bis ans Lebensende des Johannes erzählt, und auch die erheblichsten Sagen von den Bemühungen und Reisen der übrigen Apostel aufgenommen werden. Dem dritten Bande wird auch eine Landcharte und eine synchronistische Tabelle beygelegt werden. In der Zeitbestimmung folgt der Verf. nicht mehr Barrington, oder Usher unbedingt: namentlich zieht er die, von Wilhelm Whiston angenommene, und von Semler in seine Prolegomena in Epist. ad Galatas eingerückte Bestimmung der Zeit, wann Paulus mit Titus und Barnabas nach Jerusalem gekommen, gleichfalls vor, und ist der Meinung, daß es dieselbe Reise sey, welcher in der Apostelgeschichte 18, 22 gedacht wird. Einer Festsetzung der Jahre, in welche jedes Ereigniß gefallen, enthält er sich in manchen Fällen lieber, als daß er etwas nicht ganz Erweisbares annähme. Treffend wird noch bemerkt, daß das Anführen der Sagen, als solcher, gewissermaßen zur Vollständigkeit der Erzählung gerechnet werden müsse. Einige, die auf der Apostel, besonders Paulus und Petrus, wichtigste Verrichtungen sich beziehen, haben sich bis zum Ansehen kirchlich = angenommener Tradition erhoben: in keinem Falle eignet ihnen der Verf. größeres Ansehen zu, als sie nach Maßstabe ihrer inneren und äußerlichen Wahrscheinlichkeit ver-

dienen. Als eigentliche Geschichtsbeylagen sind aber auch in dieser Ausgabe die Briefe der Apostel ganz eingerückt. Nach welchen Grundsätzen der Verf. dieselben ins Deutsche übertragen habe, bemerkt er lehrreich und befriedigend in der Vorrede S. XLVII u. ff. Interessant ist die, S. LIII erwähnte Schrift des wahrscheinlich ersten Vorgängers des Verf., des Joannes Boudinius, de Jesu Christi D. N. rerum gestarum, quum in terris versaretur, claritate et gloria. Antverp. 1591. — Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung entgegen, und sind vollkommen der Meinung des vortrefflichen Mannes, daß durch immer tiefer gehendes Beleuchten der ganzen ursprünglichen Lage des Christenthums das Interesse für den Hauptgegenstand gehoben, und lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Sache, wo nicht bewirket, doch vorbereitet und eingeleitet werde.

Ueber Kirchenzucht. Mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche, von Jonathan Schuderoff, Superintendenten und Oberpfarrer zu Ronneburg. Altenburg u. Leipzig, bey Wilhelm Ernst Richter. 1809. XX und 92 S. 8. (8 gr.)

Der Verf., ein geachteter, auch als Schriftsteller sehr thätiger Geistlicher, trägt mit Lebhaftigkeit und Freymüthigkeit seine Ansicht und Ueberzeugung über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Anwendbarkeit einer christlichen Kirchendisciplin vor, und in zwey Beylagen fügt er einen Entwurf zur „Organisation des Kirchenrechts" nach seinen Grundsätzen, und „der Einrichtung des Codex der Kirchengesetze" bey. Niemand wird mit ihm über den Inbegriff der wesentlichen Foderungen, welche die Kirche an ihre Glieder zu machen habe, streiten. Unstreitig sind diese: 1) feyerliche Aufnahme durch die Taufe, und Bestätigung derselben durch die Confirmation; 2) Theil-

nahme an denjenigen Versammlungen insonderheit, welche die Kirche an Sonntagen verordnet. (Der Verf. begreift, wie es scheint, die Festtage nicht unter denjenigen, deren Mitfeyer die Glieder der Kirche ohne Noth sich nicht entziehen sollen; unsers Dafürhaltens sollte man auf dieser Theilnahme am ernstlichsten bestehen: denn an diesen Tagen feyert der Christ die wichtigsten Momente der Erscheinung Christi, und der, an diese geknüpften, durch sie dargestellten religiösen Ideen, Ahndungen und Hoffnungen); 3) Theilnahme an dem heil. Abendmahl, als Bürgschaft der Gemeinschaft mit der Kirche; 4) ein Wandel, der den moralischen Vorschriften der Kirche gemäß ist. Alles hängt inzwischen von Entscheidung der Frage ab: in welcher Art und durch welche Mittel bewirkt werden könne, daß eine Kirchendisciplin anerkannt, geltend gemacht, und gegen Widerspenstige vollzogen werde? Darf dieses, und kann es die Kirche ohne den Staat bewirken? Wie verhalten beyde, Kirche und Staat, sich gegen einander? In der Vorrede erklärt sich der Verf. über die gegenseitigen Verhältnisse derselben vorläufig also: „nicht der Staat soll der Kirche vorschreiben, wie es in ihr hergehen soll; er soll die Kirche nicht bevormunden; er soll aber auch von der Kirche keine Eingriffe in sein Gebiet dulden. Beyde sollen vielmehr in freundschaftlichem Einverständnisse das Beste ihrer Glieder besorgen." (Allein, bemerken wir, ist die Kirche nicht in ihrem sichtbaren Daseyn eine Gesellschaft im Staate? Sie ist also, wie jede einzelne Person im Staate, demselben untergeben. Die, von der Kirche angenommenen Mittel zur Erreichung ihres Zweckes, mögen sie Lehre, Gebräuche, oder besondere Einrichtungen seyn, werden vom Staate anerkannt, indem er, aus eigner Bewegung, oder Kraft vorhandener Staatsgrundgesetze, eine solche Gesellschaft gestattet. Damit hat er aber nicht bloß die Befugniß überkommen, zu sorgen, daß die Kirche gegen den Staat nicht aus den Schranken trete; sondern auch die Verpflichtung übernommen, darüber zu wachen, daß die, von der Kirche zu ihrem Endzweck ergriffenen Mittel gehörig angewen-

det, Abänderungen hierin nur alsdann vorgenommen werden, wenn die vorhandenen von der Kirche, nicht etwa von einzelnen anmaßlichen Gliedern derselben, für unzureichend, oder verwerflich erklärt worden sind, und nur in der Art vorgenommen werden, wie es nach den Grundsätzen der Kirche geschehen darf. Aufsicht über die Kirche und Einsicht in ihre inneren Verhältnisse, oberste Leitung der Gesellschaft, Schutz gegen vorgreifende, oder ungehorsame Glieder durch Autorisirung der Staatsbehörden, die gesellschaftlichen Rechte und Anordnungen gegen solche aufrecht zu halten, an denselben nöthigenfalls durch Zwangsmittel geltend zu machen, dafern sie nicht aus der Gesellschaft treten; hinwiederum Schutz auch den einzelnen Gliedern gegen die Kirche, oder ihre Vorsteher, damit diese nicht wider den Sinn und Buchstaben der kirchlichen Verfassung sie mißhandeln, gehört unstreitig zu den Befugnissen des Staates, das Haupt desselben mag von dieser Kirche ein Mitglied seyn, oder nicht; der Staat mag Eine solcher kirchlichen Gesellschaften, oder mehrere in sich befassen. Unleugbar richtig ist es, was Plank in der, von dem Verf. in der Vorrede angeführten Stelle behauptet: „die ganze bürgerliche Gesellschaft (zu den Zeiten Constantins) hätte immer aus lauter Christen bestehen können, ohne daß es deswegen nothwendig geworden wäre, daß man ein Christ werden müsse, um Bürger zu bleiben.“ Aber wenn dadurch, daß letzteres vom Staate geboten wurde, hinlänglich dafür gesorgt wurde, daß das Oberhaupt des Staats desto gewisser auch Oberhaupt der Kirche werden konnte, so folgt, nach des Rec. Ueberzeugung, daraus wieder nicht, daß dieses habe geschehen müssen. Der Staat hätte die Kirche, wenn sie auch alle Staatsbürger unter sich begriffen hätte, dennoch als eine mit bestimmten Grundsätzen und darauf sich gründenden Lehren und Einrichtungen anerkannte Gesellschaft betrachten können, welche er nach diesen beschränkenden Verhältnissen regiert hätte, ohne deshalb im engern Sinne des Wortes das Oberhaupt der Kirche zu seyn. Was konnte aber die Kirche, oder ihre Vorsteher, wenn sie auch so erleuchtet

gewesen wären, den Regenten zu versichern, daß er durch das Christenthum nicht verpflichtet würde, andersdenkende der bürgerlichen Rechte verlustig zu erklären, wenn sie der christlichen Kirche nicht beyträten, dawider haben, oder vorbringen, wenn das erste und mächtigste Glied der Kirche, welchem die Mitwirkung der weisen und wohldenkenden Glieder am wenigsten entstehen konnte, sich auch für das Haupt der Kirche erklärte? Die europäischen Regenten und Fürsten, welche der Reformation beytraten, handelten in demselben Sinne: was sie für die reine Lehre ansahen, und annahmen, leitete und bestimmte sie bey den Veränderungen, die sie mit dem Religionswesen ihrer Lande vornahmen, und die Redlichsten hielten es wenigstens für rechtmäßig, alle mit der alten Religionsverfassung verbunden gewesene Vortheile und Einkünfte der neuen, d. h. der wiederhergestellten ursprünglichchristlichen, wie sie glaubten, zuzuwenden, und hielten sich nur nicht berechtigt, bey diesem Anlaß das Staatsvermögen auf Kosten der Kirche zu bereichern. Diese ihre, unter dem Namen Reformationsrechte bekannten Befugnisse beschränkte erst für Deutschland der westphälische Friede, der, was sehr merkwürdig ist, als Resultat der Gewalt, nicht der eignen auf diesen Standpunct erhobenen Einsicht, den Staatsgrundsatz festsetzte, daß den Regenten nur in sofern das Reformationsrecht zukomme, als es durch die Verhältnisse, welche von nun an für die Landeskirche reichsgrundgesetzmäßig anerkannt waren, zugelassen wurde. Allmälig ist es dahin gekommen, daß statt des Extrems, wo der Regent sein religiöses Dafürhalten gewissenshalber seinen Unterthanen aufzudringen, oder wenigstens die mit ihm gleichgesinnten auch in bürgerlichen Verhältnissen sehr zu begünstigen pflegte, das andere, auf jeden Fall für das äußerliche Fortbestehen der vorhandenen kirchlichen Gesellschaften günstigere, zur Maxime geworden zu seyn scheint, daß der Regent, der Staat, als solcher, gar keine Religion haben dürfe; mit unpartheyischer Gerechtigkeit, mit Weisheit und Wohlwollen jede im Lande vorhandene Religionsgesellschaft

regieren müsse, wie die verschiedenen einzelnen Personen, oder Stände der Staatsgesellschaft. — Wir kommen auf unsern Verf. zurück. Nachdem er mit Mißbilligung erwähnt, wie durch die Intoleranz der ersten christlichen Kaiser diese zum Oberhaupt der Kirche sich erhoben, fährt er fort: „späterhin änderte sich dieses. Ein Bischoff wurde Oberhaupt der Kirche, und schwang sich nicht bloß zum Oberhaupte eines Staates auf, sondern maßte sich an, das Oberhaupt aller Staaten zu seyn. Solche Verwirrungen, die zuletzt nur zu blutigen Auftritten führen, müssen entstehen, wenn das, was Gott ursprünglich geschieden hat, vereinigt wird, und wenn man es nicht über sich gewinnen kann, auf scheinbare Vortheile und Vorzüge Verzicht zu thun.“ Der freymüthige Verf. erlaube uns hierauf zu bemerken: jede sichtbare Kirche, wie wir jenen äußerlich erscheinenden Verein zu religiösen Zwecken nennen dürfen, hat, wie auch der Verf. behauptet, die Bestimmung, der unsichtbaren Kirche zu dienen, dieser möglichst viele Glieder zu gewinnen, folglich „die sichtbare christliche Kirche den Zweck, dahin möglichst beyzuwirken, daß im Fortgange der Zeit alle Menschen von Gottes Wort und Geist erleuchtet, und regiert, in dem Einen wahren Glauben, der durch Liebe thätig sich bewährt, vereiniget werden, und Gotte alles in allen werde. Nun liegt ja nichts widerrechtliches, nichts nothwendig verwirrendes in dem Vorsatze, einer zu religiösen Zwecken vereinigten Gesellschaft, deren Zwecke höher und umfassender sind, diejenige Gesellschaft, welche zu weltlichen Zwecken auf irdische Wohlfahrt und Sicherheit berechnet ist, unterzuordnen. Eine solche hierarchische Staatsverfassung wäre so rechtmäßig, als eine weltliche; ihre Benennung, von ihrer vorherrschenden Bestimmung hergenommen, zeigt auch nicht an, daß das hierarchische Princip das weltliche verwerfe, oder ausschließe; so wenig als umgekehrt das weltliche jenes: nur die Unterordnung des einen unter das andere zeigt sie an: und das eine, oder das andere muß der Fall seyn; der consequente Regent entweder ein Bei Ernst, oder ein Friedrich II., jede

Staatsverfassung, ehe sie monarchisch, oder republikanisch u. s. w. seyn, oder heißen kann, muß hierarchisch, oder weltlich seyn. Der dritte Fall, welchen der Verf. möglich, ja nothwendig erachtet, ist, wie wir überzeugt sind, in der Wirklichkeit nicht gedenkbar ohne Verwirrung zu veranlassen, welche in jedem der beyden genannten Fälle nur alsdann eintritt, wenn die Verfassung entweder der gewissenhaft kräftigen Anwendung entbehrt, oder andere Ansichten über menschliche und gesellschaftliche Wohlfahrt, und die besten Mittel, dieselbe zu erzeugen und zu erhalten, herrschend werden. Rec. hält es für durchaus unmöglich, daß die Kirche eine eigentliche Verfassung behaupten könne, welche „den Regenten der eben so beschwerlichen, als mit ihrer Würde unverträglichen Vormundschaft überhebe", und begreift es nicht, wie das beschwerliche einer Regierungsangelegenheit ein Motiv werden dürfe, sich desselben zu entschlagen; nicht, wie Schutz, Aufsicht, Leitung der ehrwürdigsten Gesellschaft, welche ein Staat besitzen kann, nach den, vom Staate anerkannten Grundsätzen und Anordnungen, mit dessen Würde unverträglich seyn könne; noch weniger, daß es recht gethan sey, Staatsglieder, die sich vereinigt haben, innere, höhere, ewige Wohlfahrt in sich und den ihrigen zu gründen und zu befördern, der Gefahr zu überlassen, daß ihre edle Absicht von träger Sorglosigkeit, oder durch scharfsinnigen Egoismus vereitelt und verrathen werde; und ist daher nicht der Meinung des Verf., daß das Kirchenrecht aufhören solle ein integrirender Theil des Staatsrechts zu seyn. Wir theilen nun des Verf. Ideen und seine darauf gegründeten Vorschläge über Kirchenzucht mit. — „Zucht ist, sagt derselbe, Inbegriff der Mittel, durch deren Anwendung man den Menschen für Anerkennung und Befolgung gewisser Gesetze, oder einer gewissen Ordnung nöthigt. Wenn es eine Kirchenzucht gibt, so erscheint die Kirche als Erzieher, die ihre Angehörigen, ihre Glieder, als Zöglinge unter Aufsicht und Zucht nimmt. Aber gibt es auch eine Kirche? Ihr Begriff setzt auch ihr Daseyn. Die äußere Kirche geht hervor aus dem Ideal von

öffentlicher Sittlichkeit und Religion, das jeder Mensch in sich hat, und ist eine Gemeinde, zu dem großen Zwecke verbunden, die Erde in das Paradies zu umschaffen, in welchem jeder rein, heilig und selig ist, ohne ein solches Streben zum Ideal hat die Menschheit ihr unterscheidendes Merkmal verloren: es soll, dieß ergibt sich aus dem Begriffe, eine Kirche geben, und es gibt eine, denn es gibt eine Wechselwirkung und Gemeinschaft vernünftiger Wesen. Sie läßt sich betrachten als Gemeinde der Heiligen in der Idee, und dann als Anstalt in der Wirklichkeit, oder Sinnenwelt, die Menschen zur Heiligkeit, d. i. vollendeten Geistigkeit und Sittlichkeit zu bilden. Besondere Kirchen, nach dem Zwecke der Cultur, nach Clima, nach herrschenden Sitten und Meinungen verschieden gestaltet, müssen in Ansehung des, ihnen zum Grunde liegenden Princips der Abglanz des allgemeinen Wahren seyn. In Hinsicht auf das Symbol, welches den Standpunct angibt, auf welchem sich die Gemeinde in ihren vornehmsten Repräsentanten zu der Zeit seiner Verfertigung befand, kann große Verschiedenheit herrschen. — Der Idee einer Kirche entspricht die christliche Religionsanstalt am besten, ihr Stifter hat zum Princip und Ziel derselben Heiligkeit erhoben." (In wiefern gibt es eine von Christus herrührende äußerliche Religionsanstalt? Christus hat von dem, mit ihm gekommenen und in ihm gegründeten Reiche Gottes versichert: es kommt nicht mit äußerlichen Gebährden; man wird auch nicht sagen: siehe, hie, oder da ist es; denn sehet, es ist inwendig in den Menschen. Von äußerlicher Form unabhängig, so wie von Verhältnissen der Zeit und des Ortes ist dieses Reich; aber es erfährt jeder in seinem innersten Wesen ihr Daseyn und die Gemeinschaft mit demselbigen, wenn Christus Geist ihn regiert. Aber in jedem sichtbaren, noch so kleinen Vereine zu solchem Endzweck, Glieder dieses Reichs zu werden, ist Er mitwirkend gegenwärtig; wo zwey, oder drey in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen!) „Der christlichen Kirchenzucht Grundsatz ist: wer zur christlichen Gemeinde gehören will, muß auch

äußerlich keinen Zweifel übrig lassen, daß er ein Christ sey, und sich demjenigen fügen, was die Kirche zu ihrer Erhaltung für nothwendig erklärt. Von einer Zucht in der Kirche kann die Rede seyn, in wiefern sie gewisse Vorkehrungen und Einrichtungen bedarf, welche ihr Daseyn (ihr Begriff) ihre Erhaltung und ihre Fortschritte betreffen. Das Daseyn, bloß denkbar nach dem Begriffe der kirchlichen Gemeinschaft, bedingt gottesdienstliche Versammlung, Einweihung zur Mitgliedschaft durch die Taufe. Die, daraus sich ergebende Regeln für christliche Zucht sind: 1) jeder, der zur Kirchengemeinschaft gehören will, soll sich taufen lassen; 2) jeder in dieselbe aufgenommene soll die öffentliche Gottesverehrung besuchen. In der Kirchenpolizeyordnung müßte bestimmt werden, wie lange ohne officielle Mahnung die gottesdienstliche Versammlung versäumt, die Taufe ausgesetzt bleiben dürfe? Aber diese Bestimmung müßte nicht durch den Fürsten, sondern durch die Kirche, den Kirchenrath, gemacht werden; so wie überhaupt keine Instruction für den Kirchenrath vom Regenten gegeben werden sollte. Den Kirchenrath könnte fürs erste der Fürst im Namen aller vociren, alsdann ergänzte dieser sich aber selbst.“ (Der Verf. sagt nicht bestimmt, ob der Fürst, welchem er das Recht zu vociren zugesteht, ein Mitglied dieser Kirche seyn müsse? Aber sollte es gut seyn und recht, wenn die vacanten Stellen im Kirchenrathe, ohne des Regenten, wäre er auch dieser Religionsgesellschaft nicht zugethan, Wissen und Mitwirken besetzt würden? Stellen, die für einen großen Theil seiner Unterthanen höchst wichtig, für den Staat von bedeutendem Einflusse seyn können? Haben in der sichtbaren Kirche diejenigen, welche an Weisheit und göttlichem Sinne vorleuchten, immer auch das verfassungsmäßige größere Ansehen, und also entscheidenden Einfluß? Ist es nicht wünschenswerth, daß in dem Fürsten eine mit Scheu erfüllende, nöthigenfalls zurechtweisende höchste Stelle vorhanden sey? Nicht besser, daß diese, nach vorhergehender Berathung durch den Kirchenrath, oder andere der Kirche ergebene Staatsdiener, hierin allein

entscheide? Und wenn wir auch gerne zugestehen wollen, daß keine Instruction für die Kirche aus dem Cabinet des Regenten, als solchem, ursprünglich ausgehen dürfe, sondern von einem mit den Grundsätzen der Kirche vertraut bekannten, derselben aufrichtig angehörigen Manne verfertigt seyn müsse, muß sie nicht im Namen des Regenten von demselben als Instruction für den Kirchenrath anerkannt, und confirmirt, promulgirt werden, wenn sie eine die Vorsteher und Glieder der Kirche äußerlich bindende Kraft haben soll? Und was wäre sie ohne diese Sanction in einer äußerlichen Gesellschaft? Aber mit dieser kann nach derselben jedes Mitglied der Kirche, als solches, und so lange es ein solches bleibt, von dem Staate zur Erfüllung derjenigen Pflichten, die es mit Gutheißen des Staats jedoch freywillig übernommen hat, von Rechtswegen genöthigt werden. Der Verf. erinnert dießfalls nicht ganz passend an die Instructionen, welche Wöllner, als Chef des evang. lutherischen Kirchenwesens bey König Friedrich Wilhelm von Preußen, veranlaßt hat. Wenn wir auch solche Instructionen mit dem Verf. für eine Calamität der Kirche halten, so können wir uns doch auch nicht verbergen, daß ein Wöllner, als Mitglied eines Kirchenraths einen eben so überwiegenden Einfluß über das Collegium hätte gewinnen können, wie über den König; und es hätten auf diese Art auch daher Instructionen in seinem Sinne zum Vorscheine kommen können. „Meint man, fragt der Verf., die kirchlichen Angelegenheiten würden einen verkehrten Gang nehmen, wenn nicht der Staatsrath sein Siegel aufdrückte? Wer präsidirt denn in der Gelehrtenrepublik? Die Wissenschaft, und es geht, wie wir sehen, in der wissentschaftlichen Welt so gut, als es eben gehen kann.“ (Letzteres ist unstreitig wahr: aber der Verf. nenne doch das Land, wo die Gelehrtenrepublik äußerlich erscheint, wie eine sichtbare Kirche? Jeder Gelehrter für sich, sogar die Glieder gelehrter Gesellschaften streben, wenn sie wahre Gelehrte sind, dahin, das unsichtbare Reich der Kenntnisse und Erkenntnisse, das ist, jene Gelehrtenrepublik, zu erhalten,

und zu erweitern. In welcher Art, zu welcher Zeit, ist jedem einzelnen entweder lediglich überlassen, oder es ist ihm im allgemeinen, oder speciell von irgend einem Menschen, auch von dem Staate etwa; zur Pflicht gemacht worden. Dennoch geschieht vieles, großes und herrliches von diesem unsichtbaren Vereine der, durch Forschbegierde und Wahrheitsliebe verbundenen Gelehrten! Aber aus welchen Menschen besteht folglich auch diese unsichtbare Republik? Und dennoch, wenn sie in einer sichtbaren Gesellschaft in einem Lande vereinigt wären, welche Auftritte würde man haben, wie lange könnte das Eintreten der Staatsgewalt unterbleiben?) „Zur Erhaltung der Kirche ist, sagt der Verf., vonnöthen ein der inneren Heiligkeit, welche die unsichtbare Kirche fodert, entsprechender Wandel: also gelte das Gesetz: wer die Sittsamkeit verletzt, verfalle in Strafe! Diese Strafe kann aber nicht Excommunication; überhaupt keine beschimpfende, keine positive Strafe seyn. Der Verf. classificirt sie folgendermaßen: 1) Erinnerung durch den Kirchenvorstand, welche mündlich und schriftlich geschehen könnte; 2) Drohung der Anzeige an den Kirchenrath; 3) Buße, wenn die vorhergehenden Mittel nichts gewirket haben. Diese Buße begreift: Ausschluß von dem Rechte ein Kirchenamt zu bekleiden; zu Gevatter zu stehen; getraut zu werden; Vormund zu seyn; einen Eid zu schwören; vor Gericht zu zeugen; ein Richter im Staate zu werden; nach christlicher Gebühr begraben zu werden. (Wenn nun der Verf. in der Folge die Gränzen der Kirchenzucht sehr richtig da findet, wo Nöthigung durch äußerliche Gewalt anhebt, so frage ich: ob er es für möglich halte, die, von ihm vorgeschlagenen negativen Strafen, welche sehr positive Wirkung auf die äußerliche Wohlfahrt haben müssen, ohne Zwang zu vollziehen? Wird nicht, muß nicht die kirchliche Behörde sehr compromittirt werden, wenn der Staat nicht beywirken soll? Und wenn der Staat, was gleichwohl der Verf. durchaus nicht für nöthig erachtet, der Kirche die Befugniß ertheilte, inner den Gränzen einer vom Staate sanctionirten Kirchenpolicey die gedachten Strafen mit Zwang voll-

ziehen zu lassen: wo wäre die Kirche, die nur mit dem Hammer des göttlichen Worts strafen soll? Und wie seltsam könnten in einem und demselbigen Menschen die Strafen der Kirche und des Staates zusammentreffen?)

Für das Fortbestehen der Kirche, welches der dritte die Kirchenzucht berührende Gegenstand nach dem Verf. ist, wird gesorgt in religiös-wissenschaftlicher und policeylicher Hinsicht: beydes kann nicht anders geschehen, als durch Schulen, wozu auch, weil die Kirche auch Gelehrte braucht, gelehrte Schulen gehören. Soll es nun kirchliche, oder nur Staatsschulen geben, oder beyde neben einander? Der Verf. schlägt vor, alle Schulen des Landes dem Kirchenrathe anzuvertrauen, nur mit der Vorsicht, daß ein weltlicher Deputirter stets in demselben darauf achte, daß nichts nachtheiliges für den Staat von der Kirche beschlossen, und die Bildung in den Schulen nicht einseitig werde. — Das Räsonnement, auf welchem des Verf. Ueberzeugung beruhet, daß aus der, von ihm vorgeschlagenen, vom Staate unabhängigen Befugniß der Kirche, ihre Glieder zu den gesellschaftlichen Pflichten durch die angegebenen negativen Strafen zu nöthigen, weder unrechtmäßig, noch für den Staat gefährlich sey, ist dieses: „die Kirche ist ein selbstständiges Ganze; ein bloßes Anhängsel vom Staate kann sie nicht seyn; denn das Gebiet des Glaubens liegt jenseits des Gebietes des Staates. Die dermalige Organisation der Consistorien, wonach geistliche und weltliche Räthe Glieder derselben sind, scheint mehr der Eifersucht des Staates auf die Kirche, die ihr Gebiet so gern in das des Staats hinein erweiterte, den Ursprung zu verdanken, als der Ueberzeugung, die Kirche hänge vom Staate ab, oder sey etwas, lediglich in wiefern sie im Staate sey. Freylich ist sie im Staate, in sofern, daß sie nur auf dem Staatsgebiete und nur aus Staatsbürgern bestehen kann. Der Staat ist aber auch in der Kirche; d. h. jeder Staatsbürger soll auch Kirchenglied seyn. Jedoch ist der Fürst nicht summus Episcopus. Im Fürsten ist der Staat mit allen Kräften und aller

Macht; es resultirt nicht aus dem Begriffe eines Souverän, daß er in einem Thun und Lassen beschränkt sey. Wäre er höchster Bischoff Regent der Kirche, so wäre er folglich ein Papst; und man bekäme überdem so viele Kirchen, als man Staatsoberhäupter hätte. Denn der Staat wechselt seine Formen; die Kirche nie.“ (Wir gestehen es, daß wir nicht im Stande sind einzusehen, wie aus diesem Räsonnement das oben angeführte Resultat hervorgehen könne und müsse.) Der Kirchenrath, als Haupt der Kirche, ist durch den Begriff einer sichtbaren Kirche gebunden und bestimmt; tritt der Fürst in dieses Verhältniß, so hat er sich seiner Hoheit entäußert.“ (Also, wenn der Fürst irgend eine Gesellschaft von Staatsgliedern in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen anerkennt, autorisirt, und als Regent die Gesellschaft gegen die Glieder, diese gegen die Gesellschaft, oder ihren Vorstand, nach den, von der Gesellschaft angenommenen, vom Staate sanctionirten Grundsätzen regieret, so hat er sich seiner Hoheit entäußert, da er hier seine Regentenpflicht nach Maßgabe der gesellschaftlichen Verhältnisse ausübt?) Endlich glaubt der Verf., daß die, von ihm angegebenen gegenseitigen Verhältnisse von Staat und Kirche in ihrer Reinheit erhalten würden, wenn vom Staate dem Kirchenrathe ein weltlicher Rath zugegeben würde, der nöthigenfalls sein veto interponirte; anderntheils der Staat gestattete, daß die Kirche einen Deputirten in dem weltlichen Regierungscollegium halte. (Wenn nun aber das veto des weltlichen Raths dem Kirchenrathe nicht rechtmäßig erscheint: wodurch macht er es unkräftig? Durch Vorstellungen bey dem Fürsten? Dieser entscheidet also doch! Und wenn der geistliche Deputirte in der weltlichen Regierung eine Protestation einlegt, wodurch verschafft man derselben Wirksamkeit? — S. 84 spricht der Verf. von einem Verhältniß der besondern Kirche, Secte, zur herrschenden, unter welcher er diejenige versteht, welche die weit meisten Glieder zählt; aber nach des Verf. eigenen Grundsätzen kann nur von einem Verhältnisse verschiedener Kirchen zu einander, nicht von einem Verhältnisse der besondern Kirche zur herrschenden die Rede seyn; denn weder die Würdigkeit, noch der Umfang der Rechte im Staate können bey Kirchengesellschaften durch die Zahl ihrer Glieder bestimmt werden; und wenn der Verf. dennoch positive, einer Kirche zu gut kommende Staatsverhältnisse im Auge hat, warum nimmt er in dem ganzen Gange seiner Untersuchung über das Verhältniß von Kirche und Staat hierauf keine Rücksicht?

Die Ausführlichkeit dieser Anzeige wird man der Wichtigkeit des befraglichen Gegenstandes zu gut halten, und der achtungswerthe Verf. wird die, von der seinigen in vielen Stücken ab-

weichende Meinung ohne Unwillen lesen. Sine ira haben wir geschrieben; nicht sine studio; denn die Sache liegt uns wahrhaft am Herzen, und wie sehnlich wünschen wir, daß sie aufs Reine gebracht: und alsdann die beste Verfassung geltend gemacht werde!

Liturgisches Predigerhandbuch zur Beförderung der nöthigen Abwechslungen und einer zweckmäßigen Mannigfaltigkeit in den Amtsverrichtungen der Prediger, auch erforderlichen Abänderungen nach Zeit, Ort, Personen und Umständen, herausgegeben und größtentheils entworfen von J. C. Velthusen, Gen. Sup. des Herzogth. Bremen und Verden. Vierte, aufs neue durchgesehene, vermehrte Auflage. Bremen und Aurich, bey Joh. H. Müller. 1809. 452 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auf Reichhaltigkeit hat dieses liturgische Handbuch gerechte Ansprüche zu machen. Denn man findet darin außer den gangbaren Artikeln noch christliche Glaubensbekenntnisse, Zeitgebete, Hirtenbriefe, Segenswünsche, Gebete am Secularfeste, Reden bey einer gerichtlichen Eidesleistung, Klosterreden und die, etwas zu specielle Litaney eines dankbaren Volks bey einer besorglichen Krankheit seines allgeliebten Monarchen in einer kritischen Lage des Staats. Wer aber Mannigfaltigkeit und Abwechslung und erforderliche Abänderung des Vortrags nach Zeit, Ort, Personen und Umständen (dem Titel zu Folge) in diesem Buche zu finden meint, der findet sich auf allen Seiten getäuscht. Viele Rubriken enthalten nur ein einziges, andere doch nur sehr wenige Muster. Alle insgesammt aber sind in einem gewissen Predigertone abgefaßt, der weder auf feinere und gebildetere, noch auf gemeine, sprachunkundige Personen Rücksicht nimmt, und in ruhiger Trockenheit mit einer unübertrefflichen Gleichmüthigkeit die Sachen vorträgt, von denen die Rede seyn soll. Hierzu tragen die Worte: bereits, indessen, allerdings, also, deswegen, insgesammt, dereinst, so wie die Pastoralausdrücke: inbrünstig, bescheren, Ausschüttung der Herzen, Gleißnerey, (oft noch mit orthographischen Hülfsleistungen, die Bitten gewähren ꝛc.) das ihrige bey.

Die christlichen Glaubensbekenntnisse enthalten einzig das Lied: Auf, Christen, laßt uns ihn bekennen. Der Segenswünsche, die zum Schlusse religiöser Feyerlichkeiten gebraucht werden sollen, sind fünf. Unter diesen befindet sich auch der Wunsch: der Herr sey deiner beständig eingedenk, der besser mit andern Ausdrücken zu vertauschen wäre. Den Zeitgebeten sind auch Volksgebete und Kriegsgebete beygefügt. Die Rede bey der gerichtlichen Eidesleistung fängt mit der gellertschen Strophe an: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc. Die Klosterreden sind Einweihungsreden (oder wie es heißt: Einsegnungen) namhafter Stiftspersonen, denen die Bestimmung der Klöster mit den in der Zeitgeschichte erfolgten Abänderungen zu Gemüthe geführt wird. Den Schluß macht eine Rede bey Einweihung einer neuen Kirche. Der von einem Hirten an die Hirten geschriebene Hirtenbrief ist in die Kirchengebete mit eingeschlossen.

Die Familie Werthheim. Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmäßigen Erziehung der Kinder; vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr. Für Eltern und Erzieher, herausgegeben von Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger, Prof. an der K. Ritterakademie, und Lehrer beym K. Pageninstitute in Dresden. Fünfter Theil. Gotha, bey Perthes. 1809. X u. 294 S. 8. (1 Rthlr.)

Fast zehen Jahre sind seit der Erscheinung des vierten Theils dieses Werkes verflossen. Ruhig beobachtend sah der Verf. dem pädagogischen Treiben der neuesten Zeit zu. Der große Lärmen hat ruhiger Ueberlegung Platz gemacht; man beginnt, den Mann von seiner Methode, und diese von ihrer Ausübung zu scheiden. Die Freunde des Neuen klagten auch hier wieder, daß die Finsterniß ihre verjährten Rechte dem Lichte nicht abtreten wolle. Sie hätten den Bekämpfern des Neuen danken sollen; denn wo wären sonst dessen eifrigste Verehrer, dessen Verfechter hergekommen, und wo wäre es hingekommen mit aller Pädagogik, wenn irgend einer der neuesten —ismen ganz die Oberhand behalten hätte? War es nicht, als ob eine gute Säemaschine, eben weil sie dieses ist, auch eine gute Dreschmaschine seyn müßte! — Zu dieser Betrachtung veranlaßte uns

eine vielleicht zu große Ausführlichkeit an mehrern Orten zu die besonnene und parteylos geschriebene Vorrede des Verf., dessen Bemühungen das pädagogische Publicum einen zwar weniger rauschenden, aber dauernden Beyfall geschenkt hat. Er erkennt, daß Olivier die Theorie des Lesens und Aussprechens bis zu einer ungewöhnlichen Gründlichkeit und Vollständigkeit gebracht; Pestalozzi der Uebung der Urtheilskraft durch Uebung des Augenmaßes zuerst eine feste Grundlage durch den Vorschlag gegeben hat, die Gestalten nach einem länglichten Viereck zu beurtheilen. „Mehr neues, sagt er, habe ich in der Theorie des berühmten Mannes nicht finden können, und ich habe urtheilen müssen, daß diejenigen, welche in seinen Büchern und seinen Instituten so viel neues gefunden haben, mehr befeuert, als unterrichtet gewesen sind.“ Auf die Gefahr, die letztere Aeußerung auch zum Theil auf uns gedeutet zu sehen, fragen wir den Verf.: ob Pestalozzi nicht etwas mehr, als das sehr zweydeutige Lob eines berühmten Mannes verdient habe; ob er, der Verf., nicht zu sehr von P's Zweck im Allgemeinen und Großen absehe; und ob er sich etwa an P's Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts und seinen Lienhard und Gertrud nicht genug erinnert habe, um zu bemerken, daß aus P's Institut und Methode eigentlich etwas ganz anderes geworden, als er früher gedacht und gewollt? Gefreut hat es uns übrigens auch bey dem Verf. eine Behauptung zu finden, die längst die unsere war, daß Thiemes erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand dem Buche der Mütter von P., wo nicht vorzuziehen, doch wenigstens nicht nachzusetzen sey. — Wir gehen nun zum Werke selbst über. Die Behandlungsart ist bekanntlich größtentheils lichtvoll, gefällig und genau, und für die Bedürfnisse des angegebenen Alters berechnet; es ist hier mehr eine fortlaufende methodische Beyspielsammlung, als ein erschöpfender Unterricht in den berührten Fächern zu suchen. Dieser Theil fährt fort mit dem XIX. Abschnitte: Grundzüge zu einer Sprachlehre, wie Kinder und alle gebildete Menschen eine brauchen. S. 3—122. Es folgt XX. Logik, oder die Kunst, Gedanken zu beobachten und zu beurtheilen. S. 123—244. XXI. Sätze aus der Rhetorik, oder Anweisung zu einem richtigen und gefälligen Vortrage. S. 245—273. XXII. Einige Beyspiele zu richtiger Behandlung der Kinder, denen über ihre Pflichten schon etwas Zusammenhangendes ist gesagt worden. S. 274—294. Im Allgemeinen finden wir nur

tadeln, gestehen aber dem Verf. übrigens von ganzem Herzen eine treffliche Entwicklungsgabe zu. Ueber einige von den unsern verschiedene Ansichten wollen wir mit dem Verf. nicht rechten. Im einzelnen haben wir zuweilen Genauigkeit der Begriffe, besonders in der Sprachlehre, bemerkt. S. 25 z. B. behauptet Hr. Willich, der Artikel wäre eigentlich kein Wort, weil er nichts bedeute, und doch jedes Wort etwas bedeuten müsse, er werde nur bey den Deutschen aus Gewohnheit angehängt, und man sollte ihn nur ein Wörtchen nennen. S. 26 hätte der Verf., ohne Gefahr unverständlich zu werden, wohl tiefer gehen können in der Untersuchung, warum fast in allen Sprachen geschlechtslose Dinge vorkommen, deren Bezeichnungen entweder männlichen, oder weiblichen Geschlechts sind, anstatt zu sagen: das wäre eine wunderliche und beynahe lächerliche Art zu reden. S. 41 ist die charakteristische Eigenschaft der Adjective, die drey Geschlechter übergangen. S. 43 u. f. wird der Grund der lateinischen Terminologie in der Sprachlehre sehr wunderlich und ungenau angegeben. Nach S. 52 soll das Wort betteln nicht eine Handlung, sondern einen Zustand bezeichnen. Nach S. 103 u. f. begreift der Feuerländer nicht, daß das Wesen, das jetzt Hunger empfindet, (er selbst), dasselbe sey, welches vorher geschlafen und vor dem Schlafe sich gebadet. Wir begreifen nicht, warum das der arme Mensch nicht begreifen soll, bis wir erfahren, daß er ja von sich nicht in der ersten Person spreche. S. 105 heißt es sehr unbequem: wir wissen wohl, daß der Dichter, wenn er sagt: nehmt mich auf, schattige Wälder! dieses nur in der Begeisterung sagt, und daß er es eigentlich nur scherzweise sage. S. 111 wird „wenn ich seyn werde" als das futurum exactum angegeben. S. 115 hätte der Verf. anstatt über uns Deutsche (warum nicht auch über Andere) zu lachen, daß wir mit Einer Person sprechen, als ob es mehrere Anwesende (Ihr) oder Abwesende (Sie) wären, lieber den Ursprung und den Grund dieser Sitte angeben sollen. Solche wenig bedeutende Flecken mußten wir rügen, um dem Verf. zu zeigen, daß wir seinem Werke die, ihm gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Besonders wohl hat uns das einleitende Gespräch zweyer Feuerländer, und eines europäischen Ehepaars auf dem Feuerlande, dann die Bemerkungen über das Aufsätzemachen der Kinder, endlich der ganze letzte Abschnitt gefallen. — Am Schlusse steht die Nachricht, daß der sechste Theil, der das Werk beschließen wird, diesem gleich folgen soll.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Litteratur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Zehntes Heft.

Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testamentes nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation von D. Carl August Gottlieb Keil, der Theologie ordentlichen Professor auf der Universität zu Leipzig. Leipzig, bey Friedrich Christian Wilhelm Vogel. 1810. XVI u. 144 S. gr. 8. (15 gr.)

Zwey Gründe sind es hauptsächlich, welche den würdigen Hrn. Verf. der vor uns liegenden Schrift zur Ausarbeitung derselben bewogen. So wenig er den Werth der schon vorhandenen Lehrbücher der neutestamentlichen Hermeneutik verkennt, so vermißte er doch darin erstlich noch immer eine eigentlich wissenschaftliche und durch das Ganze sich erstreckende Anordnung der dahin gehörigen Lehrgegenstände, die auf die verschiedenen bey der Interpretation vorkommenden Operationen berechnet gewesen wäre, da bey der, in denselben befolgten Ordnung mehr auf die verschiedenen Hülfsmittel, die für die neutestamentliche Interpretation vorhanden sind, als auf den eben angegebenen Gesichtspunct, von dem bey derselben nothwendig ausgegangen werden muß, Rücksicht genommen war. Zweytens schien es ihm aber auch der neutestamentlichen Interpretation noch daran zu gebrechen, daß die Grundsätze und Fode-

rungen der historischen Interpretation in dem, von ihm in dem Programme de historica librorum sacrorum interpretatione (Leipz. 1788. 4.) entwickelten, umfassendern Sinne, zufolge dessen sie von der grammatischen genau genommen gar nicht verschieden, sondern vielmehr auf das genaueste mit derselben verbunden ist, und daher am schicklichsten die grammatisch-historische genannt wird, noch viel zu wenig in das Ganze der neutestamentlichen Hermeneutik verwebt worden sind. Durch den erstern Mangel war nach Hrn. D. Keils Urtheile nicht nur die gehörige Uebersicht dessen, worauf es bey der Erklärung eines Schriftstellers ankommt, verhindert, sondern auch zugleich dieß veranlaßt worden, daß so manches, was von nicht geringem Gewichte dabey ist, wie z. B. die, zur Auffindung des logischen Zusammenhanges mehrerer mit einander verbundener Worte und Sätze und ganzer Theile einer Schrift erforderliche Anweisung ganz mit Stillschweigen übergangen worden. Der letztere Mangel besonders schien dem Hrn. Verf. um so bedeutender, je fester er überzeugt ist, daß, so wie die grammatisch-historische Interpetation in dem, von ihm angenommenen und auch in dem vorliegenden Lehrbuche §. 5 mit Wenigem angegebenen Sinne bey Erklärung aller älteren Schriftsteller befolgt wird, und befolgt werden muß, dieselbe auch das einzige Mittel sey, zum richtigen Verständnisse der Schrift und zur Auffindung des wahren Sinnes derselben zu gelangen, und daß das noch immer an so vielen zu bemerkende Hin- und Herschwanken bey Erklärung der Schrift, und die so große Verschiedenheit der Meinungen über den Sinn einzelner Stellen derselben nur durch immer sorgfältigere Befolgung dieser grammatisch-historischen Interpretationsmethode aufgehoben, und vermindert werden könne. Das Eigene des, vor uns liegenden Lehrbuchs der neutestamentlichen Hermeneutik besteht daher darin, daß Hr. Dr. Keil beyden von ihm bemerkten Mängeln der bisherigen Lehrbücher der Hermeneutik des N. T. in dem seinigen zu begegnen, und die, in jenen gelassenen Lücken auszufüllen bemüht war. Dagegen hat er nicht

nur alles, was in eine sogenannte Einleitung in die Bücher des N. T. gehört, sondern zugleich auch die gesammte neutestamentliche Kritik als eine ganz für sich bestehende und von der Hermeneutik, sowohl ihrer Absicht, als auch ihren Grundsätzen und Hülfsmitteln nach, verschiedene Wissenschaft von dem Bezirke seiner hermeneutischen Anweisung ausgeschlossen. Auch hat er sich bloß auf die allgemeine Hermeneutik des N. T. eingeschränkt, ohne auf die, in neuern Zeiten verschiedentlich erwähnte Specialhermeneutik der neutestamentlichen Bücher Rücksicht zu nehmen, weil die wenigen besondern Regeln und Grundsätze, die bloß bey Erklärung einzelner Schriftsteller des N. T. ihre Anwendung leiden, da sie sich vorzüglich auf die schriftstellerischen und anderweitigen Eigenheiten eines jeden Schriftstellers und andere bey seiner Schrift in Betrachtung kommende historische Umstände gründen, ohne diese alle zuvor auseinander gesetzt zu haben, unmöglich entwickelt werden können, folglich mehr in eine Einleitung in die einzelnen Bücher des N. T., oder in die, der Erklärung eines jeden einzelnen Buches vorauszuschickenden Vorerinnerungen, als in eine allgemeine Anleitung zur Erklärung der neutestamentlichen Bücher überhaupt zu gehören scheinen. Jedem Paragraphen ist die nöthige Literatur hinzugefügt. Das Beyfügen derselben schien Hr. Dr. Keil bey einem akademischen Lehrbuche um so nothwendiger zu seyn, um so viel wichtiger und unentbehrlicher die Kenntniß derselben für das weitere Fortstudiren ist, und um so vielfacher die Verirrungen zu seyn pflegen, die durch mündliche Angabe derselben veranlaßt werden. Doch ist dieselbe, da das Lehrbuch keinen eigentlich literarischen Zweck hatte, keineswegs vollständig beygebracht, sondern vielmehr bloß auf die wirklich brauchbaren, oder in historischer Rücksicht merkwürdigen Schriften beschränkt worden. —

Indem wir in dem bisher Gesagten die Bestimmung und Absicht der vor uns liegenden Schrift, so wie das, was ihr würdiger Hr. Verf. über das, was er in derselben zu leisten, und nicht zu leisten Willens war, angaben, haben wir uns

so genau als möglich an des Hrn. Verf. eigene umständlichere Erklärung hierüber in der Vorrede zu der Schrift gehalten, und wir zweifeln nicht daran, daß unsere Leser mit uns den Bemerkungen des Hrn. Dr. Keil vollkommen beystimmen, und seinem Verfahren bey der Anlage der Schrift ihren Beyfall nicht versagen werden. Allerdings kann man von den meisten bisherigen Lehrbüchern der neutestamentlichen Hermeneutik mit Wahrheit sagen, daß man eine eigentlich wissenschaftliche, und durch das Ganze sich erstreckende Anordnung der dahin gehörigen Lehrgegenstände, die auf die verschiedenen, bey der Interpretation vorkommenden Operationen berechnet gewesen wäre, vergeblich in ihnen suchte. Auch war es gewiß nothwendig, daß die Grundsätze und Forderungen der historischen Interpretation aus den angeführten Gründen mehr in das Ganze verwebt würden. Eben so wenig wird der Kenner die Scheidung der neutestamentlichen Kritik von der neutestamentlichen Hermeneutik und die Ausschließung der erstern aus einem Lehrbuche der letztern mißbilligen. Wie die Hermeneutik, so ist auch die Kritik des N. T. in den neuern Zeiten zu einer eigenen, so wichtigen Wissenschaft gediehen, daß sie längst schon verdient hätte, auch in eigenen Lehrbüchern behandelt, und auf Universitäten in besondern Vorlesungen vorgetragen zu werden. Gewöhnlich hört der junge studirende Theologe, das ausgenommen, was er gelegentlich, folglich höchst fragmentarisch in den exegetischen Vorlesungen über das N. T. davon erfährt, gar nichts davon. Endlich scheinen uns die Gründe, aus welchen der Hr. Verf. sich auf die allgemeine Hermeneutik des N. T. einschränkte, so gerecht, daß sich nicht leicht etwas Vernünftiges dagegen einwenden läßt, so viel man auch neuerlich von einer Specialhermeneutik der neutestamentlichen Bücher gesprochen hat. Entzieht man dieser dasjenige, was ohnedieß in die sogenannte Einleitung in das N. T. und in die einzelnen Bücher desselben gehört, so möchte ihr wenig übrig bleiben. Dagegen kann dieses Wenige, was ihr noch übrig bleibt, leicht in jenen Einleitungen beyge

bracht werden. So nachtheilig es ist, wenn wesentlich verschiedene Wissenschaften im öffentlichen Vortrage mit einander verbunden werden, so viele Unbequemlichkeiten hat es, wenn Verwandtes zu sehr geschieden, oder wenn Ein und dasselbe ohne Noth in verschiedene Disciplinen verwiesen wird. So wird auch niemand mit dem Hrn. Verf. über die Grundsätze rechten, nach welchen er sich bey der Angabe der nöthigen Literatur gerichtet hat. Ohnedieß erregt es schon ein sehr günstiges Vorurtheil für die angezeigte Schrift, daß ihr würdiger Hr. Verf. nicht der so allgemeinen Gewohnheit folgte, sie sogleich, nachdem er sie ausgearbeitet hatte, heraus zu geben, sondern sie erst eine geraume Zeit nach der ersten Ankündigung derselben erscheinen ließ, und diese ganze Zwischenzeit auf die Verbesserung und Vervollkommnung derselben verwandte. Desto rühmlicher ist die Bescheidenheit, womit er von derselben spricht, und die seltene Bereitwilligkeit, womit er erfahrner und sachkundiger Männer Urtheile und Erinnerungen anzunehmen sich geneigt erklärt. Das Ganze des Lehrbuchs besteht aus zwey Haupttheilen, wovon der erste von der richtigen Erkenntniß des Sinnes der Bücher des N. T.; der zweyte von der Belehrung anderer über den richtig erkannten Sinn der Bücher des N. T. handelt. Es leuchtet von selbst ein, daß von diesen beyden Theilen der erste der wichtigere ist. Er zerfällt in folgende sieben Capitel. Cap. I. Von den Vorkenntnissen, die ein Ausleger des N. T. zur Erklärung desselben mitbringen muß. Cap. II. Von der richtigen Erkenntniß der Bedeutung und des Sinnes einzelner Worte und Redensarten des N. T., und zwar Abschnitt I. von den Hülfsmitteln zur Erkenntniß des neutestamentlichen Sprachgebrauches in Ansehung einzelner Worte und Redensarten überhaupt und derer rechtem Gebrauche; Abschnitt II. Von der Erkenntniß der Bedeutungen einzelner Worte und Redensarten in besondern zu erklärenden Stellen des N. T. und der Bestimmung ihres jedesmaligen Umfanges und Sinnes. Cap. III. Von der richtigen Erkenntniß des Zusammenhanges mehrerer mit einander verbundener

Worte und Sätze in den Büchern den N. T. Abschnitt I. Von der Bestimmung des grammatischen Zusammenhanges derselben; Abschnitt II. Von der Bestimmung des logischen Zusammenhanges mehrerer mit einander verbundener Worte und Sätze. Cap. IV. Von der richtigen Bestimmung des Sinnes solcher Stellen des N. T., in denen eine bildliche, oder anderweitige besondere Art des Vortrages herrscht. Cap. V. Von der Auffindung der Nebenumstände, die auf die Bestimmung des Sinnes einer Stelle Einfluß haben. Cap. VI. Von der Bestimmung und Erläuterung des jedesmaligen Inhaltes einer Stelle nach den Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner Leser. Cap. VII. Von einigen allgemeinen Beförderungs- und Erleichterungsmitteln der Auffindung des Sinnes der Bücher des N. T. und deren rechtem Gebrauche. Der zweyte Haupttheil hat folgende Capitel: Cap. I. Von dem Vortrage des richtig erkannten Sinnes der neutestamentlichen Bücher überhaupt, und dem Erweise der Richtigkeit desselben; Cap. II. Von der nähern Erläuterung und weitern Aufklärung des angegebenen Sinnes und Inhaltes einer neutestamentlichen Stelle; Cap. III. Von den verschiedenen Formen, unter welchen der richtig erkannte Sinn der neutestamentlichen Bücher andern mitgetheilt werden kann. Dem Ganzen sind Vorerinnerungen von der Auslegungskunst des N. T. überhaupt, und dem ersten Cap. des ersten Theiles ist eine Einleitung vorangeschickt. Es würde zu weitläuftig seyn, von jedem Capitel und Abschnitte den Inhalt noch näher, als schon geschehen ist, anzugeben. Wir bemerken daher nur noch, daß die Anweisungen zur neutestamentlichen Hermeneutik, welche Hr. Dr. Keil in seinem Lehrbuche gibt, sich theils auf das genaueste und sorgfältigste Studium des N. T. selbst, theils auf die fleißigste Benutzung anderer, auf die Hermeneutik des N. T. sich beziehenden Schriften gründen. In Ansehung des erstern hat Hr. Dr. Keil häufig Stellen des N. T. angeführt, welche durch die, von ihm mitgetheilten hermeneutischen Vorschriften Licht erhalten, und nach denselben erklärt

werden müssen. Unter den, von ihm angeführten hermeneutischen Schriften sind viele Abhandlungen über einzelne Gegenstände der neutestamentlichen Hermeneutik, in welchen die, von ihm aufgestellten Grundsätze weiter ausgeführt sind, und aus welchen er die Resultate in sein Lehrbuch aufgenommen hat. Um jedoch einen Beweis von der Aufmerksamkeit zu geben, womit wir das ganze Lehrbuch durchgelesen haben, wollen wir zum Schlusse noch auf Einiges hinweisen, was uns besonders gefallen hat, und was eben so sehr von der Richtigkeit der Einsichten des Hrn. Verf. des Lehrbuches, als von seiner exegetischen Unbefangenheit zeugt. Dahin gehört, was er S. 28 von der Kenntniß der Philosophie und ihrem zweckmäßigen Gebrauche bey der Erklärung des N. T. sagt; ferner gehören hierher die Regeln, welche er S. 31 — 40 über die Wahl der reingriechischen Schriftsteller zur Erklärung des N. T. gibt, so wie über den Gebrauch der alexandrinischen Uebersetzung des A. T., der Uebersetzungen des Aquila und Symmachus, nebst den Schriften des Josephus, der apokryphischen Bücher des A. T., und der pseudepigraphischen des A. u. N. T., des Chaldäischen, Syrischen, Rabbinischen und Lateinischen zu eben diesem Zwecke. Die neuern Wörterbücher über das N. T. will er keineswegs als eine durchaus zuverläßige Erkenntnißquelle des neutestamentlichen Sprachgebrauchs betrachtet wissen, da sie sich in der Bestimmung desselben öfters mannigfaltiger Fehler schuldig gemacht haben, sondern vielmehr bloß als Erleichterungsmittel bey Untersuchung jenes Sprachgebrauchs. S. 40. Sehr treffend ist auch die Bemerkung S. 66 über die Bestimmung der Art der Verbindung mehrerer Sätze unter einander, so wie das, was S. 74 über die, aus Stellen des A. T. entlehnten Beweise gesagt wird, wozu auch die S. 77 gegebenen Vorschriften in Beziehung auf die Anführung eines alttestamentlichen Ausspruchs zur Erläuterung des Gesagten, oder auf für erfüllt erklärte Weissagungen des A. T. gehören u. s. w.

Wir schließen unsere Anzeige des neuen keilischen Lehrbuchs der neutestamentlichen Hermeneutik mit dem Wunsche, daß es, wenn es bey Vorlesungen über diese Wissenschaft, woran nicht zu zweifeln ist, wird zum Grunde gelegt werden, überall Erklärer finden möge, welche mit allen den Einsichten und Kenntnissen ausgerüstet sind, die die Erklärung desselben voraussetzt, und ohne welche es ein gewagtes Unternehmen seyn würde, sich der letztern zu unterziehen. Zugleich theilen wir unsern Lesern die, gewiß auch ihnen erfreuliche Nachricht mit, daß Hr. Dr. Keil gesonnen ist, künftig Beyträge zur historischen Interpretation des N. T. herauszugeben, worin er sich über mehreres dahin Gehörige noch weitläuftiger und ausführlicher, als in dem Lehrbuche der Hermeneutik geschehen konnte, erklären wird. Möge er bald dieß S. IX. der Vorrede gethane Versprechen erfüllen!

Franc. Volkm. Reinhardi Opuscula academica Vol. I. Lipsiae ap. Conr. Hinrichs. 1808. 526 S. Vol. II. ibid. 1809. 528 S. 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (3 Thlr. 16 gr.)

Der Nutzen solcher Sammlungen einzelner kleinern gelehrten Aufsätze über wichtige Gegenstände ist von allen Sachkundigen anerkannt. Hr. Prof. Pölitz verdient daher den Dank aller Verehrer des berühmten Hrn. R., daß er die Mühe übernommen, eine solche Sammlung der academischen Abhandlungen desselben zu veranstalten. Indessen hätte doch auf die Bedürfnisse und die Bequemlichkeiten der Leser, welchen der Hr. Herausgeber nützlich werden wollte, eine sorgfältigere Rücksicht genommen werden sollen. Daß derselbe wohl gethan haben würde, wenn er bey einzelnen Aufsätzen die übereinstimmenden, oder abweichenden Meinungen derjenigen Gelehrten, welche neuerdings dieselben Materien bearbeitet haben, erwähnt, und nachgewiesen hätte, wo darüber Auskunft zu finden,

bedarf keines Erweises; doch will Rec. darauf eben kein großes Gewicht legen. Ein weit Mehreres hat es auf sich mit der gewiß nicht unbilligen Forderung, daß alles hätte sollen weggelassen werden, was schon in andern Sammlungen aufgenommen, oder in deutscher Sprache umgearbeitet worden, und ein großes Publicum gefunden. Dann würde nicht nur der Aufsatz über den 68. Psalm, der schon in Velthusen und Ruperti Commentation. theolog. Vol. II. befindlich ist, sondern auch der, bey weitem größte Theil des zweyten Bandes weggefallen, und das Ganze, zum Vortheil der Leser, in einen mäßigen Octavband zusammengedrängt worden seyn. Dem Hrn. Herausgeber war es inzwischen um die möglichste Vollständigkeit zu thun; und wir haben mithin diese Sammlung, so wie sie vorliegt, anzuzeigen. Ohne gerade jeden einzelnen Aufsatz einer genauen Prüfung zu unterwerfen, was im Grunde nicht mehr nöthig ist, da die meisten derselben längst bekannt sind, und in frühern Zeitschriften schon ihre Beurtheiler gefunden haben, will Rec. vielmehr den Eindruck wieder geben, welchen diese, in mancher Hinsicht schätzbare Sammlung im Ganzen auf ihn gemacht hat. Auch diese kleinen akademischen Schriften bewähren die vielseitige gelehrte Bildung des allgemein verehrten Hrn. Verfassers. Eine genaue Kenntniß der morgenländischen Sprachen, der biblischen Kritik und Exegese, vertraute Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern der Griechen und Römer, Liebe zur Philosophie (auch der platonischen) und deren Geschichte, besonders zu psychologischen Bemerkungen, so wie die reinste Achtung gegen das Christenthum; das ist es, was in diesen Aufsätzen unverkennbar sich ausspricht. Freunde der Philosophie und ihrer Geschichte finden hier eine kurze, aber nachdrückliche Ermunterung zum Studium beyder (9), Untersuchungen über die Induction bey den Alten (6), über die Ursachen des Wohlgefallens an den Werken der Dichter (8), und über die sokratische Lehrart (10). Zur biblischen Kritik, Hermeneutik, und Exegese gehören die Abhandlungen über den kritischen Gebrauch der alexandrinischen Version (1), eine

Jugendarbeit des Verf., über die Stellen des N. T., welche ohne Grund für Gemeinörter gehalten werden (5), bloß über Matth. XI. 27 — 30, über den LXVIII. Psalm (3) und das XI. Cap. des Propheten Jesaias (14). Den Dogmatiker interessiren, außer dem Bruchstücke eines von Hrn. R. auf höhere Veranlassung entworfenen dogmatischen Compendiums (1), die Antrittsrede v. J. 1782 (13), die damalige theologische Denkart desselben charakterisirend (beyde jetzt zum erstenmale aus der Handschrift abgedruckt). Die Untersuchungen über den Begriff eines Wunders (4), den, das ganze Menschengeschlecht umfassenden Plan Jesu (7), die Glückseligkeitslehre, und deren Anwendung auf die christliche Religionstheorie (11), die Lehre von der Accommodation (12), bloß historisch, die Fortsetzung ist nicht erschienen, und die eigene Ankündigungen Jesu von seiner Auferstehung (15). Für die Ethik findet sich hier, außer der bekannten Schrift über den Werth der Kleinigkeiten in der Moral (16), nur ein Aufsatz über den freywilligen Tod (2). Zur christlichen Paraklerik gehöret die Abhandlung über den Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden (17). Alle, ohne Ausnahme, sind vom Hrn. Verf. nochmals revidirt, viele mit beträchtlichen Zusätzen und Verbesserungen versehen worden.

Amos übersetzt und erläutert mit Beifügung des Hebräischen Textes und des Griechischen der Septuaginta, nebst Anmerkungen zu letzterem, herausgegeben von Joh. Sever. Vater, Dr. u. Prof. der Theologie zu Königsberg. Halle bey Hemmerde und Schwetschke. 1810. 75 S. 4. (18 gr.)

Der würdige Hr. Verf. wünscht, laut der Vorrede, diese Bearbeitung des Amos als eine Probe seiner Art die alttestamentlichen Sänger zu übersetzen und einer Bearbeitung der

sogenannten Septuaginta betrachtet zu sehen. Die Gesänge des Amos haben einen besondern Reitz für den Hrn. Verf.; er wählte sie zu einer sorgfältigen Vergleichung der LXX. mit dem hebräischen Texte, und vollendete diese, ehe er auf die ähnliche im eichhornischen Repertorium für biblische und morgenländische Literatur B. VI. S. 208 ff. aufmerksam wurde. Der Verf. übersetzte und erläuterte den Sänger (?) auch mit besonderer Rücksicht auf grammatische Schwierigkeiten, ohne noch die Hülfsmittel über Amos vor sich zu haben, die wir den Hrn. Dahl und Justi verdanken. Manche Eigenthümlichkeiten seines Ganges bestimmten ihn auch nach dieser Benutzung zu der Herausgabe seiner Arbeit. Der Hr. Verf. entschuldigt sich zu umständlich wegen Mittheilung eines exegetischen Beytrags, wofür ihm das Publicum herzlichen Dank wissen wird. — Die Anmerkungen berechnete der Hr. Verf. für Anfänger; um aber auch den Anfänger zum gelehrten Studium hinaufzuziehen, und zugleich dem Ausländer verständlich zu werden, schrieb er den Commentar zur griechischen Uebersetzung lateinisch. Der Hr. Verf. ließ im Ganzen den grabe-breitingerschen Text derselben abdrucken, also meistens die Lesarten des alexandrinischen Codex, darum, weil der vaticanische Text so gewöhnlich sey, daß sein Abdruck weniger Werth habe. Hiegegen können wir nichts haben; allein wir möchten wohl fragen, ob der Abdruck des hebräischen Textes nöthig und nützlich zu achten sey? Die wenigen kritischen Veränderungen konnten recht gut in Anmerkungen angezeigt werden. Die Bequemlichkeit der Vergleichung, welche durch diesen Abdruck erreicht wurde, mußte wohl der größeren Wohlfeilheit des Buches nachgesetzt werden. In Ansehung der verschiedenen Punctationen verfuhr der Hr. Verf. so, daß er sie unter den Text setzte als Conjecturen; achtete er sie der Texteslesart gleich, so setzte er das griesbachische Zeichen ∽ dazu; haben sie den Vorzug vor dem herkömmlichen Texte, so gehören sie seiner Meinung nach in den Text. Rec. traute seinen Augen kaum, als er in der Vorrede weiter folgendes las: „Der Zweck der Accente kann

für uns nur noch die Interpunction seyn: ich habe unsere Art zu interpungiren mit dem Gebrauche der alten Zeichen eben so zu vereinigen gesucht, wie man es bey den classischen Schriftstellern auch thut", und, diesen Grundsätzen gemäß, im Texte die Accente theils ganz weggelassen (nämlich die conjunctivi), theils ganz ungewöhnlich gebraucht (die Adnach z. B. nach dem ersten Untersatz des ersten Hemistichs), und mit neuern Zeichen als dem Fragzeichen sonderbar vermischt fand. Dieser entsetzliche Neuerungsversuch unsers besten hebräischen Grammatikers erklärt Rec. auf einmal, wie es kommt, daß man bey Uebersetzungen aus dem Hebräischen gewöhnlich den Parallelismus der Glieder verwischt, und daß man den Versuch des Hrn. Rec., diese Grundform der hebräischen Poesie in seiner Uebersetzung des A. T. wieder zu geben, so kalt, oder gar nicht bemerkt. Viele der besten Ausleger des A. T. scheinen die Bedeutung der hebräischen Accente nicht zu kennen. Rec. behält es sich vor, an einem andern Orte in Erinnerung zu bringen, wie wesentlich die Accente sowohl zum exegetischen als rhythmischen Verständniß der hebräischen Dichter sind. Einstweilen verweist er auf das, was Lowth, Herder und Jahn über den hebräischen Rhythmus, znm Theil vortrefflich, bemerkt haben. Nun einige Bemerkungen über die Arbeit selbst. Zuerst über die Kritik des hebräischen Textes.

Hr. Vater zeigt sich hier wieder als sorgfältigen Kritiker. Wir finden keine verschiedene Lesart, welche er geradezu in den Text aufgenommen hätte, als das כיאר Cap. 8, 8., welches auch ohne Zweifel hinein gehört. Andere hat er unter den Text mit, oder ohne ∽ gesetzt; z. B. מתעב Cap. 6, 8. mit ∽; שאמים Cap. 6, 1. angeblich nach LXX, und מחמס Cap. 4, 5. nach Chald., ohne dasselbe, mit verschiedenem Verwerfungsurtheil. Von abweichenden Punctationen hat der Hr. Verf. mehrere gebilligt, als און Cap. 1, 5. וְהִשְׁלַכְתֶּנָה Cap. 4, 4. — Statt צַר וּסְבִיב Cap. 3, 11. will

der Hr. Verf. lieber punctiren צרוסביב, sein Feind ist ringsum, was unstreitig besser ist, als der Vorschlag Hrn. Bauers und Justis. Allein die Punctation כלה, nach den LXX Cap. 8, 8. und Cap. 9, 5. statt כלה, billigen wir nicht mit dem Hrn. Verf.; wir wundern uns, warum er dieß nicht auf ארץ beziehen will, was recht gut gehet.

In der Erklärung hat der Hr. Verf. manches Eigenthümliche. Cap. 1, 3 u. f. erklärt es das לא אשיבנו nicht wie Alle: ich wills nicht zurücknehmen, sondern: sollt ichs nicht vergelten? Hätten wir auch nichts gegen die Construction dieses Verbum in dieser Bedeutung, so scheint uns doch hier eine Frage nicht an der Stelle, da die Rede fortgeht. Wir wollen uns deutlich machen durch unsere Uebersetzung. Die Stelle heißt:

Um manche Vergehungen Damasks,
Um viele, bleibt mein Zorn nicht aus,
Darum daß sie mit eisernen Walzen Gilead gedroschen.

Wir meinen, weil das: Darum die obigen Um, die Gründe, warum Jehova strafen will, fortsetzt, müsse die Rede affirmativ seyn. Hier muß das Gefühl entscheiden. Wir stellen dagegen die Uebersetzung des Hrn. Verfassers.

Soll bey Damaskus drittem Frevel,
Zum vierten Mal ichs nicht vergelten?
Da mit den Eisenspitzen
Auf Gilead sie dreschen.

Wir bemerken zugleich, daß das dritte על nicht ausgedrückt, und das zweyte Parallelglied zerrissen ist in zwey dreyfüßige Jambenverse. — Nicht zufrieden sind wir auch mit der Erklärung des גלות שלמה V. 6. durch vollste Knechtschaft. ג׳ ist ja nicht Knechtschaft, auch nicht Gefangenschaft als Zustand, sondern als Collectiv. Auch paßt diese Erklärung nicht zu הסגיר V. 9., wo in der Uebersetzung auch die vollste Knechtschaft weggelassen ist, שלמה kann nur heißen vollzählig, zahlreich; keiner der Einwohner wurde zurück-

gelassen, alle vollzählig mitgenommen. Cap. 2, 7. übersetzt der Hr. Verf. die Worte: השאפים על עפר וגו׳: sie schnappen nach dem bischen Erde auf der Armen Kopf, in der höchsten Habsucht nämlich; nicht übel, nur zu kühn. Sollte nicht die bekannte Erklärung: sie trachten Staub zu bringen auf das Haupt der Armen, d. h. ihn in Trauer zu setzen, die einzig richtige seyn? — Cap. 3, 9. ist מהומות״ nicht gut durch mächtige Bewegungen gegeben, besser: die große Verwirrung. Cap. 5, 26 versteht der Verf. die Hütte eures Königs von der Stiftshütte, mit welcher zugleich sie den Kijun herumtrugen. — Die schwierige Stelle Cap. 6, 3 übersetzt der Hr. Verf.: Ihr stoßt das Böse fort um Einen Tag, Und tretet immer weiter in dem Frevel; worin wir ihm nicht folgen können. — Warum Cap. 6, 10. das Wort ירכתי הבית des Hauses Flügel gegeben ist, sehen wir nicht ein, es ist ja bekanntlich das Innere des Hauses. Manche recht gute Sprachbemerkungen verdanken wir den Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung. Mit Unrecht spricht aber der Hr. Verf. dem השבית Cap. 8, 4. die Bedeutung zu Grunde richten ab, und schlägt die Vergleichung des سبت percussit, attonitum reddidit vor. Auch scheint uns unrichtig, daß das Wort נקב in der Stelle 1 Chron. 12, 31. nur nahmhaft, angesehen seyn bedeute, wie vorher V. 30. אנשי שמות; es ist ja das folgende לבוא damit zu construiren, und die Stelle heißt wohl richtig so: die mit Namen berufen waren, hinzugehen.

Was die Uebersetzung betrifft, so gibt sie oft glücklich die Urschrift wieder. Mit Recht vermied der Hr. Verf. die Wahl verschiedene Ausdrücke, wenn das Original dasselbe Wort wiederholt, während andere Uebersetzer in solchen Fällen eine unglückliche Eleganz anbringen. Auch Wortspiele sucht er auszudrücken. Recht gut ist dieß ihm gelungen Cap. 8, 1. f.

Was siehst du Amos? sprach er.
Ich sagte: einen Korb mit reifen Sommerfrüchten.
Jehova sprach zu mir:
Es reift das Ende meines Volkes Israel

Bisweilen hat der Hr. Verf. die absichtliche Gleichförmigkeit des Ausdrucks verfehlt, wie wir oben in Ansehung des על rügten. So hat er das משם Cap. 8, 2. 4. mit Unrecht verschieden ausgedrückt. Zwar paßt es einigemal nicht, z. B. in dem Satz: von dannen gebiet ich der Schlange, sie zu beissen; allein diese Unschicklichkeit liegt auch im Original. Uebrigens hat sich der Hr. Verf. von den leidigen Jamben (die voller Hiatus sind) zum Nachtheil des Originals, und besonders des Parallelismus der Glieder beherrschen lassen.

Der kritisch exegetische Commentar zur griechischen Uebersetzung ist ein musterhafter erster Versuch. Der Verf. sucht mit kritischem Scharfblicke überall, wo Abweichung vom hebräischen Text statt findet, die Ursachen derselben auf, und widerlegt meistens glücklich die Vermuthungen anderer Lesarten, welche der Uebersetzer vor sich gehabt haben soll. Der Sprachgebrauch ist zuweilen mit Rücksicht auf das N. T. sehr nützlich erläutert. Die Kritik des A. T., und die Exegese des N. würde ungemein gefördert werden durch einen solchen Commentar über die ganze alexandrinische Uebersetzung, wozu wir den Verf. dringend auffodern.

Bemerkungen über Stellen in Jeremias Weissagungen von C. G. Hensler, Dr. und Prof. der Theologie in Kiel. Leipzig 1805 bey Siegfried Lebrecht Crusius. 186 S. gr. 8. (18 gr.)

Eine unbefangene Würdigung einiger der hauptsächlichsten eigenthümlichen Erklärungen dieses schätzbaren Beytrags zum Verständniß des schwierigen Jeremias kann nicht zu spät kom-

men für die Freunde der alttestamentlichen Exegese. Schon die Grundsätze, nach welchen Hr. G. arbeitete, verdienen Lob und Aufmerksamkeit. Er gehört nicht zu denen, welche bey jeder schwierigen Bedeutung eines hebräischen Worts sogleich nach einer Dialectsvergleichung haschend, ihren orientalischen Sprachvorrath durchsuchen, oder — nach Golius und Castellus greifen. Auch folgende Maxime des Hrn. Verf. muß Rec. billigen, und kann nicht umhin, sie hieher zu setzen. „Bey der Bestimmung der Lesart und des Sinnes darf man dem, was aus den alten Uebersetzungen sich ergibt, nicht ein solches Gewicht verstattet werden, als Viele demselben geben. In unzähligen Fällen, wo man die Alten eine andere Lesart in ihren Handschriften finden läßt, hatten sie gewiß die unsrige, nur daß sie sie falsch verstanden, oder unglücklich, wenigstens zu frey, ausdrückten, oder gar sie emendiren zu müssen glaubten, und da, wo sie wohl unvermeidlich etwas anderes lasen, ist dieß in den mehrsten Fällen nur als Schreibfehler anzusehen, es ist weit öfter der Lesart des masoretischen Textes nachzusetzen, als vorzuziehen.“ Es ist unverzeihlich, daß, nach der bewundernswürdigen Vollkommnung der neutestamentlichen Kritik, die alttestamentliche noch so sehr im Argen liegt. Zwar wird sie beym Mangel an Zeugen sich nie, auch bey der glücklichsten Ausbildung, mit jener messen können; allein das sollte man doch verlangen, daß die, bey jener erprobten und allgemein anerkannten Grundsätze bey dieser ebenfalls in Ausübung gesetzt würden. Einer dieser Grundsätze liegt so sehr auf der Hand, daß man nicht das griesbachische Muster vor Augen zu haben braucht, um ihn sogleich zu fassen, und mit Sicherheit anwenden zu lernen, dieser nämlich: daß die schwierigere Lesart, und das, aus welchen sich die übrigen erklären lassen, vorzuziehen ist; und doch ist es gerade dieser Grundsatz, welcher beynahe immer dem unsichern Spiel mit den Versionen ein Ende macht; denn meistens sind die sogenannten Lesarten derselben leichter und gefälliger, als die regulären, und es ist fast immer eine

exegetische Nothhülfe, daß man sie vorzieht. Rec. hofft in Zukunft öftere Gelegenheit zu erhalten, sich, nach dem Vorgange der trefflichsten Ausleger, eines Schnurrer, Rosenmüller, Vater u. a., diesem Versionenunfug entgegen zu setzen; hier sey es genug, dem würdigen Hrn. Verf. in diesem Punct beyzustimmen. Wir hätten nur gewünscht, daß er sich öfter und deutlicher im Einzelnen gegen die falschen Versuche dieser Art, welche der Prophet Jeremia besonders in den sonst so schätzbaren michaelis-schleusnerschen Observationen erlitten, erklärt hätte. — Daß wir eine andere hermeneutische Maxime des Hrn. Verf. nicht billigen können, nach welcher er in den Weissagungen hebräischer Propheten „Vieles, ja bey mancher Verkündigung Alles, einer göttlichen Einwirkung zuschreibt", bedarf wohl keiner Rechtfertigung; wenigstens darf diese Voraussetzung den Exegeten nicht leiten; und fände sich, nach unbefangener exegetischer Untersuchung, in irgend einer Weissagung eine so bestimmte Beziehung auf den Erfolg in der Geschichte, daß sie das Ahnungsvermögen eines Menschen überstiege, so träte wohl dann die historischkritische Untersuchung über die wahre Abfassungszeit eines solchen Orakels ein. Der Hr. Verf. hat sich einige Male von dieser Voraussetzung zu weit führen lassen. Doch wir gehen zu den einzelnen Bemerkungen über.

Cap. III. 1 mißbilligt der Hr. Verf. mit Schnurrer die Verbindung der Worte הלוא.חנוף mit dem Vorigen; geht aber von ihm darin ab, daß er הארץ wirklich vom Lande verstehet. Wir übersetzen nach seiner Arbeit, nur bey den letzten Worten von ihm abgehend, die Stelle so: „Siehe! verstößt ein Mann sein Weib, und gehet sie von ihm, und wird eines andern Mannes: darf er wieder zu ihr kehren? — Würde nicht das Land entweihet? Und du huretest mit vielen Buhlen; dennoch kehrest du wieder zu mir, spricht Jehova." Die letzten Worte von dem Hrn. Verf. so erklärt: dennoch darfst du wieder zu mir kehren, geben einen dem Context zuwider-

laufenden Sinn. Was ein Rec. dem Hrn. Verf. einwendet, das הלוא werde nicht ausgedrückt, wird leicht durch die bekannte Bemerkung gehoben, daß eine negative Frage affirmirt; wir haben es noch dazu ausgedrückt. Nur das ההיא störet; allein könnte Jeremias es nicht unschicklich statt הזאת gesetzt haben? — Ganz billigen wir es, daß der Hr. Verf. Cap. III. 14 die arabische Bedeutung des בעל verwirft, die wir hier eben so wenig nöthig haben, als Cap. XXXI. 32, wo sie nach Schleusner ganz bestimmt statt haben soll. Den 19. V. aber setzt der Hr. Verf., nach unserer Meinung, falsch in die vergangene Zeit; dieser Vers hängt mit dem vorigen zusammen, in welchem von dem künftigen Glücke der Israeliten die Rede ist. Erst V. 20 fällt die Rede in die vergangene Zeit, indem der Prophet den jetzigen Zustand der Nation mit dem künftigen seyn sollenden vergleicht. Auch die Worte נחלת גוים gibt der Hr. Verf. falsch so: ein herrliches Eigenthum und zahlreiche Völkerschaften; besser nach Michaelis: das herrlichste Eigenthum unter den Völkern. — Cap. 4, 10 nehmen wir auch mit dem Hrn. Verf. keine Zwischenrede des Propheten an, und punctiren וְאָמַר: und man wird sprechen. Der Context scheint dieß zu begünstigen. V. 30 aber stößt sich der Hr. Verf. mit Unrecht an die zwar harte, aber, wie Schleusner gut erinnert, nicht ungewöhnliche enallage generis in שדוד, und verwickelt sich in Schwierigkeiten. Die schwierige Stelle VI. 27. erklärt Hr. H. zum Theil nach Blayney so: dich verordnete ich, mein Volk zu prüfen (בחון Infin. nomin. Prüfung statt Prüfer (?)); sein Silbererz sollst du prüfen (מבצרו תדע gelesen). Uns wundert, daß sich alle neuere Ausleger durch die Voraussetzung, Jeremia müsse bey einem Bilde bleiben, verleiten ließen, das Wortspiel zwischen בחון und בחנת zu übersehen, und die bekannte Bedeutung des מבצר, welche zum sichern Führer dienen konnte, mit gezwungenen Erklärungen zu vertauschen. בָחוּן ist = בחון oder בְּחִיק oder בְּחַן, welche Wörter, Michaelis Erin-

nerungen dagegen ungeachtet, dieß heißen. Wir übersetzen, freylich mit Verlust des Wortspiels: *Zur Warte setzt' ich dich unter meinem Volk, zum Thurm, daß du erkennteſt und beobachteteſt ihren Wandel.* Erst V. 28 folgt das Bild von Metall. — Cap. VIII. 18 thut der Hr. Verf. den recht guten Vorschlag, das Wort מבליגיתי für eine Zusammenschmelzung aus גליתי und מה, zu nehmen, wodurch der passende Sinn heraus kommt: *Was ist meine Erheiterung im Schmerz?* — Ganz richtig trennt der Hr. Verf. IX. 11 vom Vorigen, und nimmt es für eine neue Periode; eine Frage, auf welche V. 12, 13 die Antwort folgt. — Einen unglücklichen Versuch macht der Hr. Verf., die Echtheit der aramäischen Stelle X. 11 zu retten. „Warum (sagt er) will man diesen Vers ganz verwerfen, da er doch des Propheten nicht unwürdig ist?„ (Allein das ist kein hinreichender Grund der Aechtheit.) Der Verf. nimmt an, Jeremias habe diesen Vers ursprünglich hebräisch geschrieben, schon früh aber sey einer auf den Einfall gekommen, ihn in die beym Umgange mit den Chaldäern übliche Sprache einzukleiden, und aus dessen Handschrift sey er in die übrigen gekommen. Viel besser ist doch die Annahme Venemas und anderer! — XI. 2. meint der Verf. durch andere Vocale und Buchstabenabtheilung ändern zu müssen; wir ändern nicht mit Schnurrer; des Hrn. Verf. Vorschlag gefällt uns aber besser, als Schleusners, welcher auch an den Consonanten ändert. Hr. H. schlägt vor: וּדְבַרְתֶּם — — שְׁמַע וְאֵת. — Die schwere Stelle XI. 15 gibt Hr. H. so: *Die von mir Geliebte in meiner Wohnung lebend, wie konnte sie jenen Gedanken ausführen!* (Das עשׂיתה — מה, so zusammen genommen scheint uns ganz sprachwidrig.) *Es wird jene Menge, es wird das geweihte Fleisch dir das nicht abwenden* (רבים nicht übel von den vielen Göttern; das Ganze als Frage). Wir folgen lieber Strumser, und zum Theil Schleusner, und übersetzen: *Was soll mein (ehmals) geliebtes Volk in meinem Hause, da es Verbrechen*

geübet (ב wird zu עשותה leicht supplirt)! Werden die vielen Opfer und Opferfleisch (deine Sünde) wegnehmen, daß du ob deiner Bosheit frohlockest? — XVI. 18 ziehen wir bey den Worten ראשונה משנה die Erklärung: das erste und zweyte mal, der des Hrn. Verf. vor, welche er so ausdrückt: Auch vorher werde ich ihrer so vergrößerten Schuld und Missethat vergelten. Das "ר muß auf das" "מ bezogen werden, wie uns dünkt. — Bey Cap. XVII. 4. mühet sich der Hr. Verf. vergebens wegen des ובך. Er ließ gegen die bessern kritischen Grundsätze, nach Conjectur: ומך, dieß soll der Infinitiv von מכך, statt des Indicativ gesetzt, seyn, und hiernach übersetzt er: Dahingegeben wirst du, erniedrigt aus deinem Eigenthum getrieben." Allein die vulgäre Lesart gibt einen guten Sinn. Auch ist es unnöthig, ושמטתה als Passivum im Plural auszusprechen, wie der Hr. Verf. thut. Wir übersetzen: Und lassen wirst du, und durch deine Schuld, von deinem Besitzthum. V. 9 übersetzt der Hr. Verf.: Was ist so voll Winkel, als dieser ihr Herz, das verderbte! Wer kann es ergründen? (עקב soll salebrosus seyn nach Jes. 4; besser: trugvoll, noch die gewöhnliche Erklärung; auch können wir dem Hrn. Verf. darin nicht beystimmen, daß in diesem Verse von dem Herzen des Volkes die Rede sey. Dazu paßt nicht der folgende allgemeine Satz: Ich Jehova erforsche das Herz rc. — Cap. 23, 5. sucht der Hr. Verf. zu viel in die Stelle zu legen, wenn er מלך von einer andern Person, als dem Abkömmling Davids verstanden wissen will, nämlich vom Serubabel, indem er mühsam erweist, מלך werde auch im poetischen Stil von dem Oberhaupt einer Nation gesagt. מלך ist offenbar nur parallel mit צמח, und gar nicht davon verschieden. Auch XXXIII. 26. bezieht der Verf. auf Serubabel, wie es scheint, und bemerkt משלים könne auch bloße Oberhäupter bezeichnen. — Bey XXXVI. 18. sucht der Verf. die gewöhnliche, und von Eichhorn in seiner Einleitung so gut benutzte Vorstellung, daß

Jeremias dem Baruch dictirt habe, zu bestreiten, indem er auf die Bedeutung des קרא als lesen dringt; allein dieß Wort heißt ja zuerst und hauptsächlich rufen, laut sprechen, hier also recht gut recitirend dictiren. Gern aber treten wir dem Hrn. Verf. gegen die eichhornsche Hypothese, aus andern Gründen, bey; es ist nämlich sehr zu zweifeln, ob Jeremias dem Baruch alle seine Orakel dictirt habe. Bey Cap. XXXVIII. 28 wird der Verf. abermal den besseren kritischen Grundsätzen ungetreu, indem er mit Andern auf die Autorität des Syrers die LXX. und einiger Codd., der Bequemlichkeit halber, der lästigen Worte והיה כאשר וגו׳ weggelassen haben will. Diese Zeugen haben aber wahrscheinlich eben so bequem gedacht, wie unsere neueren Ausleger. Man kann diese Worte recht gut, wie Schleusner räth, mit dem folgenden Cap. in Verbindung setzen. — Ganz falsch hat der Hr. Verf. den Ausdruck יושבת בת מצרים, XLVI, 19 so genommen: du (jetzt ruhiges Aegypten. Die Bedeutung von ישב ruhig seyn wollen wir dahin gestellt seyn lassen; aber blieb denn dem Hrn. Verf. die oft vorkommende Personification von Städten und Ländern als Jungfrauen unbekannt?

Doch der Mangel an Raum mahnt uns abzubrechen, so gern wir auch dem Hrn. Verf. noch weiter gefolgt wären. Obgleich ein großer Theil der Erklärungen des Hrn. Verf. unsern Beyfall nicht findet, so danken wir doch denselben manche Belehrung und Anregung, und betrachten den Beytrag des Hrn. Verf. als einen Gewinn der exegetischen Literatur.

Philosophie der Geschichte der Menschheit von J. J. Stutzmann. Nürnberg, bey Friedrich Campe. 1808, XII. 531 S (3 fl. 30 kr.)

Seitdem Schelling in seinem transcendentalen Idealismus und in den Vorlesungen über die Methode des akademischen

Studiums seine Idee über die Geschichte der Menschheit dem Publicum mitgetheilt hat, ist letzteres mit mehreren Schriften beehret worden, in welchen den, dort ausgesprochenen Principien mehr, oder weniger angemessen eine Philosophie der Geschichte der Menschheit versucht ward. Der Gegenstand ist wichtig genug, um viele Denker zu beschäftigen, er umfaßt alles, was die Menschheit im Ganzen, wie jeden Einzelnen am Meisten interessiren muß. Wie es aber immer geschieht, daß die, von einem großen Geiste angeregte Idee von zudringlichen Nachahmern gemißbraucht, und entstellt werden, so ist es auch hier gewesen; statt einer Philosophie der Geschichte wollten viele durch die Philosophie die Geschichte selbst schaffen, und nicht nur den Gang der Entwickelung der Menschheit, sondern auch die Thaten a priori bezeichnen, welche von den Menschen zu jeder Zeit verrichtet werden, so wie die besonderen Formen, unter welchen sich alles Einzelne darstellen müsse. Daß ein solches Beginnen den Hohn und die Satire der Verständigen auf sich zog, war in der Ordnung. Andere, weniger eitel auf die Kraft ihrer philosophischen Magie, wollten zwar nicht den geschichtlichen Stoff durch ihre geistige Productionskraft schaffen, aber die, ihnen von außen dargebotenen Materialien sollten wenigstens genau passen in ihre philosophischen Constructionen, was freylich nicht viel verschieden ist von der ersten Verfahrungsweise. Wenn wieder Andere mehr nach Laune und Willkühr, ohne philosophische Principien, dabey zu Werke gingen, und ihre Einfälle für evidente Wahrheiten wollten gelten lassen, so kann ihrer keine Erwähnung hier gethan werden. Der Grund ihrer obigen Verirrungen aber liegt vorzüglich darin, daß man das Verhältniß des Zeitlichen und Erscheinenden zu dem, durch die Vernunft erkennbaren Ewigen mißkennt. Rec. kann sich dasselbe nur auf folgende Art denken: Die Frage, wie verhält sich die Geschichte zur Philosophie, ist allgemein genommen eins mit der: wie verhält sich das Zeitliche und Empirische überhaupt zu dem Ewigen und Rationalen, und

kann nur dieser gemäß beantwortet werden. Das Empirische ist, seiner wahren Beschaffenheit nach, nicht verschieden von dem Rationalen, beyde müssen vielmehr vermöge der ursprünglichen Einheit ihres Wesens übereinstimmen, d. h. das Reale des Seyns und das der vernünftigen Erkenntniß müssen Eins seyn. Allein zur vollkommnen Erkenntniß des Seyenden setzen beyde, Erscheinung und Vernunft, sich wechseitig voraus; die Vernunft kann durch sich keinen Stoff schaffen, sondern nur den vorhandenen erkennen, so wie umgekehrt keinem von der Vernunft erkanntgn Gegenstande Realität zugeschrieben werden kann, der nicht zugleich existirt, und Erscheinung ist, oder werden kann. Denn vor der Vernunft kann nur das Seyende als wahr und real gelten, alles Seyende aber muß ein Zeitliches, demnach Erscheinung werden. Es kann daher davon die Rede nicht seyn, daß die Vernunft, unabhängig von der Wahrnehmung des Zeitlichen, dasselbe erkennen, und gleichsam a priori bestimmen kann, sondern sie kann nur das Reale in dem zeitlich Wahrnehmbaren erkennen. Wenn dieß von dem Verhältniß der Vernunfterkenntniß zu dem Zeitlichen überhaupt gilt, so muß es auch von dem Verhältniß der Philosophie zur Geschichte gültig seyn. Die Vernunft kann nur die vorliegende Geschichte philosophisch behandeln, nicht aber ein System unabhängig von ihr entwerfen, indem es das Schicksal der Philosophie überhaupt ist, sich auf das Seyende beschränken zu müssen. W o r i n b e s t e h t n u n a b e r d i e P h i l o s o p h i e d e r G e s c h i c h t e? W i e w e i t g e h e n i h r e G r ä n z e n, u n d w a s h a t s i e i n n e r h a l b d e r s e l b e n z u l e i s t e n?

Eine Philosophie der Geschichte ist verschieden von einer philosophisch bearbeiteten Geschichte; diese ist durch jene bedingt, jene ist nur Eine, und bezieht sich auf alle Geschichte, diese kann so verschieden seyn, als die Materialien es sind, welche sie zu einem Ganzen vereinigt; kurz, jene bezeichnet das Wesen, das Allgemeine aller Geschichten, diese nur das jenem Allgemeinen entsprechende Besondere. — Die Philosophie nun verhält

sich zur Geschichte im Ganzen, wie sich die vernünftige Erkenntniß zur Erscheinungswelt überhaupt verhält. Das Wesen der Vernunft ist identisch mit dem Wesen alles Seyns, ihr Charakteristisches und Eigenthümliches aber besteht im Wissen und der Selbsterkenntniß; vermöge dieser beyden Attribute ist es ihr möglich, die Natur aller Dinge zu erkennen, d. h. sie als das im Wissen zu bestimmen, was sie unabhängig davon für sich sind; dieß ist das Princip und die Bedingung aller Wahrheit im Erkennen. Die Vernunft ist zwar in sofern an den Stoff gebunden, als sie sich desselben nicht bewußt wird, wenn sie ihn nicht zuvor unmittelbar, oder mittelbar wahrgenommen hat; allein da das durch die Sinne Aufgenommene nicht die wahre Beschaffenheit der Erscheinungen selbst zu erkennen gibt, sondern nur das Vergängliche, so erstreckt sich die vernünftige Erkenntniß desselben viel weiter, als das Gebiet der Sinne; es ist ihr nämlich vergönnt, das ewige und übersinnliche Seyn der Dinge, d. h. die Bedeutung derselben und ihre Beziehung zur unbedingten Einheit einzusehen; denn die Bestimmung der Bedeutung des Einzelnen und seines Zusammenhanges mit dem Ganzen macht die philosophische Erkenntniß eines Dinges aus. Eine Philosophie der gesammten Erscheinungswelt aber hat es nicht mehr mit dem Einzelnen und Besonderem als solchem zu thun, sondern sie hat vor allem zu betrachten die Idee der Welt, als des Inbegriffs alles Seyns; dann soll sie die Bedeutung des Daseyns und der Art und Weise desselben bestimmen, und endlich nachweisen, in welchem Verhältniß das im Ganzen Begriffene zu eben demselben stehe, oder wie das Einzelne der Idee des Ganzen, obgleich auf besondere Weise, entspreche.

Darnach kann und muß nun auch das Wesen der Philosophie der Geschichte, als eines Theils der Erscheinungswelt, bestimmt werden. Wenn die Geschichte das zeitliche Leben der Menschheit nach allen seinen Seiten bezeichnet, so muß eine Philosophie derselben folgendes leisten. Zuerst hat sie festzusetzen die Idee der Menschheit im Ganzen, dann die Bedeutung

ihres Daseyns, so wie die den Formen und Bedingungen, unter welchen sie wirklich in der Zeit erscheint, und endlich nachzuweisen, wie das zeitliche Leben der Menschheit der Idee derselben entspricht, und wie es überhaupt derselben entsprechen könne. Wollten wir dieß im Einzelnen bestimmter ausdrücken, so würden wir sagen, die Philosophie der Geschichte müsse vor allem angeben den Grundbegriff der Menschheit und die Bestimmung ihrer zeitlichen Existenz, dann die Bedingungen, unter welchen sie diese ihre Bestimmung erreichen, oder, unter welchen die, ihrer inneren Realität nach unendliche Idee der Menschheit in der Zeit geoffenbaret werden könne. Hierher würden gehören die Erörterung der Begriffe des Guten und Bösen, die Bestimmung ihres Gegensatzes und der Grund von der Nothwendigkeit desselben; dann die Bedeutung der, nach Zeiten, Climaten, Nationen u. s. w. verschiedenen Charaktere und Individualitäten und die Erklärung, wie bey der Getrenntheit und Freyheit im Einzelnen doch die Einheit und Nothwendigkeit im Ganzen bestehen können. Darauf würde sie die verschiedenen Formen betrachten, unter denen sich die Idee der Menschheit in der Zeit kund thut, und nach und nach vollständig und auf angemessene Weise realisirt. Dieser Abschnitt würde in sich fassen die Bestimmung des Wesens und der Erscheinung der Religion, der Wissenschaft und Kunst, des öffentlichen und Privatlebens nach seinen verschiedenen Beziehungen, und zugleich angeben, wie die mannigfaltigen, von einander scheinbar getrennten Aeußerungen des menschlichen Geistes in ihrer Vereinigung die vollkommensten Charaktere, bürgerlichen Vereine und Staaten erzeugen, und so zu einem Ziele hinstreben. — Dieß wäre in leichten Umrissen das rein Philosophische einer Geschichte der Menschheit. Da aber alles vor der Vernunft Reale es auch zugleich zeitlich seyn muß, so wäre zum Behufe der Versinnlichung in gedrängten Andeutungen das Allgemeine zugleich im Besonderen nachzuweisen, doch mit der stäten Erinnerung, daß Philosophie der Geschichte nicht eine philosophische Geschichte, und daß dem menschlichen Geist nicht

vergönnt sey, die rationalen Verhältnisse des wirklichen Menschenlebens durchaus zu erkennen, sondern daß er sich größtentheils mit den irrationalen begnügen müsse, indem er unendlich von Gott absteht, dem allein alles klar und durchsichtig vorliegt, während dem Menschen nur ein Stral des göttlichen Lichtes vergönnt ist. Der Philosoph kann das Wesen des menschlichen Geistes, so wie das der Natur, und überhaupt die, ihm durch seine Vernunft geoffenbarten Ideen, das Allgemeine, viel vollkommener erkennen, als das Besondere der Erscheinungswelt, und es ist ein unverzeihlicher Dünkel, zu glauben, der menschliche Verstand könne der Natur und Geschichte bis auf den Grund schauen. — Nach diesen für nöthig erachteten Prämissen geht Rec. zur Anzeige des vorliegenden Werkes über, dessen Hr. Verf. das nämliche Thema, die Darstellung einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, sich gewählt hat, und das daher jeden Freund der Wissenschaft interessiren wird.

Die ganze Schrift ist in acht Abschnitte und hundert Paragraphen abgetheilt. Der erste Abschnitt thut die Möglichkeit einer Philosophie der Menschengeschichte dar. S. 3. §. 5 heißt es: „Nur die wesentliche Einheit des Menschen mit dem Wesen der Vernunft, welche der wahre Inhalt, der Grund und das Centrum des ganzen Menschenlebens ist, macht es möglich, daß eine Philosophie der Geschichte der Menschheit organisirt werde.“ (Der Hr. Verf. irrt sich sehr, wenn er die Vernunft für den Mittelpunct des ganzen Menschengeschlechtes hält, sie ist nicht das ausschließend Herrschende, so wie sie auch nicht rein, als solche, existirt, sondern immer in Verbindung mit einem, zwar ihr nicht geradezu entgegengesetzten, doch von ihr verschiedenen Wesen; daher wird das Menschenleben nie ganz vernünftig erscheinen, und die Philosophie der Geschichte hat es nicht bloß mit rationalen, sondern auch mit irrationalen Größen zu thun.) Der zweyte Abschnitt von §. 6 — 19 handelt von der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen, von ihrer Trennung und Wieder-

herstellung zur Einheit. Als Ausdruck dieses Ganges der Entwickelung ist die Formel $\frac{x}{a=a}$ aufgestellt, welche die vier Zeitalter des Menschenlebens repräsentiren soll, 1) das das Zeitalter des Vernunftinstincts, 2) das der sinnlichen Vernunft, 3) das der Reflexion, oder der Verstandeslehren, und 4) die Wiedervereinigung der zwey letzteren zu einer neuen, mit Bewußtseyn verbundenen Einheit. Im dritten Abschnitt §. 20 — 29 wird das Wesen des Ewigen als Princip der Geschichte bestimmt. Unter andern spricht hier der Hr. Verf. von einer göttlichen Idee, nach welcher jeder einzelne Mensch, wie das Menschengeschlecht aufgefaßt werden müsse, und die Varietäten der Menschen versetzt er lediglich in die zeitlichen und räumlichen Verhältnisse unter denselben, woher Menschenracen, Nationen und Geschichtsperioden kommen, allein Rec. ist der Ueberzeugung, daß die Verschiedenheit unter den Menschen eine ursprüngliche sey, und wie die der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse einen viel wesentlicheren und höheren Grund habe. Vierter Abschnitt: Vom Wesen der Menschengeschichte überhaupt. §. 29—39. §. 32 wird die Geschichte in Beziehung auf das Ewige und Zeitliche definirt als das Leben und Wesen des Ewigen in Nacheinanderseyn aufgefaßt. Das Ewige, welches in der Menschengeschichte ihren wahren Inhalt ausmacht, ist die ewige Idee des Menschen. Da es nun ein Menschentypus ist, der durch alle Zeitalter hindurch läuft, so daß in verschiedenen Zeiten nur verschiedene Seiten hervorgehoben werden, so können diese Zeitalter nicht ganz aus sich begriffen werden, man muß auch die Vergangenheit und Zukunft dazu nehmen. §. 33. Jedes Zeitalter stellt zwar die ganze Idee der Menschheit dar, aber unter einem besondern Charakter; nur alle Zeitmomente stellen sie unter allen Charakteren also vollständig dar. §. 34. Wie der Mensch zugleich der realen und idealen Welt angehört, so soll er auch in seiner Geschichte alle Räume seines Daseyns durchlaufen. Daher behaupten auch die Dimensionen des

Raums ihre Herrschaft in der Geschichte. Der räumlichen Dimension der Länge gemäß strömte in der alten Zeit die Cultur linienartig von Osten gegen Westen, nachher schlug sie in die Breiterichtung gegen Norden hinauf, ganz Europa erfüllend. Die dritte Dimension wird eintreten, wenn die Winkellinie sich sphärenartig zu dem Anfangspunct der Geschichte hinüberwindet, und die Cultur über das Meer nach Amerika, Rußland wieder nach Asien hinabströmt. Jedes einzelne Volk und die Weltgeschichte hat drey Stufen seiner Bildung zu durchlaufen, a) die des Emporbildens, b) die höchste Stufe der Bildung, c) die des Untergehens. — Was §. 35 — 38 vorkommt, sind theils Wiederholungen, theils gehört es nicht zur Hauptsache. §. 39. Gemäß dem Gesetz aller Existenz $\frac{x}{a = a}$ zerfällt auch die Geschichte in vier Theile, oder in vier große Weltalter, von denen das erste der Anfangs-Punct, das noch nicht entwickelte Centrum $= x$, oder das unaufgeschlossene $a = a$ ist; es ist das Zeitalter der Vernunft-contemplation, der Unschuld; das zweyte entsprechend dem a Objectivum, der Richtung nach dem Realen, ist das Zeitalter der alten Welt, ein Gegensatz gegen die orientalische, als die älteste Welt. Das dritte Zeitalter entsprechend dem a Subjectivum, der Richtung nach dem Idealen, ist das der neueren Zeit, welches mit dem Christenthum begann; das vierte ist die Vereinigung des zweyten und dritten.

Fünfter Abschnitt: Von dem Verhältnisse des realen Universum zu der Menschengeschichte und dem Schauplatze derselben, der Erde. §. 40—49. Ein weitschweifiger und größtentheils überflüßiger Abschnitt! Die Hauptgedanken sind folgende: Der Mensch steht von allen Seiten mit dem Universum in der innigsten Verbindung, er ist eine Geburt der Erde, und durch diese und die Sonne hängt er mit Gott zusammen. — Die Weltkörper sind die Repräsentanten der göttlichen Urbilder, oder Ideen, sie sind die Augen des ewigen Geistes. — Die Sonne verhält

sich zu den Planeten und allen um sie kreisenden Körpern wie sich a = a verhält. Die Planeten entsprechen durch ihre sphärische Gestalt und Bewegung dem sich begränzenden Verstand, die Cometen der alle Begränzung fliehenden Einbildungskraft, und wie die Sinnesthätigkeit dem Verstande untergeordnet ist, so die Monde den Planeten. — Die Gesetze der Weltkörper haben sich in der Geschichte objectivirt; die centrifugale Richtung in den Weltkörpern stellt in der Geschichte die alte Welt dar, deren Kulminationspunct Griechenland war; die neue Welt repräsentirt die centripetale Richtung, indem sie vom Endlichen zum Unendlichen strebt; die älteste Welt des Orients gleicht jener Stufe in den Himmelssphären, wo die entgegengesetzten Richtungen noch nicht ausgebildet sind. In der vierten Periode werden die Grundsätze bey der vollkommensten Ausbildung dennoch in Einheit nebeneinander bestehen. §. 44. Da die Natur mit der Menschheit ein und dasselbe Princip hat, so haben beyde in ihrem zeitlichen Leben auch einen zeitlichen Gang, große Erdrevolutionen weisen auch auf solche im Menschenleben, wie z. B. bey der veränderten Stellung der Erde gegen die Sonne vorgegangen sind. §. 45. Mit der Achsenbeugung und Winkelbildung des Erdäquators gegen den Sonnenäquator begann der Egoism der Erde u. s. w. §. 40 wird Asien das Mutterland der Erdschöpfung genannt; dort herrschte §. 49 das Princip alles Lebens, und von da aus verbreiteten sich die Menschen nördlich und südlich nach allen Gegenden.

Sechster Abschnitt: Von dem Wesen der ältesten Welt des Orients und deren Geschichte. §. 40 — 60. Der Charakter dieses Zeitalters war Religiosität, und die Vernunft beherrschte als Instinct den Menschen. Der Realismus des Heidenthums und der Idealismus des Christenthums sind hier wie in einer Knospe verschlossen; es repräsentirt die Einheit ohne Allheit, die noch nicht entfaltete Vernunftsthätigkeit. Der Bergrücken des mittleren Asiens ist die Wiege der Menschheit. Asiens Geschichte bildet die erste Periode der

Weltgeschichte; da aber jeder Theil im Universum wieder das Ganze in sich trägt, so zerfällt auch die Geschichte der ältesten Welt des Orients wieder in vier Zeiträume, so daß sie die Keime und Wurzeln der drey übrigen Perioden auch in sich trägt. Der erste Zeitraum geht bis auf die Zeiten Moses, umfaßt 2656 Jahr, und wird die Urwelt genannt, während die drey folgenden Perioden die Vorwelt heißen; in diese Epochen fallen die Reiche von Babylon, Assyrien und Aegypten. Der zweyte Zeitraum geht von Moses bis auf Trojas Zerstörung, und umfaßt 400 Jahr; Assyrier, Aegyptier, Phönizier und Hebräer geben zu dieser Epoche vorzüglich den Stoff. Der dritte Zeitraum geht von Trojas Eroberung bis auf den assyrischen König Sardanapal, und umfaßt 300 Jahr. Der vierte Zeitraum geht von Sardanapal bis auf Cyrus, eine Periode von 300 Jahr. — Nun folgen allgemeine und sich oft wiederholende Schilderungen der Staatsverfassung, Sittlichkeit, Religion, Kunst und geistigen Bildung von Asien bis §. 56. Durchaus dringt der Verf. seine Ideen der Geschichte auf. Von §. 57 folgt noch eine speciellere Geschichte der einzelnen asiatischen Völker, der Nebenvölker und außerasiatischen Nationen. Diesen Gang hat Hr. St. auch in den folgenden Perioden eingehalten, und dadurch seine Schrift weit über die Fodernisse ihres Zwecks erweitert.

Siebenter Abschnitt: Von dem Wesen und der Geschichte der alten heidnischen Welt. §. 61 — 80. Die Beschreibung des allgemeinen Geistes dieses Zeitalters ist auch hier der speciellen Geschichte desselben vorausgeschickt. Jene ist von S. 192 — 221 ausgedehnt, und dabey hat es der Hr. Verf. nicht einmal gelassen, sondern in jeder Periode stellt er nicht nur die drey übrigen, sofern sie dem Exponenten des jedesmaligen Zeitalters entsprechen, weitläuftig dar, sondern er verbreitet sich allzeit wieder über die drey andern Zeitalter nach den, ihnen eigenthümlich zuerkannten Formen und Eigenschaften. §. 62 wird von dem physischen Schauplatze dieser Geschichtsepoche gehandelt; §. 63 wird der Charakter und

Ursprung der Völker dieses zweyten Zeitraums gezeichnet, und §. 64 werden die vier Perioden derselben angeführt. Die erste gehet von den ersten Völkerwanderungen aus Asien nach Griechenland, bis auf die Zeiten des Cyrus 560 Jahr v. Ch., hier erscheinen Cecrops, Inachus, Deukalion, Danaus und Pelops in Griechenland. Die zweyte geht von Cyrus bis auf das alexandrinische Zeitalter 322 Jahr v. Ch. Die dritte erstreckt sich vom Tode Alexanders bis auf Augustus, 30 Jahr v. Ch. Die vierte geht von Augustus bis zum Untergang des römischen Reichs, und greift schon ein in das christliche Zeitalter. In jeder Periode werden wieder die vier Perioden, angemessen der Form der jedesmaligen Epoche, nachgewiesen. Wenn das erste Zeitalter die Einheit repräsentirt, so stellt das zweyte die eine Seite der Trennung dar, das nach Außen entwickelte, wo die Vernunft mit Macht und Energie sich äußerlich zu verwirklichen sucht. Was aber im Ganzen lebt, beseelt auch das Einzelne, daher hat auch jedes einzelne Volk und Land in seiner Geschichte dieselben Perioden zu durchlaufen, welche das Ganze durchlief. Dieß zeigt nun der Verf. an Griechenland nach, im Ganzen, wie in den einzelnen Staaten; hier werden die besonderen Seiten des Lebens, wie in jeder Periode, wieder besonders unter das angenommene Maß gestellt, z. B. die Staatsverfassung, die Sittlichkeit und Religion, die Kunst und Wissenschaft, wobey allerdings sehr viel Schönes und Wahres vorkommt, was aber alles viel kürzer und gedrängter hätte können gesagt werden. Nachdem nun der Hr. Verf. schon von S. 192 — 221 den allgemeinen Geist dieses Zeitalters geschildert, und von §. 65 S. 230 — §. 69 S. 342 die vier besondern Perioden desselben nach allen Seiten gezeichnet hat, so kündigt er nun §. 69 an, daß er das heidnische Zeitalter erst nach seinem allgemeinen (!) Wesen dargestellt habe, nun wolle er auch einen Blick auf das Specielle desselben werfen, worauf er dann die Geschichte der einzelnen Staaten von Griechenland, Macedoniens, Aegyptens, und eines Theils von Rom und Karthago folgen läßt.

Achter Abschnitt: Von dem Wesen des christlichen Welt und deren Geschichte. §. 81 — 100. S. 375 — 531. Da der Hr. Verf. hier den nämlichen Gang beobachtet hat, wie in den andern Abschnitten, so wollen wir nur den allgemeinen Charakter und die einzelnen Perioden dieses Zeitalters anführen. Das Christenthum wird in das Streben nach dem Idealen, wie das Heidenthum in das nach dem Realem gesetzt; das Christenthum betrachtet das Aeußere als todt und ungöttlich; an die Stelle der Vielgötterey tritt die Anbetung Eines Gottes, an die Stelle der Natur die Geschichte, besonders wird vom Hrn. Verf. diesem Zeitalter die Erkenntniß, Verehrung und Organisation der Triplicität zugeschrieben, weil es das Dritte in der Reihe des großen Ganzen sey; weßwegen der christliche Glaube an die göttliche Dreyeinigkeit nur der Glaube an die Gottheit für dieses Zeitalter sey. Rec. kann dieser Ansicht schlechterdings nicht beystimmen, weil sonst daraus folgen würde, daß alle Erkenntniß einer ewigen, sich immer gleichbleibenden Wahrheit unmöglich sey; nebst dem, warum findet man denn den Glauben an Eine Gottheit, die sich auf dreyfache Weise offenbaret, schon in der ersten Periode bey den Indiern, wo doch nach Hrn. St. alles noch in der Einheit verschlossen angeschaut ward? — S. 389 werden die vier Perioden in dem christlichen Zeitraum abgesteckt. Die erste, welche die ersten 1000 Jahre besteht, war die der vorherrschenden Einheit des Lebens und der Religion, und entsprach der asiatischen Welt; die zweyte vom Jahr 1000 — 1517 entspricht dem heidnischen Zeitalter; der dritte von 1517 — 1800 repräsentirt den Geist der idealen Richtung, weil sie die Wissenschaft als herrschend über die That lehrte, und die Reflexion ein Uebergewicht über das Handeln ausübte. Was der Hr. Verf. von dieser und der vorhergehenden Periode sagt, ist ihm besonders gut gelungen; vorzüglich schön hat er den Charakter der Deutschen S. 415 u. f. darstellt; seine Ansichten aber vom Katholicismus und Protestantismus werden wenig Beyfall finden; er hat letztern

zu einseitig aufgefaßt, und demnach mißverstanden. Rec. verweißt den Hrn. Verf. zu seiner Belehrung darüber auf die Beurtheilung der stollbergischen Geschichte der Religion Jesu in diesen Jahrbüchern J. 1809. H. 7 (Abth. I. H. 2) S. 54 ff., wo das Wesen des Katholicismus und Protestantismus auf eine unübertrefflich klare und tiefsinnige Weise von einem dem Rec. zwar unbekannten, aber auf alle Fälle sehr schätzbaren Gelehrten auseinander gesetzt ist. — §. 84 und in den folgenden Paragraphen werden die einzelnen Seiten des christlichen Zeitalters bis auf die neuesten Zeiten auf die gewohnte Art dargestellt.

Dieses ist der vorzüglichste Inhalt eines Werkes, in welchem der Hr. Verf. sich als einen Mann von vielen philosophischen und historischen Kenntnissen und von einem ausgezeichneten Fleiße bewiesen hat. Er ist sich dieses auch bewußt, und hat deßwegen in der Vorrede gewaltige Drohungen gegen diejenigen ausgesprochen, welche den Werth seiner Arbeit nicht anzuerkennen wagen würden. Rec., welcher Hrn. Stutzmann als einen sehr fleißigen und für die Wissenschaft mit ganzer Seele eingenommenen Denker schätzt, hofft ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn er über diese seine Schrift folgendes Urtheil fällt. Er hat mit mühsamem Fleiße und größtentheils guter Auswahl alle die Schriften benutzt, welche ihm Materialien zu seinem Zwecke darboten, und das gesammelte Mannigfaltige oft mit vielem Scharfsinn in die Formen des philosophischen Systems gebracht, welches seiner Ueberzeugung nach das Wesen der Geschichte der Menschheit wahr und allseitig zu erkennen gibt. Rücksichtlich des philosophischen Theils, wobey Rec. allein zu verweilen hat, hat der Hr. Verf. nicht nur die neuen Schriften von Schelling, sondern auch seine früheren academischen Vorlesungen sehr stark benutzt, und sich größtentheils nach ihnen gerichtet. Daß er eine Quadruplicität statt einer Triplicität überall zu Grunde legt, ist eine unwesentliche Abweichung, da Schelling die vier von Hrn. St. angenommenen Perioden in drey zusammenfaßt. So viel und gründlich übrigens der Hr. Verf.

oft philosophirt, so hat er doch manche Hauptsache theils übergangen, theils unrichtig dargestellt. Die richtige Festsetzung der Idee der Menschheit, die Bestimmung ihres zeitlichen Lebens und die Auseinandersetzung der Bedingungen ihres zeitlichen Erscheinens sind wesentliche Erfordernisse bey einer Philosophie der Geschichte; und doch vermißt Rec. theils die wissenschaftliche Ausführung derselben, theils hält er das darüber Gesagte für falsch; z. B. die Bestimmung des göttlichen Lebens der Menschheit und die Bedingungen seiner Möglichkeit, wohin unter andern eine vollkommene, der Vernunft angemessene Staatstheorie gehört, sind nirgends gründlich erörtert, und die Voraussetzung, daß die Seele des Menschenlebens reine Vernunft sey, ist durchaus falsch; es gibt physische Uebel und ein sittliches Böse, beyde sind zur Offenbarung des Guten und Vernünftigen nothwendig. Wenn der Hr. Verf. S. 277 behauptet „es gebe an sich gar keine Unsittlichkeit, nur auf einem endlichen Standpuncte erscheine etwas als unsittlich, nur die völlige Vernichtung alles Göttlichen im Leben könne Unsittlichkeit genennt werden, diese sey aber nicht möglich, weil das, von der Gottheit erfüllte All sich nicht selbst aufheben könne, so vernichtet er gerade dadurch alle Sittlichkeit, widerspricht aller Wissenschaft und dem ursprünglichen Gefühl. Da diese Ansicht der ganzen Schrift zu Grunde liegt, so lassen sich viele Fehlgriffe darauf zurückführen. Eben so hat der Hr. Verf. gar keiner Erwähnung gethan von der Natur der menschlichen Freyheit und ihrem Verhältnisse zu der, durch Gott gesetzten Nothwendigkeit und zu der Einheit des ganzen, nach Einem Ziel strebenden Menschenlebens, was doch nothwendig hierher gehört. Endlich hätte er das vierte Zeitalter nicht bloß in einigen allgemeinen Ausdrücken, sondern seinen zeitlichen Bedingungen nach etwas ausführlicher darstellen sollen. Was nun aber das quantitative Verhältniß des philosophischen Antheils zu dem eigentlich Geschichtlichen angeht, so ist der Antheil des Letzteren viel zu überwiegend, und das Ganze könnte Zweydrittheil kürzer seyn. Denn nach dem Plan des Hrn. Verf.

sieht man nicht ein, warum er seine Schrift nicht zu vielen Bänden ausgedehnt hat. Er hätte das Specielle der Geschichte auch den Specialgeschichten überlassen, und nicht in eine Philosophie der Geschichte aufnehmen sollen.

Was sehr ermüdet, ist die öftere Wiederholung des Nämlichen, z. B. die allgemeine Charakteristik aller vier Zeitalter kommt in jedem Abschnitt vor; nicht weniger wird er den Lesern mißfallen dadurch, daß er alle Materialien der Geschichte an das Kreuz seiner Formeln schlägt. Bey allen diesen Mängeln ist das Gute reichlich ausgespendet, und alle Freunde höherer Ansichten des menschlichen Lebens werden mit Vergnügen und Nutzen das Ganze lesen.

Der Prophet Jesaias, als Fortsetzung des v. Brentano'schen alten Testaments, aus dem Hebräischen übersetzt und erklärt. Von Dr. Th. Ant. Dereser, Großherzogl. Bad. Geistl. Rathe und Prof. zu Freyburg. Mit Genehmigung des Hohen Ordinariats zu Konstanz. Frankfurt bey Varrentrapp und Wenner. 1808. 261 S. gr. 8. (1 fl. 36 kr.)

Unter den biblischen Propheten ist in neueren Zeiten Jesaias am fleißigsten bearbeitet worden. Der Verf. hat fast alle Bearbeitungen desselben verglichen; aber die verschiedenen Ansichten, von denen sie ausgingen, haben ihm seine Arbeit mehr erschwert, als erleichtert. Von den neuesten Erklärungen konnte er ohnehin keinen Gebrauch machen, da er ein Katholik ist, und für Katholiken schreibt. In der Einleitung sucht er die Echtheit aller Weissagungen des Jesaias zu beweisen, und die Gründe der Bibelforscher, welche ihm den größten Theil derselben absprechen, zu widerlegen. Eben so nimmt er in seinen Erklärungen den orthodoxen Sinn der Prophezeyungen des Jesaias in Schutz. Die erhabenen Oden, mit denen die

Weissagungen des Jesaias durchwebt sind, hat der Verf. metrisch übersetzt. Zum Muster mag dienen der Spottgesang auf den Fall Babels, Jes. XIV. 4—23.

4. Wie still der Frohnvogt, still die Treiberin!
5. Jehova hat der Frevler Stab zerbrochen,
Den Scepter der Tyrannen,
6. Der wüthend Völker schlug mit Streichen ohne Zahl,
Der grimmig über Nationen herrschte,
Verfolgend ohne Widerstand.
7. Nun rastet, ruhet alle Welt,
Nun schallen Jubellieder.
8. Auch freuen sich die Tannen über dich,
Die Cedern Libanons (und rufen:)
Nachdem du liegst, klimmt niemand zu uns, der uns fällete.
9. Von unten bebt die Hölle dir entgegen,
Sie weckt für dich die Schatten auf, der Erde Häupter alle.
Sie heißet aller Völker Könige
Aufstehn von ihren Thronen.
10. Sie alle heben an zu dir zu sprechen:
Auch du, wie wir, ein Schattenbild, auch du uns gleich!
11. Zur Hölle ward herabgestoßen deine Pracht,
Das Rauschen deiner Harfen.
Dein Unterbett sind Würmer,
Und Motten deine Decke u. s. w.

Nicht gut ist es, daß der Verleger das Metrum in fortlaufenden Zeilen verborgen hat.

Der Prophet Jeremias, die Klaglieder, und der Prophet Baruch, als Fortsetzung des v. Brentano'schen alten Testaments, aus dem Hebräischen und Griechischen übersetzt und erklärt. Von Th. Ant. Dereser, Geistl. Rath und Professor. Mit Genehmigung des Hochw. Ordinariats zu Konstanz. Frankfurt bey Varrentrapp und Wenner. 1809. 295 S. gr. 8. (1 fl. 48 kr.)

Wenn der Prophet Jeremias in Erhabenheit der Gedanken, der Bilder und der Schreibart dem Jesaias nicht gleich kommt; so steht er ihm an Schwierigkeiten nicht nach. Unter die schwereren Stellen rechnet der Verf. Cap. III. 14, VIII. 18, XI. 15, XV. 16, XVII. 16, XVIII. 14, XXI. 13, XXIII. 6, XXXI. 22, XXXIII. 4, XLVI. 17, XLVIII. 15, L. 7, 26, LI. 35, und er glaubt, über dieselben neues Licht verbreitet zu haben.

Die Klagelieder sind metrisch übersetzt, und ausführlich erklärt worden. Besonders sind zu bemerken Cap. II. 6, 18, III. 10, 11, 22, 34—35, IV. 18, V. 6, 7.

Den meisten Fleiß verwandte der Verf. auf die Bearbeitung des Propheten Baruch, den bekanntlich die protestantische Kirche verwirft. In der Einleitung §. 3 sucht er zu beweisen, daß Baruch ursprünglich hebräisch geschrieben worden sey, und daß der griechische Uebersetzer des Jeremias auch den Baruch übersetzt habe. Nachdem er §. 4 die Echtheit und das kanonische Ansehen des Buchs Baruch bewiesen hat, beantwortet er §. 5 die äußeren Gründe wider die Echtheit und wider das kanonische Ansehen desselben. In §. 6 werden die inneren Gründe wider die Echtheit und das kanonische Ansehen Baruchs, größtentheils mit den eigenen Worten Eichhorns, des heftigsten Gegners desselben, angeführt. In §. 7 glaubt er dieselben so beantwortet zu haben, daß man diesen Streit für geendigt ansehen kann, und er beschließt seine Abhandlung mit den Worten: „Man hat also keine Ursache, die katholische Kirche zu tadeln, daß sie das Buch Baruch, in welchem so manche wichtige Stelle vorkommt, als ein kanonisches Buch verehrt, und den Gläubigen zur Erbauung empfiehlt.“

Die Propheten Ezechiel und Daniel sind vom Verf. ebenfalls im Drucke erschienen, und werden ehestens angezeigt werden.

Deutsches Brevier, oder Erbauungsbuch für katholische Christen auf alle Tage des Kirchenjahrs. Herausgegeben von Th. Ant. Dereser, großherzogl. bad. geistl. Rathe und Prof. Sechste Auflage. Vier Bände in gr. 8. zusammen 139 Bogen. Rothenburg und Heilbronn bey Claß. 1808. (7 fl.)

Das deutsche Brevier wurde, bey seiner ersten Erscheinung im Jahre 1792, von den Feinden der religiösen Aufklärung sehr heftig angefochten, und obschon es von zwey bischöflichen Behörden approbirt war, so fiel es doch einem geistlichen Machthaber ein, dasselbe in seinem Sprengel zu verbieten. Zum Glücke hat niemand auf das lächerliche Verbot geachtet, und bey den neuen Auflagen wurde das deutsche Brevier von zwey andern bischöflichen Behörden dessen ungeachtet abermal approbirt. Die bischöflich-constanzische Genehmigung lautet wie folgt: „Das in vier Theilen erschienene, wiederholt aufgelegte, und mit der Genehmigung verschiedener erz- und bischöflichen Behörden versehene deutsche Brevier von Hrn. Prof. Thaddäus Anton Dereser verdient unseres Erachtens in hohem Grade das Lob, welches ihm zu Theil geworden ist; daß es für jeden Christen, er sey geistlichen, oder weltlichen Standes, ein ungemein lehrreiches Erbauungsbuch sey, welches vorzüglich zur Verbreitung der praktischen Einsicht in den echten Geist der christlichen Religion geeignet ist, und sich daher durch seinen inneren Werth ausnehmend empfiehlt. Der vielfältige Gebrauch eines so heilsamen Werkes gehört unter die Gegenstände unserer lebhaften Wünsche für die Beförderung gründlicher Religionskenntnisse und wahrer Frömmigkeit. Constanz, den 14. August 1807. Bischöfliches Generalvicariat v. Wessenberg.“

In der cöllnischen, münsterschen, osnabrückischen, constanzischen und speierschen Diöcese ist das deutsche Brevier zum

öffentlichen Kirchengebrauche empfohlen worden. Diese sechste Ausgabe hat der Verf. durch Berichtigungen, Anmerkungen, Beicht- und Communiongebete, wie auch durch neue Uebersetzungen des Salve Regina und Te Deum beträchtlich vermehrt.

Friedrich Ludwig Wagners Großherz. Hessischen Kirchenraths Neues Handbuch der Jugend. Für katholische Bürgerschulen umgearbeitet von Dr. Th. Ant. Dereser, Großherz. Badischem Geistl. Rathe und Prof. der Theologie (jetzt kathol. Stadtpfarrer zu Karlsruhe). Frankfurt a. M. 1810, bey Guilhauman. 332 S. gr. 8. (45 kr.)

Daß Wagners Handbuch, von welchem 1809 die fünfte Auflage erschienen, die Lesebücher von Löhr, Thieme, v. Rochow, Villaume, Glatz, Seiler, Wilmsen u. a. an Zweckmäßigkeit übertreffe, hat der Rec. von Natorps kleiner Schulbibliothek bereits in den Jahrbüchern 1810. Heft 19 (Abtheil. I. Heft 5) S. 237 bemerkt. In katholischen Bürgerschulen durfte es aber wegen verschiedener Aeußerungen über das katholische Kirchensystem nicht gebraucht werden. Dr. Dereser hat diesen Anstoß weggeränmt, und die, darin stehende Religionsgeschichte nach katholischer Ansicht bearbeitet. Man findet in dieser Umarbeitung eine kurze Uebersicht der Hauptgründe, auf denen der Katholicismus beruhet, und der Hauptursachen, welche Luthers Reformation herbeygeführt, und begünstigt haben. Eben so ist darin angezeigt, was im Kirchensystem der Katholiken wesentlich und außerwesentlich ist, und die christliche Verträglichkeit wird der katholischen Schuljugend mit Nachdruck empfohlen.

Anrede bey der Confirmation mehrerer Töchter, Von Jakob Cramer, Diakon am grossen Münster (in Zürich). Zürich, bey Orell, Fueßli 1809. (15 kr.)

Diese Anrede ist in einem durchaus würdigen, mitunter feyerlichen, herzlichen Ton abgefaßt. Hr. C. wiederholt darin das Wesentliche des, diesen Töchtern gegebenen Religionsunterrichts, und legt ihnen dar, was er in Zukunft von ihnen erwarte. Ohne Zweifel hat der Druck der Anrede den nächsten Zweck, sie seinen Schülerinnen und ihren Eltern in die Hände zu geben, und so dadurch an Alles das zu erinnern, was er ihnen gesagt hat. Rec. billigt so etwas sehr; nur findet er es nicht ganz zweckmäßig und der Feyerlichkeit einer öffentlichen Confirmation nicht ganz angemessen, bey der Handlung selbst das Alles zu wiederholen, was den Schülerinnen jetzt noch in ganz frischem Andenken seyn muß. Dafür hat er in Städten das, in jeder Stunde Gesagte frey von jeder Schülerin nachschreiben, hat es durchgesehen, Winke zur Verbesserung gegeben, und so das Ganze in ein Buch schreiben lassen, in dem sie zu jeder Zeit über jede Lehre und jede Pflicht das nachlesen konnten, was darüber gesagt worden war; dieß erfüllte den Zweck des Lehrers noch weit vollständiger, als er durch eine kurze Inhaltsanzeige erreicht werden kann.

Mit dem Gang des Religionsunterrichts kann Rec. nicht ganz zufrieden seyn, und hauptsächlich deßwegen nicht, weil Hr. C. nicht vor allem das Gewissen seiner Zuhörerinnen aufgeregt, und ihnen durch das Gefühl eigener Schwachheit und sittlicher Unvollkommenheit die Unentbehrlichkeit eines Wesens, wie Jesus, fühlbar gemacht hat, wie es ganz offenbar die christliche Besserungsmethode erfordert, und die Natur des Menschen erfordern würde, wenn wir auch keine solche Besserungsmethoden kennten. Die Fragen, die der Verf. zuletzt seine Schülerinnen an sich selbst thun zu lassen für nöthig hält, die mit einem: bin ich sicher? anfangen, hätte er dem

ganzen Menschengeschlecht in den Mund legen, und sie in ein: war ich sicher? haben mich meine Vorsätze gesichert? verwandlen können. Röm. 7 wäre dazu ein ganz passender Text gewesen, dann würde die Nothwendigkeit eines Jesus auf einen weit festeren Grund gebaut worden seyn, als auf das Bedürfniß der Menschen große Vorbilder vor Augen zu haben; dann würde es auch nicht nöthig gewesen seyn, den Schülerinnen eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst, gleichsam als Bescheidenheit, bloß zu empfehlen, sie hätte ihnen fühlbar werden müssen.

Schul- und Erziehungsreden, Von Michael Kajetan Herrmann, K. K. Schulendistriktsaufseher, bischöfl. Consistorialrathe und Pfarrer zu Dehlau. Prag, bey Caspar Widtmann. 1810. (1 Thlr.)

Zwanzig Reden, oder Predigten von dem Nutzen der Schulen; von den Pflichten der Schullehrer, Eltern und Kinder, in Ansehung öffentlicher Schulanstalten; Widerlegung einiger Einwendungen, oder Ausflüchte der Eltern, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken; wie Eltern den öffentlichen Schulanstalten entgegen arbeiten; von dem pflichtmäßigen Verhalten der Eltern gegen den Lehrer ihrer Kinder (über den sonderbaren Text: 2 Mos. 2, 9. „Nimm hin das Kindlein, und säuge mirs, ich will dirs lohnen"), von den Pflichten der Kinder gegen ihre Lehrer; was Eltern zu thun haben, um Hochachtung und Liebe gegen den Lehrer ihrer Kinder zu wecken, und zu erhalten; von dem guten Beyspiel, welches Eltern ihren Kindern geben sollen; von dem Glücke jener (so schreibt der Verf. immer) Kinder, die gute und fromme Eltern haben; von dem Unglücke der Kinder, die ohne Aufsicht aufwachsen, wie einige Eltern ihre Kinder zu viel, andere zu wenig lieben, (eigentlich von den Vortheilen der Liebe zu Kindern, und

den Nachtheilen der Schwäche gegen Kinder). Einige Regeln zur guten Kindererziehung, (daß man mit der Erziehung zeitlich (frühe) anfangen, mehr durch Beyspiele, als durch Worte lehren, nicht zu strenge, aber auch nicht zu zärtlich (schwach), gegen Kinder seyn solle), wie und wenn man die Kinder strafen soll; daß bey Kindern mit Liebe mehr, als mit Härte ausgerichtet sey; wodurch Kinder ihren Eltern Freude machen sollen; einige Warnungen für Eltern und Lehrer (sie sollen das nicht für Sanftmuth halten, was im Grunde nichts als sträfliche Schwäche ist (so sollte aber der Verf. dieser Schwachheit auch nicht den ehrenvollen, heiligen Namen: Liebe geben), sollen die Schwachheit (eigentlich die Unwissenheit) und das Zutrauen der Kinder nicht mißbrauchen, ihnen keine knechtische Furcht vor Gott, oder (und) keine abergläubische Furcht vor dem, was entweder gar nichts ist, oder doch das nicht ist, wofür man es ausgibt (vor Gespenstern, Unholden und bösen Geistern) einflößen); Vorschläge, wie Eltern ihren Kindern Ehrlichkeit beybringen können, (beyzubringen (wie es der Verf. nennt) brauchen sie wohl den Kindern nicht erst die Ehrlichkeit, denn sie sind von Natur ehrlich, sie müssen nur dafür sorgen, daß sie bey ihnen erhalten werde. Die Mittel dazu sind: 1) Beyspiel der Eltern, 2) Beschränkung ihrer Bedürfnisse. Dieß hängt mit der Ehrlichkeit so zusammen: „Dem lieben Söhnchen ist das Großthun im Wirthshause und dem trauten Töchterchen der übertriebene und üppige Putz zum Bedürfnisse geworden. Jetzt können, oder wollen die Eltern zur Befriedigung dieses sträflichen Bedürfnisses nicht Geld genug mehr hergeben, und nun sehen die verwöhnten Kinder, wie sie dem Vater, oder der Mutter über den Geldbeutel gerathen, oder ihnen Getraide und andere Dinge entwenden, und sie zu Gelde machen können.“ 3) Bewahrung vor Verführung zu Betrügereyen von den Dienstboten. 4) Bekanntmachung mit den traurigen Folgen des Betrugs, und mit den beseligenden Folgen der Ehrlichkeit. (Rec. würde nur dazu rathen, wenn man schon Spuren von

Unehrlichkeit bey Kindern bemerkte; außerdem vertreibt man sie durch solche Erzählungen aus dem Paradiese von Unschuld, in dem sie keine Sünde kennen. Schlimm genug, daß man Warnungen vor unbekannten Lastern in so vielen Kinderschriften findet!) — Warum so manche Eltern so wenig über die Unschuld ihrer Kinder wachen; wodurch sie sich das schwere Erziehungsgeschäft erleichtern können (durch den Gedanken: Gott hat uns zu diesem Geschäft bestimmt. Eltern müssen sich nicht selbst widersprechen, müssen sie fleißig zur Schule schicken, müssen sich recht ernst und oft vorstellen, welch ein verdienstvolles und mißliches Geschäft es sey), und endlich von den Pflichten, die Erwachsene der Jugend schuldig sind.

Aus diesem Inhaltsverzeichnisse wird man schon sehen, daß der Verf. zwar meist ganz gute und wahre, aber allbekannte Rathschläge gibt, daß er hauptsächlich für den Landmann redete und schrieb, daß er sich darum auch sehr gemein, manchmal auch unrichtig ausdrückt, daß er aber ohne Zweifel in seinem Kreise durch diese Reden vor mancher Verkehrtheit bey dem Erziehen warnen, oder manche nöthige Erziehungsregel erinnern, und das ganze Geschäft richtig machen kann. Eins ist dem Rec. unbegreiflich, daß die Pfarrer seines Bezirks ihn um den Druck dieser Predigten gebeten haben, als wüßten sie nicht das Alles, was der Verf. sagt; und Eins kann er nicht billigen, daß Hr. H. alle diese Predigten wirklich vor einer ganzen Gemeinde gehalten hat, da in manchen nur zu Eltern, oder Lehrern geredet wird, was Kinder, die doch auch die Kirche besuchen, eben nicht zu hören brauchen.

Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, von Carl Hahn. Mit einem Kupfer (von Roßmäßler). 2 Thle. Leipzig 1810. Bey Heinrich Büschler in Elberfeld. (2 fl. 45 kr.)

„Ich wählte die orientalische Form bey Bearbeitung meines Stoffes" — sagt der Verf. in der Vorrede. Sie hat das

reinkindliche, mit lieblichen Blumen geschmückte Gewand, mit welchem sie so einfach die Wahrheit bekleidet; ihre Darstellung hat sich das Weichste und Zarteste zu eigen gemacht. Sie dichtet wie der frühe Mensch, und läßt durch die Begleitung der Bilder aus der Natur die Wahrheit noch Einmal erkennen, und das Schöne noch Einmal empfinden." — „Die Macht des Bildes, und die edlere, oft heilige Sprache der Poesie bewegt so oft das Gemüth, und bereitet die Andacht vor, wie der Gottesdienst der gebildeteren Völker mit Gesang anhebt, um zum Gebete vorzubereiten, und der göttlichen Lehre den Eingang zum Herzen zu öffnen." Man sieht aus diesen Aeußerungen, was der Verf. wollte, und seine Absicht ist ihm nicht mißlungen. In acht Darstellungen: Halis Zweifel (über Gottes Daseyn), die Sagopalme (Menschenbestimmung), der Dank für Gottes Liebe, der Glaube an Gott, der Abendgesang, das Gebet, die Unsterblichkeit, und das Schicksal, hat er wirklich gar manchen erhebenden, stärkenden und beruhigenden Gedanken vorgetragen, in jener blühenden Sprache des Orients, durch die jede jugendliche Phantasie so ganz in Anspruch genommen, und der Jüngling, so wie die Jungfrau, auf Blumenpfaden zu dem Heiligen geführt wird. Was die, von Herder herausgegebenen Palmblätter für die frühere Jugend seyn sollten, das kann diese Schrift für das Jünglingsalter werden, und Rec. wünschte, daß sie es würde. Es herrscht ein guter, frommer Geist darin, und der weise Omar flößt durch seine Reden Ehrerbietung ein. Kaum würde aber der Rec. in einer solchen Schrift Zweifel über Gottes Daseyn vorgetragen haben. Das zerrüttete Gemüth, das einem Abbas gleicht, löset diese Schrift nicht; es wird auch durch keine Omarsrede bekehrt. Was der Verf. über Schicksal und Freyheit sagt, wird zwar den speculativen Denker nicht befriedigen, wodurch könnte er auch befriedigt werden? aber es wird das kindliche Gemüth beruhigen. Und weiter wollte wohl der Verf. nichts. Die Schrift kann allen religiösen Menschen, besonders der Jugend, empfohlen werden.

Hier nur noch der Anfang des Abendgesangs, als Probe der Darstellung:

Vater, dem der Geister heil'ge Lieder
  Wie der Dank, der meinen Busen schwellt,
Und die Thräne, die vom Wangen nieder
  Auf das Moos der stillen Hütte fällt,
Und des Kindes liebevolles Lallen
Gleich dem Hochgesange wohlgefallen,
  Den dir bringt der Einklang deiner Welt!
Sende du die Stralen deiner Güte
  In das Herz, das ahnend sich erhebt,
Wie zum offnen Kelch der duft'gen Blüthe
  Mild der Stral von deiner Sonne schwebt.

Wilhelmine. Oder das erste Buch für Mütter, die auf den Verstand ihrer Kinder, von der frühesten Zeit an, wirken wollen. Von Karl Hahn. Erster und zweyter Theil. Mit einem Titelkupfer. Berlin, bey Maurer. 1809. (1 Thlr. 8 gr.)

In dem ersten Theile unterhält sich der Verf. mit der Mutter. Er will, ohne sich anzumaßen, daß seine Ansichten und Erfahrungen die einzig richtigen seyen, etwas dazu beytragen, daß man das Kind in den frühesten Jahren geistig beschäftigen lerne; auch will er dabey der frühen Vielwisserey entgegen arbeiten. Diese Aufgabe ist nicht leicht. Es gehört viel dazu, die Begriffe, welche dem Kindesalter faßlich sind, und doch zugleich als Stammbegriffe dienen, anschaulich und verständlich zu entwickeln. Was die Erklärung der Begriffe, die er der Mutter gibt, betrifft, so ist ihm diese meist gut gelungen, auch gibt er viele vortreffliche Regeln zur Verstandesbildung des Kindes, allein Vieles geht doch auf ein Erkünsteln und ein Verfrühen hinaus, wodurch das wahre Gedeihen des Kindes leidet, wenn es auch eine Zeitlang zu gewinnen scheint. So redet der Verf. den Bilderbüchern das Wort, und gebraucht

als Grund, weil ja auch in der Natur das Kind eine Menge von Gegenständen durcheinander sieht; aber wie sehr dieses Sehen der Körperwelt, das zugleich ein Leben darin ist, von dem Durchblättern und Handhaben, oder auch trägem Angaffen der immer wiederkehrenden Bilder verschieden sey, ist dabey nicht bedacht. Die frühen Sprachberichtigungen vom Gebrauche des Ich und Du führen doch zu nichts anders, als zu anschauungslosen Reflexionen, welche der Naivität des kindlichen Gemüthes mehr oder weniger schaden. Da der Verf. doch den richtigen Grundsatz anerkennt, daß die Erziehung durchaus naturgemäß verfahren müsse, so werden seine Abirrungen von demselben durch vieles Gute, besonders durch seine praktische Empfehlung der Herzensbildung neben der Verstandesbildung wieder ziemlich gut gemacht. Die Bemerkungen zur Verbesserung des früheren Unterrichts in der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturkunde verdienen beherzigt zu werden. — Der zweyte Theil, welcher auch den Titel führt: Beyspiele und Hülfsbuch, oder das erste Buch für Kinder, wird in der Hand einer durch den ersten Theil belehrten Mutter seine Bestimmung recht gut erreichen. Der Ton ist gut und für Kinder verständlich; einige Provinzialismen wären weg zu wünschen. Daß aber schon für zweyjährige Kinder Erzählungen vorkommen, ist doch ein Uebertreiben. Wir sollten denken, eine Mutter, die dieses Buch versteht, bedürfe solcher Beyspiele durchaus nicht, und außerdem sind sie zwecklos. Uebrigens ist es ein Vorzug, daß ein gewisser Stufengang in den Erzählungen gewählt ist, den der erste Theil angibt.

Pädagogische Mittheilungen. Eine Zeitschrift von Joh. Tr. V. Himly. Berlin, bey Hitzig. 1809. Erstes St. 72 S. Zweytes St. 179 S. 8. (16 gr.)

Die größte Aufmerksamkeit verdient die Nüchternheit und die Besonnenheit, mit welcher Himly als Pädagog in dieser

Zeitschrift auftritt. Der reine Gedanke und der tiefste Sinn, die weite Umherschauung und das feste Eindringen des Mannes verdient wahrhafte Bewunderung. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, wenn irgend etwas so genannt werden darf — ein wohlbedachter Eingriff in das, was das Denken, Wissen und Thun des Menschen in unsern Tagen fördert — eine Stimme, die nicht im leeren Raume des Jahrhunders verhallen wird. Zwar wird man eingestehen, daß Ausdruck und Vortrag nicht für alle geeignet sey. Es liegt weniger in der Natur der Sache, als in der eigenen Vorstellungsweise, noch mehr in der Aeußerungsweise des Schriftstellers, vielleicht auch wohl in der behutsamen Behandlung eines Gegenstandes, dessen reifere gewordene Beurtheilung so vielen Mißdeutungen des Rechten und Treffenden schon ausgesetzt worden ist, daß Viele diese Schrift aus ihrer Hand legen werden, mit der Versicherung, daß sie nichts darin verstehen könnten. Doch bleibt dem Verf. Ruhm und Ehre genug, wenn es ihm nach seinen Absichten gelingt, durch diese Mittheilungen die Geneigten zu sammeln, und die Abgeneigten entfernt zu halten. Wohl wird es dieser Abgeneigten viel geben, denn Himly richtet mit einer Strenge, die nur das Werk des tieferen Eindringens in den Geist der Menschenbildung, vergleichend mit dem, was das Schicksal unserer Zeit darüber gebietend verhängt, für den Unbefangenen seyn kann. Von dieser Seite wird der tiefere Denker, der die Verdienste unsers pädagogischen Zeitalters und ihrer Heerführer mit seinem Probierstahle, den er an ihre Arbeiten und Bemühungen hält, besser zu ehren und zu würdigen versteht, als die gedankenlosen Bewunderer und Verächter des Neuen und Auffälligen, die weder das eine, noch das andere seyn würden, wenn sie ihr eigenes Urtheil zu rechtfertigen jemals gedrungen werden sollten, auf allgemeinen Beyfall gern verzichten. Seine Gedankenkerne fallen auf einen Boden, der einer solchen Frucht noch nicht empfänglich scheint. Vielleicht erzeigen wir dem tiefen Beobachter der Menschennatur den besten Dienst, wenn wir dem Wißbegierigen zuvörderst

nur einige der trefflichsten Gedanken mittheilen, von denen wir glauben, daß sie wohl von einigen verstanden werden können. „Das Treffliche, sagt Himly, was im Menschen aus dunkler Tiefe hervortreibt, welkt unter der Hand, die es hervorziehen will.“ Die Erprobung dieser Wahrheit kann der Feinsinnige augenblicklich an seinen köstlichsten Ideen machen. „Die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner freyen Gestaltungen ist noch unbegränzt; und wer sein Mögliches zu übersehen glaubt, läuft Gefahr, Blüthenknospen verdorren zu lassen, oder abzubrechen, in welchen die schönsten verhüllt gewesen.“ „Von der Anmaßung einer alles im Klaren entwickelnden Methode läßt sich nichts anders sagen, als daß sie den ganzen Zauber lösen wolle, der eher ihr Werk seyn, oder welchen heilig zu halten ihr höchstes Ziel seyn sollte.“ Himly sieht ein, was noch kein Erzieher hat erkennen wollen, welch ein mißliches, gefährliches und verderbliches Werkzeug bey der Menschenentwickelung der sogenannte Unterricht sey,“ wenn wir mit dem Worte die Schlüssel zur geistigen Werkstätte in die Hände bekommen zu haben vermeinen, und mit dem Worte wenigstens vielfach sündigen können.“ Sehr richtig bemerkt er, „daß das Buch der Mütter auf seinem Titel sehr einfach und anmaßungslos eine Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren, die Bücher von Zahl und Maß (die freylich noch nicht das ganze Gebiet der Kraftübung umspannen) Anschauungslehren der Zahlen- und Maßverhältnisse genannt wurden.“ Wir brechen hier ab. Der Verständige wird wissen, was er in den pädagogischen Mittheilungen zu suchen habe.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Eilftes Heft.

Vernunft und Verstand. Eine wissenschaftliche Darstellung; dem gebildeten Manne, nicht der Schule zunächst gewidmet. Von J. Salat, Professor auf der Universität zu Landshut. Erster Theil. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1808. VIII. u. 366 S. (2 fl. 15 kr.)

Wenn gleich Titel und Vorrede gewissermaßen den Standpunct angeben, von welchem aus der Verf. seine Schrift betrachtet haben will, so reichen beyde doch nicht hin, den Leser über das Ganze so zu orientiren, daß er die verschiedenen Erscheinungen des Inhaltes daraus begreifen, und ihre Nothwendigkeit zum Zwecke einsehen könnte. Es soll eine wissenschaftliche Darstellung der wichtigsten philosophischen Gegenstände, aber nicht für die Schüler, sondern für den gebildeten Mann seyn. Nach S. 346 muß man schließen, daß der gebildete Mann in der Mitte stehe zwischen dem Schüler der Philosophie und dem Philosophen, der sein ganzes Leben ausschließlich dem Studium dieser Wissenschaft widmet, und da zu solchen gebildeten Menschen, nach S. 347 auch die Weiber gehören, so bezeichnet der Titel nicht den ganzen Umfang der Bestimmung des Werks. Ob nun eine wissen-

schaftliche Darstellung den, in dem angegebenen Sinne Gebildeten angemessen sey, muß Rec. zwar sehr bezweifeln; da er aber bereits die hier gelieferte kennt, so muß er zugleich zur Entschuldigung des Verf. anmerken, daß er die wissenschaftliche Darstellung nicht so streng genommen habe. Nach S. 47 liegt eine besondere Ableitung, oder Durchführung des Einen außer dem Plane dieser Schrift, und S. 8 wird versichert, daß sie zugleich eine Darstellung der eigentlichen Philosophie seyn solle, wozu nach unserm Dafürhalten doch auch eine Durchführung der Grundeinheit durch ihre besonderen Erscheinungen erfordert wird. Ueber den Zweck und die, ihm angemessene Form des Werkes hätte also der Verf. sich nicht deutlich erklärt? Doch wozu dieß? Erst die Sache, dann das Wort! S. 1, Und so will auch Rec. sich zuerst an die Sache, und zwar nur an die Hauptsachen halten, und was ihm dann sonst noch erinnerungswerth scheint, darauf folgen lassen.

Die Bestimmung dessen, was man sich unter Vernunft und Verstand denken müsse, und wie diese bey den Geistesfunctionen zu allen übrigen stehen, ist das vorzüglichste Problem, welches der Verf. sich zu lösen vorgenommen hat. Allein so vielmal er sich darüber erklärt, und so oft er sich auch darüber wiederholt, so schwer ist es doch, seine Ansicht gedrängt wieder zu geben, weil er die Gabe, bestimmt und deutlich zu schreiben, in keinem hohen Grade besitzt. Das Wesentliche aber, was er darüber fest setzt: besteht in folgendem:

„Die Quelle alles Wahren und Guten im Menschen ist die Vernunft; denn sie ist göttlichen Ursprunges, und dem Göttlichen κατ᾽ ἐξοχὴν der Art nach gleich, und dem Grade nach unendlich von ihm verschieden, S. 169, sie ist eine Offenbarung des Göttlichen in uns, und durch sie lernen wir alles Wahre, Gute und Schöne kennen. Die Vernunft manifestirt sich auf manniafache Weise, z. B. durch Ideen, Gefühl, Anschauung, Ahndung, Glaube, und durch Bilder der Phantasie; aber durch alle diese Aeußerungen kommt noch

kein deutliches und bestimmtes Erkennen des Geoffenbarten zu Stande, wenn nicht der Verstand hinzutritt, und dasselbe sondert, und in seine Unterscheidung von einander bestimmt. Wie verhält sich denn aber die Vernunft zu dem Höchsten, oder Göttlichen, das sich durch sie kund thut, und wie verhält sich der Verstand zu ihr? Die Antwort auf diese Fragen ist am verständlichsten S. 165 u. f. ausgedrückt, ob sie gleich noch an mehreren Stellen vorkommt. — Die Vernunft ist nur in dem Menschen wirklich, welcher dieselbe in sich selbst realisirt, oder welcher dem Göttlichen huldigt, und durch diese Huldigung wird der Mensch erst ein würdiger, ein wahrer Mensch; da dieses ein Act der freyen Selbstthätigkeit ist, so wird die Vernunft im Menschen erst durch Freyheit realisirt, und das gesammte edle Leben des Menschen gründet sich auf diesem Uracte der Freyheit, S. 287. Dadurch constituirt sich der Mensch erst als ein vernünftiges Wesen. — Bevor aber dieser Act der freythätigen Individualität erfolgt, muß ein Bewußtseyn des Höheren, Uebersinnlichen gesetzt, oder vorhanden seyn; ohne dieses ist derjenige Uract nicht möglich, wodurch das Individuum in der That Mensch, oder Vernunftwesen wird. Dieses Bewußtseyn geht nicht aus der individuellen Menschheit, sondern aus der reinen hervor, d. h. aus der höheren Anlage des Menschen; es ist Bewußtseyn κατ᾽ ἐξοχὴν S. 156, und ist eben darum nicht des Menschen (des Individuum) Werk, sondern Gottes Werk, da und sofern die reine Menschheit von Gott, wie das Ebenbild vom Urbilde, nicht getrennt werden kann. Aber es hat zugleich eine wesentliche Beziehung auf das Individuum, als Grund der Möglichkeit, als die nächste und nothwendige Bedingung einer menschenwürdigen Thätigkeit." — Das Eigenthümliche dieser Theorie von dem Wesen der Vernunft besteht also darin, daß das ganze vernünftige Seyn und Leben des Menschen zunächst gegründet wird auf Freyheit, welche sich äußert in der Anerkennung des Göttlichen; die Bedingung, oder die Möglichkeit

dieser Anerkennung wird gesetzt in das, allen Menschen unabhängig von ihrer freyen Thätigkeit beywohnende Bewußtseyn von der Realität des Göttlichen und seiner Offenbarung an die Menschen; mit andern Worten: Wer sich mit Freyheit für das Göttliche bestimmt, nur der ist ein vernünftiger Mensch; wenn er sich aber dafür bestimmen soll, so muß ihm, vor aller Bestimmung, ein Bewußtseyn davon zukommen, welches er nicht selbst wieder durch Freyheit erzeugt hat, sondern welches eben die, an die Menschheit geschehene göttliche Offenbarung enthält. Was hat nun Hr. Salat gewonnen? Wollte er vielleicht dadurch die Schwierigkeiten heben, welche bis jetzt mit der Erkenntniß dieses Gebietes der Philosophie verbunden waren? Da hat er sich sehr getäuscht. Wahr ist es, daß dem Menschen ein Bewußtseyn von Etwas zukommen müsse, wenn er sich mit Freyheit dafür bestimmen soll, und daß er jenes Bewußtseyn nicht mit freyer Thätigkeit könne geschaffen haben, wenn die Anerkennung des Bewußten der erste Act seiner Freyheit seyn soll. Allein die Annahme dieser ursprünglichen Freyheit und die Gründung der vernünftigen menschlichen Existenz auf dieselbe ist durchaus willkührlich. Die Vernunft soll erst durch die freye Anerkennung des Göttlichen gesetzt werden. Die Freyheit geht also in sofern der Vernunft als Bedingung voraus, und soll doch auch zugleich nicht von der Vernunft getrennt werden können. Die Hauptpostulate des Hrn. S. also: a) Im Menschen ist ein unwillkührliches Bewußtseyn des Göttlichen; — b) der Mensch ist ein durchaus freyes Wesen, c) durch freye Anerkennung des Göttlichen schafft er sich zu einem vernünftigen Wesen; es kommen deren noch mehrere vor, gründen sich aber sämmtlich auf diese. Wenn nach §. 3 dieß nur die eine Aeußerung der Freyheit ist, wo sie dem Ewigen huldigt, und die Vernunft setzt, so muß die andere darin bestehen, daß sie das Gegentheil thut; Freyheit wäre also nach S., ob er sie gleich nirgends definirt, das Vermögen, sich für, oder gegen das Göttliche zu bestimmen, d. h. Willkühr, und die Schwierigkeiten kehren nun alle wieder,

welche seit vielen Jahrhunderten die Philosophen in Verlegenheit gesetzt haben. Wie ist es denkbar, daß neben der allgemeinherrschenden Nothwendigkeit im Universum die subjective Willensfreyheit bestehe? Wie kann der Mensch sich als ein mit Willkühr begabtes Wesen ansehen, während er der Gottheit diese Eigenschaft absprechen, und sie als nach innerer Nothwendigkeit handelnd vorstellen muß? Diese Fragen müssen wissenschaftlich beantwortet, nicht aber mit prekären Postulaten umgangen werden. Hr. S. konnte diese grundlose Voraussetzung nur auf ein inneres Gefühl, auf einen nothwendigen Glauben bauen; allein da er S. 166 und a. m. O. das Gefühl, und diesen alles Wissen übertreffenden Glauben nur Folgen seyn läßt von dem Gebrauche der Freyheit, so kann er sie nicht umgekehrt zu Bedingungen, oder Erkenntnißgründen derselben machen. — Daß vollends durch die freye Anerkennung des Göttlichen die Vernunft erst zum Vorschein komme, kann nur den Gebrauch der Vernunft, nicht ihr Wesen selbst angehen. So wäre denn das Fundament dieses seynsollenden neuen Gebäudes in die Luft, nicht auf Felsen gesetzt, und die Philosophie dadurch nicht nur um keine Linie weiter, sondern in sofern noch rückwärts gebracht, als die, hier zu Grunde gelegten Meinungen schon vor sehr langer Zeit bekannt, widerlegt, und durch wissenschaftlichere Ansichten ersetzt worden waren. Doch wir müssen dem Verf. weiter folgen, und dieß um so mehr, da er uns dieser Grundirrthümer, oder Schwächen ungeachtet mitunter auch köstliche Gaben darreicht.

Wenn das freythätige Individuum das Höhere κατ' ἐξοχὴν anerkennt, so entstehen der Glaube, die unmittelbare Anschauung, das Gefühl und die Ahndung; S. 166; die Idee aber wird S. 10 die Vorstellung, oder die innere Erscheinung des Höheren selbst genennt. Das Gefühl heißt S. 46 diejenige Stimmung des Geistes, welche von der freythätigen Kraft, sofern sie dem Ewigen huldigt, unzertrennlich ist; doch ist auch

schon ein Gefühl mit der unwillkührlichen Offenbarung des Göttlichen verbunden, welches aber nicht wie jenes ein Product freyer Thätigkeit ist. Durch das Gefühl nimmt der Mensch zuerst das Göttliche in sich wahr. Von dem Gefühl wird S. 23 die Empfindung unterschieden, welche etwas lediglich Passives bezeichnen soll; das Gefühl aber soll die Begierde und Empfindung veredeln, S. 30. die Ahndung, oder Ahnung, wie der Verf. schreibt, ist nach S. 89 das Gefühl selbst, sofern es Keim der Erkenntniß ist, und nach S. 92 sollte man denken, die Idee sey ohne alles Bewußtseyn, da sie der Ahndung und dem Gefühle noch vorausgeht, wenn Hr. S. nicht S. 169 u. f. das Gegentheil versicherte. — Ziemlich ausführlich wird §. 3 von der Phantasie gesprochen, welcher eine Stelle zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit angewiesen wird, weswegen sie auch willkührlich sich entweder an jene, oder an diese halten, und rein und schön, oder unrein und häßlich seyn kann. Die Idee, sofern sie durch das Medium der Phantasie geht, heißt Bild, daher das Urbild u. s. w. Von S. 53 — 88 werden manche schöne Wahrheiten über das Verhältniß der Phantasie zu den übrigen Geistesfunctionen vorgebracht, und S. 64 wird auf sehr natürliche Weise begreiflich gemacht, wie die Naturphilosophie, welche die Natur vergöttern, lediglich durch Täuschung der Phantasie entspringen, und warum sie gerade diesen Eindruck auf das Zeitalter machen mußte. (Leider! daß die Phantasie Hrn. S. nie so irre leitete!) — Im §. 5. ist die historische Bestimmung der Begriffe „Glauben und Wissen" sehr gut gelungen, so wie überhaupt dieser Paragraph vor den übrigen sich vortheilhaft auszeichnet. Daß Glauben und Wissen in letzter Instanz, in Beziehung auf den letzten Grund aller Gewißheit, Eins seyen, damit ist Rec. ganz einverstanden, findet aber darin eine große Beschränktheit des Verf., daß er rücksichtlich der übersinnlichen Objecte des freyen Handelns nur den Ausdruck „Glauben" will gelten lassen, S. 115, nicht aber auch rücksichtlich der Natur, oder, daß er das „Wissen"

dem „Glauben" unterordnet, unter dem Vorwande, daß jenes nur auf die entwickelten Kenntnisse des Verstandes im Reiche der Natur passe, das Glauben aber auf die sittliche Ver dlung des Menschen sich beziehe. Allein diese Behauptung gehört zu den vielen willkührlichen Machtsprüchen, von denen diese Schrift voll ist, und welche als Ausflüsse seines obersten Princips, der freyen Willkühr, welche auch die Operationen des Geistes leitet, S. 287, müssen angesehen werden. Nach S. 117 gründet sich der Glaube auf den freyen Willen, und da auf den Glauben alles Wissen sich reducirt, so ist auch das Wissen eine Folge der Freyheit, oder Willkühr. — Im 6. §. liest Rec. zu seiner nicht geringen Verwunderung auch von der Realität der rationalen und intellectuellen Anschauung, wovon jene der Vernunft, diese dem Verstande angehört. Die erstere ist mit der Anerkennung des Höheren, und dadurch mit dem Glauben verbunden; des Göttlichen bewußt werden und dasselbe anschauen soll Eins seyn. In diesem und in folgendem Paragraphen wird die Natur des Verstandes und sein Verhältniß zur Vernunft wie zu den übrigen Geistesvermögen auseinandergesetzt; S. 147 wird der Verstand in einem weiteren und engeren Sinne genommen; a) im weiteren wird er das Medium alles Bewußtseyns, als das Vermögen des Begriffs; b) im engern, nur das Letztere genennt (wunderbar, daß in dem weiteren Begriff auch das specifische Merkmal des engeren aufgenommen wird). In der ersten Bedeutung begleitet der Verstand alle Seelenäußerungen, die Vernunft, den Glauben, das Gefühl rc., unter der Form des Bewußtseyns, reicht aber als solches nicht zu, um eine bestimmte Erkenntniß von Etwas zu erhalten; S. 167. Erst wenn zu dem Anerkennen des Göttlichen im Menschen der Verstand, die Reflexion hinzutritt, so wird es zum Licht und zu einem wissenschaftlichen Erkennen, dadurch entstehen die Begriffe, welche das, in der Idee noch Ununterscheidbare trennen, und als etwas Besonderes darstellen; wenn nur mittelst des Verstandes das Eine Höhere durch eine Reihe

gleichartiger Erkenntnisse durchgeführt wird, so entsteht ein System, eine Wissenschaft. Diesen und ähnlichen Aeußerungen des Verf. gibt Rec. seine volle Beystimmung; es kommen aber andere hierher gehörige vor, die er nicht wohl damit in Uebereinstimmung bringen kann; z. B. S. 15 wird ein Vernunft- und ein Verstandesbegriff unterschieden, wovon jener sich auf die Idee, dieser auf das Endliche beziehen soll, und doch soll nach S. 171 u. f. der Verstand Begriffe ergänzen über das, in dem Absoluten, oder gleichsam implicite enthaltene Reale. S. 19 u. a. O. wird behauptet, daß der Begriff das Höhere nur negativ, die Idee aber positiv darstelle, und doch soll der Begriff erst Licht in das, durch die Idee, den Glauben u. s. w. empfangene Höhere bringen; man sieht, daß der Verf., ungeachtet jener richtigen allgemeinen Andeutung des Verhältnisses des Verstandes zu der Vernunft, dasselbe im Einzelnen doch nicht begriffen hat, sonst würde er eingesehen haben, daß der Verstand nicht bloß eine negative, sondern ganz positive Erkenntniß des Wahren, oder Höheren in Begriffen gewähren könne, indem alles Verstehen und Einsehen eine Wirkung des Verstandes ist, sofern es deutlich und bestimmt seyn soll; er würde auch nicht gesagt haben, was er S. 160 u. f. über das Denken und die Logik behauptet hat; denn die Logik steht mit der Erkenntniß des Wahren im engsten Bunde. Endlich läßt sich nicht wohl einsehen, warum er gerade nur von einem Verhältniß des Verstandes zur Vernunft spricht, da er nach seiner Theorie eben so gut die rationale Anschauung, den Glauben, das Gefühl, oder die Ahndung an die Stelle der Vernunft setzen könnte. — Wie das Verhältniß des Verstandes zur Vernunft im Besondern fast ganz unrichtig aufgefaßt ward, so verhält es sich auch mit dem des Ewigen zum Zeitlichen, des Unendlichen zum Endlichen, (S. 181 u. f.) und der absoluten zur relativen Wahrheit. Wenn es S. 183 heißt, daß in der Sinnenwelt keine Wahrheit, oder eine bloß relative statt finde, daß die erste Gewißheit von der Wahrnehmung des inneren Höheren

ausgehe, und der Glaube an die Realität der Außenwelt ein abgeleiteter sey, so liegen hier mancherley und sehr nachtheilige Irrthümer zu Grunde. Alle Wahrheit stammt freylich zuletzt aus der Vernunft; aber keine ist von der andern abhängig, keine geht der Natur der Sache nach der anderen voraus, oder folgt ihr nach; was von der Vernunft und dem Verstande wahr ist, hat eine unbedingte Realität, und die Art, wie der eine, oder andere Mensch sich derselben bewußt wird, ändert nichts in der Sache selbst. Die Unterscheidung der Wahrheit in eine relative und absolute, so wie die Behauptung, daß die Erkenntniß der Sinnenwelt nur relative Wahrheiten gewähre, sind mißverstandene Wiederholungen von Aussprüchen der neueren Philosophie. Wo gibt es denn eine Realität, die nicht zugleich Erscheinung ist, oder werden muß? Wie können also auch von der Vernunft Wahrheiten erkannt werden, die nicht zugleich Erscheinungen seyn könnten?

Der §. 8 handelt von der Ueberzeugung, Gewißheit und dem Beweise. Alle wissenschaftliche Ueberzeugung gründet sich auf den Glauben; wenn aber (S. 193) das reflexe Bewußtseyn hinzutritt, so geht die Basis der Ueberzeugung in das Medium des Verstandes, welcher dann aus dem Einen Grunde alles einzelne Wissen entwickelt. Alle Gewißheit beruht also zuletzt auf dem Gewissen, S. 201, in sofern nämlich der Mensch das Höhere freythätig sich aneignet. Was S. 203 u. f. über die Natur des Beweises gesagt wird, ist sehr unbefriedigend. — §. 9 Geist und Buchstabe, Sinn und Begriff; dieser Abschnitt ist größtentheils eine Wiederholung des, schon öfters in dieser Schrift Vorgebrachten. Der Geist geht aus der Vernunft hervor, und hängt mit der Idee und dem Gefühle zusammen, der Buchstabe aber gehört dem Verstande an. — §. 10. Sache, Stoff, Form und Wissenschaft. S. 232. Wer die Idee hat, besitzt mit dem Geist auch die Sache, welche der Stoff der Wissenschaft ist; auch hier muß man das, in den vorigen Paragraphen schon viermal Gelesene zum fünften Mal sich sagen lassen. — §. 11. Leben

und Wissenschaft, Praxis und Theorie, Handeln und Spekuliren. Wer dieses Thema gründlich und philosophisch bestimmen will, muß selbst erst eine gründliche Ansicht vom Leben haben, welche dem Verf. sehr abzugehen scheint, da wir nirgends die Bestimmung des Menschengeschlechts in seinem zeitlichen Daseyn und das Verhältniß der Individuen zu demselben auch nur von fern angedeutet, viel weniger ausgeführt finden. Auch läßt sich nicht einsehen, warum der Verf. fast denselben Gegensatz, welchen er auf dreyfache Art ausdrückte, so breit ausdehnt, und nach jenen drey Ausdrücken in Betrachtung zieht. — §. 12. Der Mensch und der Denker. Das lebendige Princip. System. Philosophie. Mit dem §. 11 sollte eigentlich die wissenschaftliche Untersuchung geschlossen seyn, und in dem gegenwärtigen werden Rückblicke auf das Vorige geworfen, und Folgerungen daraus gezogen. Nach S. 294 soll in diesem Paragraphen zuerst der Mensch und der Denker in Einem Subjecte zusammengefaßt werden. Was S. 318 u. f. über den Begriff eines Systems gesagt wird, hat des Rec. ganzen Beyfall; denn ewig wahr bleibt es, daß die Philosophie nur Eine ist, während es der Systeme mancherley geben kann. — S. 327, wo der Verf. die Rede auf den Empirismus bringt, wäre es an Ort und Stelle gewesen, das Verhältniß des empirischen Wissens zu dem philosophischen auseinander zu setzen; jedoch würde Hr. S. darüber nicht sehr lehrreich geworden seyn, da man nach S. 183 schließen muß, Er räume der Empirie bloß die Erkenntniß relativer Wahrheiten ein. Rec. ist der Ueberzeugung, daß die Nichtkenntniß dieses Verhältnisses ein Hauptgrund von der durchgehenden Einseitigkeit des Verf. sey! —

Diese Schrift, bey deren Inhalt Rec. bisher verweilt hat, verbreitet sich fast über alle Materien der Subjectivitätsphilosophie, und wenn Rec. ein Urtheil über das Ganze sprechen soll, so muß er sagen, daß bey der Trefflichkeit einzelner Stellen im Allgemeinen die Gründlichkeit im Forschen und Bestimmen der Gegenstände durch die, durchaus herrschende

Willkühr verdrängt sey; dadurch mußten viele Einseitigkeiten und nicht selten offenbare Unrichtigkeiten zum Vorschein kommen. Daß Kant, Jacobi, Fichte u. a. ihm häufig zu Führern gedient, leugnet er nicht ab; doch ist auch Vieles sein Eigenthum, besonders die Form, und es ist billig, daß Rec. darauf aufmerksam mache, um des Verf. Individualität auch von dieser Seite kennbar zu machen.

1) Wenn gleich Hr. S. die Behauptung, daß die Freyheit, oder unbedingte Willkühr das Princip alles menschlichen Seyns sey, und daß durch die freye Anerkennung des Höheren erst das vernünftige Seyn begründet werde, vorzüglich dem Jacobi verdankt, so hat jener sich doch die besondere Mühe gegeben, die, mit diesem Acte verbundenen anderen Zustände des Geistes aufzuzählen, und mit einander zu vergleichen; an guten und zweckmäßigen Bemerkungen fehlt es dabey nicht; nur die gründliche und wissenschaftliche Behandlung der Materien vermißt man. Wie nach ihm Willkühr das Princip des menschlichen Seyns ist, so ist es auch das seines Philosophirens; nach seinen Meinungen bestimmt er die verschiedenen Erscheinungen des menschlichen Geistes, oder bedient sich statt objectiver Gründe der Autorität eines Jacobi, Köppen, und der Literaturzeitungen. — 2) Ein anderer mit diesem in Verbindung stehender Zug der Schrift ist die Manier, Worte und Begriffe zu bestimmen, welches so häufig geschieht, daß man glauben muß, der Verf. halte das Wortbestimmen und Philosophiren für Eins; er nimmt nämlich die vorhandenen Worte, wie sie sind, und bestimmt sie ohne Princip und ohne Nachweisung einer Nothwendigkeit nach eigenem Gutdünken. Der Philosoph muß allerdings die Worte ihrer Bedeutung nach fixiren; aber er muß es auf wissenschaftliche Weise thun, und muß zuvor über die Sache einig seyn, ehe er sie in der Sprache auf bestimmte Art niederlegt. Wer mit seinem Philosophiren ins Reine gekommen ist, und sich aus Gründen der Wissenschaft von seiner Denkweise Rechenschaft geben kann, der allein kann den Sinn der Worte bestimmen. Rec. verweist

den Verf. auf Plato, der an mehreren Orten, besonders im Kratylos das Verhältniß der Sprache zu der Erkenntniß, also auch der Worte zu ihrem Sinn, festgesetzt hat. Nach S. 116 muß man glauben, Hr. S. nehme an, die vorhandene Sprache sey ein Product der entwickelten Menschheit; wäre dieses, so wäre wohl nichts nöthig, als der Etymologie der Worte nachzuforschen; da aber fast durchaus das Gegentheil statt findet, so tritt für den Philosophen die Nothwendigkeit ein, ihre Bedeutung erst wissenschaftlich fest zu setzen, weswegen die Sprachbestimmung eines Philosophen im directen Verhältnisse zu seiner Philosophie selbst steht. — 3) S. 224 spricht der Verf. ziemlich gründlich über die philosophische Darstellung, ohne nur eine der, von ihm gemachten Forderungen in seiner Schrift zu erfüllen. Denn die Weitschweifigkeit und Redseligkeit in der Auseinandersetzung seiner subjectiven Ansichten, die Freude und Unersättlichkeit, mit welcher er dieselben wiederholt, die logische Unordnung in der Aufeinanderfolge, die durch die ganze Schrift herrschende Manier, die beyläufigen Gedanken, welche seine Arbeit wahrscheinlich begleiten, oft unterbrechen, und entweder gar nicht zur Sache gehören, oder in einer sehr entfernten Beziehung zu ihr stehen, in den Text selbst einzuflechten, und endlich der, auf jeder Seite wiederkehrende Gebrauch unschicklicher, oder überflüssiger Beywörter, dieß sind gleichfalls Eigenthümlichkeiten des Verf., die den Leser sehr ermüden, und höchstens den interessiren können, welcher ein treues individuelles Bild von der Geistesverfassung des Verf. haben möchte. — 4) Was diese Schrift nicht weniger, als das seither Bemerkte auszeichnet, ist der, bey jeder möglichen Gelegenheit, vorzüglich aber in den letzten Paragraphen hervorbrechende Unwille gegen die Naturphilosophie, welcher der Verf. die ungereimtesten Dinge aufbürdet, z. B. daß sie die Naturdinge vergöttern, zwischen dem Menschen und Thiere nur eine quantitative Differenz (einen graduellen Unterschied) statuire, S. 348; daß sie die Unsterblichkeit setze in das Bestehen in dem absoluten Chaos, S. 290; daß sie von ihrem

höheren Wissen die Reflexion ausschließe, S. 139, u. s. w.. Bey allen diesen ganz unstatthaften Vorwürfen, die nichts weiter, als eine gänzliche Unkenntniß dieser Wissenschaft beweisen, hat dem Rec. doch dieß gefallen, daß der Verf. bloß Lehren, und nicht zugleich Personen verläumdete. Ihn selbst belehren zu wollen, muß man für eine verlorne Mühe halten, da Hr. S. nach dem Zeugnisse seiner vieljährigen Polemik dieser Lehre doch noch nicht die rechte Seite hat abgewinnen können. Dem Publicum ist aber Rec. schuldig zu sagen, daß Hr. S. die, von ihm so tief herabgesetzte Naturphilosophie fleißig geplündert, und die, von ihr entlehnten Gedanken mit den seinigen verwebt habe; denn wenn er z. B. die Offenbarung des Göttlichen an den Menschen durch die Vernunft, die Realität des Uebersinnlichen, dessen Erkenntniß durch die Vernunft in Ideen, und durch den Verstand in Begriffen, wenn er die innere Verwandtschaft des Wahren, Guten und Schönen, die Einheit des Wissens und Handelns behauptet, so weiß doch jedermann, daß es eben die Naturphilosophie gewesen sey, welche alle diese Sätze zuerst wieder in Erinnerung brachte, und wissenschaftlich zu begründen suchte. Als eine historische Merkwürdigkeit ersehen wir noch S. 335, daß die Bezeichnung der Naturphilosophie mit dem Ausdrucke „Idealistik eine Folge der Berathung des Verf. mit Hrn. Jacobi sey", welcher dieses Wort hier sehr passend soll gefunden haben, so daß es durch den Beyfall des Präsidenten einer Academie der Wissenschaften gerechten Anspruch auf das Bürgerrecht im philosophischen Sprachgebrauche machen kann.

N. S. Auf den zweyten Theil dieses Werkes kann Rec. sich nicht einlassen, aus Mangel an Interesse für den Kenner des ersten Bandes, indem jener nichts enthält, als eine Beurtheilung mehrerer neuerer philosophischer Schriften, und ihrer Recensionen in Literaturzeitungen nach den, in diesem Theile mitgetheilten Ansichten.

Die Pastoralbriefe des Apostels Paulus. Neu übersetzt und erklärt, mit einleitenden Abhandlungen herausgegeben von Julius August Ludwig Wegscheider, Doctor und Professor der Theologie und Philosophie zu Halle. Erster Theil. Göttingen, bey Johann Friedrich Röwer. 1810. X u. 195 S. gr. 8. (16 gr.)

Auch mit dem besondern Titel:

Der erste Brief des Apostels Paulus an den Timotheus. Neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie derselben, von J. A. L. Wegscheider u. s. w.

Die väterlichen Vorschriften, welche der Apostel Paulus seinen jungen Freunden und Schülern im Christenthum, dem Timotheus und Titus, in den an sie gerichteten Briefen in Beziehung auf das, von ihnen bekleidete christliche Lehramt ertheilt, gaben diesen Briefen unter den paulinischen von jeher ein eigenes Interesse, und erwarben ihnen den, wiewohl nicht ganz passenden Beynamen von Pastoralbriefen. Der vielen Bearbeitungen dieser Briefe ungeachtet, die wir schon haben, bleibt es daher dennoch kein unverdienstliches Unternehmen, sie nach den Grundsätzen einer gesunden und richtigen Interpretation von neuem zu bearbeiten, und mit Benutzung des schon Vorhandenen zum bessern Verständnisse derselben etwas beyzutragen. Diesen Zweck hat auch Hr. D. Wegscheider, der sich schon durch andere gelehrte theologische Schriften dem Publicum rühmlich bekannt gemacht hat, bey der, vor uns liegenden Schrift. Anfangs hatte er, laut Vorrede S. VI, den Plan, die sämmtlichen sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus aufs neue, und zwar auf eine ähnliche Weise zu bearbeiten, wie Hr. Consistorialrath D. Augusti eine Bearbeitung

der katholischen Briefe geliefert hat; er wurde aber durch das besondere Interesse, welches der erste Brief an den Timotheus in der neuesten Zeit vor den andern sogenannten Pastoralbriefen des Apostels Paulus gewonnen hat, veranlaßt, seinen Plan zuerst auf diesen zu beschränken, und im Falle der Billigung desselben die übrigen Briefe in einem zweyten Bändchen nachfolgen zu lassen. Daher der doppelte Titel der, vor uns liegenden Schrift. In Ansehung der hermeneutischen Grundsätze, zu welchen sich Hr. D. W. bekennt, gehört er zu denjenigen, welche einer richtigen grammatisch-historischen Interpretation der heiligen Schriften der Christen vor jeder andern den Vorzug geben. „Es scheint", sagt er Vorrede S. III und IV, „in dem gegenwärtigen Zeitpuncte, wo auf der einen Seite eine kunstvolle modernisirende Erklärungsart der biblischen Religionsurkunden Beyfall findet, auf der andern aber eine steife Anhänglichkeit an veraltete Formeln und eine mystische Scheu vor allem Verstandesgebrauche bey diesem Geschäfte vorherrscht, ganz besonders wichtig, die Grundsätze einer richtigen grammatisch-historischen Interpretation durch Rede und That in gebührender Achtung und Anwendung zu erhalten. Der wahre Protestant kennt einmal keine andere Quelle seines religiösen Glaubens, und kann und darf sich auch durch alle synkretistischen Versuche der Zeit keine andere zuleiten lassen, als die, mit Rücksicht auf Zeit- und Ortsverhältnisse richtig erklärten biblischen Schriften, und so lange die menschliche Einsicht noch nicht dahin gelangt ist, genau zu bestimmen, welcher Sinn jeder einzelnen Stelle dieser Schriften nothwendig als der einzig mögliche beyzulegen sey, muß es einem jeden, der seinen Beruf dazu beurkundet, vergönnt bleiben, vorhandene Auslegungen jener zu prüfen, und seine eigenen Ansichten derselben competenten Richtern zur Beurtheilung vorzulegen. — Und S. V wird sehr richtig hinzugesetzt: „übrigens möchte es auch jetzt noch nicht überflüssig seyn, an jene Wahrheiten zu erinnern, daß gerade bey den wichtigsten und wesentlichsten biblischen Aussprüchen die wenigste Schwierigkeit der Interpretation statt

findet, und daß die göttliche Vorsehung selbst jede Möglichkeit einer verschiedenartigen Ansicht der Religionsurkunden überhaupt völlig entfernt haben würde, wenn diese Möglichkeit nicht selbst ein wesentlicher Bestandtheil ihres großen Bildungsplanes für das menschliche Geschlecht gewesen wäre. Das wahrhaft religiöse Gemüth, welches mit heiliger Ehrfurcht jenen Plan anerkennt, verehrt ihn dadurch, daß es, ohne in dunkeln Gefühlen zu schwärmen, auch bey der Auslegung seiner Religionsurkunden die göttliche Gabe des Verstandes und Vernunftgebrauches mit Weisheit und Bescheidenheit anwendet, und sich unter Leitung der Vernunft zu den echt religiösen Ideen erhebt, zu deren Ausbildung in den christlichen Religionsschriften ein so trefflicher Stoff vorliegt." Bey dem ersten Briefe an den Timotheus sind, wie auch schon der Titel andeutet, und wie sich das von selbst verstand, die Schriften der Hrn. Schleiermacher und Plank nach des Verf. Versicherung sorgfältig geprüft, und benutzt worden. Hr. D. W. fällt von der schleiermacher'schen das Urtheil, daß sie sich mehr durch kunstvollen, gelehrten Scharfsinn, und von der planck'schen, daß sie sich mehr durch kunstlose, gelehrte Gründlichkeit auszeichnen. Bey der Uebersetzung sah Hr. D. W. vorzüglich auf Treue und Verständlichkeit. Die erste hält er mit Recht, besonders bey Uebertragung einer Religionsurkunde für höchstwichtig. Daher übersetzte er soviel als möglich wörtlich, und bemühte sich neben dem Sinn auch das Wort und die Wortfügung des Originaltextes, in sofern dieß der verschiedene Genius der Sprachen erlaubte, nachzubilden. Die Verständlichkeit der Uebersetzung glaubte er dadurch am besten zu fördern, daß er den Stellen, welche durch eine wörtliche Nachbildung nicht ganz verdeutlicht zu werden schienen, in Parenthesen eine umschreibende Erklärung beyfügte. Manche durch den kirchlichen Sprachgebrauch gleichsam sanctionirte Wörter, als Glaube, Gottseligkeit, Heiland und andere sind in der Uebersetzung beybehalten, weil, wie er sagt, keine andere deutsche Wörter den Originalausdrücken jener in ihrer Vieldeutigkeit entsprechen.

Hr. D. W. hätte auch noch folgenden Grund für dieses sein Verfahren hinzufügen können. Das christlich=religiöse Gemüth ist einmal gewohnt, mit diesen Wörtern gewisse wohlthätige und fruchtbare Vorstellungen und Empfindungen zu verknüpfen, welche wegfallen, sobald man diese Worte mit andern vertauscht. Dieß muß jeder an sich selbst bemerken, der je den Versuch macht, irgend einen größern, oder kleinern Abschnitt des N. T. zuerst in der alten kräftigen und ehrwürdigen lutherischen, und dann in der neuen modernisirenden stolzischen Uebersetzung zu lesen. Anstatt daß er bey der Lectüre jener das Gefühl haben wird, als spräche ein höheres, außer Gemeinschaft mit der jetzigen ihn umgebenden Welt befindliches Wesen zu ihm, und daß er dadurch über das Sinnliche und Zeitliche wird erhoben werden, wird ihn die stolzische Uebersetzung beständig an die jetzige Zeit und ihre Sinnes- und Denkungsweise erinnern, und den Eindruck der, in ihr vorgetragenen heiligen Lehren und Wahrheiten, vermöge einer demselben nachtheiligen Ideenverbindung eher schwächen, als befördern. — Auch hebraisirende und hellenisirende Redensarten vermied Hr. D. W. absichtlich nicht ganz, weil sie ihm zur Bezeichnung des schriftstellerischen Charakters biblischer Verfasser nothwendig und wesentlich zu seyn schienen. In Hinsicht der erklärenden Anmerkungen bestrebte sich Hr. D. W. vorzüglich, den bearbeiteten Brief aus den übrigen paulinischen, insbesondere aus dem an den Timotheus und aus dem Briefe an den Titus zu erklären. Durch die Erinnerung, daß nicht sowohl Aufstellung neuer Ansichten und Erklärungsarten in den Anmerkungen, als vielmehr eine geschmackvolle Auswahl und gedrängte Zusammenstellung dessen, was andere achtungswerthe Schriftsteller bereits gesagt haben, und Winke zur nähern Würdigung desselben in seinen Plan gehörten, begegnet er zum voraus dem Vorwurfe, den man ihm wegen der geringen Anzahl eigener Ansicht und Erklärungen machen könnte. Doch hofft er, der aufmerksame Leser werde neben den wichtigen Erklärungsarten anderer auch die Resultate der, von jenen

unabhängigen eigenen Forschungen des Verf. keineswegs vermissen. Bestimmt ist die Arbeit des Hrn. D. W. zunächst für angehende Schriftforscher, aber auch für denkende Exegeten überhaupt. Nach dieser doppelten Bestimmung seiner Arbeit, wünscht er, daß man ihn in Ansehung der Anmerkungen, die er lieferte, beurtheile, um ihn nicht zu tadeln, als habe er zu viel, oder zu wenig Anmerkungen geliefert. Endlich bemerkt er, da man nicht selten die Bedeutungen einzelner im N. T. vorkommenden Wörter unnöthiger Weise vervielfältigt habe, so seyen, um diesen Fehler zu vermeiden, die Worterklärungen soviel als möglich vereinfacht, und die für jede einzelne Stelle passenden Wortbedeutungen in den Anmerkungen zu denselben durch den Druck ausgezeichnet worden. Der, auf die Vorrede folgenden einleitenden Abhandlungen sind vier. Die erste Abhandlung liefert Notizen aus dem Leben des Timotheus; die zweyte sucht die Authentie des ersten Briefes an den Timotheus zu beweisen; die dritte beschäftigt sich mit der Bestimmung der Zeit und des Ortes der Abfassung des Briefes; die vierte endlich hat die Darlegung des Zweckes und Inhaltes des Briefes zur Absicht. In der ersten ist das, was man mit Gewißheit von den Lebensumständen des Timotheus weiß, gut geschieden von den Vermuthungen und ungewissen Sagen, die man darüber hat. So hält Hr. D. W. eine bestimmte Angabe des Geburtsortes des Timotheus für unmöglich, und pflichtet wider denen bey, welche ihn zu Derbe, oder Lystra geboren werden lassen, noch denjenigen, die ihn für einen gebornen Thessalonicher halten, und zeigt mit guten Gründen die Ungewißheit jener, und die Unstatthaftigkeit dieser Behauptung. Auch bemerkt er mit Recht, daß Timotheus noch nicht eigentlich Bischoff der ephesinischen Gemeinde in dem Sinne gewesen seyn könne, welchen die spätere Kirche diesem Worte beylegt. In der zweyten Abhandlung führt Hr. D. W. zuerst die äußeren Beweise für die Echtheit des Briefes an den Timotheus an, und erinnert gegen diejenigen, welche den Umstand, daß einige Häretiker, namentlich Marcion und seine spätern

Schüler diesen Brief verwarfen, gegen die Echtheit dieses Briefes geltend machen möchten, daß diese Häretiker außer mehreren andern neutestamentlichen Schriften auch den zweyten Brief an den Timotheus und den Brief an Titus nicht annahmen, und daß sie sich nirgends über die Ursache dieser Auslassung aus ihrem Canon erklärt haben; daß ferner wahrscheinlich alle drey Briefe in der Gegend, wo sich Marcion aufhielt, und sein Apostolicum sammelte, nicht bekannt, und in Umlauf gekommen waren; daß endlich selbst eine Verwerfung des Briefes durch häretische Parteyen gar kein Gewicht habe, weil sich diese bekanntlich bey der Annahme, oder Verwerfung ihrer Religionsurkunden nicht sowohl von kritischen und historischen, als vielmehr von dogmatischen Gründen leiten ließen. Nach dieser Erinnerung sind die innern Gründe, womit Hr. D. Schleiermacher die Echtheit dieses Briefes bestreitet, und die Gegengründe, womit Hr. Planck die Echtheit desselben vertheidigt, in gedrängter Kürze gegen einander gestellt, und von Hrn. D. W. mit eigenen Bemerkungen begleitet. Gegen den ersten Beweis, den Hr. Schl. für seine Behauptung anführt, und der von dem fremdartigen Stile und der Schreibart des Briefes hergenommen ist, bemerkt Hr. D. W. noch, daß Paulus die griechische Sprache wohl nicht als seine Muttersprache redete und schrieb, und daß daher um so mehr ein schwankender Gebrauch ihrer Eigenthümlichkeiten bey ihm entschuldigt werden könne. Auch ist die Bemerkung sehr richtig, daß ein Compilator, anstatt sich vieler dem Anscheine nach nichtpaulinischer Wörter und Redensarten zu bedienen, vielmehr ängstlich überall nur nach echt paulinischen Ausdrücken gehascht, und alles Fremdartige zu vermeiden gesucht haben würde. In Ansehung des unterbrochenen Ganges der Schreibart und der daraus entstehenden Dunkelheit mancher Stellen des Briefes, welche beyde Umstände Hr. Schl. ebenfalls als Beweise gegen die Echtheit des Briefes anführt, bemerkt Hr. D. W., daß sowohl jener Gang, als auch diese Dunkelheit sich auch durch die sehr gegründete Vermuthung erklären lasse,

daß der Verf. den Brief auf einer Reise unter mancherley Störungen und Unterbrechungen, vielleicht nicht einmal an einem und demselben Orte ausgearbeitet, oder dictirt habe. Als Endresultat der Untersuchungen über die innern Gründe für den paulinischen Ursprung des Briefes glaubt Hr. D. W. annehmen zu können, daß derselbe, wenn gleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, doch wenigstens viel wahrscheinlicher sey, als jede ihm entgegenstehende Hypothese, welche übrigens aller historischen Stütze ermangeln würde. Nach des Rec. Dafürhalten läßt es sich wohl nach dem, womit Hrn. Schl. Einwürfe und Zweifel an der Echtheit des Briefes beantwortet wurden, an der letztern nicht zweifeln. Wer Scharfsinn und Gelehrsamkeit genug besitzt, könnte vielleicht eben so die Echtheit eines jeden andern paulinischen Briefes mehr, oder weniger in Zweifel ziehen. Innere Gründe entscheiden allerdings viel, wenn die Frage von der Echtheit oder Unechtheit einer Schrift aus dem Alterthume ist, und können allein hinreichen, das Urtheil der Verwerfung über dieselbe auszusprechen. Allein dann müssen sie von der Art seyn, daß sie einem jeden einleuchten, der nur gesunde Augen zum Sehen hat, und daß ihnen durchaus nichts Gültiges entgegengesetzt werden kann. Ist dieß nicht der Fall, sondern läßt sich das Ausgezeichnete und Eigenthümliche der Schrift eines Verfassers vor andern Schriften des nämlichen Verfassers auf irgend eine Art gut erklären, so ist es immer ein gewagtes Unternehmen, sie geradezu zu verwerfen, und für das Product eines Fremden, der von dem angeblichen Verfasser nur den Ton und die Farbe borgte, auszugeben. Immer haben dergleichen Untersuchungen ihren Nutzen, und führen am Ende zur Wahrheit. Was die Zeit betrifft, zu welcher der Brief verfaßt wurde, so scheint Hr. D. W. geneigt, nicht das Jahr 60, welches man gewöhnlich als das Abfassungsjahr des Briefes annimmt, sondern ein späteres, etwa das Jahr 65 der gewöhnlichen Zeitrechnung, dem Briefe als Abfassungsjahr anzuweisen. Ein Hauptgrund, den er für das letztere Datum anführt, ist: der Zustand der

kirchlichen Verfassung, so wie der christlichen Gemeinden überhaupt erscheine in dem ersten Briefe an den Timotheus schon consolidirt und vervollkommnet, als er zu der Zeit, da der Brief nach der gewöhnlichen Meinung verfaßt seyn soll, gewesen seyn möge. Es würden schon besondere ἐπίσκοποι und διάκονοι darin unterschieden; es würde Cap. 3, 6 gesagt, daß kein νεόφυτος zum ἐπίσκοπος ernannt werden solle, da doch ums Jahr 60 noch alle Christen zu Ephesus und in der benachbarten Gegend als νεόφυτοι anzusehen wären; es sey ferner in dem Briefe von einer schon feststehenden Wittwenversorgungsanstalt, von angeordneten Fürbitten für Regenten die Rede; daß der Zustand der Gemeine schon damals zu dieser Form ausgebildet gewesen sey, sey nicht wahrscheinlich, wohl aber könne dieß mehrere Jahre später der Fall gewesen seyen, nachdem Paulus von Rom aus durch seine Gehülfen und nach seiner Befreyung selbst (Hr. D. W. tritt denen bey, welche eine zweymalige Gefangenschaft des Apostels Paulus zu Rom annehmen, und wird sich darüber in der Einleitung zum zweyten Brief an den Timotheus erklären) dafür gewirkt hatte, und nachdem auch andere Apostel während seiner Abwesenheit dort thätig waren. Hr. D. W. leugnet nicht, daß auch dieser Annahme noch manche Schwierigkeiten im Wege stehen; er hält sie aber für geringer, als die, einer frühern Abfassung des Briefes entgegenstehenden Schwierigkeiten, und sucht jene auf eine Art zu heben, welche Aufmerksamkeit verdient. Die Bestimmung des Ortes der Abfassung des Briefes hält Hr. D. W. für noch schwieriger, als die Bestimmung der Zeit derselben. Seiner schon im Vorbeygehen erwähnten Vermuthung nach ist vielleicht der Brief nicht an einem und demselben Orte ganz vollendet, sondern an einem ganz andern Orte geschlossen worden, als an welchem er angefangen wurde. Dieß könne auch bey einer spätern Abfassungsperiode des Briefes statt gefunden haben, mit welcher sich die Unterschrift sehr wohl vereinigen lasse, da, wenn Paulus nach seiner Befreyung aus der ersten Gefangenschaft die, den Colossern gegebene Hoffnung erfüllte

zu ihnen zu kommen, er leicht auch in ihrer Nähe Laodicea besucht, und von dort aus dem Timotheus geschrieben haben könne; bey der Annahme eines frühern Datums des Briefes aber könnte dieser nicht wohl zu Laodicea abgefaßt seyn, weil Paulus nach Col. 1, 1 vor seiner römischen Gefangenschaft nicht dort war; sondern er müßte an einem andern Orte geschrieben seyn, den Paulus auf seiner Reise nach Macedonien berührte, und wo er länger verweilte, etwa zu Troas, oder Philippi. Nach der vierten einleitenden Abhandlung ist es Hrn. D. W. am wahrscheinlichsten, daß die Irrlehrer, derer an mehreren Stellen des Briefes erwähnt wird, und worüber die Meinungen getheilt sind, nicht Gnostiker, noch Essener, sondern gewisse judaisirende, vielleicht aus der Secte der Essener hervorgegangene Irrlehrer waren, welche theils einen übergroßen Werth darauf legten, von Abraham, oder andern berühmten jüdischen Vorfahren abzustammen, daher ein eitles Bestreben an den Tag legten, eine solche echt altjüdische Abstammung zu beweisen, wohin das προςέχειν γενεαλογίαις Cap. 1, 4 gehört, theils für die Beybehaltung gewisser levitischer und essenischer Enthaltungen (γυμνασία σωματική Cap. 4, 8) eiferten, theils aber auch manche fabelhafte und unnütze Deutungen und Bestreitungen einzelner Gesetze und der Auslegung dieser (μῦθοι Cap. 1, 4; ζητήσεις, λογομαχίαι Cap. 6, 4; κενοφωνίαι Cap. 6, 20) zur Schau trugen. Zugleich könnte man nach des Verf. Meinung, da sich nach Apostelg. 18, 24 ff.; 19, 1 ff. Anhänger Johannes des Täufers zu Ephesus befanden, welche vermuthlich auch in Rücksicht ihrer strengen Lebensart ihrem Lehrer gleich zu kommen, oder es ihm selbst zuvorzuthun suchten, von diesen die Verbreitung der, in dem Briefe getadelten überstrengen disciplinarischen Lehrsätze ableiten. Bestimmt war nach Hrn. D. W. der Brief zwar zunächst für den Timotheus, aber auch zugleich zur Mittheilung an die ephesinische Gemeinde, um dem Timotheus dadurch gleichsam ein Empfehlungsschreiben, oder Creditiv an jene zu geben.

Das Letztere schließt er aus manchen allgemeinen Aeußerungen in dem Briefe.

Rec. hielt es für Pflicht, das Wichtigste aus der Vorrede des Hrn. D. W. zu seiner Bearbeitung des ersten Briefes an den Timotheus und aus den vier derselben vorangeschickten Abhandlungen auszuheben, indem er glaubte, dadurch die Leser der Jahrbücher am besten in den Stand zu setzen, über die Grundsätze und Ansichten, die darin vorgetragen sind, ein eigenes Urtheil zu fällen. Mit diesen Grundsätzen und Ansichten stimmen Uebersetzung und Commentar überein. Jene ist im Ganzen einfach, natürlich und treu, und die eingeschalteten erklärenden Parenthesen geben meistens mit wenig Worten den Sinn an, den Hr. D. W. mit dem übersetzten Texte verbunden haben will. Der Commentar hält zwischen zu großer Weitläuftigkeit und zu großer Kürze die Mitte, und ist nur da ausführlicher, wo es die Natur der Sache unumgänglich erfoderte. Ueberall ist auf die neuern Erklärer des Briefes, besonders auf Hrn. D. Schleiermacher und Heinrichs, Rücksicht genommen, und dem einen wie dem andern häufig mit Gründen widersprochen. Wichtige abweichende Lesarten sind gehörigen Orts angegeben, besonders wenn sie dem Verf. nach kritischen Gründen vorzüglicher schienen, als der gewöhnliche Text, und er in der Uebersetzung derselben gefolgt ist. Um von der Uebersetzung selbst unsern Lesern eine Probe zu geben, wählen wir Cap. 1, 3 u. 4, welche Stelle in derselben also lautet: „wie ich nach Macedonien reisend dich ermahnt (gebeten) habe, in Ephesus zu bleiben, damit du Etlichen einschärftest, nicht anders zu lehren, nicht zu achten auf Mährchen und unnütze Stammregister, welche Streitfragen fördern mehr als Erbauung Gottes im Glauben (Besserung, wie Gott sie wirkt, oder fordert in der Religion); so bitte ich dich auch jetzt darum.“ Vielleicht hätte Hr. D. W. in dieser Stelle die, dem deutschen fremdartige Participialconstruction in den Worten „nach Macedonien reisend“ besser vermieden, und dafür gesetzt: „bey meiner Reise nach Macedonien.“ Auch ist am Anfange des

vierten Verses die Verbindungspartikel und, welche in dem μηδὲ enthalten ist, und den vierten Vers an den dritten anreiht, vernachlässigt. Προσέχειν μύθοις würden wir lieber geradezu durch: sich mit Mährchen beschäftigen übersetzt haben, und unter den beyden im Commentare angegebenen Bedeutungen von ἀπέραντος scheint doch diejenige, nach welcher es endlos, oder sehr lang heißt, der andern vorzuziehen zu seyn. In dieser Bedeutung ist es ein weit charakteristischeres Beywort der erwähnten Genealogien, als in der Bedeutung von unnütz, oder zwecklos. Hr. D. W. glaubt zwar, ἀπέραντος stehe als Gegensatz von τέλος im folgenden fünften Verse; allein wir zweifeln daran, ob diese Wörter, da τέλος hier doch eigentlich nicht sowohl Ende, als vielmehr höchstes Ziel, oder höchster Zweck heißt, einander entgegenstehen; vielmehr scheint der fünfte Vers den Worten des vierten: αἵτινες ζητήσεις παρέχουσι μᾶλλον τ. λ. entgegengesetzt zu seyn. Παρέχειν scheint auch nicht gut durch fördern gegeben zu seyn. Eine Sache fördern ist doch im Grunde verschieden von etwas veranlassen, wozu Gelegenheit geben, welches die eigentliche Bedeutung von παρέχειν ist. Endlich ist die οἰκοδομία Θεοῦ ἡ ἐν πίστει (der Verf. behält nämlich die gewöhnliche Lesart bey) nichts anders, als die Besserung, die Gott durch den Glauben d. i. durch die Annahme und Befolgung der christlichen Religion in dem Menschen bewirkt; ἐν steht hier, wie häufig, für διά, nach einem bekannten Hebraismus. Wenn übrigens der Verf. mit dem vierten Verse die Periode schließt, und den Satz für ein Anacoluthon hält, wobey die Worte: so bitte ich dich auch jetzt darum, zu ergänzen sind; so ist dieß natürlicher, als den Nachsatz erst viel weiter unten zu suchen. Noch auffallender, als die in unserer Stelle bemerkte Participialconstruction ist folgende im sechsten Verse: von welchen einige abgewichen auf eitles Geschwätz verfallen sind. Wir zweifeln daran, ob deutsche Grammatiker solche Constructionen billigen werden, zumal bey derjenigen Gattung von

Zeitwörtern, zu welchen das Verbum abweichen gehört, wenn es auch in andern Fällen erlaubt seyn sollte, im Deutschen die Participialconstructionen der Griechen und Römer nachzuahmen. Doch vielleicht ist die Härte in der angeführten Stelle bloß durch Auslassung des Bindewortes und durch einen Druckfehler entstanden. Vers 7 würde die Uebersetzung deutlicher und ungezwungener seyn, wenn nach der Erklärung von διαβεβαιοῦσθαι in dem Commentare geradezu übersetzt worden wäre: die nicht verstehen, weder was sie reden, noch was sie mit Zuversicht behaupten. Hr. D. W. hat übersetzt: die nicht verstehen, weder was sie reden, noch das, worüber sie etwas feststellen.

Ueberhaupt sind häufig in dem Commentare zur Erklärung bessere Ausdrücke gebraucht, als in der Uebersetzung. Wahrscheinlich ist dieß eine Folge von dem Grundsatze, so treu als möglich zu übersetzen; allein nie darf durch diesen Grundsatz die Deutlichkeit und Verständlichkeit einer Uebersetzung leiden. V. 8 ist νομίμως χρῆσθαι τῷ νόμῳ offenbar: so handeln, wie es dem Sinne und Geiste des Gesetzes gemäß ist, und sich nicht bloß an den Buchstaben des Gesetzes halten. V. 15 übersetzt Hr. D. W. die Worte ὧν πρῶτός εἰμι ἐγώ durch: deren erster ich bin, und nimmt an; Paulus habe sagen wollen: Christus ist gekommen, Sünder retten, von welchen geretteten Sündern ich der erste, oder einer der ersten bin. Er glaubt, es würde eine übergroße Bescheidenheit von Paulus verrathen, wenn er damit hätte sagen wollen: deren größter ich bin. Allein Rec. sieht nicht ein, warum man dem Apostel Paulus diese Bescheidenheit nicht lassen solle, die gewiß nicht unrühmlich für ihn ist, noch mit seiner übrigen Denkungsart streitet. Zweytens würde sich Paulus etwas undeutlich ausgedrückt haben, wenn er das hätte sagen wollen, was ihn Hr. D. W. sagen läßt. Zudem sehen wir nicht ein, warum hier πρῶτος nicht in der Bedeutung von vorzüglich, oder vornehmster, wie es auch schon Luther übersetzt, sollte genommen werden können, da πρῶτος

im Griechischen und primus im Lateinischen so häufig in dieser Bedeutung vorkommen. Uns deucht diese Erklärung viel natürlicher, als jede andre, und zugleich die wahrste. Es waren ja schon viele vor Paulus zum Christenthum übergetreten, und hatten die wohlthätigen Folgen desselben in Rücksicht auf Besserung empfunden; Paulus konnte also keineswegs sagen, daß er der erste, oder einer der ersten der Zeit nach sey, der durch das Christenthum war gerettet worden. Aber, wenn er sich als einen ehemaligen heftigen Verfolger des Christenthums betrachtete, so mußte er sich nun als ein ehemaliger vorzüglicher Sünder vor Gott erscheinen, dessen Bekehrung zum Christenthume eine um so größere göttliche Wohlthat war. Daher übersetzen wir auch V. 16 die Worte: *ἐν ἐμοὶ πρώτῳ* durch: an mir vorzüglich, an mir vor allen andern, nicht wie Hr. D. W.: an mir ersten (geretteten Sünder). Eher könnte man es mit andern übersetzen: an mir als einem vorzüglichen Sünder. V. 18 ist das Wort *προφητεῖαι* durch Weissagungen übersetzt; in dem Commentare ist es besser erklärt durch: mit Begeisterung ausgesprochene Erwartungen über das künftige Verhalten, die künftige Wirksamkeit des Timotheus, die wahrscheinlich bey seiner feyerlichen Einweihung zum Lehramte waren geäußert worden. Mit Recht scheint uns Hr. D. W. dagegen die Worte Cap. 2, 6 *τὸ μαρτύριον καιροῖς ἰδίοις* als Apposition zu *ἀντίλυτρον* zu betrachten, und sie aus Tit. 1, 2 3 und Gal. 4, 4 auf folgende Art zu erklären: daß Ein Gott sey aller und Ein Mittler, der sich für alle aufgeopfert hat, ist zu der vorher bestimmten Zeit bekräftigt, als wahrhaft bezeugt und bekannt gemacht worden. Die Stelle bleibt übrigens immer eine schwere Stelle, die mancherley Erklärungen zuläßt, wovon aber jede ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Mit gleichem Rechte bezieht Hr. D. W. *αὐθεντεῖν* im 12. Verse bloß auf das Betragen der Frauen bey den gottesdienstlichen Versammlungen, wovon allein im

Zusammenhange die Rede ist, und erklärt es durch: *sich vordrängen, vor den Männern etwas herausnehmen*. V. 15 ist Hr. D. W. geneigt, die Worte: σωθήσεται διὰ τῆς τεκνογονίας als eine Anspielung auf 1 Mos. 3, 16 zu betrachten, wo das Kindergebären dem Weibe als Abbüßung der Schuld dargestellt wird, so daß der Sinn wäre: sie wird aber bey dem, ihr als Beruf zugetheilten Kindergebären der Seligkeit im Messiasreiche eben sowohl, als der Mann theilhaftig werden, wenn sie ein christliches Verhalten beweist. Dieser Erklärung gemäß nimmt er bey μείνωσιν eine enallage numeri an, und ergänzt dabey als Subject nicht τέκνα, sondern αἱ γυναῖκες. Es ist möglich, daß Paulus an jene Stelle aus dem ersten Buche Mose dachte, allein viel Wahrscheinlichkeit hat dieß doch nicht. Es ist schon genug, wenn er überhaupt auf die Bestimmung des Weibes, Mutter zu werden, in unserer Stelle Rücksicht nahm. Darin hingegen, daß Hr. D. W. bey μείνωσιν nicht τέκνα, sondern γυναῖκες ergänzt, stimmen wir ihm vollkommen bey. Die, auf μείνωσιν folgenden Worte passen weit besser zu dem Subjecte γυναῖκες, als zu τέκνα. Es wäre eine harte Bedingung für Mütter, daß sie nur dann glückselig werden sollten, wenn ihre Kinder nie von dem Wege der Pflicht und Tugend abwichen. Welche Erziehung vermag Kinder vor Fehltritten zu bewahren, besonders zu der Zeit, da die elterliche Aufsicht über dieselben lange schon aufgehört hat! Aber für sich selbst soll und kann jeder nach Vermögen stehen. Hierzu kommt noch, daß, wie auch Hr. D. W. bemerkt, der Zusatz μετὰ σωφροσύνης viel besser auf γυναῖκες als auf τέκνα paßt. Cap. 3, 2 sieht Hr. D. W. die Worte μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ bloß als ein Verbot ehelicher Untreue, oder eines Ehebruchs an. Wir glauben, daß dessen ungeachtet, was Hr. D. W. dagegen erinnert, hier die Rede davon ist, daß ein Bischoff nicht in der Polygamie, sondern in der Monogamie leben solle. Wenn es auch andern damals selbst noch als Christen vergönnt wurde, mehrere rechtmäßige Frauen zu gleicher Zeit zu haben, weil dieß einmal

durch das mosaische Gesetz gestattet war, und die ersten Lehrer des Christenthumes nicht geradezu dagegen angehen durften, so war es doch für den Aufseher einer christlichen Gemeinde anständiger, sich mit Einer Frau zu begnügen, um so mehr, da das Christenthum wo nicht ausdrücklich, doch seinem ganzen Inhalt und Geiste nach die Polygamie verwirft, und seinen Bekennern die Monogamie als Pflicht auferlegt. Auch kann man die Worte nur auf eine gezwungene Weise in dem Sinne erklären, wie sie Hr. D. W. erklärt. Der natürlichste Sinn derselben ist der von uns angenommene. Warum sollte man ohne Noth davon abweichen? Zu V. 12 versteht Hr. D. W. mit Hrn. Planck unter βαθμὸς καλὸς einen vorzüglichen Grad von Ansehen und Achtung, den sich ein Diaconus durch ein strenges und untadelhaftes Betragen bey seiner Gemeinde und den ihn beobachtenden Nichtchristen erwerben konnte, und verwirft die Erklärung, wonach höhere kirchliche Aemter darunter verstanden werden, aus folgenden Gründen: 1) es sey sehr zweifelhaft, daß die kirchlichen Aemter zur Zeit der Abfassung des Briefes, wenn man sie auch erst in das Jahr 65 versetzte, schon so bestimmt stufenweise unterschieden waren, daß ein gewisses Avancement bey denselben statt finden mochte; 2) bey der letzten Erklärung müßte statt des Positivs καλὸν der Comparativ καλλίονα stehen; 3) da das, mit βαθμὸς durch καὶ verbundene παῤῥησία offenbar eine Gemüthseigenschaft bezeichne, so habe durch βαθμὸς wahrscheinlich auch eine solche, nämlich die Achtung, welche man gegen Diaconen hegte, angedeutet werden sollen. Man könnte dagegen einwenden: 1) es liege schon in der Natur der Sache, daß ein ἐπίσκοπος mehr Achtung genieße, als ein διάκονος, und daß das Amt jenes nothwendig als ein wichtigeres und höheres Amt müsse betrachtet worden seyn, wenn auch gleich der höhere Rang eines ἐπίσκοπος vor einem διάκονος noch nicht förmlich ausgesprochen und festgesetzt war; 2) der Positivus καλὸς könne hier ganz gut stehen, wenn man unter βαθμὸς nicht höhere kirchliche Aemter selbst, sondern bloß Aussichten, Ansprüche

darauf versteht, und καλὸς durch gut, oder vorzüglich übersetzt, so daß καλὸς βαθμὸς gute, oder vorzügliche Aussichten auf ein höheres Kirchenamt bezeichnete; 3) in diesem Sinne könnte es ganz gut mit παῤῥησία, welches dann eine natürliche Folge von dem Bewußtseyn, sich solche Ansprüche erworben zu haben, wäre, durch καὶ verbunden seyn. Indessen ließ sich unter καλὸς βαθμὸς auch wohl überhaupt das erfreuliche und beruhigende Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt zu haben, ohne andere Rücksichten, verstehen. Ein solches Bewußtseyn mußte durchaus die, von dem Apostel erwähnte παῤῥησία erzeugen, die nach dem ganzen Zusammenhange nichts anders seyn kann, als ein freymüthiger, furchtloser Vortrag der Lehren des Christenthums. Hr. D. W. möchte zwar unter der παῤῥησία lieber eine freye, ungehinderte Wirksamkeit für das Christenthum verstehen; allein Rec. gesteht, daß ihn die Gründe, womit derselbe diese Bedeutung des Wortes παῤῥησία zu beweisen sucht, nicht überzeugt haben. Es ist kein hinreichender Grund vorhanden, das Wort παῤῥησία, wenigstens in dieser Stelle, in einer andern, als in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen.

Zum Beschlusse unserer Anzeige theilen wir unsern Lesern noch die Uebersetzung des Hrn. D. W. von V. 14, 15 und 16 mit, weil wir diese Verse mit zu den schwersten in dem ganzen Briefe zählen. Sie lautet also: „dieses schreibe ich dir mit der Hoffnung, bald zu dir zu kommen; wenn ich aber verziehen sollte, damit du wissest, wie du wandeln mußt im Hause Gottes. Ein Grundpfeiler und eine Grundfeste der (christlichen) Wahrheit (Religion) und anerkannt groß ist das Geheimniß der Gottseligkeit (die bisher unbekannt gewesene Lehre, welche zu christlicher Religiosität führt): der geoffenbart ist im Fleisch (in schwacher, sinnlicher Natur), ist gerechtfertigt im Geiste (durch seine höhere geistige Natur als Messias dargestellt), von Engeln gesehen (als Auferstandener), verkündet unter den Heiden, geglaubt in der Welt, emporgehoben in der Welt, emporgehoben in Herrlichkeit.“ Die Gründe, nach

welchen Hr. D. W. die angeführte Stelle also übersetzte, sind in dem Commentare näher angegeben, da wir aber befürchten, zu weitläuftig zu werden, so brechen wir hier ab, mit der Versicherung, daß kein Exeget ohne Belehrung und Nutzen diese neue Bearbeitung des ersten Briefes an den Timotheus lesen werde, und mit dem Wunsche, daß Hr. D. W. diesem ersten Theile seiner Erklärung der paulinischen Pastoralbriefe bald den zweyten möge folgen lassen. Wir bemerken nur noch, daß wir im Drucke der griechischen Wörter auf mehrere unangenehme Druckfehler gestoßen sind, die durch eine größere Aufmerksamkeit des Correctors leicht hätten vermindert werden können.

Predigten, gehalten in der St. Ansgari-Kirche zu Bremen, von Christian Carl Gambs, evangelisch-lutherischem Prediger, (an einer reformirten Kirche, von Reformirten freiwillig gewählt) und ihre Fortsetzung mit fortlaufender Seitenzahl: (6 gr.)

Ueber christliche Vervollkommnung und Vollkommenheit, drei Predigten, von Ebendemselben. (Bremen und Aurich bey Müller, 1808 und 9.)

Was Rec. an einem andern Orte bemerkt hat, daß man den wahren Werth gedruckter Predigten nicht immer richtig beurtheilen könne, sondern daß sehr viel auf das innere und im Aeußeren sich aussprechende Leben des Predigers ankomme, mag und muß wohl auch hier anwendbar seyn, weil Hr. G. als Prediger in seiner Gemeinde und bey sehr vielen Einwohnern Bremens großen Beyfall hat, und seine gedruckten Predigten zwar als Reden meist gut und schön, stellenweise sogar trefflich sind, als Predigten aber große Fehler haben, und weil ihnen als christlichen Predigten ganz jene christlich-religiöse Weihe fehlt, die nicht durch einige ange-

brachte Bibelstellen gegeben wird, sondern allein möglich ist durch den überall durchblickenden Geist des Christenthums und durch den christlichen Blick, mit dem der Prediger Alles ansieht, und ansehen lehrt. Der Rec. glaubt, dieß Urtheil freymüthig und derb aussprechen, auch eben so begründen zu müssen, eben weil Hr. G. einen so bedeutenden Wirkungskreis hat, und durch seine unverkennbaren Talente so viel für christliche Religiösität wirken könne, wenn er sich tief genug hinein denken wollte in die tiefe Weisheit der christlichen Besserungslehre und mit Beyseitsetzung seiner schönen übrigen Kenntnisse Christen auf einer christlichen Kanzel bloß diese gäbe, die von den Besseren gewiß auch allein erwartet wird.

Gleich die zweyte Predigt an einem allgemeinen Dank-Buß- und Bettage (oder vielmehr bloß an einem Danktage, weil Eph. 5, 20 zum Text gegeben, oder gewählt ward) ist fast durchweg Muster von einer moralischen Rede. Sehr gut zeigt der Verfasser, wie sehr man Ursache habe, Gott zu danken, wenn Er uns etwas gebe, uns etwas versage, oder gar nehme, und wenn Er uns etwas auflege. Der Schluß der Rede ist rührend, und muß, besonders in jener Zeit, trefflich gewirkt haben auf die Zuhörer. Hr. G. gefällt sich sehr in ausgemalten Darstellungen, die ohne Zweifel durch den Vortrag sehr gewinnen müssen. Z. B. die Stelle S. 98. „Doch welch Geschrey des Jammers schallt schreckend in mein Ohr! ꝛc.“ Der Beyspiele von schönen, rednerischen Stellen finden sich viele.

Als Predigten, die über einen Bibeltext, im Geiste des Bibeltextes, für eine an Bildung sehr verschiedene Versammlung religiöse Erbauung suchender Menschen gehalten werden, erreichen sie diese Vollkommenheit bey weitem nicht. Die erste über 1. Cor. 11, 23 — 26. „die traurigen Folgen der Vernachlässigung des heil. Abendmahls“ beginnt mit einer vier Seiten langen Parabel (fast alle Eingänge sind zu lang), die aber den Geist des Abendmahls nicht erschöpft, den wahren Geist desselben, Symbol dessen, was Jesus ist und seyn will,

nicht einmal berührt. Der leere Stuhl und das Bild des Wohlthäters ersetzen nicht die bedeutenden Nahrungsmittel, Brod und Wein. Jesus wollte nicht „aus dem Becher der Freude, der Wonnegefühle, der Freundschaft trinken", dazu war er jetzt gewiß nicht gestimmt.

Die Predigt trägt als Hauptsatz eine Wahrheit vor, von der Paulus im Texte gar nicht redet (das so oft ὁσακις) beweiset gar nichts. Es heißt nur: Jedesmal, wenn ihr von dem Brod esset ꝛc.; die üblen Folgen der Vernachlässigung des Abendmahlsgebrauchs sind auch viel zu weit hergeholt, und übertrieben. Schwerlich bringt er in Zeit der Noth das Alles zum lebendigen Gefühl, was der Verf. daraus herleitet. Das Gemälde von der Wonne eines Sterbenden bey dem Abendmahlsgenuß ist ein schönes Gemälde, aber ein Ideal. Rec. hat über dreyßig Jahre im Predigtamte gestanden, und diese Wonne nur Einmal unter ganz besonderen Umständen gesehen. Wie weit es der Verfasser mit den Folgen der Vernachlässigung treibe, oder wie sehr er sie übertreibe, zeigt S. 74 am deutlichsten, wo er in Ernst behauptet, daß die, die das Abendmahl nicht mitgenießen, keine so gute Menschen seyn, als die, die es genießen, ohne zu bestimmen, wie es von den letzten genossen wird. Wer zu viel beweiset, beweiset nichts. Was aber den Predigten, als solchen, vielen Werth benimmt, ist die Unpopularität, bey der man sich des Gedankens nichts enthalten kann, daß der Verf. manchmal nur seine Kenntnisse habe zeigen wollen. Gleich in der ersten Predigt über christliche Vervollkommnung und Vollkommenheit holt Hr. G. weit aus, und gibt uns ein Fragment allgemeiner Culturgeschichte, zum Beweise, daß sich der Mensch vervollkommnen könne, als ob Jemand daran zweifelte! Als ob das zu der Lehre von christlicher Vervollkommnung gehörte! Man erfährt etwas von Archimed, S. 113; von den Fortschritten der Negersclaven in Cultur, S. 115; von Mark Aurel, von Communication der Ideen durch den Handel und die Posten, von Tiber und Nero, S. 117; von den Ostracismen

Athens, von den Proscriptionen der Triumvirate, sic! S. 118 von Newton und der bekannten Anekdote, wie die Theorie der Schwere gefunden worden seyn soll, S. 122; aber kein Wort von dem Beyspiele Jesus, das recht ins Licht gesetzt, christlichen Zuhörern, von einem christlichen Prediger, besser als alles Andere, die Möglichkeit der moralischen Vervollkommnung (von der im Text allein die Rede ist) beweisen könnte und sollte. Wozu doch solche gelehrt scheinende Excursionen in einer gemischten Versammlung, die dem Gebildeten viel zu wenig geben, dem großen Haufen aber durchaus unverständlich, ungenießbar und unnütz sind? Resultate, S. 134. Gefährlichste Krisis für Moral, S. 140; und ähnliche Ausdrücke gehören zu diesem übel angebrachten Putz.

Als christliche Predigten dürfen aber diese Reden gar nicht gewürdigt werden, weil sie durchaus nicht den Gang der christlichen Vervollkommnungsmethode darlegen, wovon doch das Schild ausgehängt wird. Daß Hr. G. gegen Menschen redet, die auf dem Gefühl und Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit ruhen wollen, mag hingehen, obgleich gerade das Gegentheil an der Tagesordnung in gebildeten Ständen ist. Aber da die Bibel doch so viel Werth auf dieß Gefühl setzt, da mit diesem Gefühl alle christliche Besserung anfangen soll, so hätte er doch zeigen müssen, warum dieß geschehe, wie und warum es zu christlicher Vervollkommnung führe. Uebrigens werden ganz gute sittliche Mittel zur Besserung angegeben, aber kein Wort von dem Zutrauen zu Jesus, wovon das N. T. voll ist, das als unerläßlicher Christensinn überall beschrieben wird; nichts von der Liebe zu Jesus, die aus dem Glauben entsteht, und entstehen soll, Er habe uns so hoch geliebt, und habe sein Leben gegeben für uns; nichts von dem Muth, den dieser Glaube einflößt, bey dem die herzlichste Demuth nicht bloß kann, sondern von dem sie unzertrennlich ist; kein Wort von der tiefen psychologischen Weisheit, die dieser ganzen Besserungsmethode zum Grunde liegt. Und das soll christliche Vollkommnung darlegen!

Nicht ganz richtig ist es ausgedrückt, S. 164: „Es gibt nur Eine Tugend, und das ist die Liebe!" — Liebe ist dem Menschen angeboren, ist an sich keine Tugend, kann Quell von hohen Tugenden werden, wenn sie geleitet wird, wie sie das Christenthum leitet, ist aber auch Quell von Vergehungen, wenn sie eine entgegengesetzte Richtung erhält. Ganz unrichtig, wenn der Verf. in der dritten Predigt (hier folgt erst die Bestimmung, was christliche Vollkommenheit sey) etwa voraussetzt, Jesus habe zur Nachfolge Gottes im Ganzen, oder des ganzen Gottes ermahnen wollen. Es ist nur vom Nachahmen der göttlichen Liebe die Rede, wie der Verf. selbst sagt. Aber wozu denn die Tirade, S. 161; wie wir Gottes Ewigkeit und Allwissenheit nicht nachahmen, und doch nachahmen können? Unrichtig angewendet ist Jesus Wort, Luc. 7, 47 (S. 172), als wenn Liebe die Ursache der Sünden Vergebung gewesen wäre, und Liebe zu Menschen. — Eine bekannte katholische Lehre! Das ganze Gleichniß; daß Jesus die Liebe zu Ihm als Folge der Sünden Vergebung ansieht.

Hr. G. kann mit seinen Talenten, seiner schönen, gebildeten Sprache und seinem ohne Zweifel, sehr guten Vortrag ein ausgezeichneter christlicher Kanzelredner werden, wenn er den Geist des Christenthums und der Bibel recht studirt, ihn mit der Natur und den Bedürfnissen der Menschheit vergleicht, und die hohe Weisheit erkennt, die darin liegt. Thut er dieß aber nicht, so werden Alle die mit Vergnügen seine Vorträge besuchen, die eine schöne, moralische Rede hören wollen; diejenigen aber, die Christenthumslehre, werden ihre Erbauung anderswo suchen müssen.

Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ordentlichem Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte auf der Universität zu Leipzig.

Erster Band. Erstes Stück. Leipzig, 1810. Bey Johann Ambrosius Barth. 204 S. 8. (18 gr.)

Es beginnet hier eine verständig angelegte Zeitschrift für practische Theologen. In der wichtigen Voraussetzung, daß das Studium des Predigers das ganze Gebiet der Theologie umfassen müsse, weil aus allen Theilen derselben sich Resultate ergeben, welche entweder in seine Vorträge übergehen, oder sein Verhalten leiten, bleiben nur solche Untersuchungen, deren Zweck reinscientifisch und in ihnen selbst gegeben ist, von derselben ausgeschlossen. Doch wird sie zunächst der Homiletik, Katechetik und Liturgik gewidmet seyn. Zu dem Ende werden auch von Zeit zu Zeit vorzügliche Predigten, namentlich auch englischer und französischer Kanzelredner, Katechesen, Predigtentwürfe und Materialien zu andern liturgischen Arbeiten mitgetheilt werden. Jährlich werden drey Stücke, jedes von ungefähr vierzehn Bogen erscheinen. Der Inhalt des vorliegenden ersten Stückes ist:

I) Beurtheilende Darstellung der dogmatischen Systeme, welche in der protestantischen Kirche gefunden werden. Vom Herausgeber. S. 1—42. Die Grundlage dieser, noch nicht ganz hier abgedruckten Abhandlung ist des Verfassers Schrift: de formis doctrinae Theologorum evangelicorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis. Lips. 1809.

Da nach des Verfassers unwidersprechlich richtiger Behauptung bey Beurtheilung jedes Systems die drey Fragen in Betracht kommen: 1) ob es sich auf ein deutliches, bestimmtes, begründetes und zureichendes Princip gründe, und bey der Bestimmung der einzelnen Dogmen diesem Principe gemäß verfahre? 2) Ob es mit den richtigen Grundsätzen der Hermeneutik vereinbar sey? 3) Ob es dem Zwecke der Kirche entspreche, und auf die Beförderung der Sittlichkeit zu wirken vermöge? — so wird er diese Systeme demnach einer logi-

schen, hermeneutischen und ethischen Beurtheilung unterwerfen; jedoch, um an das Object der Beurtheilung zu erinnern, von einer Beschreibung der dogmatischen Systeme ausgehen, und damit schließen, daß er eine vergleichende Zusammenstellung derjenigen Systeme mittheilt, welche sich in jener Prüfung bewähren, zur Uebersicht ihrer Uebereinstimmung und Abweichung, und der Gründe, auf welche sie sich stützen, und der Schwierigkeiten, welche sie drücken.

Indem nun der Verf., um zuerst eine Beschreibung der dogmatischen Systeme zu geben, die divergirenden dogmatischen Ansichten der protestantischen Theologen auf zwey Hauptsysteme zurückbringet, das biblische und das rationalistische, versichert er, daß in dem einen, wie in dem andern die Grundideen des Christenthums, durch welche dasselbe eine moralische Religion ist, enthalten seyen; und von dieser Gesinnung zeuget die Ruhe und Klarheit, womit er die unterscheidenden Merkmale beyder Systeme und ihrer Unterarten angibt. Aber bey Erwähnung des idealistischen Systemes, welches der Verf. in den theologischen Schriften von Daub und Schwarz zu finden glaubet, verläßt ihn diese Mäßigung, und der Mann, welcher eine bescheidene Kritik der beschriebenen Systeme verspricht, sagt von diesem System, welches er auch das mystische zur Andeutung seines Geistes und seiner Tendenz nennet: S. 38. „Nicht nur Befremdung, Verwunderung und Erstaunen muß es erregen, wie einige Freunde der schelling'schen oder Identitätsphilosophie bemüht sind, dieses in seinen Grundideen wesentlich von dem Christenthume verschiedene System auf dasselbe anzuwenden, und Vorstellungsarten zu vereinigen, welche einander fliehen, und ewig fliehen müssen." Es ist hier der Ort nicht, und kommt dem Verfasser dieser Anzeige nicht zu, zu untersuchen, ob der Verf. die schelling'sche Philosophie richtig dargestellt habe; aber verpflichtet achtet er sich, zu bemerken, daß Daub das, von dem Hrn. Dr. Tzschirner an ihm gerügte Verfahren bestimmt mißbillige, in der lehrreichen Darstellung des Verhältnisses der christlichen Do-

gmatik zur Philosophie, in den Studien, 1809. N. II. S. 191 ff. und insonderheit S. 200 ff., wo er sich also äußert: „Der Wissenschaft selbst, (der christlichen Dogmatik) sollte man es daher allerdings nicht ansehen, zu welcher philosophischen Schule diejenigen gehören, oder gehört haben, die für ihre Entstehung, oder Fortbildung und Vollendung thätig sind, obwohl es, wo nicht die Philosophie einer jeden, wenigstens irgend einer, und vornehmlich derjenigen, die sich am gründlichsten und auf das lebendigste der Wissenschaftlichkeit befleißigt, seyn mußte, wodurch zuerst ihre speculative Geistesthätigkeit geübt und gebildet worden war. Diese aus der Natur der Sache selbst entspringende Forderung ist es auch, warum die Kritik eines Versuchs, z. B. der christlichen Dogmatik, wenn man ihm die philosophische Schule dessen, der ihn macht, anmerkt, streng verfährt uud verfahren muß; denn sie hat zu verhüten, daß der Selbstständigkeit der Wissenschaft im Ganzen und der Homogeneität in ihren Theilen Abbruch geschehe; wodurch aber könnte wohl die Wissenschaft in beyderley Beziehung mehr beeinträchtigt werden, als wenn sie auf die Grundsätze irgend einer Philosophie, z. B. der kantischen oder schelling'schen, desgleichen aus Materialien derselben und in ihrer Form, in ihren Formeln und in ihrer Sprache erbaut, und somit diese Philosophie selbst (gegen welchen Mißbrauch die Kritik auch sie sicher zu stellen hat) als eine Begründungs- und Hülfswissenschaft gebraucht würde?“ Und in wiefern von Schwarz behauptet werden könne, er habe in seiner Schrift: „das Christenthum in seiner Wahrheit und Göttlichkeit betrachtet, Th. 1. Heidelberg 1808.“ die Identitätsphilosophie auf das Christenthum angewandt, erhellet aus vielen Aeußerungen desselben über das gegenseitige Verhältniß der Religion und Philosophie; aber man übersehe doch ja nicht, daß derselbe zur Darstellung des Urchristenthums für nöthig erachtet, das Christenthum in seiner reinsten Gestalt; wie es nämlich in den Schriften seiner ersten Lehrer vorkommt, unbefangen vorzulegen, damit man es so viel, wie möglich

von ſeiner erſten hiſtoriſchen Seite kennen lerne; — und der Studirende, indem er dadurch die chriſtliche Religion in ihrer wahren Geſtalt erkennt, um ſo weniger der Gefahr ausgeſetzt werde, an irgend eine philoſophiſche Schule befeſtigt zu werden.“ S. in d. a. Sch. S. 98 ff. — Aber, wenn Hr. D. T. nach ſorgfältiger Prüfung der Schriften beyder Männer in ihnen eine tadelhafte Abhängigkeit von dem Syſteme dieſer oder jener Philoſophie wahrgenommen hätte, ſo hätte er ſeiner würdiger mit Erasmus (S. deſſen Paraclesis ad sanctissimum ac saluberrimum christianae philosophiae studium, S. 17 iſt der baſeler Ausgabe ſeiner „Ratio verae Theologiae“ von 1519 oft beygefügt.) geſprochen: Non quod horum studium damnem, qui in argutiis hujusmodi non sine laude exercuerunt ingenii sui vires: nolim enim offendi quenquam; sed quod existimem, et vere, ni fallor, existimo, puram ac germanam illam Christi philosophiam non aliunde felicius hauriri, quam ex Evangelicis libris, quam ex apostolicis literis.

II) Ueber die Beſchaffenheit, Zwecke und bewundernswürdigen Thaten Jeſu und ſeiner Apoſtel, und über die Mittel, wodurch ſie hervorgebracht worden ſind. Von D. Georg Friedrich Seiler, nach deſſen Tode mit einer Vorrede und Anmerkungen herausgegeben von D. Johann Georg Roſenmüller. S. 43 — 123. Dieſe Abhandlung iſt auch in einem beſondern Abdrucke erſchienen; wir beſchränken uns hier lediglich auf dieſe Anführung der leſenswerthen Schrift.

III) Man würde eine wahre und echte Kanzelberedſamkeit gewiß häufiger finden, wenn unſere jetzigen Prediger mehr darauf hinarbeiteten, wahrhaftig chriſtlich zu predigen. Ein Aufſatz von D. Schott in Wittenberg. S. 124 — 162. Der Verf. zeigt, daß chriſtlich gepredigt würde, wenn der Prediger 1) ſein Augenmerk unverwandt auf den Hauptzweck der Lehre und Anſtalt Jeſu und der Apoſtel richtete; 2) Rückſicht inſonderheit nähme auf die Art und Weiſe, wie dieſe Lehre, als eine poſitive und geoffenbarte, jenen Endzweck

erreichen will, und wirklich erreichet; 3) wenn die Sprache und der Ton unserer christlichen Urkunden, so weit es möglich, beybehalten würden.

IV) Verlohnt es sich in unsern Tagen noch der Mühe, Katechetik zu studiren? Ein Aufsatz vom Vicedirector Dolz in Leipzig. S. 163—176. Die Aufgabe der Katechetik ist, das richtige Urtheil zu suchen, und zu finden. Zu dem Ende lehrt sie die Prämissen aufsuchen und finden, aus welchen das darauf gegründete Urtheil nothwendig hervorgehen muß; sie trennt und lehrt die Begriffe trennen; läßt aber auch das Getrennte unter gemeinschaftliche Puncte sammeln; gibt Anleitung, die Begriffe zu erklären, einzutheilen, zu ordnen, und was eines Beweises bedarf, zu beweisen. Da nun durch bestimmtes Erklären, durch richtiges Eintheilen, und durch gründliches Beweisen das Selbstdenken sich zu erkennen gibt, so folget daraus, daß die Katechetik ein treffliches Mittel sey, die formelle Bildung zu befördern. Der Verfasser begegnet alsdann noch einigen Vorwürfen, die man der Katechetik gemacht hat, mit Einsicht und Scharfsinn.

V. Jakob Saurin's Predigt über die Tiefen der Gottheit. Uebersetzt von dem Herausgeber. S. 177—202.

VI) Altargebet bey der Probe eines Predigers. Gesprochen vom Prediger Haasenritter zu Burgwerben. S. 203—204.

Predigten zur Beförderung häuslicher Tugenden und häuslicher Freuden. Von Ludw. Friedr. August Hofmeister, Prediger an der Petruskirche in Braunschweig. Braunschweig bei Fr. Vieweg. 1810. 261 S. 8.

Der Hr. Verf. legt, nach der Vorrede, diesen Predigten keinen ausgezeichneten Werth bey, versichert aber, sie mit dem regen Eifer, etwas Gutes zu wirken, ausgearbeitet zu haben. Lebendige Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit häuslicher

Tugenden und Freuden, besonders für unsere Zeiten, habe ihn bewogen, sie zunächst seiner Gemeinde, und somit auch dem grösseren Publicum gedruckt zu übergeben. — Dieses Interesse für das häusliche Leben leuchtet überall in diesen Predigten hervor. Selbst der Ton derselben ist mehrentheils der gewöhnliche häusliche Umgangston, die Sprache eines wohlmeinenden und genügsamen Hausvaters. „Laßt uns einmal diese Tugend betrachten." „Der Priester Zacharias mit seiner Elisabeth wünschten so herzlich, durch gute Kinder neue Freuden zu erhalten." Solche Wendungen und Ausdrücke kommen oft vor. Wir tadeln sie, weil sie uns der Andacht einer christlichen Versammlung nicht angemessen dünken. Ueberhaupt erscheint in diesen Predigten die Häuslichkeit als Princip und Ziel der Tugendlehre, und die christliche Gottseligkeit als jenen untergeordnet; der höhere Standpunct fehlt, so wie auch die evangelischen Texte und die heilige Schrift weniger benutzt werden, als sie konnten und sollten. Der Eifer des Verf., womit er diesen zeit- und ortgemäßen Gegenstand behandelt, und einem immer mehr einreissenden Uebel zu steuern sucht, läßt sich nicht verkennen. Allein schwerlich möchte es ihm dadurch gelingen, wenn er, wie mehrmals geschieht, seine Gemeine auffordert, auf solche Familien zu achten, denen der häusliche Sinn fehlet, anstatt ihren Blick auf sie selber zu richten. Z. B. „Meine Freunde, wohl kennen wir ja Familien, in denen keine Spur eines frommen Sinnes sich findet, laßt uns auf ihre häusliche Freuden achten, sind diese wohl so rein 2c. (S. 48). „Wir kennen ja viele sittenlose Menschen, o laßt uns genauer forschen 2c. auf die Familien achten, aus denen der fromme Sinn entwichen ist." (S. 57) „Achtet auf die Wollüstlinge, die Müßiggängigen, die Betrüger, Räuber, Mörder, Gottesverächter — die meisten von ihnen sind ehelos — (S. 113) „Die unnützen, müßigen Menschen — leben sie nicht ehelos"? (S. 117). „Gewiß fallen uns mehrere Beyspiele von solchen schlechten Wirthen ein. Wer unter uns kennt nicht manche Haushal-

tungen, in denen durchaus keine Ordnung, keine Pünktlichkeit herrscht." (S. 243). „Laßt uns auf die Häuser achten, deren Vorgesetzte wir als schlechte Wirthe kennen" (S. 247). Solche Andeutungen könnten leicht zur Entschuldigung von Klatschereyen mißbraucht werden, und heilsamer wäre die Ermahnung an sich selber zu richten, was recht ist. Auch sind dergleichen Aufforderungen unter der Würde des christlichen Lehramtes, und stören die Andacht und Erbauung. Dagegen loben wir billig, wenn der Hr. Verf. seine Zuhörer vor den eigenthümlichen Fehlern des Zeitalters und ihres Wohnortes kräftig und herzlich warnet, z. B. S. 197. „Höret auf ein ernstes Wort, ihr Familienväter und Mütter! und laßt es Eingang finden in eure Herzen: O, eilet doch nicht so sehr, eure Kinder in die große Welt einzuführen, sie an glänzenden Festen und Schauspielen Theil nehmen zu lassen, sie mit allen rauschenden Lustbarkeiten bekannt zu machen! — ach! gerade dadurch, daß ihr sie alle Freuden genießen lassen wollt, raubt ihr ihnen den Sinn für wahre Freuden." — Mit ähnlicher Wärme und in einem edleren Tone als gewöhnlich, redet er auch in der dritten Predigt: „Ueber die Pflicht und die rechte Art, in unsern Kindern früh den frommen Sinn zu wecken", welche wir für eine der gelungensten unter den neun Predigten dieses Bändchens halten. Nur ist auch hier auf Christenthum und den Stifter desselben zu wenig Rücksicht genommen. — Die letzte Predigt: „Warnungen vor unordentlicher Wirthschaft" behandelt einen Gegenstand, der nach unserm Bedünken wenigstens, so wie es hier geschieht, nicht auf die Kanzel gehört. Es ist darin von Verwahrung des Hausgeräthes, von genauer Berechnung der Ausgaben und Einnahmen, auch der kleinsten Summe und dgl. die Rede, wobey das einzige Mahl in der ganzen Sammlung, eine Bibelstelle (Sirach 42, 7) citirt wird. — Wenn wir diese Verträge großentheils nicht als musterhafte christliche Predigten gelten lassen können, so glauben wir dagegen, sie zur häuslichen Lectüre als eine Sammlung

herzlich und faßlich abgefaßter Haus- und Lebensregeln empfehlen zu dürfen.

Joseph Schwarzmantel. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend, von Christian Gotthilf Salzmann. Mit einem Kupfer. Schnepfenthal in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1810. 300 S. 8. (20 gr.)

Herr Salzmann ließ diese zur Unterhaltung und Belehrung des Volks bestimmte, schon in den Jahrgängen 1808 und 1809 des Thüringer Boten abgedruckte Geschichte, mit einigen Abkürzungen von neuem abdrucken, um derselben ein größeres Publicum, und vorzüglich der Jugend ein nützliches Unterhaltungsbuch in die Hände zu geben. Das Buch verdient diese größere Verbreitung, und wird seinen Zweck nicht verfehlen. Die Manier des Verf. ist hinlänglich bekannt. Er weiß die Sprache und Denkungsart des Volks und des gemeinen Lebens sehr geschickt zu treffen, und in dieser Hinsicht können alle Volkslehrer, die nach Luthers Vorschrift dem Volke auf das Maul sehen sollten, aus Hrn. S. Volksschriften manches lernen. Wenn man an dieser Manier etwas tadeln wollte, ohne welches doch eine deutsche Recension nicht gut bestehen kann, so könnte man sagen, Hr. S. lasse sich bisweilen von seinem Volke verleiten, dessen Sprache auch da zu reden, wo sie weniger fein ist, und ziehe seine Leser zu sehr herab in den niedrigen Kreis, anstatt was man von unterhaltender Lectüre fordern zu dürfen glaubt, sie über das Gemeine zu erheben. Zuweilen ist es auffallend und selbst drollig, wie der Erzähler sich mit seinem Publicum und dem Helden seiner Geschichte identificirt, z. B. wenn S. 170 der rührende Versöhnungsact zwey alter Graubärte beschrieben wird, die seit zehen Jahren zum Aergerniß der ganzen christlichen Gemeinde in Zank gelebt hatten, und sich nun die Hände reichen, und

wie die Kinder weinen — so heißt es: „Hans Christoph Kurst machte ein so breites Jammermaul, daß es beynahe bis an die Ohren reichte. Uns, wir können nicht leugnen, war dieser malerische, gewissermaßen homerische Nebenzug in dem sentimentalen Ereigniß, ergötzlich; aber die Jugend möchte sich nicht wohl darein zu finden wissen, und der ganzen Versöhnung leicht eine ähnliche Physiognomie beylegen. — Die Geschichte selbst fällt in die Kriegszeit, und hat daher oft, wie billig, ein martialisches Ansehen. Ein roher, von einem preußischen Husaren, der dessen Vater, einen österreichischen, niederhieb, an Kindesstatt angenommener Soldatenjunge, wird in dem Buche allmälig zu einem Menschen erst dressirt, und dann erzogen, und kommt zu Glück und Ehren. Weniger, als der sonstige Inhalt des Buchs gefallen uns die darin angewandten Erziehungsmaximen, auf welche Hr. S. den mehrsten Werth zu legen scheint. Z. B. die durch vielfache Umschweife, Reden und Belohnungen mit Bratwurst und Pflaumenmuß bewirkte Gewöhnung an Thätigkeit und Arbeitsamkeit hätte, deucht uns, auf kürzerem Wege erreicht werden können. Die anschauliche Erkenntniß vom Nutzen des Schreibenlernens dünkt uns auch nicht so nothwendig, und so erscheint uns die Ohrfeige, welche die Pflegemutter dem unachtsamen und lügenhaften Burschen gibt, kein solches Verbrechen beleidigter Menschheit, wie sie dargestellt wird. Eher hätte die Katzenbank ihn tückisch oder niederträchtig machen können, als jenes von alters hergebrachte mütterliche Notabene. So scheint uns auch die Weise, wie dem Knaben die ersten Begriffe von Gott einexercirt werden, für den Gegenstand nicht edel genug, und es würde uns nicht wundern, wenn Joseph sich künftig den lieben Gott wie einen vergrößerten General Spleny mit Pallasch und Pistolen, oder einen Feldmarschall Daun vorgestellt hätte. Ein Gegner des teleologischen Beweises würde leicht hierin reichlichen Stoff finden, aus der Teleologie wundersame Folgerungen herzuleiten, um zu beweisen, daß sie zu der Polytechnie gehöre, wovon Salomo redet. — Besser gefällt uns das Buch, wenn wir die Hauptidee des Verf. fest halten, und es als eine Theodicee für das Volk betrachten — als eine versinnlichte Bestätigung des lichtknecht- und schwarzmantelschen Familienspruchs: Was Gott thut, das ist wohl gethan. — Diese, vor allen in unsern Tagen heilsame und herzerfrischende Idee ist mit Weisheit und auf eine lustige und herzliche Weise durchgeführt, und so setzen wir billig und dankbar dieses Buch unter die nicht große Anzahl wohlgerathener Volksschriften.

Die Familie von Karlsberg oder die Tugendlehre. Anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. Von Jakob Glatz. Amsterdam, im Kunst- u. Industrie-Comptoir. 2 Theile. CCCXI und 372 S. 8. (2 Thrl. 12 gr.)

Der Verf. bestimmte, wie die Vorrede sagt, sein Buch für solche junge Leser und Leserinnen, die der Reflexion über moralische Gegenstände nicht nur fähig, sondern zu derselben auch geneigt, und nicht verwöhnt sind, bloß solche Lectüre zu lieben, in der das historische Interesse und besondere Rücksichten auf die Phantasie nicht vorwalten. Allein, warum kündigt denn das Buch sich als ein historisches Werk, als Familiengeschichte, und zugleich als eine anschauliche Darstellung der Tugendlehre an? Dürfen denn nicht sowohl das historische Interesse als auch die Phantasie gerechte Ansprüche auf Befriedigung machen? Sie sind ja die Mittel, wodurch der Zweck erreicht werden soll. So dünkt uns die Entschuldigung des Verf. eine Selbstanklage, und freylich leistet das Buch nicht, was es verspricht. Die Familie Karlsberg zu Lilienthal erweckt wenig historisches Interesse. Es ereignet sich in derselben nichts, was besondere Theilnahme erzeugen könnte. Ein hübsches Landgut mit reichlichem Auskommen, gesunde Kinder, ein geschickter Hauslehrer, wohlgesinnte Eltern, Spatziergänge, kleine Reisen und Besuche in der Nachbarschaft, oder von Bekannten und Unbekannten, dazu ein Nordlicht, Gewitter, Feuersbrunst — das ungefähr sind die, nicht durch eine innere Nothwendigkeit verbundenen Hauptpuncte, welchen sich Lehren und Ermahnungen anschließen. Die Ereignisse selbst sind mehr docirende Exempel, als lebendige und belebende Vorbilder, dabey größtentheils nicht minder gedehnt, wie die daran geknüpften Reden und Bemerkungen. — Das Buch beginnt mit einer durch die Schönheit eines Frühlingsmorgens veranlaßten Rede des Vaters über die geistige und moralische Natur des Menschen, über seine Bestimmung, Tugend und Laster, Rechtlichkeit und Sittlichkeit. Wir finden in dieser Rede des Herrn von Karlsberg nur das gewöhnlichste über diese wichtigen Gegenstände, und, was man vor allen hier nicht erwarten möchte, statt lebendiger Veranschaulichung trockne Lehre. Denn der Frühlingsmorgen, der Gesang der Vögel und die weidenden Heerden haben mit der Sache selbst nichts gemein. — Darauf gibt die Verhaftung eines Straßenräubers in der Gegend von Lilienthal und die Erzählung seiner Lebensgeschichte von dem Hauslehrer, dessen

Landesmann der Räuber ist, Gelegenheit zu Reden über die Lockungen der Sinnlichkeit und des Lasters, so wie über die Art und Mittel diese zu bekämpfen (S. 40—87). Dann folgt die Lebensgeschichte eines eben zu Lilienthal angekommenen, ehemals durch böse Gesellschaft verführten, aber durch die Folgen seines Leichtsinns wieder gebesserten Menschen, der von nun an der innigste Freund des Hauses wird (S. 87—130). Dieser Georg Waller erscheint doch in seinen Verirrungen zu schwach und mattherzig, als daß man in ihm nach seiner Umwandlung einen solchen vortrefflichen Menschen erwarten sollte, wie er nachher dargestellt wird. Solche Belehrungsgeschichten möchten der Jugend mehr schaden, als nutzen. — Nun gibt ein Spatziergang zu einem Fischteich Veranlassung zu Verhandlungen über die Pflichten „gegen die leblose Natur und die Thiere" (S. 130—156). Die Rettung eines Kaufmannsdieners, der sich erhenkt hat, veranlaßt Gespräche über Selbstmord, Verwegenheit, Muth, Aufopferung des Lebens. (S. 170.) Ein Besuch bey einem kranken Reichen führt zu Bemerkungen über Gesundheit und Krankheit, bey einer blinden Frau wird gesprochen von Uebung der Sinne, bey einem Seiltänzer von Gymnastik. Und so kommt die Reihe an andere Pflichten und Tugenden, deren vollzählige Ausführung wir dem Verf. gern zugestehen wollen. Allein, schon diese vollständige und namentliche Aufzählung, die man freylich von einer wissenschaftlichen Tugendlehre fordert, scheint mit der bezweckten Veranschaulichung in Widerspruch zu stehn. Wenigstens würde Schreiber dieses, wenn anders beym moralischen Unterricht eine Familiengeschichte gebraucht werden sollte, lieber Göthe's Herrmann und Dorothea, oder den Dorfpriester von Wakefield wählen, als die karlsbergische Familie. Die Geschichten unseres Buches haben wenig Interesse und sind weitschweifig erzählt. Man vergleiche im 2. Bande S. 166 die Erzählung von dem Tode des Thomas Morus, oder S. 260 die entlehnte Geschichte des dankbaren Indianers mit den erdichteten Erzählungen des Hrn. Verf., um den Unterschied von Kraft und Leben zu empfinden? — Daß die Reden über einzelne Pflichten durch besondere Vorfälle veranlaßt werden, vermehrt die Anschaulichkeit der Belehrungen nicht sonderlich. Außerdem verfehlen diese Reden ihren Zweck durch ihre Weitschweifigkeit. Diese ist nicht Popularität, vielmehr das Gegentheil. Der Mund und das Ohr des Volks spricht und vernimmt lieber die Weisheit in gedrängten Sprüchen. So geziemt auch, dünkt uns, der Tugendlehre die ernste Kürze, und dem Beyspiele, das sie aufstellt, wenn es anders taugt, stehet ein: „gehe hin und thue desgleichen" besser an, als viele

Worte. Der Verf. wollte zugleich eine systematische Tugendlehre und eine veranschaulichte Tugendlehre in einer Familiengeschichte geben. Nach unserm Bedünken konnte dieß unmöglich gerathen. Uebrigens geben wir gern zu, „daß dieses Buch manchen Knaben und Mädchen als eine Lectüre in die Hände gegeben werden kann, die nicht ganz ohne Einfluß auf ihre Bildung und Veredlung bleiben dürfte, und auf jeden Fall ihnen nicht schaden wird" (S. V.).

Das Verstandes-Buch für Landschulen, von Joh. Spieker, Insp. der Kirchen und Schulen in der Niedergrafschaft Katzenellnbogen. Marburg, in der akadem. Buchhandlung. 1810. (30 kr.)

Ein Buch dieser Art ist viel zu eingreifend in die Bildung einer Generation, als daß man im Allgemeinen darüber zu urtheilen sich begnügen dürfte. Es wäre einer Preißaufgabe würdig (so daß der Preiß, der nicht gering seyn dürfte, nach Verhältniß des Verdienstes unter mehrere vertheilt, und die Bemühungen dieser mehreren Preißwürdigen von einer besonders dazu auserlesenen Gesellschaft zu einem möglichst vollständigen Ganzen benutzt würden). Für die Elementarschulen in den Städten sowohl als auf dem Lande würde ein solches Buch von unschätzbarem Werthe seyn, denn noch haben wir zur Zeit kein solches, nicht einmal der Plan dazu ist von den Vorstehern unserer Erziehungsanstalten bisher gefaßt worden. Es wäre die Frage, ob ein Verstandsbuch sich nicht ausschließend mit der Art und Weise, wie der Verstand entwickelt werden sollte, weit umfassender, als die, darum nicht überflüssigen Elementarbücher über specielle Gegenstände des Unterrichts zu beschäftigen hätte. An die Seite eines solchen Elementarbuchs für den Verstand wäre alsdenn noch ein anderes für das Gefühl zu stellen, dessen Vernachlässigung immer noch nicht erkannt werden will. Beyde könnten nur von psychologischen Erziehern entworfen, und von geübten Meistern in der Kunst des Unterrichts verfertigt und ausgeführt werden.

An einem Verstandesbuche dieser Art dürfte keiner etwas gegen den gemeinen Menschensinn und seinen Dollmetscher, den Sprachgebrauch, Verstoßendes, keiner etwas Unwahres, oder Halbwahres, etwas Unlauteres, in schiefe Ansicht Genommenes, oder Mißverstandenes anzutreffen Gefahr laufen. Alles, worüber Menschen von geringer Bildung lachen, und womit sie ihren

Spott treiben könnten, müßte auf das sorgfältigste darin vermieden seyn.

Die fast überall verkannte Wahrheit, daß zu dem Wissen kein Verstand erfordert werde, daß der Verstand vielmehr durch eigne Wahrnehmung erweckt, durch Vergleichen geschärft, und durch Versuche geübt werde, müßte hier in ihre vollen Rechte eintreten. Was auf Treu und Glauben angenommen werden soll, und worüber der Verstand nicht eher urtheilen kann, bis er das Mangelhafte oder Unzulässige aus mehrseitiger Erfahrung hat kennen gelernt, das müßte in einem Verstandesbuche wo nicht ganz vermieden, doch mit allem möglichen Vorbedachte auf künftige Verstandesreife vorgetragen werden. Das andere hingegen, was Geschicklichkeit und Kunst in Anspruch nimmt, müßte für gänzlich abgesondert von dem, was dem Verstande angehörig sey, betrachtet werden.

An diesen Maßstab legen wir das vorliegende Buch. Und nun bedarf es nichts mehr, als einiger Proben von der, vom Verf. vorgeschlagenen Behandlungsweise des Verstandes, um zu wissen, wie er sich seine Aufgabe gelöset habe.

Das fünfte Hauptstück handelt vom menschlichen Körper (denn das Ganze begreift drey Theile in sich: 1) die Schule, 2) den Menschen, 3) die Welt). Da heißt es S. 81: Wie mag sich wohl Adam, der erste Mensch, gestellt haben, als er neugeschaffen auf die Welt kam? Ich denke so: Als Adam zuerst die Augen aufschlug, lag er auf der Erde, unter einem grünen Baum. Er sahe starr in die Höhe, und rührte und regte sich nicht, als ob er angenagelt wäre. Nach einiger Zeit fing es ihm aber am ganzen Leibe an zu jucken und zu brennen, daß er sich herum wälzen mußte. Hierbey wurde er gewahr, daß er seine Arme und Beine bewegen konnte. — Eine andere Stelle. Das erste Hauptstück handelt vom Lesen §. 32. Wenn mehrere ähnliche Sätze hintereinander vorkommen, so muß die Stimme bey dem letzten Satze vorzüglich gehoben werden. Beyspiel Matth. 25, 35. Ich bin hungrig gewesen — ich bin durstig gewesen — ich bin nackend gewesen (das will alles noch nichts sagen, nun kommt es erst) ich bin g e f a n g e n g e w e s e n, und ihr seyd zu mir gekommen. Darauf folgt unmittelbar die Regel: Ueberhaupt muß man den Schluß eines jeden Satzes an der Stimme hören können.

Das vierte Hauptstück handelt vom Gesange. Davon gibt der Verf. folgende Definition: der Gesang ist ein länger gezogenes Reden, welches wohlklingend und gefühlvoll ist. Dem zu Folge müßte freylich den Vögeln der Gesang abgesprochen werden. Schade nur, daß der Verf. dabey zu weit ausholt. Das Singen der Thiere, sagt er, ist nur ein Wie,

hern, oder Blöcken, oder Brüllen, oder Grunzen (wer hat denn gesagt, das Schwein singt?). So schön die Nachtigall auch pfeift (also gibt es doch noch schöne Töne in der Thierwelt, freylich nur gepfiffene); so, heißt es ferner, singt sie doch nicht, sondern — (nun was meint der Verstandesjünger?) — sondern sie schlägt. (Getroffen! sie schlägt.) Von den abgedruckten Beyspielen des Gesangs in Noten darf man nur das erste Lied: Auf und singt, in den ersten vier corrumpirten Tacten nachsehen, um sich von der Behandlung des Singverstandes in diesem Verstandesbuche zu unterrichten.

Es wäre zweckwidrig, einzelne Unrichtigkeiten und Schiefheiten in der Naturbeschreibung, Menschenwelt ꝛc., oder platte Ausdrücke in den Schulgesetzen, die hier vorkommen, z. E. „der Schüler darf sich nicht unterstehen, an Bäumen, Gewächsen, Häusern u. dgl. zu schabernacken — er darf sich nicht unterstehen, einem andern etwas heimlich wegzuputzen ꝛc., in dem Verstandesbuche aufzusuchen. Findet man dergleichen nicht auch in den besten Schulbüchern, vor allen in den encyklopädischen, die alles Wissen (womit man dem Verstande immer am ersten aufzuhelfen gedenkt) mit Einem Male umfassen sollen? Weit besser und gerathener wird es seyn, wenn Lehrer und Erzieher aus des fleißigen und thätigen Mannes Arbeiten, deren Mängel wir mehr zur Lehre und Warnung, als zur Geringschätzung auszeichnen mußten, das viele Gute und Brauchbare sammeln, und sich eigen machen, welches das gegenwärtige Verstandesbuch mit vieler Milde spendet, und dessen die Kritik, der Regel nach, eben darum nicht erwähnt, weil sie nichts daran zu kritisiren findet. Wenn wir Kleinigkeiten zum Beweise anführen wollten, so würden wir des kleinen arithmetischen Kunstgriffes erwähnen, daß der Quotient von einer dreytheiligen Zahl (583) die mit 11 dividirt werden soll, auf der Stelle gefunden werde, wenn die Summe der ersten und letzten Ziffer der mittlern gleicht; dann alsdann braucht man nur die mittlere weg zu streichen (53). Solcher Vortheile beym Buch- und Kopfrechnen führt der Verf. in Menge an. Doch wird der Verständige sich noch lieber an die Behandlungsweise schwieriger Lehrgegenstände, und an die wahre Verbesserung des Schulunterrichts halten, wozu der Verf. unter andern durch seine musterhafte Würdigung des Gebets, dem er jedesmal die, zur Gemüthsstimmung führende Betrachtung voraus gehen läßt, Veranlassung gegeben hat.

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Theologie, Philosophie und Pädagogik.

Dritter Jahrgang. Zwölftes Heft.

Joh. Matth. Schröckhs, ehemal. ordentl. Lehrers der Geschichte auf der Universität zu Wittenberg, christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, fortgesetzt von D. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ordentl. Lehrer der Kirchen- und Dogmengeschichte auf der Universität zu Leipzig. Neunter Theil. Leipzig bey Schwickert. 1810. VI u. 670 S. 8.

Von dem großen Unternehmen des seeligen Schröckh hat Rec. jederzeit sehr vortheilhaft gedacht, und es immer für ein in seiner Art überaus verdienstliches gehalten. Um dieses aber mit Recht zu thun und im rechten Verhältniß zur Wissenschaft, mußte man sich ganz allein in den Gesichtspunct des Verf. stellen, und es weder nach dem höheren Maßstabe der Geschichtsbeschreibung überhaupt, noch aus seinem Verhältniß zur christlichen Theologie beurtheilen. So unbefriedigend es ist in diesen Beziehungen, um desto bewunderungswürdiger mußte das anhaltende Bestreben eines Mannes seyn, dessen ganzes Leben in dem Kreise eines wissenschaftlichen Wirkens aufgegangen war, an das er weder durch seine theologische Erkenntniß des Gegenstandes, dessen Schicksale er beschrieb, noch durch den religiösen Geist der historia sacra geknüpft wurde,

und welches also in seinem Geiste nur den Werth einer allgemeinen historischen Curiosität haben konnte. Man erinnere sich hier nur der Geschichte des Cultus durch das ganze lange Werk hindurch; sie konnte ihm durchgängig nur eine Geschichte des christlichen Aberglaubens seyn. Man bedenke nur die unbeschreibliche Resignation auf alles Urtheil, die der Mann besaß, und die sich besonders an den Uebergängen von einem Thema zum andern offenbarte. Man erinnere sich seiner, wie er belastet mit dem historischen Stoff, gebunden immer an das Einzelne, schwerfällig und langsam sich durch die ungeheuere Masse bewegte, und wie die ganze lange Vergangenheit der Geschichte mit allen ihren höheren Beziehungen und Andeutungen unter seinen Händen immer nur in den Moment der Gegenwart zusammenschrumpfte, in welchem er eben wohnte mit seiner Forschung. Sie als ein Ganzes, als Entwickelung eines Gedankens, als Plan einer höheren Weltordnung sich zu denken, und die Spuren des Geistes in ihr zu finden, der sich darin ausgedrückt, und das Verhältniß des Christenthums zu jeder Zeit und Welt zu bestimmen, dieß war seine Sache nicht. Aber des Einzelnen viel treu herbey zu schaffen, es nach einem gewissen äußerlichen Schema in Masse zusammen zu stellen mit Geschick und Ordnung, aber ohne alle Beleuchtung des Wichtigsten darin, literarische Notizen zu sammeln, oft aus seltenen Quellen, Auszüge zu machen aus wichtigen Büchern, um, wie er gewöhnlich bemerkte, die Manier eines Autors kennen zu lehren, darin war er gewiß unübertrefflich, und wer sollte die Beharrlichkeit in so mühsamen Geschäft, die Ausdauer unter so mancherley Schwierigkeiten und den Muth nicht bewundern, womit er sich selbst durch die dunkelsten Gegenden des Mittelalters mit einer Ruhe und Klarheit hindurch wand, die, wäre sie vom Licht der Ideen und von einer wissenschaftlichen Erkenntniß des Christenthums begleitet gewesen, nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Was er aber Unparteylichkeit nannte, und als solche besaß, war nicht die Parteylosigkeit gegen alle oft wunderbaren Erzeugnisse der Frömmigkeit und

gegen die Eigenthümlichkeit und Genialität großer Geister, die er nie verstand, z. B. der Kirchenväter; sondern es war die völlige Freyheit von aller theologischen Erkenntniß, welche aufzuopfern, wenn man sie hatte, schon seit mehreren Decennien für das erste Erforderniß eines guten Kirchenhistorikers gehalten ward. So mußte ihm dann die ganze Geschichte christlicher Kirche vom Tode des letzten Apostels an bis auf die Erscheinung des Protestantismus nur als Aberration von demjenigen erscheinen, was er sich als Christenthum im Sinne der Neueren ausgedacht, und so hatte sich dann stillschweigend und unmerklich seine scheinbare Ruhe und Unparteylichkeit in eine ununterbrochene Polemik verwandelt, die von der der katholischen Kirchenhistoriker in nichts, als darin verschieden war, daß sie eine protestantische und mit mehr Anstand und Geschmack verbunden war.

Wie der gelehrte Schröckh seit langen Jahren in und vielleicht auch von der Kirchengeschichte lebte, so starb er auch daran, wie bekannt, als er zur Geschichte der griechischen Kirche die Bücher auf der Leiter herunter holen wollte. Die Herausgabe des achten Theils und die Fortsetzung der Kirchengeschichte in dem letzten vor uns liegenden Bande, dem nach der Vorrede noch ein zehnter folgen soll, enthaltend ein Register über die Kirchengeschichte seit der Reformation, nebst einer Biographie des Verstorbenen fiel in die Hände des Hrn. D. Tz., dem man das Zeugniß geben muß, daß er ganz in der Manier des seel. Schröckh gearbeitet hat. Er war der würdigste, den sich nur immer S. selbst hätte wählen können; die Manier des seel. Mannes ist ihm so natürlich und geläufig, daß man wohl sieht, daß es überdem schon ganz seine eigene war; mit der nämlichen Treue, Klarheit und Gelehrsamkeit, und ganz nach denselbigen Grundsätzen und Ansichten, wie sie in den früheren Bänden sich finden, ist dieser neunte abgefaßt, und es ist also der nämliche Geist, womit das Werk angefangen, und womit es beschlossen wurde. Man kann es nun als ein in seiner Art geschlossenes und in seinem eigenthümlichen

Geist und Charakter vollendetes Werk betrachten, was für dasselbe selbst sehr vortheilhaft ist. Die protestantische Kirche besitzt an demselben ein Werk, welches sie den ähnlichen von Natalis Alexander und Fleury mit Fug und Recht nicht nur entgegen, sondern auch an die Seite stellen kann.

Die Geschichte der griechischen Kirche hat Hr. Tz. mit rechtschaffenem Fleiße und zweckmäßiger Benutzung der wichtigsten dahin einschlagenden Schriften abgefaßt. Besonders lobenswerth ist, daß er von den neueren Reisebeschreibungen einen so häufigen Gebrauch gemacht hat, da man durch diese am besten der Fortdauer, oder des Untergangs dessen, was ältere Schriftsteller über Lehre und Verfassung der griechischen Kirche berichtet haben, gewiß werden kann. Man muß dem Verf. nachsagen, daß er an Reichhaltigkeit der Literatur, die er benutzte, selbst seinen Vorgänger übertroffen hat, der sich bey seinem Alter und Wunsch, sobald als möglich zum Ende zu kommen, mit Nachschlagung so mancherley Bücher vielleicht nicht so viel Mühe gemacht haben würde. Wir hätten nur gewünscht, Hr. Tz. wäre etwas tiefer in den dogmatischen Glauben der russischen Kirche und das Verhältniß desselben zur gegenwärtigen lateinischen Lehre des Katholicismus eingegangen; so aber ist er größtentheils an den Aeußerlichkeiten desselben stehen geblieben. Weniger hat Rec. die Geschichte der Taufgesinnten befriedigt, S. 255 — 312, da er dabey nur die bekannteren Schriften benutzen konnte, und ihm die eigentlichen Quellen unzugänglich waren. Hierauf folgt eine Geschichte der Quäker und Socinianer, womit das Werk eigentlich geschlossen ist. Denn was nun noch folgt als Anhang, eine Uebersicht der neuesten Geschichte der christlichen Kirche, wäre füglicher weg geblieben. Die Historie kann darüber noch zu keinem Urtheil kommen, und die Gegenwart ist uns nie eine klare und ganz verständliche Geschichte. Ereignisse, von denen wir selbst noch unmittelbar berührt werden, Begebenheiten, in deren allseitige Entwickelungen wir selbst noch eingeschlungen sind, eignen sich nicht zu historischer Behandlung

und es ist eine wahre Anmaßung, den Lauf und die Richtung zu bestimmen, den der Strom der gegenwärtigen Zeit nehmen wird, und so dem künftigen Geschichtschreiber mit eigenem Urtheil vorzugreifen. Statt die Gegenwart zu erklären und zu verdeutlichen, trägt eine solche geschichtliche Behandlung derselben nur dazu bey, sie zu verdunkeln, und zu entstellen; denn, indem sie den Sinn mancher großen Erscheinung mißversteht, und sich doch für die künftige Geschichte zur Quelle machen will, leitet sie selbst den künftigen Historiker irre, und veranlasset falsche und einseitige Urtheile. Wenn aber Hr. Tz. sagt: oft wird das Nahe weniger beachtet, als das Entfernte, so, daß es nicht bloß um des künftigen Geschichtschreibers, sondern auch um der Zeitgenossen willen verdienstlich ist, die Zeitgeschichte zu erzählen; so wird ja dieser Zweck durch so viele Tageblätter schon so vollständig erreicht, daß er diese selbst meistentheils nur wieder als Quellen benutzen konnte, wie das politische Journal, die allgemeine Zeitung und das Morgenblatt. Ohne sich, wie Hrn. Tz. Darstellung als Geschichte zu gebehrden, liefern diese und andere Tageblätter wahrhaftig genug von der Tagesgeschichte. Und wenn man vollends die Urtheile hört, die Hr. Tz. hier über einige der wichtigsten Ereignisse unserer Zeit ganz keck und ohne Rücksicht ausspricht, so trift man nicht nur Spuren der Unkunde, sondern auch der Parteylichkeit und Anmaßung nicht selten darin an. So ist es ihm an mehreren Orten, wie S. 550 und 563 z. B. schon ziemlich ausgemacht, daß der Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes auch den Untergang der geistlichen nach sich ziehen werde, und er betrachtet jenen so gar schon als den Grund einer künftigen Auflösung der katholischen Kirche, wobey sie in mehrere von einander getrennte und unabhängige Landeskirchen zerfallen soll. Wer hat ihm wohl das gesagt? Weder eine aus der Vergangenheit, oder Zukunft geschöpfte, noch eine auf die Natur der Sache gebauete und aus der Lehre der katholischen Kirche resultirende Einsicht. Selbst die Absicht der französischen Regierung war

zunächst nur, dem Pontificat durch Entfernung aller ihm fremdartigen Dinge seine ursprüngliche Reinheit wieder zu geben, und den geistlichen Einfluß desto gewisser dadurch zu machen. Was aber an sich aus jener Veränderung folgen wird, ist uns noch nicht gegeben, mit solcher Zuversicht zu erkennen, und zu bestimmen; was die Kirchengeschichte aber lehrt, wissen wir, nämlich, daß römische Bischöffe auch da schon geistliche Herrschaft besaßen über die katholische Welt, als sie noch keine Fürsten geworden, und zu einem eigenen Staat und Reich gekommen waren. Aehnlicher Art, doch ungleich kecker, sind seine Urtheile über die schellingische Philosophie und diejenigen der neueren Theologen, die mit derselben auf irgend eine Art in Berührung gekommen sind. Diese Philosophie ist ihm, wie man sieht, herzlich zuwieder, und er sagt ihr daher in kurzen Worten das Schlimmste nach, was sich nur von einem philosophischen Systeme sagen läßt. Denn nicht genug, daß er sagt: Schelling habe in den letzten Jahren ein neues philosophisches System auf die Bahn gebracht, welches, indem es Kants und Fichte's System weit zu überfliegen strebt, von der Idee der unmittelbaren Anschauung des Absoluten u. s. w. ausgehet, und weil es seine Freunde zu einem Anschauen des Uebersinnlichen, zu einem Seyn und Leben in dem Absoluten zu führen verspricht, in der Mystik endigt. Sondern er trägt kein Bedenken, von dieser Philosophie zu behaupten, daß sie in ihren Grundideen vom Christenthum wesentlich verschieden sey, und die Idee der Freyheit, und mithin die Sittlichkeit vernichtet. S. 624.

Von einem Schriftsteller, der so streng urtheilt, sollte man nun billig voraussetzen dürfen, daß er die Sache, über die er spricht, recht kenne, und wo möglich, sich als solchen zeige, der sie besser versteht, als nicht nur der große Haufe, sondern auch als die, deren Angelegenheit er hier so wegwerfend behandelt. Aber nicht nur davon ist hier kein Zeichen, sondern im Gegentheil darüber mehr, als eins, daß ihm auch das Gewöhnlichste, und so zu sagen selbst die äußerlich richtige

Ansicht mangelt, geschweige denn die Tiefe und Reife der theologischen Erkenntniß, die allein ein Urtheil über diese Sache instruiren könnte. Nicht einmal die neuere Sammlung der kleinen Schriften Schellings, in der die berühmte Abhandlung von der Freyheit, hat er angeführt unter den übrigen Schriften dieses Mannes, sondern auch eine der neueren von ihm, die über Philosophie und Religion, muß er nie gelesen haben; sonst hätte er wohl wissen müssen, was Schelling Eschenmayern antwortete auf den Vorwurf, daß diese Philosophie der Tugend nicht besonders erwähne, und sie also ausgeschlossen habe. Von Schleiermacher, den er hier als einen Anhänger der schellingischen Philosophie zuerst nennt, muß er nie die, mit seinem Namen unterzeichnete Recension in der jenaischen Literaturzeitung gelesen haben, in der er sich über den Vorwurf erklärt, daß er ein Anhänger der schellingischen Philosophie sey; noch weniger muß er die Reden über die Religion gelesen haben, sonst hätte er sie wohl nicht angeführt als ersten Theil, denn zu einem zweyten Theil hat das Buch nie Hoffnung gemacht, und sonst hätte er auch wohl der zweyten Ausgabe dieses Buchs erwähnt, in der es fast ganz umgestaltet, und mit einer ausführlichen Zugabe bereichert worden ist. Schwarz und Augusti werden gleichfalls hier zu Schellingianern gemacht, weil sie durch den, von Schelling ausgegangenen Mysticismus bewogen worden seyen, vieles von den Rationalisten aufgegebene Positive, unbekümmert um die historische und philosophische Haltbarkeit desselben, darum zurück zu rufen, weil darin das Göttliche angeschauet, und gleichsam sinnlich wahrnehmbar (?) dargestellt werde. Vor allen aber wird Daub von Hrn. Tz. in seiner (nämlich Hrn. Tzschirners) Blöße dargestellt. Denn nachdem er eben erklärt hatte, daß die Identitätsphilosophie in ihren Grundideen vom Christenthum wesentlich verschieden sey, und die Sittlichkeit vernichte, so war kaum zu erwarten, sagt er, daß man den Versuch machen würde, Vorstellungsarten, welche einander fliehen, und ewig fliehen müssen, zu vereinigen. Demungeachtet ist auch diese

Philosophie auf das Christenthum angewendet worden, und Daub namentlich hat ein vollständiges dogmatisches System nach den Grundsätzen desselben verfaßt u. s. w. Man läßt Hrn. Tz. gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man seine Urtheile über die schellingische Philosophie und die daubische Religionslehre und das Verhältniß beyder zu einander und zum Christenthum für das Urtheil einer völligen Unkunde aller dieser Dinge hält: denn müßte man annehmen, daß er nur einige Schriften Schellings mit Nachdenken gelesen, oder etwas von Daubs Dogmatik auch nur flüchtig angesehen hätte; so müßte man von seiner Urtheilsgabe eine gar zu geringe Meinung fassen. Denn dann müßte doch vor Allem gewiß ihm aufgefallen seyn die große Verschiedenheit der wissenschaftlichen Erkenntniß der Religion, wie sie bey Daub und Schelling sich findet, und sich schon in der Exposition und der ungleich strengeren fast scholastischen Form der daubischen Religionslehre offenbart, und von den Principien ausgehend in jedem einzelnen Theile derselben ausgedrückt ist, und er müßte also vor allen Dingen zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß Schelling wahrhaftig alle Ursache haben müßte, mit einem solchen Anhänger seiner Lehre unzufrieden zu seyn, wenn es auf das bloße Anhängen abgesehen gewesen wäre. Bey so mäßigen Forderungen, als wir, wie man sieht, an Hrn. Tz. machen, mögen wir nun nicht einmal auf dem, an sich sonst nicht ungerechten Verlangen bestehen, daß er doch wenigstens das redliche Streben eines Mannes geehrt hätte, der seine Lebenszeit der tiefsten Erforschung der heiligsten Gegenstände gewidmet hat, und daß er, ehe er auf eine so gar krasse Art darüber aburtheilte, wenigstens bey sich ein wenig überlegt hätte, ob wohl nicht ein unendlich höheres Maß an Geist und Kraft dazu gehöre, ein solches System der Religionslehre aufzustellen, als eine Schröckhische Kirchengeschichte fortzusetzen. Besonders unzeitig, und wäre die Sache sonst nicht sehr ernsthaft, gar lächerlich ist, alle die genannten Männer, von denen jeder in einer ganz eigenthümlichen Ansicht lebt, zusammen zu werfen,

und den alten Ketzerparallelismus auf sie anzuwenden, nach welchem sie alle als Anhänger Schellings zugleich notirt werden. So aber ist dieses Geschlecht! Nichts eigenthümlich Neues, Großes und Tüchtiges will es dulden, sondern classificiren und rubriciren muß es Alles im Reich der Geister, wie in der Naturgeschichte, um, weil es der Sache von innen nicht beykommen kann, ihr äußerlich so wenigstens einen Makel anzuhängen. Daß ungewöhnliche, außerordentliche Erscheinungen in der Wissenschaft ihrer Zeit unerkannt und unbegriffen vorüber gehen, ist nicht ungewöhnlich, und das hätte Hr. Tz. aus der Geschichte der Theologie wissen und bedenken sollen, um einzusehen, daß ein Urtheil, wie das seinige, zwar den gangbaren theologischen Journalen, aber nimmermehr der Geschichte geziemet, die nach einem Decennium schon ganz anders den philosophischen Geist unserer Tage richten wird. Bekannt ist es ja einmal längst und unleugbar, daß, wie man auch sonst über die schellingische Lehre, zumal ihre Exposition und Beweisführung denken mag, doch von ihr ein tiefer, ernster, religiöser und wissenschaftlicher Geist ausgegangen ist, der jetzt allenthalben zu Gericht sitzt, und alle zur Verantwortung fordert, die sich noch Theologen nennen ohne ihn, und der, wie ein neuer Apostel der Deutschen, sie wieder bekehren will zum Christenthum; was nun in dieser Zeit auch nur berührt, oder ergriffen, oder auch nur angeregt und angewehet worden von diesem bessern Geiste, das muß nun auch gleich seinem Wesen und Gehalte nach aus bloßer Anhänglichkeit an Schellings Lehre erklärt und begriffen werden, gleich als sey die Religion und die religiöse Wahrheit an sich nicht hinreichend und nicht mächtig genug, um heiße Liebe zu sich in jeder freyen und vorurtheilslosen Brust zu entzünden. Und weil nun in dem tiefen Sinne einer wahrhaft göttlichen Offenbarung die Religion zu erkennen, und in diesem überirdischen Glanze das Christenthum darzustellen bemüht, so sind nun auch Daub, Schwarz, Schleiermacher und Augusti nur Anhänger Schellings, wodurch man eben sagen will, es sey doch nicht viel im Grunde an

diesen Männern, weil sie nicht einmal durch eigne Kraft und auf eignem Wege die Wahrheit zu finden, und wissenschaftlich zu gestalten im Stande wären, sondern um etwas vorzustellen, sich nur anlehnen und anhängen müßten an einen Andern. Recht aber nur verstanden ist gerade das, was Hr. Tz. diesen Theologen als Schlimmes nachsagen will, der wahre und höchste Lobspruch für sie: denn das, was sie unterscheidet von einer andern Classe, in deren Namen er schreibt und verwirft, ist gerade das, was sie suchen und treiben mit ganzer Seele, und was ihnen einen ehrenvollen Platz unter den wahrhaft christlichen Theologen aller Zeiten sichern wird. Alle einsichtsvollere Kenner der Zeit wissen es schon, was an dem so häufig vorgekommenen Lobspruch des Mysticismus ist, den auch Hr. Tz. jenen Theologen ertheilt, und womit man insbesondere die bisherige theologische Facultät zu Heidelberg so reichlich der Welt zu empfehlen suchte. Gerade das aber, was in jedem Vorwurfe solcher Art wahr, treffend und richtig gewesen ist, das war es, wodurch sie den Besseren Achtung abgewonnen, wodurch sie der Zuneigung junger Gemüther und ihrer Wirkung auf diese gewiß geworden, und der bescheidene Ruhm, womit sich begnügend sie zwar vielleicht keiner andern ungleich berühmteren in dieser Zeit, aber wenigstens jeder älteren theologischen Facultät auf einer deutschen Universität sich an die Seite zu stellen wagen dürfte. Der einmal in ihr eingewurzelte Geist der Wissenschaftlichkeit, der Ernst und die Gründlichkeit der Erkenntniß, die Klarheit und Besonnenheit der Darstellung, und vor Allem die reine Liebe zu dem Erlöser in dem göttlichen Christenthum hat es für immer unmöglich gemacht, daß jemals die gemeine Ansicht, die seichte Gründlichkeit und unfromme Vielwisserey, oder etwa frivoler Spott und leichtfertiger Kathederwitz in ihr gedeihen, oder im Kreise ihrer Jünger Beyfall finden könnten.

Diese Bemerkungen, welche Rec. ganz uneigennützig, und ohne im mindesten durch Hrn. Tz. compromittirt zu seyn (vielmehr müßte er ihm ja verbunden seyn für die unverdiente

Zusammenstellung mit sehr ausgezeichneten Gelehrten) aus reiner Liebe zur Wahrheit niedergeschrieben, stehen nur darum hier, um ihn auf das Unrecht aufmerksam zu machen, welches er einigen der geachtetsten Gelehrten angethan, und selbst diese bedürften unserer Vertheidigung nicht, wäre die Sache selbst, der sie sich gewidmet haben, nicht in ein so schiefes und nachtheiliges Licht gestellt.

Ueber Stärke der Seele, ein philosophischer Versuch von Harro Wilhelm Dircksen. Sulzbach, im Verlage der Commerzienrath Seidel'schen Kunst- und Buchhandlung. 1810. S. 244. (20 gr.)

Der Verfasser hat sich einen wichtigen und schwierigen Gegenstand zu bearbeiten vorgenommen, der besonders in ethischer Hinsicht ein allgemeines Interesse erregen muß. Diese Beziehung hat Hr. D. auch vor andern hervorgehoben, und den moralischen Standpunct für den eigentlichen seiner Arbeit festgesetzt; S. 4, „dieser soll jede Tugend so erklären und bestimmen, wie sie als Product der Freyheit erscheint, und dadurch zeigen, wie sie für alle (?) Menschen möglich und zugleich Pflicht wird.“ S. 5 „überall müssen die Beziehungen ins Auge gefaßt und hervorgehoben werden, welche die Seelenstärke als Tugend, als Werk des Vorsatzes, nicht der Natur charakterisiren.“ Zugleich ersieht man aus allem, daß der Verf. mit Liebe und großem Fleiße sein selbstgewähltes Thema bearbeitet habe, so daß nicht zu zweifeln wäre, er würde sehr viel geliefert haben, wenn ihn eine gründlichere philosophische Erkenntniß des Menschen und des Lebens dabey unterstützt hätte. Viele hier mitgetheilte Ansichten und Beobachtungen über den Menschen sind wahr, aber meistens oberflächlich; die Tiefe und die Einheit des bunten Mannigfaltigen

vermissen wir fast durchaus. Es gehen dem Verf. die theoretischen Erkenntnisse zu sehr ab, als daß er sehr fruchtbar im Practischen seyn könnte; in beyder Rücksicht hat er uns nicht befriedigt. Es wäre gut gewesen, wenn der Verf. in einer Vorrede, die hier fehlt, sich bestimmt über den besonderen Zweck erklärt hätte, den er vor Augen hatte. Denn sonst muß Rec. glauben, er habe selbst denselben nicht deutlich genug gedacht. Ein großer Theil seiner kleinen Abhandlungen sind oberflächliche, im Predigertone vorgetragene Bemerkungen, denen sowohl der Zusammenhang als die philosophische Gründlichkeit fehlt. Hätte der Verf. nur einmal gelesen in der Ethik des Spinoza die Paragraphen de affectibus, und de libertate humana, so würde er gelernt haben, was die Einheit in der Behandlung seines Gegenstandes für eine lobenswerthe Sache sey?

Um unser ausgesprochenes Urtheil zu rechtfertigen, und dem Verf. zu beweisen, daß wir seine Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen haben, wollen wir uns auf einige Particen des Inhaltes insbesondere einlassen.

Der gesammte Inhalt der Schrift bezieht sich auf die Objecte der Seelenstärke, auf ihre Würdigung und ihre Hülfs- und Bildungsmittel. Die Seelenstärke definirt er S. 17 als die Kraft, welche der Geist anwendet, um sich in den Zustand der Besonnenheit zu versetzen, oder als die Anstrengung, welche durch vernünftige Vorstellungen bewirkt wird. Damit kann nun freylich Rec. den Satz S. 90 nicht vereinigen, wo es heißt: „Wenn man von der Tugend dasjenige abzieht, was zur Moralität (!) gehört, ingleichen auch dasjenige, was im gewissen Verstande auch angeboren seyn kann, so ist der Ueberrest Seelenstärke.“ Gehört denn die Seelenstärke nicht selbst zur Tugend, ist sie nicht Etwas durch sittliche Kraft und nach sittlichen Principien Erworbenes? Kann jede andere Kraftäußerung der Seele noch Seelenstärke heißen, und liegt

nicht jeder Art von Seelenstärke zugleich etwas Angebornes zu Grunde? Wie will er nun dieses von ihr abziehen? In §. 2 unterscheidet der Verf. die Seelenkraft dadurch von der Seelenstärke, daß er jene eine bloße Naturgabe nennt, diese dagegen eine moralische Vollkommenheit, welche Pflicht ist. Rec. ist des Glaubens, daß beyde sich wie Grund und Folge zu einander verhalten; wo die erstere fehlt, kann letztere nicht seyn.

Die Objecte der Seelenstärke sind nach S. 17 die Affecten, Leidenschaften, kränkliche Gefühle, Launen, ärgerliches Wesen, Vorurtheile, Gewohnheiten, außerordentliche Glücks- und Unglücksfälle, Ungerechtigkeiten der Menschen. Diese werden nun in einzelnen Capiteln mehr, oder weniger umständlich erörtert. Jedem Leser muß hie ohne Erinnerung der Mangel an einer nach Materie und Form genügenden Eintheilung auffallen; davon aber auch abgesehen, gibt die Ausführung der einzelnen Theile viele Blößen. Z. B. S. 32 schließt der Verf. die Leidenschaften, welche zu haben Untugend ist, von denen aus, welche Objecte der Seelenstärke seyn sollen (warum?), und nimmt deswegen bloß folgende an: Ehrgeiz, Eifersucht, Gram, nnd in gewisser Rücksicht auch Neid und Rachsucht, bey denen man Seelenstärke anwenden müsse. Wie aber? ist denn der Gram eine Leidenschaft; und sind denn Neid und Rachsucht nicht Laster, welche zu haben große Untugend ist? Im neunten Capitel über Vorurtheile glaubt der Verf. die Stärke der Seele, Vorurtheile zu bekämpfen und abzulegen, lasse sich dem Menschen andemonstriren, diesem widerspricht alle Erfahrung; denn es gibt von Natur aus geistesblinde Menschen. Eben so kann Rec. gar keine Seelenstärke darin finden, daß man den Vorurtheilen des Publicums zum Trotz seine bessere Ueberzeugung überall zur Schau trage. Man muß vielmehr in gewissen Fällen Vorurtheile schonen, weil über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens der Gelehrteste oft nicht mehr weiß, als der gewöhnliche Mensch. — Zu den mißlungenen Par-

tieen der Schrift gehört auch der 18 §., welcher die Seelenstärke in Beziehung auf die Einbildungskraft betrachtet. Der Werth der Einbildungskraft und Phantasie, ohne welche doch keine andere Geistesäußerung gedeihen kann, ist durchaus nicht erkannt, sondern nur der mögliche Mißbrauch derselben ist in Erwähnung gezogen. Eben so sind in §. 12 der Digressionen zu viele; der Verf. spricht immer nur von den möglichen Ungerechtigkeiten, welche Menschen erdulden müssen, und zu wenig von der Seelenstärke, womit man sie ertragen, oder bekämpfen soll.

Als Ursachen der Seelenschwäche werden in §. 15 angegeben: Mangel an Verstand und Urtheilskraft, ein reizbares Empfindungssystem, eine schwache seltsame Organisation und Einbildungskraft und endlich die Affecten und Leidenschaften. Diese und die obenangeführte Eintheilung der Objecte der Seelenstärke beweisen zur Genüge den Mangel an philosophischer Tiefe und Uebersicht eines Ganzen. — Für die Seelenstärkung nimmt der Verf. drey Mittel an: 1) System, oder Grundsätze, 2) Erziehung und 3) Religiösität. S. 189 und 191 nimmt er zwey Klassen von Systemen an, das System der Lebensklugheit, und das der Moral (welche Eintheilung?). Dieser §. zeigt besonders viele Blößen; der Hr. Verf. sollte wissen, daß der Einfluß eines Systems auf die Lebensweise eines Menschen immer gering seyn müsse, wenn es der Mensch sich nicht selbst geschaffen hat; denn das bloße Anlernen und Annehmen eines Systems wirkt sehr wenig; nur das, was aus der eigenthümlichen Natur eines Menschen sich entwickelt, oder dieser entspricht, erzeugt Consequenz und Stärke, alle andern aber werden überwunden von der eigenthümlicheu Natur des Menschen. Aber diese Wahrheiten scheint der Verf. nicht zu kennen nach allem, was S. 188—203 über den Einfluß der Systeme auf die Seelenstärke von ihm behauptet wird. Besser ist der 22. §. über Erziehung und Nationalgeist gelungen, wo viele wahre und schöne Ansichten über die Erziehung der Jugend vorkommen; nur glaubt Rec. nicht, daß von der

Erziehung allein so gar Vieles abhänge. Der 13. §. über die Religiosität hätte eine gründlichere Behandlung verdient; es ist leicht, darüber vieles Wahre zu sagen; aber den Grund der Stärke der religiösen Ideen und ihren Einfluß auf das menschliche Gemüth deutlich und zusammenhängend, darzustellen, ist nur dem möglich, welcher das Wesen dieser Ideen und der menschlichen Natur wissenschaftlich erkannt hat. S. 231 kommt der Satz vor: „nehmet die Leidenschaften weg, so stocken die Haupttriebfedern der menschlichen Thätigkeit". Der Verf. muß einen andern Sinn damit verbinden, als den die Worte ausdrücken, sonst hätte er ihn nicht niederschreiben können. Wie er endlich die Behauptung rechtfertigen will, welche er S. 240 aufgestellt hat, kann sich Rec. nicht wohl denken; „Nirgends ist mehr Aberglauben, mehr blinde Zuversicht auf Dogmen, mehr Observanz und äußerlicher Cultus, als in katholischen Ländern, und nirgends weniger Religiosität". — Als ein Beweis von der geringen Aufmerksamkeit des Verf. auf den Stil mag folgende Stelle gelten: S. 59. „Unter Launen verstehen wir häufig, und in der Regel auch plötzlich wechselnde Gemüthsstimmungen, wo der Grund in Ursachen und in Gefühlen liegt, welche ꝛc. Zu den bessern Partieen der Schrift gehören der §. 4 über die Affecte, der §. 6 über die kränklichen Gefühle; der §. 11 über Glücks- und Unglücksfälle; der §. 14, 15 und besonders §. 17. —

Die Geschichte philosophisch dargestellt von D. Deuber, Professor an der philosophischen Section zu Bamberg. Bamberg bey Vincenz Dederich. 1809. S. 134.

Dem Titel nach sollte man glauben, der Verf. wolle eine philosophisch bearbeitete Geschichte liefern, und zwar die Geschichte im Ganzen, da sie ohne Einschränkung genennt wird. Aus dem Inhalte ergibt sich aber, daß es nur philosophische

Reflexionen über die Geschichte, die Art sie zu behandeln, und zugleich über alle Gegenstände des menschlichen Wissens sind. Man weiß nicht, wozu dieß alles dienen soll, und ungeachtet des Abganges einer Vorrede, ist doch auch nirgends in der Schrift selbst der nähere Zweck angegeben, welcher eine solche Arbeit rechtfertigen könnte; sie kann weder für das größere Publicum bestimmt seyn, dafür ist sie zu schülerhaft; noch kann der Verf. als Professor seine Schüler dabey im Auge gehabt haben, dazu fehlen ihr alle Eigenschaften eines Leitfadens für das Studium der Geschichte. Er fängt ohne Weiteres damit an, aus der Naturphilosophie, wie er sie verstanden hat, dem Geschichtforscher Vorschriften zu ertheilen, das Leben der Völker und Zeiten nach einem Maßstab a priori auszumessen, und seine Lectionen mit Beyspielen aus der Geschichte zu bestätigen, wobey man oft sich nicht denken kann, nach welchen logischen Gesetzen der Verf. dergleichen Subsumtionen rechtfertigen wolle. Ohne Gründlichkeit und innere Haltung schöpft er von der Naturphilosophie den Schaum, peitscht ihn mit geschränkten Phrasen so lange, bis er ein großes Gefäß füllt, und reicht ihm dann zum Genusse dem Leser dar, der von oben bis unten keinen durstlöschenden Tropfen erhalten kann. Philosophie, Religion, Poesie, Geschichte, alles bunt durcheinander gemengt, und durch eine aus allen poetischen und rhetorischen Phrasen zusammengelesene Sprache miteinander verflochten, machen Inhalt und Form dieser Schrift aus. Der Verf. gehört eigentlich zu denen, welche Schelling mit den Worten von sich abzuhalten sucht: „Am meisten verbitte ich rhetorische Zuthat, womit einige diese einfache Lehre zu verbessern gesucht haben. In manchen Schriften solcher Verfasser hat mir das wohlbekannte Gewächs nicht anders gemundet, denn als wie bey ihnen sauer gewordener Wein, den sie wie schlechte Wirthe durch Honig oder Zucker aufzuhelfen suchen." Eben so nehme der Verf. die Warnung zu Herzen: „Auch Poesie ist die Philosophie; aber sie sey keine vorlaute, nur aus dem Subjecte schallende, sondern eine inner-

liche, dem Gegenstande eingepflanzte, wie die Musik der Sphären. Erst sey die Sache poetisch, ehe es das Wort ist." Rec. hat damit den Geist dieser Schrift hinlänglich bezeichnet, und die Bestimmung dieser literarischen Jahrbücher erlaubt es nicht, Auszüge daraus zu machen, um die Mißgriffe einzeln, welche der Verf. in der Philosophie und Geschichte gethan hat, und von denen die ganze Schrift zeugt, nachzuweisen. Da aber seit kurzem der Schwindel immer weiter um sich greift, von der Philosophie aus die Geschichte zu construiren, und so ihren Inhalt zu schaffen, um dadurch des mühsamen geschichtlichen Studiums überhoben zu seyn, und Hr. D. den nämlichen Irrweg eingeschlagen hat, so gibt Rec. ihm den wohlmeinenden Rath, die Naturphilosophie rücksichtlich der Geschichte vor der Hand aus dem Spiele zu lassen, und anstatt die Zeit auf das Zusammenlesen poetisch-philosophischer Gedanken und Phrasen zu verwenden, vor allem die Kunst des geschichtlichen Sammlers, Forschers und Kritikers fleißig zu üben; wenn er es einmal darin bis zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht hat, und die Götter ihn zu einem philosophischen Geschichtschreiber berufen haben, so werden sich die einfachen, und dem Gegenstande angemessenen Ausdrücke von selbst einstellen, und seine philosophischen Kenntnisse werden ihn zwar auf dem Wege der fortschreitenden Darstellung unterstützen, aber nicht vorlaut sich an die Spitze der Geschichte selbst drängen.

Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen. In Briefen herausgegeben von Joh. Aug. Eberhard. Zweyte verbesserte Auflage. Erster Theil. 423. S. 1807. Zweyter Theil. 488 S. 1809. Halle bey Hemmerde und Schwetschke. 8. (2 Thlr.)

Wenn es überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe ist, eine Kunstlehre zu verfassen, welche die ewigen Gesetze des Schönen

eben so befriedigend für die Wissenschaft, als entsprechend der jedesmaligen Bildungsstufe des Zeitalters entwickelt, so muß es in unsern Zeiten und unter uns Deutschen doppelt schwer seyn. Alle andern gebildeten europäischen Nationen haben ihren Nationalgeschmack, der für sie die Gültigkeit positiver Gesetze erlangt hat, und welchen ihre Dichter und Künstler anerkennen. Nicht so ist es bey uns Deutschen, bey denen die Kunstlehren immer mit den philosophischen Wissenschaften gleiches Schicksal getheilt haben. Wie der Welt Genius bis jetzt noch immer allgemein geltende conventionelle Sitten im Leben und Theorien in den Wissenschaften von uns entfernt gehalten, dagegen aber das unaustilgbare Streben nach Universalität und Allgemeingültigkeit in allen mit der Philosophie verwandten Wissenschaften eingepflanzt hat, so konnte auch noch keine Theorie, oder eine besondere philosophische Ansicht der Aesthetik bisher die deutsche Sinn- und Denkart allgemein gewinnen, vielmehr könnte man seit vier Decennien wenigstens fünf mehr oder weniger in ihren Grundsätzen und Folgerungen verschiedene, oft ganz entgegengesetzte ästhetische Schulen in Deutschland unterscheiden, von denen eine jede noch ihre Anhänger zählt, welche sich wechselsweise befehden, und auf ausschließliche Gültigkeit Anspruch machen. Wer ein Freund von Eintheilungen und allgemeinen Uebersichten ist, könnte sie nach ihren verschiedenen Principien classificiren und benennen, wo dann das Princip der Nachahmung der Natur, der sinnlichen Vollkommenheit, der Humanität, der formalidealen und der realidealen Schönheit die specifisch differenten Merkmale unter denselben ausmachen würden. Wer aber bedenklich seyn möchte, einen Schriftsteller zu einer oder der anderen Schule bestimmt zu zählen, weil es oft nicht leicht, ohne eine Einseitigkeit zu begehen, geschehen würde, der kann sich wählen die allgemeinere der Zeit entsprechende Eintheilung, nämlich die in die ältere und neuere Schule der Aesthetik, welche Unbestimmtheit großen Spielraum gewährt, und doch bezeichnend genug ist, um die Tendenz einer Kunstlehre daraus zu erkennen.

Doch mit dem vorliegenden Werke kann es nicht einmal die angeführten Schwierigkeiten haben, da die Namen eines **Eberhard, Mendelsohn, Sulzer und Eschenburg** so bekannt und geehrt sind, daß es genug ist, sie zu nennen, um auch zu wissen, was man von ihnen besonders in ästhetischer Hinsicht zu erwarten habe. Mit ihnen begann erst das muthige Streben in Deutschland, die Formen des Schönen in allen Theilen der Poesie und Kunst wissenschaftlich aufzufassen, und die schwerfälligen Fesseln der Scholastik abzustreifen. Wer wird leugnen wollen, daß wir ihnen nicht vieles zu verdanken haben, sowohl in positiver, als negativer Hinsicht, indem sie die Bahn brachen, und selbst durch ihre Verirrungen uns in den Stand setzten, diese zu vermeiden, und die längst verschwundene wahre Einsicht in die Natur der Kunst wieder zu gewinnen.

Wenn wir aber einerseits dieses dankbar anerkennen, so darf es uns doch nicht abhalten, dem zwar lobenswerthen, aber mit großer Einseitigkeit verbundenen Streben im Anfange das glücklichere Fortschreiten der Nachfolger aufzuopfern; vielmehr müssen wir, die Sache allein berücksichtigend, sowohl den Dünkel mit Ernst zurechtweisen, welcher geblendet von seinen vermeintlichen Vorzügen mit stolzer Gleichgültigkeit auf alles fremde Verdienst herabsieht, als auch auf die Beschränktheit aufmerksam machen, welche, obgleich weit hinter den Fortschritten der Wissenschaft zurückstehend, von ihrer lange behaupteten Einseitigkeit so eingenommen ist, daß sie noch immer auf das Zeitalter damit zu wirken sich Hoffnung macht. In dem letzteren Falle befinden wir uns mit Hrn. E., der schon 1803 und 1804 dieses Handbuch in drey Bänden zum erstenmale herausgab, und es jetzt in einer vermehrten Auflage dem Publicum übergibt, wovon der erste 1807, der zweyte 1809 erschienen sind, und der dritte noch zu erwarten ist. Wenn gleich Andere den Verf. nicht ganz von dem Vorwurfe freysprechen wollen, daß er mit einer gewissen verachtenden Gleichgültigkeit auf alles herabsehe, was seit dem in Deutsch-

land ehemals herrschenden Electicismus im Felde der Wissenschaften verändert wurde, so gibt uns doch gegenwärtiges Handbuch kein Recht, ihn dessen gerade zu beschuldigen; denn er hat in demselben fast alles mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, was von Herder, Kant, den Brüdern Schlegel und Schelling zeither in dem Gebiete der schönen Wissenschaften geleistet ward, so daß der Leser sich dreyßig Jahre rückwärts versetzt sieht, und nicht wissen kann, ob der Verf. die Verdienste der oben genannten Männer um Kunst und Poesie absichtlich, oder wegen Unbekanntschaft mit denselben übergangen habe. Rec. möchte fast den letzteren Grund als den wahren annehmen, da man weiß, daß die, seit beynahe dreyßig Jahren in Deutschland begonnene Reform in den philosophischen Wissenschaften auf die Aenderung seiner philosophischen Denkweise gar keinen sichtbaren Einfluß gehabt habe. Wolf, Baumgarten, Mendelsohn, dieser Männer Denkweise hat er bis auf unsere Zeit gehuldigt; wie kann man nun von ihm erwarten, daß er etwas anderes geben solle, als er wirklich gegeben hat? Er hat sich mit mehreren Gleichgesinnten ein großes Publicum geschaffen, welches noch gegenwärtig zahlreich seyn muß, wie das Bedürfniß einer neuen Auflage dieses Handbuchs beweißt, und es würde unfreundlich gedacht seyn, es übel aufzunehmen, daß er demselben seine ästhetischen Ansichten im Zusammenhange mitgetheilt habe. Ein historisches Interesse können sie auch für die haben, welche, obgleich in ihrer Ansicht von der des Verf. ganz abweichen, doch wissen möchten, wie man vor der Epoche der kritischen Philosophie über diese Gegenstände gedacht habe, oder wie das, von Baumgarten nach dem Princip der wolfischen Philosophie in die Aesthetik eingeführte Princip der Vollkommenheit von den Hrn. Eberhard, Sulzer und Eschenburg noch tiefer aufgefaßt ward, um eine Theorie der Aesthetik darnach zu schaffen. Denn wenn Baumgarten die Vollkommenheit überhaupt zum Princip der ästhetischen Schönheit machte, so bestimmten letztere dieses dahin, daß nur das

schön zu nennen sey, was den deutlichern Sinnen gefalle, also sinnlich vollkommen sey, und fiengen ihre ästhetischen Untersuchungen damit an, den Unterschied der Sinne rücksichtlich der, durch sie möglichen deutlichen, oder dunkeln Anschauungen festzusetzen. Sinnliche Vollkommenheit und sinnliches Wohlgefallen sind nun auch in diesem Handbuch das Princip und Kriterium aller Schönheit; man sehe den neunten Brief S. 54, 59 und 60. „Schönheit, S. 59 heißt es, ist die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu Einem in der Erscheinung." S. 60, „Mannigfaltigkeit und Einheit ist in dem Schönen wie in dem Erhabenen; aber bey dem Schönen siegt die Mannigfaltigkeit, bey dem Erhabenen die Einheit." S. 61, „Die Einheit besteht darin, daß die Dinge zusammen gehören." Wie Lessing im Laokoon, so bestimmt Hr. Eberhard die Grazie als die Schönheit in den Bewegungen; S. 65, doch so, daß immer die äußeren Formen, also das den deutlicheren Sinnen Gefallende (S. 54) für das Wirkende dieser bezaubernden Schönheit angesehen wird. Diesen allgemeinen Ansichten gemäß werden nun in bunter Ordnung über viele ästhetisch beurtheilbare Gegenstände Betrachtungen angestellt, und mitunter sehr lehrreiche Erörterungen gegeben. Rec. hält sich aber nach dem zeither Angeführten für frey gesprochen, eine besondere Kritik über die einzelnen Theile zu liefern; bey Werken dieser Art ist es genug, den Standpunct in der wissenschaftlichen Entwicklung nachzuweisen, auf welchen sich ihre Verfasser befinden; und das Gegenwärtige hat, abgesehen von der historischen Beziehung, fast gar keinen Werth für den, welcher das Wesen der Poesie nicht nach seinen oberflächlichen Erscheinungen, sondern nach seinem ewigen Seyn, wissenschaftlich ergründen will. Denjenigen aber, welche mit Hrn. E. gleichdenkend, die besonderen Vorzüge dieser zweyten Ausgabe vor der ersten kennen zu lernen wünschen, muß Rec. vor allem sagen, daß die auf dem Titel angekündigte „Vermehrung" nicht als eine Verbesserung könne angesehen werden, das Hinzugekommene

besteht theils in näheren Erörterungen, theils in unwesentlichen Zugaben an Beyspielen, welche letztere aber im ganzen Werke sehr sparsam angebracht sind.

Im ersten Theile S. 43 wird eine Stelle aus Arrians Reden angeführt, was Epiktet über die wahre Freyheit des Menschen gesagt habe; ein schönes Wort, das zugleich mit einer Stelle aus Arist. Metaph. bestätigt wird. S. 59 wird zu genauerer Bestimmung die Schönheit als die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu Einem in der Erscheinung definirt, und diese Definition durch die Autorität des Plutarch und h. Augustin bestätigt. S. 119 ist ein Beyspiel aus Homer, Hektors Abschied von der Andromache hinzugekommen, um zu beweisen, das Schönste finde sich dann ein, wenn neben der größten Mannigfaltigkeit die größte und vielseitigste Einheit herrscht. S. 161 wird Aristoteles, welcher die Nachahmung der Natur in der Kunst vertheidigte, in Schutz genommen gegen seinen Lehrer Plato, der alle Nachahmung verdammte; zugleich soll Plato nach seinen eigenen Grundsätzen zurecht gewiesen werden. S. 300 wird in einem Zusatze das Erhabene angeführt, welches in der Natur mißfällt, in der Kunst aber gefallen könne; z. B. das unermeßliche Dunkel, das Oede, die Todesstille u. s. w. S. 364 wird behauptet, daß die Griechen von der Darstellung des Ideals zur Nachahmung der Natur, nicht umgekehrt von der Natur zum Ideal, fortgeschritten seyen. Im zweyten Theil ist S. 64 ein kleiner Zusatz, in dem angeführt wird, Friedrich der zweyte hätte am liebsten Gemälde von Dieterichs heiterem Pinsel in seinem Wohnzimmer gehabt, um seinen Frohsinn zu erhalten. S. 119 wird gelehrt, ein Hauptgesetz der Anspielung sey, daß sie, um allgemein verständlich zu seyn, an einen sehr bekannten Gegenstand erinnern müsse. S. 133 ist eine Definition der allegorischen Erzählung hinzugekommen, und ein Grund angegeben, warum der Mensch die Personificationen so sehr liebe. S. 143, 145 u. 149 sind Stellen aus dem Archives literaires ausgezogen, um das Lächerliche zu bezeich-

nen. S. 266 wird die gleichgültige Schönheit umständlicher beschrieben; S. 452 werden die Elemente angegeben, aus denen sich der romantische Geist des Mittelalters gebildet hat. — Dieses sind die vorzüglichsten Zusätze zu der neuen Ausgabe der zwey ersten Bände. Wir können zur Empfehlung des Ganzen nichts sagen, als daß die 121 dem Inhalte nach sehr langweiligen Briefe in einem sehr flüssigen Stile geschrieben sind.

Exegetisches Handbuch des Neuen Testamentes. Funfzehntes Stück. Zweite verbesserte Ausgabe. Leipzig bey Siegfrid Lebrecht Crusius 1807. 78 S. (8 gr.) Sechzehntes Stück. Zweyte verbesserte Ausgabe. Ebend. 1807. 178 S. gr. 8. (14 gr)

So wenig wiederholte Auflagen von Büchern im Allgemeinen immer ein Beweis von dem innern Werthe und einer vorzüglichen Güte und Brauchbarkeit derselben sind, da der Geschmack des lesenden Publicums häufig gerade auf das Schlechtere fällt, und über diesem das Bessere verschmäht, so wenig ist dieß doch in der Regel der Fall bey derjenigen Gattung von Schriften, zu welcher das exegetische Handbuch des N. T. gehört. Es erweckt vielmehr allezeit für solche Schriften wenigstens ein gutes Vorurtheil, wenn neue Ausgaben von ihnen nothwendig werden, und zeugt von ihrer Brauchbarkeit. Das exegetische Handbuch wurde gleich bey seiner ersten Erscheinung mit Beyfall aufgenommen, und in den neuen Auflagen, welche bald davon gemacht werden mußten, strebte es mit sichtbarer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach einer immer größern Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit. Dadurch erhob es sich, neben den rosenmüllerischen Scholien, zu dem Range eines der vorzüglichsten neueren Hülfsmittel, das Studium des N. T. zu befördern und zu erleichtern. Zwischen

unbefriedigender Kürze und ermüdender Weitläuftigkeit, die in einem Handbuche am wenigsten am rechten Orte gewesen wäre, die Mitte haltend, und auf alles Unnöthige und Ueberflüssige, wie auf tiefer gehende gelehrte Untersuchungen, welche eben so wenig in seinem Plane lagen, verzichtend, vertritt es die Stelle eines freundlichen willkommenen Führers, und leistet, was sich seiner Bestimmung nach von ihm erwarten läßt, anspruchslos und ohne Anmaßung. In einer fortlaufenden, nichts übergehenden Erklärung erläutert es den neutestamentlichen Text aus dem Zusammenhange, aus dem neutestamentlichen Sprachgebrauche, durch Anführung von Parallelstellen, oder durch Hinweisung auf dieselben, durch Vergleichung des Hebräischen und des Hellenisch-Griechischen in der Alexandrinischen Uebersetzung des A. T. und in den andern alten griechischen Uebersetzern desselben, so viel noch davon vorhanden ist, wie in den Apokryphen, aus Hesychius und andern Glossatoren, aus den Commentaren der Kirchenväter über das N. T., vorzüglich des Chrysostomus und Theodoretus, und aus griechischen Profanschriftstellern; ferner aus den jüdischen, griechischen und römischen Alterthümern und der Geschichte der früheren und damaligen Zeit, wobey auch in Beziehung auf die Juden häufig Josephus benutzt ist, aus den Sitten und Gebräuchen der Morgenländer überhaupt, aus der alten Geographie, besonders der Geographie von Palästina, und was es sonst noch für Erklärungsmittel des N. T. gibt. Wo Stellen verschiedene Erklärungen zulassen, sind diese angegeben, um zwischen ihnen dem Leser diejenige Wahl zu lassen, welche seinem individuellen Gefühle, seiner besondern Einsicht am meisten entspricht. Endlich ist auch auf die Kritik des neutestamentlichen Textes nöthige Rücksicht genommen, und wo an die Stelle der gewöhnlichen Leseart eine bessere treten solle, ist dieß jedesmal angemerkt. Neuere Interpreten des N. T. sind nirgends genannt, ihre Nennung lag nicht in dem Plane des Buches; aber daß sie überall mit Verstand und Urtheil benutzt sind, ist unverkennbar.

So viel von der Einrichtung des Ganzen für diejenigen unter unsern Lesern, welche das Werk noch nicht kennen sollten, deren Zahl jedoch vielleicht nicht sehr groß seyn möchte; wenigstens ist sehr zu wünschen, daß ein so brauchbares und gemeinnütziges Buch, als das exegetische Handbuch ist, von allen gekannt und fleißig benutzt werden möchte, deren Pflicht es ist, sich mit dem gelehrten Studium des N. T. zu beschäftigen. Rec., der es gleich von seiner ersten Erscheinung an bey jenem Studium gebrauchte, gesteht mit Dankbarkeit, daß es ihm dabey immer treffliche Dienste leistete, und kennt mehrere ältere und jüngere Theologen, bey welchen es mit gutem Erfolge den Mangel an Gelegenheit ersetzte, auf der Universität zweckmäßige exegetische Vorlesungen über das N. T. zu hören.

Das Urtheil, welches wir über das Ganze in dem Vorhergehenden gefällt haben, gilt auch von den zwey vor uns liegenden einzelnen Stücken desselben, wovon das funfzehnte den Brief Jacobi, und das sechszehnte die beyden Briefe Petri enthält. Ihre Einrichtung ist die nämliche, wie die Einrichtung der übrigen Stücke, und dieser Stücke selbst in der ersten Ausgabe, nur daß das funfzehnte Stück in der zweyten Ausgabe um 11, und das sechszehnte um 18 Seiten stärker geworden ist. Der Erklärung eines jeden Briefes ist eine kurze Einleitung vorangeschickt über den Verf. und den Zweck des Briefes, wie über die Personen, an die er gerichtet, oder für die er bestimmt war, und über die Echtheit und Canonicität desselben. Gewissen Abschnitten derselben ist jedesmal, wie sich erwarten ließ, die Angabe ihres Inhaltes zur Erleichterung der Uebersicht des Ideenganges in den Briefen, und des Zusammenhanges des Ganzen vorangesetzt, worauf die Erklärung selbst folgt.

Daß auch die beyden vor uns liegenden Stücke nicht bloß an Seitenzahl, sondern an wirklichen Zusätzen, Verbesserungen und nähern Bestimmungen in der zweyten Ausgabe gewonnen haben, zeigt sich sogleich bey einer genaueren Vergleichung der

zweyten Ausgabe mit der ersten. In dieser hielt der Verfasser des Handbuches (die öffentlichen Blätter nennen Hrn. Röper als solchen) St. 15, S. 1 es für schlechterdings unmöglich, zu bestimmen, welcher von den drey Männern, die unter dem Namen Jacobus in dem N. T. vorkommen, der Verf. des sogenannten Briefs Jacobi sey, ob ihn Jacobus, der Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes, oder der jüngere Jacobus, des Alphäus und der Maria Sohn, oder endlich derjenige Jacobus, welcher Matth. 13, 55 ὁ ἀδελφὸς τοῦ Ιησοῦ genannt wird, geschrieben habe; in der zweyten Ausgabe bemerkt er: der Inhalt des Briefes führe auf die Vermuthung, daß er von dem letztern herrühre, welcher den Beynamen des Gerechten führte; für keinen Jacobus passe er besser und eigentlicher, als für diesen. Nach dem Eusebius (I. 12) gehöre er zu den Schülern Jesu außer den Zwölfen; ihm hätten die Apostel die Aufsicht über die Christen zu Jerusalem anvertrauet (2, 23); und bey allen habe er für den Gerechtesten, Heiligsten, Religiösesten gegolten. Ob er gleich keiner von den Zwölfen gewesen sey, so habe er doch den Namen eines Apostels führen können, wie ihn denn einige wirklich so genannt hätten, und wie ihn auch die Aufschrift des Briefes Ehren halber nenne. Er selbst nenne sich im Anfange des Briefes einen Diener Gottes und Jesu. So möchte sich (glaubt Hr. Röper) wohl schwerlich ein eigentlicher Apostel aus bloßer Bescheidenheit genannt haben; denn durch diese Verminderung seines persönlichen Ansehens würde er zugleich das Ansehen seines Briefes vermindert haben; Paulus, das Muster der Bescheidenheit, nenne sich selbst allemal einen Apostel, nur Phil. 1, 1., wo er die Gemeine von sich, und zugleich von Timotheus, der kein Apostel war, grüßt, gebe er sich und diesem den Namen Diener des Messias Jesus. Auch der übrige Theil der Einleitung in den Brief des Jacobus hat in der zweyten Ausgabe, sowohl in Rücksicht auf Form, als auch in Rücksicht auf Inhalt, eine ganz veränderte Gestalt erhalten. Auf gleiche

Weise hat auch die Erklärung des Briefes selbst an mehrern Orten durch zweckmäßige Zusätze und Berichtigungen gewonnen. Kap. I, 1 versteht nun Hr. Röper unter den ταῖς δώδεκα φυλαῖς ταῖς ἐν τῇ διασπορᾷ nicht mehr zugleich Judenchristen und Heidenchristen, sondern er nimmt mit Recht den Ausdruck αἱ δώδεκα φυλαι in seinem gewöhnlichen Sinn für Judenchristen; für diese passe auch der Inhalt des Briefes vollkommen. V. 2 ist zu der Erklärung, wonach die πειρασμοὶ ποικίλοι Leiden seyn sollen, welche aus der Armuth entstanden, die gewiß richtigere hinzugefügt, wornach darunter die Bedrückungen, Cabalen und Verfolgungen, welchen die Judenchristen von Seiten ihrer vormaligen Glaubensgenossen ausgesetzt waren, zu verstehen sind. V. 5 ist daher auch noch zu den beyden Erklärungen, wonach σοφία entweder Kenntniß und Einsicht in das Christenthum, oder Weisheit, Urtheilskraft, die Leiden und ihre Folgen gehörig zu würdigen, ist, die dritte hinzugesetzt, nach welcher σοφία sich auf die nöthige Klugheit bezieht, sich bey Bedrückungen, Cabalen und Verfolgungen so zu benehmen, daß man nicht in Verlegenheiten verwickelt werde, und, wenn man den letzten nicht entgehen kann, so zu handeln, daß man seinen Pflichten treu bleibe. Dagegen würden wir V. 8 unter ἀνὴρ δίψυχος τ. λ. weder einen Menschen verstehen, der bald als ein freyer Heidenchrist, bald als ein bedenklicher Judenchrist handelt, noch einen solchen, der bald seine Leiden gelassen erträgt, bald den Muth sinken läßt, noch endlich einen solchen, der sich bald muthig und entschlossen, bald furchtsam und verlegen zeigt, sondern bestimmt einen Menschen, welcher bald auf Gottes Hülfe, Unterstützung und Beystand im Leiden vertraut, bald wieder daran verzweifelt. Ein solcher Mensch hat gleichsam zwey Seelen, wovon bald die eine, bald die andere in ihm das leitende Princip seiner Handlungen ist, und wer in diesem Stücke sich so schwankend und wankelmüthig beweist, von dem kann man mit Sicherheit annehmen, daß er auch in seinem ganzen

übrigen Verhalten sich als einen inconsequenten, charakterlosen Menschen zeigen werde, der nie recht weiß, was er will, und sich von wechselnden Launen, oder von augenblicklichen äußern Eindrücken zu den entgegengesetztesten und widersprechendsten Handlungen werde verleiten lassen. So gefällt uns auch V. 9 die Erklärung, welche Schleusner in seinem Wörterbuche des N. T. gibt, und wonach καυχᾶσθαι in unserer Stelle so viel heißt als etwas oft bedenken, besser als die drey andern Erklärungen, welche in dem exegetischen Handbuche von unserer Stelle gegeben sind. Das Wort καυχᾶσθαι kommt zwar in dieser Bedeutung sonst nirgens in dem N. T. vor, aber der allgemeine Begriff von etwas oft und sorgfältig bedenken liegt doch unstreitig in καυχᾶσθαι, der Gegensatz fordert die Bedeutung, und die Grammatik kennt mehrere dergleichen Arten von Zeugma. Der Sinn des 9. und 10. Verses ist dann: Der arme Christ freue sich, um nicht durch seine Lage den Muth zu verlieren, der Würde, die ihm als Christen eigen ist, der Reiche hingegen erinnere sich beständig, um sich seines Reichthums nicht zu überheben, an den geringen Werth irdischer Güter, die so vergänglich und hinfällig sind. — Jede andere Erklärung deucht uns gezwungener, als diese. V. 12 möchte wohl die Erklärung στέφανος τῆς ζωῆς für Vorzug des geistigen Lebens, welche nebst andern angeführt ist, eine für den Verfasser unseres Briefes zu philosophische und abstracte, und daher demselben fremde Idee seyn. Aus dem nämlichen Grunde kann auch V. 15 das Wort θάνατος nicht gut auf geistigen Tod, auf Versinken in moralisches Verderben gehen. Warum sollen Leben und Tod nicht auch hier, wie so häufig im N. T., für Glückseligkeit und Unglückseligkeit stehen? Uebrigens hat auch die Erklärung dieses Verses, so wie aller übrigen dieses ersten und der folgenden Capitel des Briefes Jacobi durch die bessernde Hand des Verfassers des Handbuches theils Zusätze, theils nähere Bestimmungen erhalten, welche der zweyten

Ausgabe dieses 15. Stückes des Handbuches bedeutende Vorzüge vor der ersten Ausgabe geben.

Das Nämliche gilt von der zweyten Ausgabe des sechszehnten, der Erklärung der beyden Briefe Petri gewidmeten Stückes. Was hier in der Einleitung zum ersten Briefe von der Person Petri, von der Echtheit des Briefes, über die Personen, für welche der Brief bestimmt war u. s. w. gesagt wird, ist theils ausführlicher, theils bestimmter, als in der ersten Ausgabe. Eben so ist auch die Einleitung in den zweyten Brief Petri ganz umgearbeitet. Besonders sind die Gründe für die Echtheit des Briefes gut auseinander gesetzt, und die Einwendungen, die man dagegen macht, mit vieler Wahrscheinlichkeit widerlegt. Dagegen scheint es, als habe Herr Röper in der Erklärung der beyden Briefe Petri selbst weniger, als in der Erklärung des Briefes Jacobi, bey der zweyten Ausgabe derselben, sich zu Verbesserungen und Aenderungen veranlaßt gefunden. Daher sich auch das sechszehnte Stück in der neuen Ausgabe nicht so sehr von der ersten unterscheidet, als das funfzehnte, ob man gleich auch in jenem Spuren von einer Revision desselben bemerkt.

Da die gesammten Hefte des Handbuches nach der ersten Ausgabe schon in andern kritischen Blättern, namentlich in der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1803, N. 88, 89 und 90, ausführlich beurtheilt worden sind, so halten wir es für überflüssig, bey unserer Anzeige desselben uns abermals in eine ausführlichere Beurtheilung der vor uns liegenden Stücke einzulassen. Was uns hauptsächlich oblag, war anzugeben, was diese durch die zweyte Ausgabe gewonnen haben, und hiemit glauben wir unsere Leser hinlänglich bekannt gemacht zu haben.

Blätter der Erziehung und dem Unterricht gewidmet für Eltern und Lehrer. Von Joh. Frid. Wilberg, Lehrer in Elberfeld. Erstes Heft. Elberfeld 1810, gedruckt bey J. C.

Eyrich, priv. Buchdrucker, auf Kosten des Verfassers. S. 124. 8.

Lehrern in Elementarschulen und Eltern sind diese Blätter gewidmet, und sollen, nach der Vorrede, hauptsächlich zeigen, wie der Elementarunterricht, indem er die innern Kräfte des Kindes weckt und übt, und nicht zunächst ihr Wissen vermehrt, erziehend werde, und dadurch Lehrer und Eltern in ein eigentlich wohlthätiges Verhältniß zu einander gebracht werden können. In einem zweyten Hefte soll, wenn das erste Beyfall gefunden, der Plan dieser Zeitschrift erscheinen. (Warum nicht schon in diesem ersten Hefte?) Inhalt. 1) Gedanken über die Antwort auf die Frage: Was soll in Elementarschulen gelehrt werden? S. 1 — 32. Elementarschulen sollen keine Lehranstalten für gewisse Stände seyn, sie sollen keine andere Absicht haben, als in der Seele des Kindes den Grund zur Bildung des Menschen anzubauen, in sofern dieses durch den Unterricht in den Elementen der menschlichen Erkenntniß geschehen kann. In denselben und für Kinder bis zum zwölften und dreyzehnten Jahre gehören also keine andern Lehrgegenstände, als solche, die für einen jeden Menschen zu allen Zeiten gleich wichtig, als Bildungsmittel und zur Erhöhung der Bildungsfähigkeit immer tauglich, des ernsten Durchforschens und richtigern Erkennens eigends werth sind, und solche Kenntnisse, deren Erwerb für einen jeden Menschen als Pflicht gefordert werden kann. Weil nun verständiges Sprechen, Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Fertigkeiten sind, die ein Weiterbilden, ein Fortschreiten in der Bildung möglich machen, so sind sie nothwendige Gegenstände für alle Elementarschulen. Es fragt sich: an welchem Stoffe, an welchen Gegenständen sollen diese genannten Fähigkeiten erworben werden? Der Verf. antwortet richtig zwar, aber zu allgemein, um für diejenigen Leser, denen er seinen Aufsatz zunächst gewidmet hat, belehrend und anleitend zu seyn: aus dem Ge-

biete derjenigen Wissenschaften, die sich selbst zur Grundlage dienen, sich nicht auf etwas Fremdartiges stützen, und deren Wahrheiten dem Menschen, so lange er seine ihm eigenthümlichen Kräfte behält, erkennbar sind. Ueber dasjenige, was nicht Gegenstand des Elementarunterrichts seyn soll, hat der Verfasser eindringend und einleuchtend gesprochen; scheint aber zu gestehen, daß die specielle Lösung obiger Frage noch nicht gegeben worden sey. Denn er sagt S. 31: „Viele glaubten und glauben noch Rath und Hülfe in der Methode des kräftigen Schweizers zu finden, der so, wie sie, den Mangel des festen und sichern Ganges zur Bildung des großen Haufens entdeckte. Eine Methode aber ist und bleibt ein todtes Werk ohne den Geist des Urhebers derselben; und dieser Geist ist, wie alle Geister es sind, nur den Auserlesensten erkennbar. Wie aber Pestalozzi mit der Allgewalt seines tiefen und reichen Gemüthes wahrhaft erziehend auf die ihn Umgebenden wirkt, so kann es nur der, welcher ein ähnliches Gemüth in sich trägt und bewahrt. Ohne dieses können vielleicht nach den Worten, mit welchen seine Methode beschrieben ist, Menschen mit nützlichen, mit sehr brauchbaren Fertigkeiten ausgerüstet, gebildet werden; aber das Höchste im Menschen möchte dabey doch wohl gefährdet seyn." 2) Einige Gedanken über Erziehung und Unterricht. Ein Auszug aus Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. S. 33 bis 32. Die auserlesenen Stellen sind lehrreich, erwecklich, interessant. 3) Einige Ursachen, aus welchen die Täuschung der Erwartung bey der Erziehung erfolgt. Eine Rede, gehalten bey der Einweihung des neuen Gebäudes des Instituts in Elberfeld, am 8. April 1807. S. 53 — 68. An Bekanntes wird mit Klarheit und Nachdruck, und bey einem solchen Anlaß, sehr zweckmäßig erinnert. 4) Ueber die Denkübungen in Elementarschulen. S. 69 — 96. Der Aufsatz zeigt von einem denkenden, aus eigner Beobachtung und Erfahrung redenden Schulmanne. Der Verf. meint, es sey am zweckmäßigsten, mit den Kindern die Merkmale eines einzelnen

Dinges aufzusuchen, und ihnen Anleitung zu geben, zu bemerken, welchen Dingen die gefundenen und bekannten Merkmale sonst noch zukommen? Ueberhaupt aber werde ein denkender Lehrer ohne besondere Anleitung seinem Schüler das Denken zum Bedürfniß machen, und ihm zur Fertigkeit darin verhelfen können. 5) Ein Versuch einer katechetischen Unterredung über die Wahrheit: durch Beobachtung der Natur kann Kopf und Herz der Menschen gebessert werden, S. 97 — 112, hat uns weniger befriedigt, als wir erwartet hatten, und nicht erwartet hätten, wenn der Verf. sogleich, wie er selbst angemessener erachtet, Examination statt Katechisation gesetzt hätte. 6) Einige Worte zu Anfange einer Schulprüfung S. 112 — 124 enthält manche treffende Bemerkung.

Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. Ein Buch für Eltern und Erzieher, Von Betty Gleim. (Mit einer schönen Titelvignette nach Caracci) Leipzig bey Göschen. 1810. 154 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Eine sehr merkwürdige Schrift, ungeachtet ihres kleinen Umfanges! Selten ist so ernst und allumfassend, so lichtvoll und so warmreligiös, so einfach und so energisch über weibliche Bildung geschrieben worden, als in dieser Schrift, — von einem Mädchen, das selbst auszuüben sucht, was sie schreibt, und mit Erfolg. Heiliger kann niemanden die Bildung des Weibes erscheinen, als der Verfasserin, die darin nicht mit Unrecht die Möglichkeit einer besseren Generation, die Erhaltung unserer, von so manchen Seiten bedrängten Nationalität, also das Heil der Welt findet. Und daß man nicht eine hoch auffliegende Schwärmerey erwarte, die weibliche Ideale, einseitig gebildete Savanten, weiche Romanheldinnen, oder gefühllose, gefühlhöhnende Aftermänninnen bilden wollte, nach dem Sinn des militärischen Zeitgeists. Nach ihr soll das Weib

Weib bleiben, nicht als Mann, sondern als Weib gebildet werden, — aber zuerst als Mensch, nach allen ihren Kräften, in richtigem Verhältniß; alles geweiht durch echte Religion durch Bibelchristenthum; dann aber für ihren künftigen Beruf. Haushaltungskunst ist so wenig vergessen wie Grammatik; Kochkunst so wenig, wie Mythologie. Wohl thut es, in unserm, für das, was allein den Namen Religion verdient, für Christenthum so gleichgültigen Zeitalter von einer vielseitig gebildeten, helldenkenden Erzieherin so bestimmt sich für positives Christenthum erklären zu hören, wie man es bey der Verfasserin findet, z. B. S. 130. „Aus uns selbst wüßten wir von diesem Allen (von unserer durch Religiösität zureichenden Bestimmung) nichts; wir wissen es allein durch die christliche Religion, durch den erhabenen Stifter derselben, der, ein Himmlischer, zu uns herab gekommen ist, Mittler zu seyn, und ein neues Verhältniß zu gründen zwischen der Menschheit und Gott; durch ihn, der gekommen ist, die Sünde und den Tod aufzuheben, ewiges Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht zu bringen; der uns in seiner Person das hohe Ideal einer heiligen Gesinnung und eines göttlichen Wandels dargestellt, und uns ein Vorbild gelassen hat, nachzufolgen seinen Fußstapfen." Mit Recht setzt aber die Verf. hinzu: „Und ein religiöser Mensch, ein wahrhaft Frommer, ein Bekenner und inniger Verehrer Christus sollte diesen Unterricht ertheilen. Ein ungläubiger Sinn, ein profanes Gemüth, kann nicht den Ernst, nicht die Würde, nicht die warme Liebe und herzliche Werthschätzung bezeugen, die der Religion angemessen ist; ein unüberzeugter Geist kann unmöglich Andere überzeugen. Wer von von einer Sache spricht, als hätte sie Realität, und doch im Stillen eine andere Meinung hegt, kann wohl Mißtrauen dagegen erregen, auf keinen Fall aber dadurch gewinnen. W e r n i c h t i n s i c h w a h r i s t, k a n n n i e H e r o l d d e r W a h r h e i t s e y n." Auch die Verf., wie jeder echte Pädagog, findet, daß „der religiöse Sinn, der Glaube an das Unsichtbare, am besten in dem Kinde geweckt

werde durch Mittheilung des Historischen in der Religion; durch Bibelgeschichte.“ „In der Geschichte“, sagt sie, „ist Alles in Leben und Bewegung, und dieses kann wahrgenommen werden ohne Reflexion; es wird im Gegentheil von der bloßen Intuition aufgefaßt, und ist daher geeignet, unmittelbar das Gemüth zu ergreifen.“ — „Wie natürlich, daß die Bibelgeschichte ihnen ganz besonders wohl thun, sie ganz vorzüglich fesseln müßte, da sie in derselben das frohe, harmloser Vertrauen, die innige Anhänglichkeit des Herzens wieder finden, deren gerade die Kindheit so fähig ist, und da die Gottheit ihnen hier so menschlich schön, so liebevoll, so treu, aber auch so gerecht, so gewaltig erscheint. Das lebendige, unerschütterliche Vertrauen auf Gott, die felsenfeste Hoffnung auf ihn, die gänzliche Unterwerfung des eigenen Willens unter den seinigen, die Erhebung des Herzens über das Endliche weg zu dem Unendlichen; überhaupt die ganze religiöse Verfassung des Gemüths jener frommen Menschen der Bibel, mit der sie fühlten und dachten, lebten und handelten, wird sich der Kinder bemächtigen, und ihren Sinn weihen für das Höhere und Höchste.“ Sie schlägt als Lehrbuch dazu vor die, von der ascetischen Gesellschaft in Zürich herausgegebenen „biblischen Erzählungen für die Jugend,“ untern andern auch deswegen, weil darin „die Darstellung von jener unerlaubten, profanen und unnatürlichen Aufklärerey rein sey, welche an jeder Thatsache, die als solche gegeben wird, und darum schon jedem wahrheitsliebenden, rechtschaffenen Gemüth unantastbar seyn sollte, so lange dreht und zerrt, bis das heraus kommt, was heraus kommen soll, eine Carrikatur, die dem Urbilde nicht mehr ähnlich sieht.“ Aus diesen Stellen werden Mütter und Erzieherinnen schon sehen, weß Geistes Kind die Verfasserin in Hinsicht auf das Wichtigste, auf Religion ist. Mythologie soll auch den Mädchen werth gemacht werden „als die lebendige Sprache einer kühnen Phantasie, als eine bedeutungsreiche Symbolik, als sinnvolle Personification einzelner Naturkräfte, die wir aber freylich nicht als Religion ansehen dürfen.“

„Der echt poetische Sinn der Alten," sagt sie davon, „der auch die kahle und kalte Wirklichkeit mannigfaltig zu schmücken, zu veredlen wußte, und wunderbar ihr einzuhauchen verstand des Ideals göttlichen Zauber; der leichte und hohe Schwung ihrer Phantasie, ihr inniges und warmes Gemüth, das in Alles Leben, Freude und Liebe hinein trug, das selbst die leblose Schöpfung zu beseelen und zu vergeistigen strebte; wo offenbart es sich anmuthiger und schöner, als in ihren mythologischen Dichtungen?" Doch will sie, daß man Alles, was sich um Erzeugung und Fortpflanzung drehe, nur verschleiert und mit großer Delicatesse berühre, da ihr von einer „voreiligen und unberufenen Aufklärerey darüber äußerst traurige Folgen bekannt seyen, und sie (so wie der Rec.) Thatsachen anführen könnte, die Entsetzen erregen würden."

So viel, um den Geist und die Tendenz der Schrift überhaupt beurtheilen zu können. Jetzt ein Ueberblick ihres reichhaltigen, vielseitigen und doch gediegenen Inhalts. Im ersten Theile, wird geredet von Erziehung und Bildung überhaupt, ihrem Begriff, Zweck und ihren Hauptrichtungen, physischer und psychischer Cultur; letztere als intellectuelle, ästhetische und moralische-religiöse (lieber religiös-moralische) Bildung. Auch die erste, zweckmäßig für Weiber veranstaltet, ist nicht zu fürchten. — Ästhetische Bildung darf nicht einseitig seyn. — Ohne religiöse Bildung kommt der Mensch nicht zur Humanität. Religion hilft dazu, daß der Kampf mit dem Bösen nicht mehr nöthig ist, daß Geschmack am Guten, freudig es, mit Lust und Liebe Thun des Willens Gottes, seine Stelle einnimmt. — Ueber falsche religiöse Bildung; Trennung der Religion von Sittlichkeit; Sucht, die Mittel zum Zweck zu machen. — Zu dieser intellectuellen, ästhetischen und religiösen Bildung haben alle Menschen ein Recht, weil sie Menschen sind. Die Berufsbildung muß der Menschenbildung untergeordnet seyn. Auch das Weib soll zuerst als Mensch gebildet werden. — Einwendungen dagegen (gut) beantwortet. Es wird dadurch eine bessere Gattin, Mutter und Hausfrau.

Viele werden das nicht; sie müssen also entweder gar keine Erdenbestimmung haben, oder sich einen Beruf wählen. Sie bestimmen sich also zur Erzieherin, Lehrerin, Kinderwärterin. (Allerdings eine zweckmäßige Bestimmung; doch ist es durchaus unrichtig, daß die Kinder besser bey der Kinderwärterin, als bey der Mutter seyen. Freylich besser bey weisen Kinderwärterinnen, als bey thörichten Müttern; aber warum lauter unweise Mütter und lauter weise Kinderwärterinnen vorausgesetzt? Bey einer unweisen Mutter wird das Kind unter der Wärterin Pflege am leichtesten ein kleiner Despot. Und soll die Wärterin den Keim der Liebe bey dem Kinde erwecken — gegen sich? In unsern Tagen sollte man diese vornehme und gemächliche Pädagogik den genußdurstigen, außerhäuslichen, ambulirenden jungen Müttern am wenigsten predigen.) Rec. übergeht die gewöhnlichen, aber gut gewählten Mittel zur Bildung, und hebt nur Einiges aus. — Der vorwaltende Hang der Kinder zur Sinnlichkeit und Selbstsucht muß anerkannt werden. (Aber auch die Fähigkeit zu lieben.) Mittel zur Bildung des sittlichen Sinnes ist Ernst und weiser Rigorismus des Erziehers. Kräftig redet hier die Verf. gegen das schlaffe, inconsequente Unwesen des Zeitgeistes und gegen den sich selbst verblendenden Unsinn, dem Kind alle Freyheit zu lassen, und gegen den Wahn, daß durch Festigkeit im Widerstehen und Leiten Schwächlinge gebildet würden. Als ob die streng erzogenen Römer Schwächlinge gewesen wären! — Auch durch Unterricht wird erzogen; er muß aber dynamisch formal (kräftig auf seinen Zweck hinstrebend) die Kraft des Zöglings in ihrem Mittelpunct zu fassen verstehen. — Das Grundübel des Verderbnisses ist der Verf. Unwahrheit als Untreue gegen sein Gewissen. Sie nimmt dieß Wort aber offenbar in einem zu weiten Sinn, nach dem es mit Sünde synonym wäre. Manche solche Untreue ist aber offenbar nicht Unwahrheit, oder (im weitesten Sinn genommen) absichtliche Disharmonie zwischen dem Inneren und Aeußeren. In diesem wahren Sinn ist Unwahrheit nie das Erste Ver-

gehen. Dieß ist vielmehr immer Folgen seiner Lust ohne Rücksicht auf sein Gewissen; das zweyte freylich unter gewissen Umständen meist Folgende ist Leugnen, Unwahrheit, Lüge. Unter die Quellen der Lügenhaftigkeit gehört auch allzugroße Strenge, oder vielmehr allzuvieles Verbieten. Das Kind kann als Kind nicht so seyn, wie der Erzieher will; es scheut aber Strafe. So handelt es hinter dem Erzieher her, und leugnet hernach. — Nothwendigkeit des pünctlichen Gehorsams und Darstellung der unseligen Folgen, wo er nicht statt findet. — Unbedingter Gehorsam gegen den weisen guten Willen der Eltern ist Gymnastik für die sittliche Kraft. — Nothwendigkeit, Vertrauen und Liebe zu wecken in dem Kinde. — Nothwendigkeit und Werth des Glaubens, und wie unser Zeitgeist ihm entgegen arbeitet (S. 149); Wesen und Werth der christlichen Religion. Frühe sollen Kinder zur Religiösität gebildet werden (ganz nach Pestalozzis Ansichten). Schonung der Individualität des Kindes (oder vielmehr Respect vor der Kindlichkeit des Kindes).

Der zweyte Theil handelt vom Unterricht, der nach ihrer Beschreibung bloß formal seyn müße. Doch hat sie unter den Gegenständen desselben manchen materiellen Stoff aufgenommen. Rec. würde auch nicht sagen, es sey eine kunst- und gesetzmäßige, sondern lieber eine naturgesetzmäßige Erregung der geistigen Selbstthätigkeit. Wie nach S. 70 die Terminologie der Grammatik ganz unabhängig von irgend einer Sprache, also als allgemeine Sprachlehre vorgetragen, und damit angefangen werden könne, sieht Rec. nicht ein. Die Natur führt nicht von dem Abstracten zu dem Concreten, sondern umgewendet; und die wahre Pädagogik auch. Sagt ja die Verf. selbst S. 76: „Die Grammatik beschäftigt sich damit, ein Mannigfaltiges unter allgemeine Gesichtspuncte zu bringen; folglich ist es unmethodisch, diese zu lehren, ehe jenes Mannigfaltige gegeben, und gehörig begründet ist.“ Und es sollte methodisch seyn, mit dem Abstractesten aller Grammatikabstractionen anzufangen. S. 119 behauptet sie, es sey nicht

darzuthun, daß der Mensch zur Sittlichkeit und Religion erzogen werden könne, weil beyde nur Resultate der Freyheit seyen; aber das ist es allerdings, wenn man es nur auf dem rechten Wege, und nicht auf dem hier ganz ungeeigneten, transcendental-speculativen will. Anlagen zu bilden liegen offenbar in dem Menschen, und jede Fähigkeit kann gebildet werden, soll es also auch. Nach S. 133 soll eine Vorbereitung für den Stand der Gattin und Mutter, außer der allgemeinen Bildung, nicht denkbar seyn; allein sie ist, wenigstens für die Mutter, nicht allein leicht denkbar, sondern nöthig. Sie muß den Körper des Menschen, des Kindes, die Hauptstufen seiner physischen Entwickelung mit ihren Symptomen kennen, mit einer gründlichen Diätetik in gesunden und kranken Tagen, mit den besten Hülfsmitteln in schnell gefährlichen Zufällen bekannt seyn, und eben so gut mit der Seele des Kindes, wie mit seinem Körper. Nicht überall, wie in einer großen Stadt kann man gleich einen Arzt haben; und Psychologie des Kindes gehört nicht zur allgemeinen Bildung. Der Anfang des Unterrichts im vierten Jahr (S. 142) scheint dem Rec. noch um ein paar Jahre zu frühe, wenn man an eigentlichen Unterricht denkt. Das ist aber auch alles, was der Rec. nach der reifsten Prüfung bey dieser Schrift zu erinnern findet. Dagegen ist er S. 134 und 139 des zweyten Theils noch auf sehr wichtige Bemerkungen gestoßen. Kurz, die Schrift darf und wird nicht fehlen in der kleinen Büchersammlung jedes weiblichen und männlichen Wesens, das Mädchen und auch Knaben erziehen will.

Der Pfarrer von Elsey. Das Interessanteste aus dem Nachlasse Joh. Fr. Möllers (Verf. der bekannten Bittschrift an König Fr. Wilhelm III. im Jahre 1806). Erstes Bändchen. Dortmund, bey den Gebr. Mallinkrodt. O.M. 1810. 258 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Möller, der Sohn eines achtzigjährigen Vaters, der über sechzig Jahre Pfarrer zu Elsey in Westphalen gewesen war, und dessen Amt der Sohn, der eine beyspiellose Liebe gegen seine Eltern und seine Schwester bezeigte, nur wenige Jahre nach des Vaters Tode allein versah — dieser Möller, der als Schriftsteller im westphälischen Anzeiger auftrat, und nachher durch seine patriotische Bittschrift an den König allgemeine Aufmerksamkeit erregte, führte ein stilles, verschlossenes Leben an seinem Geburtsorte, den er nie verlassen hat; aber sein umfassender Geist wucherte und wurzelte in dem Boden classischer Literatur; und Möller, obgleich ungekannt, und bey bey weitem nicht so berühmt, wie er es hätte seyn können, wurde einer der gediegensten Menschen seiner Zeit. Es verdienen die vorzüglichsten seiner zerstreuten Aufsätze gesammelt, und der Vergessenheit entrissen zu werden. Seine Sprache ist eben so kernhaft und originell, wie sein Gedanke. Sein Blick ist männlich, fest und sicher. Die stille Flamme des Genius leuchtet aus seinem Auge. Was er in Beziehung auf sein Nächstes schrieb, hat allgemeine Gültigkeit. Kein Deutscher wird seine Schriften ohne Bewegung des Gemüths aus seiner Hand legen. Vaterländische Geschichte ist ihm vor allem lieb. Doch ist es bey weitem nicht das Einzige, was man in seinem reichen Gemüthe findet, und von seinem vermögenden Geiste mit Liebe und Theilnahme ergriffen sieht.

Erfahrungen und Ansichten über Erziehung, Institute und Schulen von Jos. Schmid, ehmals Zögling, und nachmals Lehrer am Pestalozzischen Institute zu Iferten. In Commission bey Mohr und Zimmer in Heidelberg. 145 S. (48 kr.)

Man kann dieses Buch von zwey Seiten betrachten, von der objectiven und subjectiven. Von der ersteren hat die Kritik

wenig zu thun. Die Erfahrungen des Verf. sind die beschränktesten, seine Ansichten die einseitigsten, seine Urtheile die unreifsten, und in allen seinen Begriffen läuft so viel Wahres und Irriges durcheinander, daß kaum in irgend einem Satze etwas so bestimmt dasteht, wie es sich halten ließe. Auch ist das Wahre, das er sagt, und mehr noch im Sinne hat (wie man vermuthen kann), als er es wirklich sagt, dem Publicum schon lange gut und viel besser gesagt, und ist weit mehr beherzigt worden, als der Verf. glauben mag. Dieses alles läßt sich auf jedem Blatte nachweisen, z. B. nur Einiges. Der Verf. spricht gegen die Erziehung außer dem elterlichen Hause, als sey es nicht schon längst anerkannt, daß in den früheren Lebensjahren die Familie dem Kinde durch nichts völlig ersetzt werden könne. Er fällt aber sogar den fast lächerlich harten Urtheilsspruch (S. 16): „Niemand auf Gottes Erdboden kann Kinder erziehen, oder ist zum Erziehen geboren, als die Eltern.“ Doch denkt er an Erziehung der Waisenkinder; auch verlangt er Erzieher, die sich nur immer an Ort und Stelle begeben sollen. Oft scheint er zu glauben, als liege es nur an dem Willen der Eltern, wenn sie ihre Kinder nicht selbst erziehen. Einmal will er (S. 10), daß die Kinder den Eltern nicht genommen, sondern gegeben werden sollen, und daß der Vater durch kein Geschäft gehindert sey, selbst seine Kinder zu erziehen, da er dieses ja mit dem Ehebündniß dem Vaterlande gelobt habe, und dieses sonst hintergehen würde. Ein anderes mal sieht er die Erziehungsinstitute als nothwendig an, um die Erziehung wieder nach und nach an ihren wahren Ort, in den häuslichen Kreis, zurückzuführen (S. 32). Uebertreibungen, wie sie S. 17, 27 ff. u. a. a. O. m. vorkommen, nicht zu gedenken. Auch lernen wir da, daß an den Eltern die Verbesserung anfangen müsse, u. dgl. mehr, das dem Verf. alles so neu und so warm aus dem Herzen fließt, daß uns diese Naivetät bey seiner Unkunde der Dinge allerdings interessirt, wenn nur damit in der Sache etwas gethan wäre. Noch mehr verräth sich diese Unkunde in dem, was er über

Schulen und Lehrbücher sagt. Wenn er dem Manne Heil und Segen wünscht, der in unsern Zeitern zuerst Liebe in die Schulstube der Lieblosigkeit wieder einführen wollte, so bedauert man es zum voraus, daß der deutsche Leser an mehrere andere Männer denken wird, ehe er an den ehrwürdigen Pestalozzi denkt, den doch Hr. Schmid eigentlich meint. — Seine Gedanken über den Unterricht, z. B. der Sprache, sind bey dem großen Mangel von Sachkenntniß ziemlich absprechend, und wenn er z. B. das pestalozzische Buch der Mütter als eine mißrathene Arbeit geradezu erklärt, aus Gründen, die schon längst bey uns besser erkannt sind, und wenn er nun ein Buch der Eltern dafür wünscht, wodurch das Kind in die Natur eingeführt würde, so möchte man den guten jungen Mann nur vorerst einmal zu den Schriften unsers Salzmanns in die Schule schicken. Ueberhaupt müßte er in allem diesem noch vieles selber lernen, ehe er sich über alle diese Gegenstände einließe. Wir sehen gar wohl, was der Verf. will; es scheint auch dem Leser überall eine Ahnung des Rechten hindurch, und z. B. in den wenigen Zügen, die S. 20 ff. von der wahren Erziehungsfamilie angegeben wurden, scheint sie auch klar und schön hindurch. Allein das alles kann den Ausspruch der strengen Kritik nicht zurückhalten, daß diese Schrift ohne Verlust der Literatur hätte ungedruckt bleiben können.

Dagegen hat sie von der subjectiven Seite ein bedeutenderes Interesse, und zwar für die Geschichte der Pädagogik, insbesondere aber für die Urtheile über das pestalozzische Institut. Hr. Schmid, bis jetzt der vorzüglichste Zögling dieses Instituts, und als der Schöpfer der Formen- und Größenlehre, als ein junger Mann voll Selbstkraft und hochherzigen Strebens rühmlich bekannt, hat jenes Institut verlassen, mit der Ueberzeugung, daß ein solches Institut nicht das rechte sey, was man suchen müsse, und diese Ueberzeugung spricht er hier aus. Er spricht sie aus als ein Opfer, das er der Wahrheit bringt, und wobey er es darauf hin wagt, daß er seinem verehrten geistigen Vater Pestalozzi zuwider rede; er verliert dabey nicht das

Dankgefühl gegen denselben aus seinem Herzen, ja es spricht aus ihm ein Hochgefühl des Jüngers, der seinen Meister gerade durch seine eigene Selbstständigkeit am meisten ehrt, indem er ihm eine göttliche Reinheit und Hoheit des Zweckes zutraut. Wir lassen ihn selbst reden:

„Ich habe ausgesprochen, Erziehungsinstitute seyen die Schande der Menschheit. Es fragt sich: Ob das pestalozzische auch in diese Reihe gehöre? Und ich antworte kühn: Ja! Pestalozzi muß aber von seinem Institut getrennt werden, er kam zu einem Erziehungsinstitut, er weiß selber nicht wie. Die Welt trieb ihn zu dem, was sie wollte, nach ihren Ansichten bedurfte, und er war unschuldig, rein und willig genug in Alles zu gehen. Ich trete zuerst in sein Institut ein, und sage: Es ist kein Erziehungsinstitut der ersten Epoche, (d. i. nach des Verf. Eintheilung für Kinder), kein Lehr- oder Erziehungsinstitut der zweyten Epoche (d. i. für Knaben von zwölf Jahren und weiter), kein Seminarium, es ist alles in allem, und deßwegen in keinem etwas Vollendetes und Gewisses. Es hat Zöglinge für alle genannte Anstalten, aus zwey an Sprach und Charakter verschienenen Nationen. Die Lehrer des Instituts sind Deutsche, und das Institut ist in einem französischen Lande. Verwirrung über Verwirrung ist nothwendig, es kann nicht anders seyn. Und noch hat das Institut über alles genannte die Organisirung des Schulunterrichts zu seiner Aufgabe gemacht, und einiges geleistet, welches dasselbe in noch größere Verwirrung brachte; denn das Neue war im Entstehen, und noch sehr mangelhaft, als die Außenwelt mit aller Neugierde und Eitelkeit auf das Institut losstürmte. Wir gaben uns zu frühe mit dem Vorzeigen in der Welt ab; Pestalozzi machte gleich beym Entstehen des Instituts in Burgdorf diesen Fehler; es wurde ihm die jetzt genommene Richtung gegeben; all unser späteres Treiben und Thun sind nur Glieder in der angefangenen Kette. Doch es ist Pestalozzi und auch uns zu verzeihen, wir waren von dem, was wir leisteten, begeistert, ergriffen, und begeisterten auch

jeden, der in unsere Nähe kam, und sah, und konnten nicht zum voraus sehen, wohin uns dasselbe führen würde ꝛc."

Ein starkes Geständniß! Wie noch kein Gegner von Pestalozzi gesprochen hat, so spricht hier der erste Sohn seiner Anstalt, der sich auch noch am Ende des Buchs kindlich dankbar zum Herzen des Vaters hinwendet. Er setzt weiter die Fehler des Instituts auseinander, hauptsächlich als die beyden Grundfehler: 1) daß es dort darum galt, recht viele Zöglinge zu haben, daß man also auch ganz junge annahm, die dann nach einem viertel, oder halben Jahr in ihren auffallenden Fortschritten stehen blieben, und 2) daß man nun nach den Forderungen der Eltern sich richtete, und alles leisten wollte, was andere Anstalten auch leisteten. Er klagt weiter über die mancherley Hindernisse und Störungen, welche alles erschwerten, und vieles verdarben. Endlich klagt er sich selbst an, daß er, bey seinem großen Einfluß dort, es während seiner Unmündigkeit so gehen ließ ꝛc.

Aber in allem diesem müssen wir ihn erst zur ruhigeren Erwägung zurückweisen. Sein ganzer Vortrag von Anfang bis zu Ende beweiset einen exaltirten Gemüthszustand. Rec. ist im Stande, als Augenzeuge, sowohl aus der Periode der höchsten Blüthe des Instituts, als aus der Zeit seines Sinkens, nachdem Schmid und andere Lehrer, und das nicht ohne vorhergegangene Entzweyung, es verlassen hatten, mehreres zu berichtigen.

1) Die vorgefaßte Meynung des Verf., daß die Erziehungsinstitute die Schande der Menschheit seyn, steht schon an sich als Document da, wie unfähig er zu einem reinen Urtheile sey, welches auch jede vorhergehende Seite der Schrift beweiset. Es fehlt ihm noch viel zu viel Sachkenntniß und reifes Nachdenken, um nur vorerst einen Maßstab zu besitzen.

2) Es ist sehr recht, daß er Pestalozzi und das Institut unterscheidet, aber die Unterscheidung ist nicht vollständig. Da ist erstens der Stifter des Instituts, der hochbegeisterte Mann, der seine Güter und sein Leben zum Heile des verlassenen

Volks schon Jahrzehnde hindurch zu opfern gewohnt ist. Es ist zweytens seine Idee, die weit mehr umfaßt, als eine Erziehungsanstalt, oder Lehrmethode, die auf eine Gesetzgebung und Grundbildung des Volks im Großen hinaufgeht, und dem Trefflichen des Alterthums beygezählt werden kann; eben das, was mehrere unserer geistvollesten Männer, wie z. B. einen J. P. Richter, einen Krummacher, einen Fichte für die Sache begeistert hat. Es ist drittens das Institnt, welches zwar ursprünglich aus dieser Idee selbst und aus dem Eifer des Mannes entstanden ist, aber durch viele Zufälligkeiten das wurde, was es geworden. Dieses Dreyfache muß man wohl unterscheiden. Pestalozzi selbst und seine Idee haben sich nie ganz durchdrungen, welches in seiner Individualität sowohl, als in ungünstigen Verhältnissen, besonders in seiner Jugendbildung liegen mag; und das Institut war nie der reine Abdruck dessen, was er wollte. Er bedurfte hierzu gebildeter Männer, die ihn, was seine Anstalt betraf, durchaus mit sich selbst verständigt hätten, wie dieses in einzelnen Lehrzweigen, vornehmlich in den mathematischen geschehen ist; er bedurfte sehr gebildeter Lehrer, welche durchdringende Kenntniß dessen, was man bisher in allem diesem gethan hat, mit einem tiefen Gemüthe verbunden hätten, um seine hohe Idee ganz aufzufassen, und in diesen einzelnen Zweig so herabzuführen, daß Pestalozzi darin ein Einzelnes von dem, was er im Ganzen wollte, hätte erkennen müssen, und daß ihm bey diesem Anblick das Ganze seiner Idee so recht klar vor die Augen getreten wäre.

3) Das Institut zu Yverdon war allerdings nie eine vollkommene Erziehungsanstalt, oder auch Lehranstalt, noch ein gutes Seminarium. Aber es war Etwas, das Schmid übersehen hat, und wovon er in sich selbst einen Beweis aufstellt. Es war eine Schule in höherem Stile, wo man den Meister selbst studirte. Es mußte herzerhebend und geistbefruchteud für jeden Menschen von Gemüth seyn, an dieser alterthümlichen hohen Natur hinaufzuschauen, die wie aus einer Vorzeit in

die Jetztzeit herüber gekommen war, damit man sich an ihr zur Kraft der Einfalt wieder aufrichte. Das war das Hinreißende für die Fremden und das Begeisternde für seine Hausgenossen. Dabey seine anerkannte Liebe, die sich unendlich gegen alle ergoß, und die auch der kleinste Zögling nicht entbehrte. So entstand jener fromme Eifer, der im Anfang die Lehrer unter ihm für die Sache verband, jener heilige Ernst, womit sie die Wege suchten, um in das Gemüth des Knaben bildend einzuwirken, jenes uneigennützige Leben in dem Geschäfte, das ihnen ein herrliches Ziel vorhielt. — Das war die schöne Blüthenzeit des Instituts, worin besonders auch Schmid den Fremden die entschiedendste Achtung und Liebe einflößte. Und das war die Bildungsschule für den, der dort, wie man sich unbeholfen ausdrückte, die Methode studirte. Darum war es auch wohlgethan, wackere junge Männer dorthin zu schicken. Nicht um da zu lernen, was die Zöglinge dort lernen — eine falsche Ansicht, die noch immer herrscht, und alle Urtheile, auch der Untersuchungscommissionen irre leitet; an so mancher Stelle in Deutschland konnten sie bey weitem mehr lernen: — sondern um den Geist des Ganzen in sich aufzunehmen, und vor allem die Väterlichkeit Pestalozzis als Muster für jeden Bildner fremder Jugend zu erkennen. Aus demselben Grunde war das Institut für viele Knaben und Jünglinge, die in dasselbe gebracht wurden, von großem Nutzen, mochten sie auch nur etwa hauptsächlich bey Schmid das Mathematische und übrigens wenig lernen. Aber wahr ist es, daß es für viele Zöglinge auch nicht der rechte Ort war, daß man in der gedruckten Ankündigung versprach, was man unmöglich halten konnte, und daß die ganze Anstalt als Erziehungsanstalt der Idee Pestalozzis von Grund aus widersprach. Er wollte bekanntlich alles auf die Familienerziehung, und sogar hauptsächlich auf die Mutter zurückgeführt wissen: und dort in dem Schlosse zu Yverdon lebten vielleicht mehr wie anderthalb hundert Knaben zusammen, unter Ober- und Unterlehrern, fast ohne allen andern weiblichen Einfluß, als der übrigens ganz guten weiblichen Bedienung. Man wurde da unwillkührlich an eine spartanische Erziehung erinnert, und gerade die entgegesetzte war es doch, die Pestalozzi wollte, ob er gleich auch lykurgische Ideen in sich zu tragen scheint. Rec. machte ihm damals seine Bemerkungen darüber, besonders auch, daß er es für nothwendig halte, den Eltern gleich Anfangs offen zu erklären, was man in einer bestimmten Zeit zu leisten gedenke, und was nicht. Er fand auch Gehör, wie es schien, Pestalozzi äußerte nur, man müsse ihm doch zugeben, daß er diese Erziehung der Familienerziehung so nahe bringe, als es bey

einer so grossen Anstalt nur möglich sey. Das mußte man allerdings der Persönlichkeit dieses Mannes von solcher väterlichen Liebe zugestehen. Aber der Grundfehler blieb — die unbegränzte Aufnahme aller Zöglinge, und das halbspartanische Zusammenleben. Schmid hat also in sofern recht, daß die Anstalt, indem sie Alles war, nichts recht war; gerade dieser junge von Kopf und Herz so kräftige junge Lehrer mußte dieses wohl manchmal bis zum äußersten Unmuth empfinden. — Noch eine andere Bestimmung, welche jene Anstalt hatte, ist ihm entgangen; es ist die äußere, daß sie für die Welt gleichsam Probeanstalt war, um zu sehen, wie weit die pestalozzische Methode ausgebildet werden könne. Dieses ist geschehen, und S. bemerkt richtig, was Fremde vor ihm bemerkt haben, daß sie nur in der Zahlen- in der Formen- und Größenlehre und in der Gesangbildung ihre eigentliche Anwendung habe. Daher erlosch auch der fromme Enthusiasmus der ersten Zeit, als man zu diesem Ziele gekommen war, die Lehrer waren nun durch kein gemeinsames Band mehr gebunden, mehrere derselben waren selbst geworden, was sie dort werden konnten, ein kräftiger Jüngling wie Schmidt sehnte sich heraus in dem Gefühle weitere Bildung suchen zu müssen; alles Bisherige lösete sich auf, es wirkte mehr und mehr fremder Geist hinein, auch wohl Leidenschaften mitunter, und so sah Rec. mit Bedauern im letzteren Herbste, daß die Anstalt vieles verloren hatte, und nicht ganz das geworden war, was jenes redliche Streben vor einigen Jahren in derselben verhieß. Aber es wird vielleicht aus der jetzigen Krisis etwas Neues dort hervorgehen, und man wird es alsdann dem ausgetretenen Lehrer Dank wissen, daß er durch sein Wort, so unglimpflich es auch ist, mit dazu gewirkt. Es kann nun ein besseres Institut zur Bildung der ihm anvertrauten Jugend werden, aber das Institut für die pestalozzische Methode ist als beendigt anzusehen. Was in dieser noch etwa gethan werden kann, gedeiht auf dem Boden deutscher Bildung am besten, so wie auch da hin und wieder die Methode mit besonnener Beschränkung, oder Erweiterung ist glücklich eingeführt worden. Wir treten daher dem, was der Verf. in Absicht dieser Einführung tadelt, mit ganzer Seele bey, müssen aber auch da bemerken, daß es bey uns schon längst viel bestimmter ist gesagt worden. Gut ist es, daß das nun einmal aus dem Institute selbst gesagt wird, da die Deutschen nur einmal leider lieber auf Fremde hören.

4) Den Radicalfehler des pestalozzischen Instituts übergeht Schmid gänzlich. Es ist die Meinung, daß der Mensch bloß aus sich selbst das Beste werden könne; eine Meinung, welche sich gegenseitig mit dem Dünkel gesteigert hat, daß man

kein fremdes Wissen dort brauche, und alles so ziemlich in sich selbst habe, wenn nur die ungelegenen Forderungen der Eltern nicht wären. Pestalozzi ist der Vielwisserey und Oberflächlichkeit des Zeitalters von Herzen gram, und darin müssen ihm alle fromme Herzen zufallen. Er hat aber auch eine Abneigung gegen die deutsche Bildung, und das lastet als eine Schuld von üblen Folgen auf seinem Institut. Wohl mancher Reisender hat dort dieses und jenes getadelt, man hörte ihn auch mit Liberalität an, aber erst später schien man zu der Ueberlegung zu kommen, daß man mitunter doch auch etwas, das die Sache selbst betraf, von andern lernen könne. Mit diesem Radicalfehler hieng die beständige Aeußerung P. zusammen, daß er ganz rohe Menschen zu Seminaristen verlange, nur ja keine gebildeten; und das wirklich unbillige Ansinnen, daß auch der Gebildete dort Jahre lang studiren müsse, um die Methode, wie der unreifste Zögling, zu erlernen. Sachkundige Männer mußten ganz anders darüber urtheilen.

5) Das Resultat endlich ist sehr wichtig für die Pädagogik, ob es gleich nur negativ lautet. Eine bloß formale Bildung ist nicht hinreichend; es muß sich von Anfang materiale, historische, grammatische etc. mit derselben vereinigen, wenn sie den Menschen zu seinem Ideale bringen soll. Hätten sich mehr Schätze des alten Geistes in den Lehrern des dortigen Instituts zusammen gefunden, und wären diese nach dem Geiste aller wahren Methode den Knaben zugeflossen, nur dann erst konnte Ps. herrliche Idee sich in den Zöglingen verherrlichen, und dann hätte sich in dem Ganzen selbst eine Harmonie, wir möchten sagen, ein musikalisches Leben erzeugen können, statt daß in der störenden Entzweyung nunmehr ein so unfreundliches Bild vor uns steht. Den stärksten Beweis davon legt der Verf. selbst gerade durch diese Schrift dar! Ja, Rec. muß es hier laut bekennen: er verließ zum zweytenmale dieses Institut mit ganz andern Empfindungen, wie das erstemal, nämlich mit traurigen, da vorher jener Verein der Lehrer einem aufblühenden Jünglinge glich, und jetzt der ehrwürdige Greis als Märtyrer einer hohen Idee dasteht, so daß man ihn nicht ohne innige Rührung und Demuth ansehen kann. Rec. fühlte sich in mehr als einer Hinsicht verpflichtet, die hier niedergelegten Urtheile auszusprechen. Und Hr. Schmid wird ihn auch wegen Zurechtweisungen keiner Parteylichkeit beschuldigen können, da Rec. in seiner Erziehungslehre und anderswo dasselbe im Wesentlichen angibt, was S. nur bis zur Uebertreibung rügt.

Daß Hr. S. sich im Institut mündlich mit Lebhaftigkeit erklärte, zeigt ihn als einen zur Einsicht aufstrebenden Denker,

dem das Herz richtig schlägt. Daß er es aber so, wie es da ist, vor dem Publicum verkündet, wollen wir zwar auch als einen Beweis seines hochherzigen Sinnes ansehen, aber das Rechte wäre gewesen, erst ruhiger und im Besitze von mehreren Einsichten die Sache zu erwägen, allenfalls auch vorläufig dem Publicum seine Erfahrungen und Ansichten nur mit Bescheidenheit vorzulegen. So aber, da er immer so spricht, als sey er der Unmündigkeit entwachsen, befindet er sich noch in einem ungedeihlichen Wahne, und man muß ihn, kurz gesagt, erst in die Schule schicken. Er erscheint in einem wahrhaft tragischen Charakter, indem er mit Schmerz und Muth für die Wahrheit kämpft, und doch nicht unbefangen und geweiht genug ist, um edel zu siegen. Und glaubte er etwa zu einer Stimme in der Wüste geboren zu seyn, so hätte er bedenken sollen, daß die echten Gottesmänner immer erst eine große Schule der Lebensweisheit machten, ehe sie auftraten. Keine Genialität kann dieser entheben. Und gerade wer so treffliche Anlagen von Kopf und Herz hat, um deren willen ihn Rec. mit vielen, die ihn gelernt haben, hochschätzt, muß mit einer ganz andern Selbstverläugnung, als seine Schrift angibt, an seiner Bildung arbeiten.

Schwarz.

Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen. Ein hauptsächlich auf eigene Erfahrungen gegründeter Versuch. Nebst einem Anhange über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung und Bildung der Kinder. Von Ernst Karl v. Reiche, zu Nienburg im Hannöverischen. Hannover im Verlag der Helwingischen Hofbuchhandlung 1810. XXII. u. 565 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Ein Vater von vielen Kindern, an welchen er seine trefflichen Erziehungsgrundsätze bewährt findet, theilt hier den Reichthum seiner Erfahrungen und Einsichten mit. Er geht meist in das Einzelne und Kleine, das bey seinem Zwecke gerade nicht kleinlich wird, und gewährt dadurch für Eltern und Erzieher reiche Belehrung, und wir möchten fast sagen Erbauung. Solche Väter soll man hören. Und solche pädagogische Schriften, wenn sie auch im Aeußeren die Wissenschaft nicht gerade weiter bringen, fördern doch im Innern die gute Erziehung, und auf dem guten Wege der Erfahrung doch auch am Ende die Wissenschaft. Das Buch ist ein Gewinn der pädagogischen Literatur. Ein Auszug wäre unzweckmäßig, da der Titel eher zu wenig, als zu viel sagt.

Schwarz.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
JUN 2 1990

Digitized by Google

Digitized by Google